AUTHOR: LEHMANN, CARL

TITLE: DAS HUNGERNDE RUSSLAND

PLACE: STUTTGART

DATE: 1900

Master Negative #

91-80139-5

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Lehmann, Karl.

Das hungernde Russland; reiseeindrücke, beobachtungen und untersuchungen von dr. C. Lehmann und Parvus [*pseud.*] ... Stuttgart, J. H. W. Dietz nachf. (g. m. b. h.) 1900.

v, [1] p., 1 l., 536 p. illus., double map. 23½cm.

1. Russia—Famines. 2. Russia—Descr. & trav. I. Helphand, Alexander, 1867–1924. II. Title.

Library of Congress DK26.L52 2–817 Revised

[r38b2] R12/7/435

Restrictions on Use:

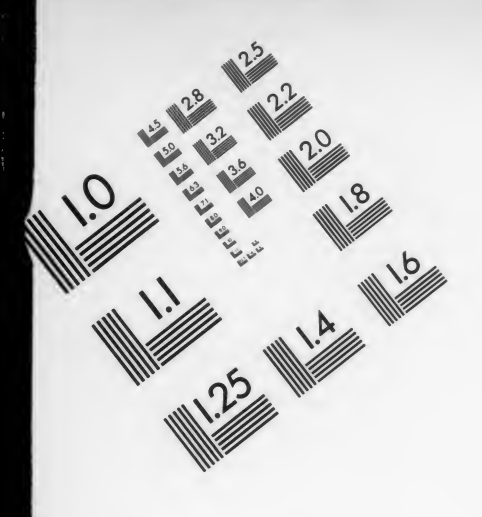
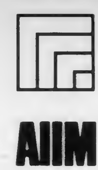
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 7-26-91 INITIALS M.B.

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

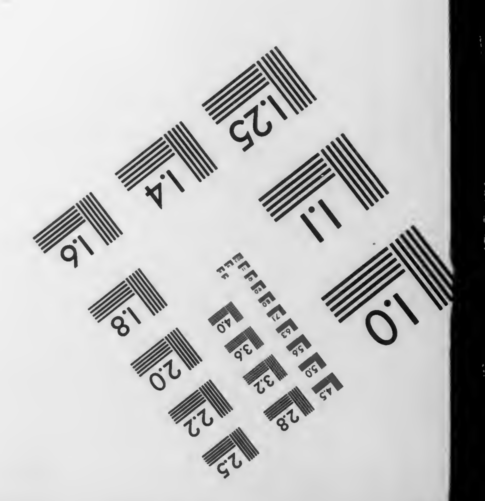
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1 8.0



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Dr. C. Lehmann und Parvus

Das hungernde Rußland

Das hungernde Rußland



Reiseeindrücke,
Beobachtungen und Untersuchungen

von

Dr. C. Lehmann und Parvus



Mit vielen Illustrationen und einer Karte des Hungergebietes



Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)
1900

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.) in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Verzeichniß der Illustrationen.

Vorwort.

Die Pariser Weltausstellung, wie schon früher jene in Chicago, gab der russischen Regierung abermals Veranlassung zu einer großartigen Reklame. Durch ein prunkhaftes Arrangement zaubert sie den Beschauern ein Bild des Reichthums und des Ueberflusses vor. Ist das nicht die alte Kunst der „Potemkinschen Dörfer"?

Seitdem man Rußland kennt, weiß man, daß es ein an Naturschätzen reiches Land ist. Was aber an Rußland stets verwunderte, war, wie wenig es diese Schätze auszunützen versteht, wie arm es in seinem Reichthum ist. Soll es jetzt bereits anders geworden sein? Dieses Buch zeigt die Gegenseite der Medaille: das offizielle, zarische Rußland giebt sich als Rußland der Opulenz — unser Buch schildert das hungernde Rußland.

Die russische Sphinx.

Rußland ist das Land der Ueberraschungen. Bald erscheint es als ein in Auflösung befindliches Reich, am Rande des Bankerotts, bald als eine gefahrdrohende Macht, welche die ganze Welt sich zu unterwerfen anschickt. Es ist arm und reich zugleich, schwach und stark, es ist der gefürchtetste Hort der Reaktion, das rückständigste Kulturland, und es hat eine moderne Literatur geschaffen, die ihren Siegeszug um die Welt gehalten hat. Bilder barbarischer Grausamkeit und Bilder des geläutertsten Humanismus, der schönsten Selbstaufopferung!

Wie lange ist es her, daß die gesammte zivilisirte Welt mit Schauer und Bewunderung den todesmuthigen und grausamen Kampf der „Narodnaja Wolja" verfolgte? Rußland schien am Vorabend einer Revolution. Als Alexander II. fiel, glaubte man nicht nur, man war überzeugt, daß mit ihm das System des Absolutismus gestürzt wurde und der Tag der Erlösung gekommen sei. Seltsam muthet es den Politiker an, wenn er die Chroniken jener Zeit, die wir alle miterlebt haben, jetzt nachblättert.

Im Oktober 1881 notirte der deutsche Geschichtschroniker Schultheß über Rußland: „Gerade in den mit dem außerordentlichen Schutz belegten Gegenden, wo es fast lebensgefährlich ist, zu Dreien zusammen zu kommen, macht sich eine gewisse fieberhafte Unruhe geltend, und viele glauben steif und fest, daß eine ungeheure, einheitlich geleitete revolutionäre Organisation sich über das ganze Reich erstreckt. . . . Sogar der so energische Polizeichef (von Petersburg) Kosloff äußerte schon wiederholt, er sei todtmüde des aussichtslosen Kampfes gegen den ungreifbaren Nihilismus. . . . Der Zar rast darüber, daß die Polizei gar nichts erwischt."

Ende November: „Die Zustände sind vielfach unerträglich und offenbar unhaltbar. Aber Niemand weiß, auch der Zar nicht, wie zu helfen und was zu thun ist. Darüber stimmen alle Berichte überein."

Mitte Dezember: „Verhaftungen in Moskau. Die Krönungsfeierlichkeiten werden auf unbestimmte Zeit verschoben. In Petersburg

meint man, daß der Kaiser in Moskau nicht sicherer sein würde als dort. . . ."

„Die Lage ist eine überaus traurige. Der ‚Weser-Zeitung' wird darüber geschrieben: Wer die Wahrheit sagen will, muß gestehen, daß unsere Zustände von Tag zu Tag hoffnungsloser werden. Die Regierung und die Freunde des Zaren wollen nun erst recht die Revolution durch Gewalt niederwerfen, während sie täglich mehr in aller Munde ist, ausschließlich die Verhältnisse beherrscht, ungreifbar ist und immer neue, durch die allgemeine Nothlage verzweifelte Sendboten ausschickt und schon Hunderte von Federn beschäftigt."

Wie anders ist es geworden! Europa mußte ja zu seinem größten Erstaunen erfahren, daß diese ganze gefürchtete Partei der „Narodnaja Wolja" aus etlichen Hundert jungen Männern und Frauen bestand! Diese waren es, die den gewaltigsten Staat in seinen Grundlagen erschütterten und Jahre lang die Aufmerksamkeit der europäischen Oeffentlichkeit wie der europäischen Regierungen auf sich lenkten — wahrlich eine That, wie sie einzig dasteht in der Weltgeschichte!

Dann begann der große Martyrolog der russischen „Intelligenz". Was man vom Freiheitskampf in Rußland vernahm, war nur noch: Galgen, Verbannungen nach Sibirien, Gefängnißrevolten, Brutalitäten der politischen Gendarmerie und Todesqualen der Verfolgten. Und von der russischen Politik hörte man nichts als die stückweise Beseitigung der liberalen Reformen der sechziger Jahre, Knebelung der Oeffentlichkeit, schrankenlose Autokratie. Der Absolutismus schien gefestigter denn je. Man begann in Europa Vertrauen zu fassen zu der Stabilität der russischen Verhältnisse.

Dann kamen die Jahre 1891 und 1892. Rußland überraschte die Welt durch ein neues Schauspiel. Das Land der reichen Erde, die Kornkammer Europas, die die Märkte mit billigem Brot überschwemmte, litt Hunger. Millionen Bauern waren nahe am Verhungern, die Regierung sah sich gezwungen, ein Getreideausfuhrverbot zu erlassen, und noch mehr: rathlos gegenüber der Hungersnoth, wandte sie sich hilfesuchend an dieselbe Intelligenz, die ihr verhaßt war und deren besten Vertreter sie regelmäßig nach Sibirien verbannte! Das Bauernthum schien ruinirt und damit die wirthschaftliche Grundlage des russischen Staates gebrochen.

Da zeigte sich ein neues Bild, das noch weniger erwartet war, als die Hungersnoth. Rußland erscheint als industrielles Land. Es unternimmt kolossale Eisenbahnbauten, es präsentirt der Chicagoer Weltausstellung Tabellen eines raschen Wachsthums seiner Textil- und

seiner Eisenindustrie, es kauft auf allen Märkten Gold auf und geht schließlich zur Goldwährung über. Die Minister des Zaren halten Reden, in denen sie ein neues Industriereich ankündigen, sie nehmen an Handelskongressen theil, organisiren Industriekartelle — vergessen sind die alten Traditionen des adeligen Rußlands, das den Handel als erniedrigende Beschäftigung betrachtete, das Zarenthum reicht die Hand der lange verachteten Bourgeoisie. Eine große Gründerthätigkeit entwickelt sich, in Massen strömt ausländisches Kapital nach Rußland.

Zu gleicher Zeit erfährt man von großen Arbeiterstreiks in Rußland. Man traut erst den Nachrichten nicht, doch bald sind sie außerhalb jeden Zweifels: viele Tausende russischer Fabrikarbeiter erwachen zum Klassenbewußtsein. Auf dem Londoner sozialistischen Arbeiterkongreß 1896 erschienen Vertreter russischer sozialistischer Arbeiterorganisationen. Und bald werden Reskripte der russischen Regierung bekannt, welche die Existenz einer russischen Sozialdemokratie zur offiziellen Kenntniß bringen.

Eine womöglich noch größere Wandlung vollzieht sich in der diplomatischen Machtstellung Rußlands. Wie lange ist es her, daß das kleine Bulgarien unter dem Hohngelächter Europas den Drohungen des Zarenreichs trotzen durfte?! Noch nie war der diplomatische Einfluß Rußlands so gering, als damals, da Stambuloff über ihn zur Tagesordnung schritt. Und jetzt? Nicht nur Bulgarien liegt zu den Füßen Rußlands, sondern Rußland ist der faktische Gebieter im Orient. Erst wehrte die zarische Diplomatie Griechenland die Einmischung in die kretischen Angelegenheiten, und als dieses nicht gehorchte, wurde es zertrümmert. Und gleichsam um zu zeigen, wie groß die Macht des Zaren, verschenkte dann Rußland dasselbe Kreta an Griechenland. Nichts gegen Rußland — mit Rußland alles! Rußland hat die Mandschurei annektirt, es sichert sich die Annexion von Korea, es bedroht Ostindien und bietet der englischen Weltmacht in allen Dingen ein Paroli.

Aber inmitten dieser Triumphe vernimmt man wieder das Todesröcheln von Millionen verhungernder Bauern — die Hungersnoth von 1898.

Wie sieht es nun in Rußland aus? Was geht in Rußland vor? Wie ist das Räthsel seiner Schwankungen zwischen Macht und Ohnmacht zu lösen? Was wird es uns nächstens Neues bringen? Ist es wirklich zu einem industriellen Lande geworden, oder ist es noch immer das Land des Bauernthums und der adeligen Gutsbesitzer? Welches sind jetzt die politischen Zustände des Landes? Ist der Absolutismus

gesichert? Wie sind die Finanzen Rußlands? Wie ist die Zukunft der russischen Getreideausfuhr? Diese Fragen interessiren nicht blos die Börse und die Kaufmannschaft, den Fabrikanten und den Landwirth, sie gehen die Völker Europas sehr nahe an. Der russische Absolutismus ist eine längst anerkannte Gefahr der europäischen Demokratie. Von der Politik des Zaren hängt es ab, ob die europäischen Völker in blutige Kriege verwickelt werden. Von der wirthschaftlichen Entwicklung Rußlands hängt die Zukunft der europäischen Industrie ab.

Unsere Schrift soll ein Beitrag sein zur Klarlegung der russischen Zustände. Ihre besondere Aufgabe ist, die Wahrheit über die regelmäßig wiederkehrende Hungersnoth, ihre Ursachen und Wirkungen aufzudecken. Zu diesem Zwecke haben wir im Mai 1899 eine Reise in das russische Hungergebiet unternommen. Unser Weg ging über Petersburg nach Moskau, von dort weiter mit der Eisenbahn nach Nischni-Nowgorod, dann die Wolga hinunter nach Kasan, von Kasan erst die Wolga hinunter, dann die Kama hinauf nach dem kleinen Landungsplatz Mursicha im Regierungsbezirk Spassk. Den Regierungsbezirk Spassk haben wir während mehrerer Tage zu Pferde bereist, dann fuhren wir, ebenfalls per Wagen, nach dem angrenzenden Regierungsbezirk Tschistopol hinüber, von dort die Kama hinauf nach Pjani-Bor (Gouvernement Wjatka), dann per Kahn — in Folge der großen Ueberschwemmung — zwanzig Werst nach Menselinsk (Gouvernement Ufa); von Menselinsk zu Pferde in den Regierungsbezirk Bugulma, von dort in den benachbarten Regierungsbezirk Buguruslan (Gouvernement Ssamara), den wir ebenfalls durchquert haben, bis an die Strecke Orenburg-Ssamara der sibirischen Eisenbahn. Mit der Eisenbahn nach der Stadt Ssamara, die Wolga hinauf bis Ssimbirsk (Gouvernement Ssimbirsk), mit einer Zweigbahn an die Eisenbahnlinie Moskau-Rjasan-Kasan; zurück nach Moskau und über Wilna, Warschau nach Deutschland zurück. Die zurückgelegte Strecke beträgt über 8000 Kilometer. Sie hat die Gestalt einer Schlinge, deren Knotenpunkt Moskau bildet, von wo aus sie das offizielle Hungergebiet umzingelt, sich im Osten an die Ausläufer des Urals stützt und dann wieder von Moskau aus in zwei langen Strängen sich durch das nördliche Rußland, mit einer nördlichen Knickung nach Petersburg, und durch das zentrale Rußland hinzieht. Wir sind verschiedene Dörfer von Haus zu Haus durchgegangen, wobei die Bauern ausgefragt und ärztlich untersucht wurden. Außerdem haben wir eine große Anzahl ortskundiger Persönlichkeiten in den Städten und auf dem Lande ausgefragt: Journalisten, Aerzte, Vorsitzende der Semstwos,

höhere Beamte in Gouvernements- und Kreisstädten, Mitglieder der Semstwos, Privatgelehrte, russische Priester, tatarische Mullahs, Dorfälteste, ländliche Polizeikommissare (Stanowoi Pristaw), Thierärzte, Gutsbesitzer, Gutsverwalter, Fuhrleute (Jamtschiks), Fährleute, Posthalter, Krämer, Kaufleute, Beamte der staatlichen Branntweinschenken, Untersuchungsrichter, Förster, Vertreter des „Rothen Kreuz“, Vorsteher von Gratisspeiseanstalten für Hungernde, Heilgehilfen, barmherzige Schwestern, Bettler, Wanderarbeiter, Besucher der städtischen Herbergen, Gastwirthe 2c. Wir verfolgten überall, wo wir sie auftreiben konnten, die Provinzpresse und verschafften uns amtliche Statistiken wirthschaftlicher, medizinischer und fiskalischer Art. Wo es anging, wurde das Gesehene auf der photographischen Platte festgehalten. Auch gelang es uns, einige gute Aufnahmen von Wolgaansichten und Volkstypen aufzutreiben.

Ist nun dieses Buch vor Allem eine Schilderung dessen, was wir gesehen haben, so war die Reise selbst eine Orientirungsreise. Der Schreiber dieser Zeilen ist geborener Russe und verfolgt seit Jahren die wirthschaftliche und politische Entwicklung dieses Landes. Seit langer Zeit fern von seinem Heimathland wollte er sich durch Augenschein von der Lage der Dinge überzeugen. Nur auf Grund seiner Kenntniß der wirthschaftlichen und politischen Literatur Rußlands, wagt er es, die Eindrücke seiner Reise zu einem Gesammtbild zu verarbeiten und über die Räthsel der großen russischen Sphinx ein bischen den Schleier zu lüften.

Der medizinische Theil dieses Buches ist von Dr. med. Carl Lehmann. Die Analysen der von uns mitgebrachten Brot- und Mehlproben wurden von Herrn Professor Dr. J. König in Münster in liebenswürdigster Weise ausgeführt.

Die allgemeine Darstellung ist von Parvus unter Benutzung des von Dr. C. Lehmann geführten Tagebuchs und seiner eigenen Notizen. Die Schilderung von Moskau, Petersburg und den anderen Städten, der Wolga- und der Kamareise ist von Dr. Carl Lehmann.

An der Pforte des Zarenreichs.

Russische Stimmungen. — Die Paßrevision. — Eine Reminiszenz. — Einige beredte Zahlen.

Als wir uns der russischen Grenze näherten, hatten wir das Gefühl wie Jemand, der im Traume einen Abgrund herunterkollert: wo wird das enden und was erwartet uns am Ende? Ein Gefühl der Ungewißheit, Unsicherheit und Neugier zugleich. Wir wußten, daß die russische Regierung einen harten Kampf kämpft, um die Tragweite der Hungersnoth zu verschleiern; wir wußten, daß die russischen Zeitungen den ganzen Winter hindurch es kaum wagen durften, andeutungsweise von der Hungersnoth zu sprechen — wie werden sich unter diesen Umständen die russischen Behörden unserem Unterfangen gegenüber benehmen, die Wahrheit über die Hungersnoth zu ermitteln?

Auch in Mitteleuropa weiß man es auf den kleinen Nestern sofort, wenn ein Fremder da ist. Und beginnt dieser Fremde gar, die Leute über ihre Verhältnisse, ihre Lebensweise auszufragen, so lenkt er unfehlbar die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aber hier in Europa ist die Bevölkerung dichter, Dörfer und Städte stehen näher aneinander, der gewaltige Verkehr auf den Eisenbahnen und Landstraßen bringt die Menschen verschiedener Orte öfter zusammen, und die Zeiten, wo der Dorfbewohner den Städter als ein seltsames Thier angesehen hat, sind vorbei. Anders in jenen öden Gegenden Ostrußlands, die wir aufsuchen wollten. Als Fremde, die zumal aus dem Ausland kommen — und dieser letztere Umstand war nicht zu verkennen, da der Eine von uns sich russisch kaum verständigen konnte — mußten wir offenbar auf den russischen Dörfern erst recht auffallen, und unsere Ausfragen in den Bauernhäusern mußten befremden. Der Erste aber, der sich um uns zu kümmern hatte, war der Polizist. Und wir wußten sehr gut, daß die Polizei die eigentliche regierende Macht in Rußland ist und ihr gegenüber der gemeine Bürger keine Garantien und keinen Schutz besitzt.

In Rußland giebt es keine Freizügigkeit und keine Preßfreiheit. Wer seinen Wohnsitz auch nur auf kurze Dauer verlassen will,

muß sich einen Reisepaß ausstellen lassen, der auch verweigert werden kann. An jedem Orte, wo er sich aufhält, muß er diesen Reisepaß der Polizei vorlegen. Und wenn er auch nur im Hotel auf wenige Tage absteigt — er muß den Reisepaß vorzeigen. Besitzt er keinen, so kann er verhaftet und per Schub nach seinem Heimathsort zurückbefördert werden. Giebt er aber seinen Heimathsort nicht an, so wird er als Vagabund nach Sibirien verschickt.

Die ausländischen Zeitungen, die nach Rußland gelangen, soweit sie überhaupt zum Vertrieb zugelassen werden, zeigen sehr oft in ihren Spalten große schwarze Vierecke, in denen nichts zu entziffern ist: das sind die Spuren des Zensorstempels, der die auszumerzende Textstelle mit einer fetten Farbeschicht überdruckt. Ist nun die russische Regierung so ängstlich bemüht, jedes freie Wort von außerhalb an der Pforte des Reiches zurückzuhalten, obwohl ja Zeitungen in fremden Sprachen nur von sehr Wenigen gelesen werden können, dann hält sie die inländische Presse erst recht unter ihrer Kontrolle. Alle Provinzzeitungen stehen unter Präventivzensur.* Die Zeitungen der zwei Hauptstädte Moskau

* Zur Charakteristik der Handhabung der russischen Preßzensur sei folgendes Kuriosum mitgetheilt, das uns von authentischer Seite berichtet wurde. Die Zeitung Wolschski Wiestnik (Wolgabote) in Kasan wollte im Feuilleton ein Märchen bringen, welches eine Stelle enthielt, in der erzählt wurde, daß ein Kaiser mit seinem Gefolge sich in einem Walde verirrte und einem Bären begegnete. Der Zensor ließ den Redakteur kommen und es entspann sich zwischen beiden etwa folgendes Gespräch.

Der Zensor (den Korrekturbogen hinhaltend): Das da kann ich unmöglich durchgehen lassen!

Der Redakteur (nachdem er einen raschen Blick in den vorgehaltenen Abzug geworfen hat, höchst erstaunt): Das ist ja unser Märchenfeuilleton. Was ist denn darin? Ich wüßte nicht . . .

Der Zensor (mit verschmitztem Lächeln, sehr höflich): Bitte, bitte, sehen Sie es sich etwas genauer an. Es heißt da, der Kaiser (mit Nachdruck) und sein Gefolge wären einem Bären begegnet . . .

Der Redakteur (stummes Fragespiel).

Der Zensor (fortfahrend — langsam, mit Betonung): . . . und der — Kaiser — könnte — vom Bären — gefressen — werden!

Der Redakteur (sehr betroffen): Ja — allerdings. . . . Aber es handelt sich doch nicht um einen wirklichen Kaiser. Es ist ein Märchen, wie es gar nicht zu verkennen ist. Es ist nichts als ein Märchen für Kinder. . . .

Der Zensor (ironisch): Jawohl, ein Märchen . . . Volksmärchen, Kindermärchen, das kennen wir schon Alles. (Resolut.) Ich besitze keine besonderen Instruktionen bezüglich Märchen. Das bleibt sich gleich. Wenn es ein Märchen ist, dann schreiben Sie doch einfach hin (mit triumphirendem Lächeln) — der Zauberer mit seinem Gefolge? . . .

Der Redakteur: Meinetwegen mag es ein Zauberer sein. Aber wie

und Petersburg erscheinen zwar frei, aber die Regierung hat in dem Verbot des Straßenverkaufs, dem zeitweiligen Einstellen des Erscheinens der Zeitung, in ihrem gänzlichen Verbot Mittel genug, sie ihrem Willen zu unterwerfen. Das schließt indeß nicht aus, daß außerdem der Verfasser, Redakteur, Verleger zc. als „politisch unzuverlässige Persönlichkeiten“ verfolgt beziehungsweise gemaßregelt werden. Wer Ansichten äußert, die der Regierung mißfallen, wer sich sonst irgendwie der Regierung mißliebig macht, wird — ohne gerichtliches Urtheil, ohne Haftbefehl der Staatsanwaltschaft — von der politischen Polizei verhaftet und in einem Gefängniß untergebracht. Eine gerichtliche Untersuchung wird pro forma geführt, oder auch überhaupt nicht. Statt dessen beschäftigen sich die Beamten der politischen Polizei — die Gendarmerieoffiziere — mit dem oder der Gefangenen. Es ist bereits von Anderen geschildert worden, wie es dabei zugeht. Ein peinliches Verhör wird geführt, weniger um die Schuld des Gefangenen festzustellen — er ist bereits verurtheilt in dem Augenblick, wo er verhaftet wurde — als um Mitschuldige, Rädelsführer zc. zu eruiren oder zu konstruiren, nicht zum Zwecke der gerichtlichen Untersuchung, sondern zu dem der polizeilichen Ausspionirung. Alle Bekannten, Verwandten des Verhafteten erscheinen schon deshalb verdächtig, weil sie mit ihm verkehrt haben. Er muß über sie alle Auskunft geben. Er muß sich der Aeußerungen erinnern, die er oder Andere vor Monaten, vor Jahren vielleicht gethan haben. Kurz, er muß auf alle Fragen, die ein Polizeihirn auszubrüten vermag, eine prompte und genaue Auskunft geben. Schweigt er, so ist er verstockt und folglich ein ganz gefährlicher Bursche. Spricht er, so wird aus den harmlosesten Dingen ein Galgenstrick für ihn und seine Bekannten gedreht. Ein politischer Prozeß, der nach gesetzlichen Gerichtsformen geführt wird, gehört zu seltenen Ausnahmen. Nach vielen Monaten körperlicher Haft und qualvoller Gewissenspein erfolgt ge-

---

sollen wir es jetzt machen? Wenn wir einen Zauberer in die Erzählung einführen, müßte die ganze Fabel geändert werden. Dazu reicht die Zeit nicht mehr aus. Wir haben am allerwenigsten erwartet, daß uns das Feuilleton beanstandet wird, es soll in die heutige Nummer hinein. Vielleicht geht's, wenn wir statt Kaiser sagen Prinz?

Der Zensor (nach kurzem Ueberlegen): Nun wohl, Sie wissen ja, ich bin gerne bereit, Ihnen entgegenzukommen. Die Interessen der Zeitung sollen gewahrt werden. Aber ich bitte, schreiben Sie wenigstens ein auswärtiger Prinz!

Also auswärtige Prinzen dürfen in Rußland von Bären gefressen werden. Der gute Zensor hat sich den Fall nicht überlegt, wenn der auswärtige Prinz Verwandtschaftsbeziehungen zum herrschenden Hause hätte. Das wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre.

wöhnlich die bekannte sibirische Verbannung „auf administrativem Wege“, d. h. nach dem Gutdünken der politischen Polizei. Der Spitzel, der in Rußland immer zugleich Lockspitzel ist, wirkt als Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und Richter in einer Person. Es ist kaum etwas mehr kennzeichnend für die politischen Zustände Rußlands als der Umstand, daß eine große Zahl, vielleicht die meisten seiner Schriftsteller und Gelehrten eine politische Verbannung durchgemacht haben und jedenfalls auf der Proskriptionsliste der politischen Polizei stehen.

Sollte uns unser Weg ebenfalls nach Sibirien führen? Unser an demokratische Formen gewöhntes Denken empörte sich dagegen. Und doch! Gewiß, wir haben nichts beabsichtigt, was nach den Begriffen der europäischen Kulturländer auch nur im Entferntesten als politisches Vergehen gedeutet werden könnte — aber wie würden sich unsere Absichten und unser Auftreten im Gehirn der russischen Tschinowniks abspiegeln? Man weiß aus den Schilderungen von Kennan, welche sonderbare und verzwickte „Warum“ sie zu stellen wissen. „Ihr reist in das Hungergebiet — warum? Was wollt Ihr da sehen? Zu welchem Zwecke? Der Bauer ist kein Gegenstand von solchem Belang, daß man deshalb allein eine Reise von mehreren tausend Werst unternehmen sollte. Da steckt was anderes dahinter. Wir trauen Euch nicht, Ihr habt andere Absichten — welche Absichten habt Ihr denn? Was thut Ihr auf den Dörfern? Was habt Ihr Euch mit den Bauern zu unterhalten? Ihr macht durch Eure Ausfragen die Bauern stutzig, ja Ihr wiegelt uns das Volk auf! In wessen Auftrag geschieht das? Mit wem steht Ihr in Verbindung? Kennt Ihr Diesen? — oder Jenen? — Waren Sie nicht einmal zusammen mit Herrn so und so? — Eure Pässe scheinen auch nicht ganz in Ordnung zu sein? Wer seid Ihr denn? Was sind Eure geheimen Pläne? Na wartet nur — wir werden es schon herauskriegen! Uns wird kein X für ein U gemacht.“

Nein, sich den Kopf zerbrechen darüber, was ein russisches Polizeihirn alles ausbrüten könnte — das giebt keine angenehme Reisestimmung. Wir haben beschlossen, ein anderes Verhalten einzuschlagen, das wir in die Maxime gefaßt haben: „Du ahnst es nicht.“

Du ahnst es nicht! das wurde von nun an unser Leitmotiv. Wenn wir die Mittheilungen der Beamten in unsere Notizbücher eintrugen, wenn wir ein Dorf von Haus zu Haus „abgeklopft“ hatten, dann hieß es: Du ahnst es nicht! Und wenn wir an einen neuen Ort kamen, unsere Pässe zur Polizei getragen wurden, die möglicherweise indessen die Weisung hatte, uns anzuhalten, dann hieß es wiederum: Du ahnst es nicht! Je weiter wir ins Land drangen, desto zuversicht-

licher wurde unsere Stimmung und desto lustiger klang es: Du ahnst es nicht!...

Die Thatsachen, die uns später an verschiedenen Orten zur Kenntniß gebracht wurden über das Verhalten der Preßpolizei und über das Gebahren der gemeinen Polizei Denjenigen gegenüber, die sich unterfangen, in das Hungergebiet zu „dringen", und sei es auch nur, um einige Brotlaibe an die Hungernden zu vertheilen, haben uns gezeigt, daß unsere Befürchtungen alles weniger als übertrieben waren. Wir werden später zu erzählen haben, wie selbst die Semstwos, also die offiziellen Vertretungen der einzelnen Landestheile, einen wahren Verzweiflungskampf mit der Regierung haben durchführen müssen, um die Thatsache zur Anerkennung zu bringen, daß die Bauern verhungern. Wir haben uns andererseits aber auch überzeugen müssen, daß selbst in Rußland die Oeffentlichkeit nicht vollständig unterdrückt werden kann, daß auch für die absolutistische Regierung ein Augenblick kommt, wo sie die Oeffentlichkeit nicht entbehren kann und der Presse die Zügel gelockert werden. Als wir nach Rußland kamen — Anfang Mai 1899 — war bereits dieser Punkt erreicht, und wir begegneten an vielen Orten im Hungergebiet russischen Zeitungsberichterstattern. Außer diesem Umstand kamen uns bei unseren Ausforschungen in Rußland die Konflikte der einzelnen Behörden untereinander sehr zu Gute. Jedes einzelne Verwaltungsressort ist in Rußland eine Art selbständiges Königreich mit dem Departementschef an der Spitze. Die Grenzen dieser Königreiche sind aber sehr unbestimmt, da die einzelnen Verwaltungszweige in- und durcheinander greifen. Deshalb fortwährende Grenzstreitigkeiten, d. h. Kompetenzfragen. Und die Zentralverwaltung in Petersburg sucht noch durch Spezialaufträge und Spezialbevollmächtigte, ad hoc ernannte Kommissionen und Beamte den Wirrwarr zu vermehren. Das Ergebniß ist, daß in jeder Angelegenheit sich irgend Jemand zurückgesetzt, umgangen oder in seinen Befugnissen durch Eindringlinge beeinträchtigt fühlt, eine allgemeine Unzufriedenheit herrscht, überall das Gefühl, daß der richtige Mann am richtigen Orte fehlt und jeder auf der Lauer ist nach den Mißgriffen der anderen. Da jeder einzelne Beamte kein Interesse hat, die Fehler seines Konkurrenten zu verhehlen, so erhält man durch gegenseitige Aussrage die werthvollsten Aufschlüsse.

Doch am meisten half uns der Entschluß, darauf loszugehen, rasch und resolut zu handeln. Wo wir hinkamen, gingen wir sofort auf die Sache ein, stellten unsere Fragen, forderten Antworten, Nachweise, Notizen, als wenn es selbstverständlich wäre, daß die Beamten Seiner Majestät des Zaren uns Rechenschaft schulden. In einem Lande, wo

man an die höchste Subordination gewöhnt ist und der gemeine Bürger in ewiger Sorge lebt, nicht in Konflikt mit der Obrigkeit zu kommen, war ein derartiges Auftreten neu, verblüffte und ließ bei den Behörden nicht erst Zweifel aufkommen darüber, ob sie die gewünschten Mittheilungen machen sollen, ob uns der Besuch der Dörfer zu gestatten sei.

So füllten sich unsere Notizbücher mit Eintragungen. Damals aber, als mit dem heranrückenden Abend der Schnellzug uns rasch der Grenze näher brachte, sahen wir mit Spannung der düsteren Ungewißheit entgegen, die sich vor uns aufthat. Was wird kommen? Du ahnst es nicht!...

Der Zug hält. Wir sind am Ausgang des Wagens — und wie eingewurzelt, wie aus der Erde gewachsen, vor uns unbeweglich eine harte, knochige Gestalt im grauen Militärmantel, der erste russische Gendarm, zugleich das erste, was wir von Rußland zu sehen bekommen. Ohne eine Miene zu verziehen, streckt er die Hand aus und sagt ein einziges Wort: „Paß"! Nachdem wir ihm unsere Reisepässe ausgehändigt, steigen wir aus und folgen dem allgemeinen Menschenstrom, der sich in eine große, spärlich erleuchtete Halle ergießt.

Zollrevision und Paßrevision geschehen im gleichen Raume. Wir nehmen unseren Platz an dem bekannten hufeisenförmigen Ladentisch, der durch den ganzen gewaltigen Saal geht, und harren der Dinge, die da kommen sollen. Inmitten des großen inneren Vierecks steht ein kleiner Tisch, auf dem eine Lampe brennt, um ihn herum, uns den Rücken zugekehrt, gruppiren sich eine Anzahl Uniformirter, die sehr geschäftig an dem Tische herumhantiren. Hier werden die Pässe auf ihre Echtheit geprüft und die Personalien mit dem bekannten schwarzen Buch verglichen, in dem die Namen aller Derjenigen eingetragen sind, die beim Passiren der Grenze verhaftet oder besonders sorgfältig durchsucht werden sollen, endlich solcher, denen, ohne sie an der Grenze zu belästigen, ein Geheimagent nachgeschickt werden soll, der sie auf ihrer Reise begleitet, sie nicht mehr aus dem Auge verliert, alle ihre Absteigequartiere, Gänge und Begegnungen notirt und ihren Haftbefehl in der Tasche mitführt. Das letztere ist ein oft geübter Kunstgriff der politischen Polizei, um die Verbindungen der aus dem Ausland zurückkehrenden, ihr politisch verdächtig erscheinenden Persönlichkeiten aufzudecken.

Es war vor einem Dutzend und einigen Jahren. Da stand der Schreiber dieser Zeilen, damals ein junger Studiosus der politischen Oekonomie, wie jetzt an einem russischen Zolltisch und wartete. Es kam ein Beamter und fragte eilig: „Herr X?" In der besorgten Eilfertigkeit der Fragestellung, in dem neugierigen, forschenden Blicke, den mir dieser Gendarmerieoffizier zuwarf, als ich mich meldete, lag etwas,

das mich mahnte, auf der Hut zu sein. Das erste war, daß sämmtlicher Inhalt meiner Reisetasche ausgeleert und Stück für Stück untersucht wurde. Dann wurde der Ledersack selbst genau besichtigt, der Beamte drehte und wendete das Ding, als wenn es ein Vexirgegenstand wäre. Nachdem auch dabei sich nicht mehr ergab, als daß es eben eine Reisetasche war, lud er mich mit freundlichen aber energischen Worten ein, ihm zu folgen; auf einen Wink gesellte sich auch noch ein Gendarm zu uns. In einem geräumigen Zimmer mit kahlen Wänden, in dem sich Niemand befand außer uns Drei, wurde dasselbe Spiel wie mit der Ledertasche wiederholt, nur daß diesmal ich persönlich den Vexirgegenstand abgab. Als nun auch in meinen Hosentaschen, in dem Unterfutter meines Rockes, in meiner Leibwäsche bis auf die Strümpfe nichts vorgefunden wurde, was die Interessen des Reiches gefährden konnte, gaben mich die Beiden, sichtbar enttäuscht, frei und entfernten sich. Während ich mich ankleidete, traf mein Blick zufällig das Fenster, das keinen Vorhang hatte, und ich sah deutlich, wie der Gendarmerieoffizier von außen jede meiner Bewegungen verfolgte. Später im Eisenbahnwagen setzte sich ein breitschultriger Herr mit ausgeprägt militärischen Manieren mir gegenüber. Ich wechselte den Wagen — es dauerte nicht lange, und derselbe Herr saß mir nebenan. Auf der nächsten Station besteige ich selbstverständlich einen anderen Wagen — siehe da, der freundliche Herr sitzt schon wieder mir gegenüber und betrachtet mich mit vorwurfsvollem Blicke, offenbar weil ich ihm zu viel Bewegung zumuthete. Nun wußte ich, woran ich war, folglich streckte ich mich auf die Bank hin und schlief einen ruhigen Schlaf, sicher, daß das Auge des Gesetzes über mich wacht und mich vor jeder Unbill schützt.

Das war, wie gesagt, vor vielen Jahren. Ich ging dann bald wieder ins Ausland und kehrte in meine Heimath nicht mehr zurück. Es dauerte nicht lange, und ich erfuhr, daß meine Freunde und Kameraden, mit denen ich zusammen von einem glücklicheren Rußland geträumt hatte, für diesen Traum jahrelange Untersuchungshaft und die obligate sibirische Verbannung haben erdulden müssen; die meisten wurden auf 5 Jahre verschickt und etliche — diese haben, was sie von der Zukunft Rußlands gedacht hatten, auch zu Papier gebracht — auf 8 Jahre! Indessen habe ich mich in die Verhältnisse des parlamentarischen Europas hineingelebt, und nun stand ich da, ein Fremder an der Schwelle meines Vaterlandes. . . .

Ich hatte vollauf Muße, mich diesen Stimmungen hinzugeben: Eine Viertelstunde verstrich, und noch wurde keiner der Reisenden abgefertigt. Die Bedeutung des altrömischen Sprichworts „festina lente“, Eile mit Weile, lernt man erst in Rußland kennen. Auf den Bahnhöfen rennt hier Alles über Hals und Kopf und kommt doch nicht zurecht. In Wirballen gab es viel mehr Packträger als Reisende, und doch dauerte es eine Ewigkeit, bis das Gepäck beisammen war. Die Nossilschziks (Gepäckträger) in weißen Schürzen stürzten wie rasend zum Gepäckwagen, dabei rannten sie sich gegenseitig an, drängten sich, daß sie nicht durchkommen konnten, und verzögerten, statt zu beschleunigen. Man sah sie die Gepäckstücke in den Händen, auf dem Rücken, in kleinen Schubkarren heranschleppen, offenbar wie es sich gerade traf, ohne viel zu überlegen, aber immer im Trab, schweißtriefend; dabei riefen sie sich gegenseitig und dem Publikum zu: „Aus dem Wege — Platz machen — hierher — hierher — durchlassen!“ Auf einmal kam ein gewaltiger Karren, vollauf beladen, den ein gutes Dutzend Mann geschoben haben — und am Eingang zum Verzollungsraum blieb er stehen, denn er war überladen und konnte nicht durch. Nun wurde stückweise abgeladen, indessen sich weitere Gepäckträger herandrängten. Das Getümmel erinnerte an asiatische Landungsplätze. Endlich wurden die ersten Paßinhaber aufgerufen. Das waren lauter titulirte Persönlichkeiten, Grafen, Fürsten, Generäle. Denn für solche Standespersonen giebt es in Rußland besondere Paßformulare und bei der Revision werden diese vor allen anderen erledigt. Dann kam die gemeine Plebs. Mit geschäftig gleichgiltiger Stimme wurden auch unsere Namen genannt, wir erhielten unsere Reisepässe, das Gepäck wurde diesmal nur sehr flüchtig durchsucht, wir durften fortgehen. Wie wir uns der Seitenthür zuwendeten, trafen wir abermals auf Gendarmen, die uns die Pässe wiederum abnahmen, um sich zu überzeugen, daß der Grenzstempel aufgedrückt war. Jetzt waren wir in Rußland und hatten das Recht, durch das ganze Reich zu reisen, mit der Bedingung, bei jeder Ankunft und Abfahrt an einem Orte unsere Pässe der Polizei vorzulegen.

Im Jahre 1895 sind 2 976 326 Personen die Grenze nach Rußland passirt und 2 963 032 sind aus dem Lande gegangen. Sie alle haben sich dieser lästigen Prozedur der Paßrevision unterziehen müssen. Von der Gesammtzahl waren blos 2 517 291 Russen, der Rest, 3 422 067, waren Ausländer. Der Verkehr steigt rasch von Jahr zu Jahr. So waren es 1889 erst ca. 4 Millionen Personen.

Mit dieser Entwicklung naht der Zeitpunkt, wo die Paßkontrolle an der Grenze, die auch jetzt schon meistens nur eine den Verkehr erschwerende Formalität ist, nicht mehr wird durchgeführt werden können.

Der Augenblick war vorbei, wo „der Aff' ins Wasser springt“ — jetzt hieß es: weiter schwimmen!

Mit dem Schnellzug durch die Westgouvernements.

Reiseeindrücke. — Etwas vom Judenthum und von dem Bauernthum.

Wir fahren durch eine Sandwüste. Das Erste, was ich heute früh von dem oberen Lager des Schlafwagens aus erblickte, war mein Hut, dessen Hellgrau unter einer gelben Staubschicht nicht mehr zu erkennen war. Chemisette, Kragen, Kravatte, die ich unvorsichtigerweise — du ahnst es nicht! — am Fensterbrett untergebracht hatte, waren weich in Staub gebettet, ich mußte förmliche Ausgrabungen machen, um sie zu erlangen. Zum Glück ist es ein feiner, trockener Staub, den man leicht hinwegblasen kann, nur darf man ihn nicht mit den Fingern anrühren.

Dienstbeflissene Geister mit Staubtuch und Bürste huschen geräuschlos umher und wischen eifrig. Aber es nützt nichts. Kaum sind sie fort, so bedeckt schon wieder eine dicke Staubschicht die soeben blank geputzte Stelle. Die Doppelfenster schützen nicht: der Staub dringt auf unsichtbaren Wegen in den Wagen und erfüllt die Luft. Mein Freund stellt eine komplizirte Theorie des Luftzugs auf, aus der sich ergiebt, daß das Doppelfenster aufgemacht werden muß, um uns vom Staub zu befreien. Mich schaudert es vor den Folgen und ich wehre mich mit aller Kraft dagegen. Aber er benützt einen unbewachten Augenblick, greift zum Fenster — ich eile zur Thür — zwei rasche Züge, und der gesammte Staub des Fensterbretts liegt ihm im Gesicht und auf der breiten Brust. Rascher als geöffnet, wurde das Fenster zugemacht.

Es hat hier seit mehreren Wochen nicht geregnet. Es soll aber in diesem Gebiet Rußlands viel Wald geben, und wir sehen nichts davon. Weit und breit zu beiden Seiten der Eisenbahn Oedland, unterbrochen durch magere Felder. Ostelbien ist kein Paradies, aber die Sandflächen Preußens, die wir soeben durchreist sind, erscheinen als fettes, fruchtbares Land diesen endlosen Flächen einer gelblichgrauen, harten Erde, diesen blaßgrünen Feldern gegenüber, deren Gewächs sich kaum erst vom Boden erhebt. Freilich, wir fahren direkt dem Norden zu, und der Unterschied der Breite mag sich wohl auch im Graswuchs äußern.

Eine trostlose Gegend. Es ist keine eigentliche Ebene, die graue Erdfläche zieht sich vielmehr in kurzen, kleinen Wellen hin, sehr oft durch elendes Gestrüpp unterbrochen. Nur in der weiten Ferne sieht man hie und da staubverhüllt blaue Flecken, die Wald vermuthen lassen. Auf den Brachfeldern sind kleinere und größere Steine zerstreut, nur ab und zu hat sie ein einsichtigerer Landwirth zu einem unförmlichen Viereck gesammelt. Mag sein, daß auch hier einst dichter Wald stand, aber er ist längst gehauen und die unzureichenden Versuche, an seiner Stelle Ackerland zu gewinnen, zeigen nur das Bild des Elends und der Verwüstung, so weit das Auge reicht. Dort, in der blauen Ferne, hinter dem Horizont mag es auch jetzt noch große Wälder geben, aber um die Eisenbahn herum ist eine Wüstenei.

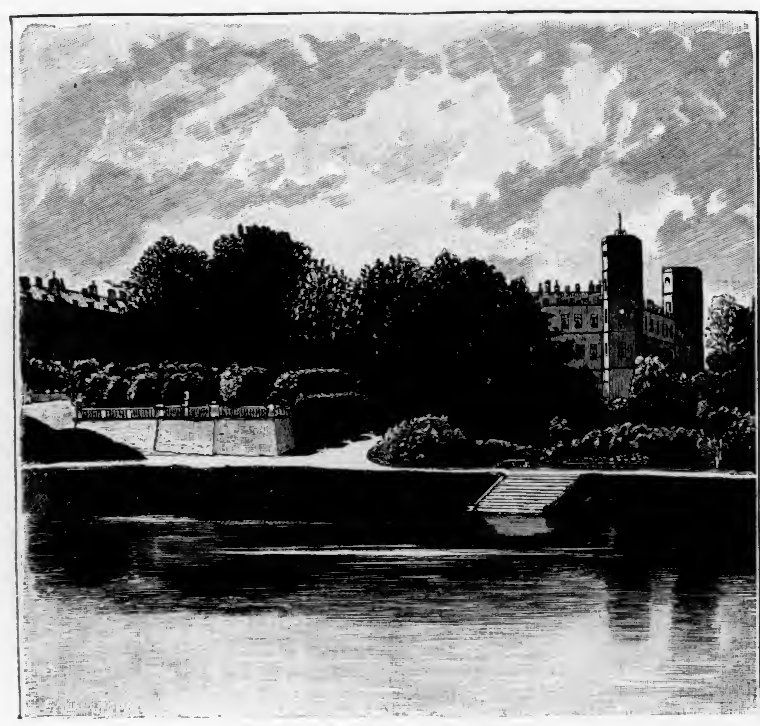
Die Eisenbahn kam in diese Gegend und bahnte sich erst einen Weg durch die Wälder. Und mit dem ersten Rauch der mit Holz geheizten Lokomotive begann auch der Prozeß der Aufzehrung des Waldbestandes. Die schönen Birken, Eichen, Fichten wurden zu Holz zerschlagen und verbrannt; die besseren Stämme wurden verladen und in ganzen Eisenbahnzügen nach dem Ausland geschickt. So verschwand der Wald und entblößte die magere, harte Erde.

Ist es nicht seltsam, daß die Eisenbahn, an die sich unsere ganze moderne Kultur knüpft, hier nur ein Bild der Zerstörung und des Ruins geschaffen hat? Warum sieht man nicht in den Rodungen Dörfer und Städte, breite Straßen und die bewegliche Menge der Fußgänger und Fuhrwerke?

Die russische Landschaft ist wenig belebt. Das fällt am meisten auf gegenüber den Gegenden des volkreichen Mitteleuropas. Die Dörfer liegen weit voneinander. Ihre niedrigen Blockhäuser (Isbas), grau wie die Erde, von der sie sich kaum abheben, sehen aus der Ferne wie viele Hundehütten aus, mit denen sie im würfelförmigen Bau und der unter einem rechten Winkel sich brechenden Bedachung wirklich viel Aehnlichkeit haben. Von Zeit zu Zeit erglänzt das vergoldete Kreuz einer Kirche und ihre runde, bauchige, blaue Kuppel nebst dem weißen Unterbau wird sichtbar. Sonst ist nicht viel zu sehen. Während einer genau bemessenen halben Stunde — unser Zug fährt mit einer Geschwindigkeit von ca. 70 Kilometer in der Stunde — haben wir aus dem Fenster unseres Wagens folgende Gegenstände erblickt: erste 5 Minuten — ein mit zwei Pferden bespannter Wagen nebst Kutscher und Insasse, fährt in der Richtung zur Eisenbahnstation; zweite 5 Minuten — nichts; dritte 5 Minuten — nichts; vierte 5 Minuten — ein Bettler mit Rucksack bleibt auf der Landstraße stehen und betrachtet den vorbeisausenden Zug, eine Katze läuft querfeldein; fünfte

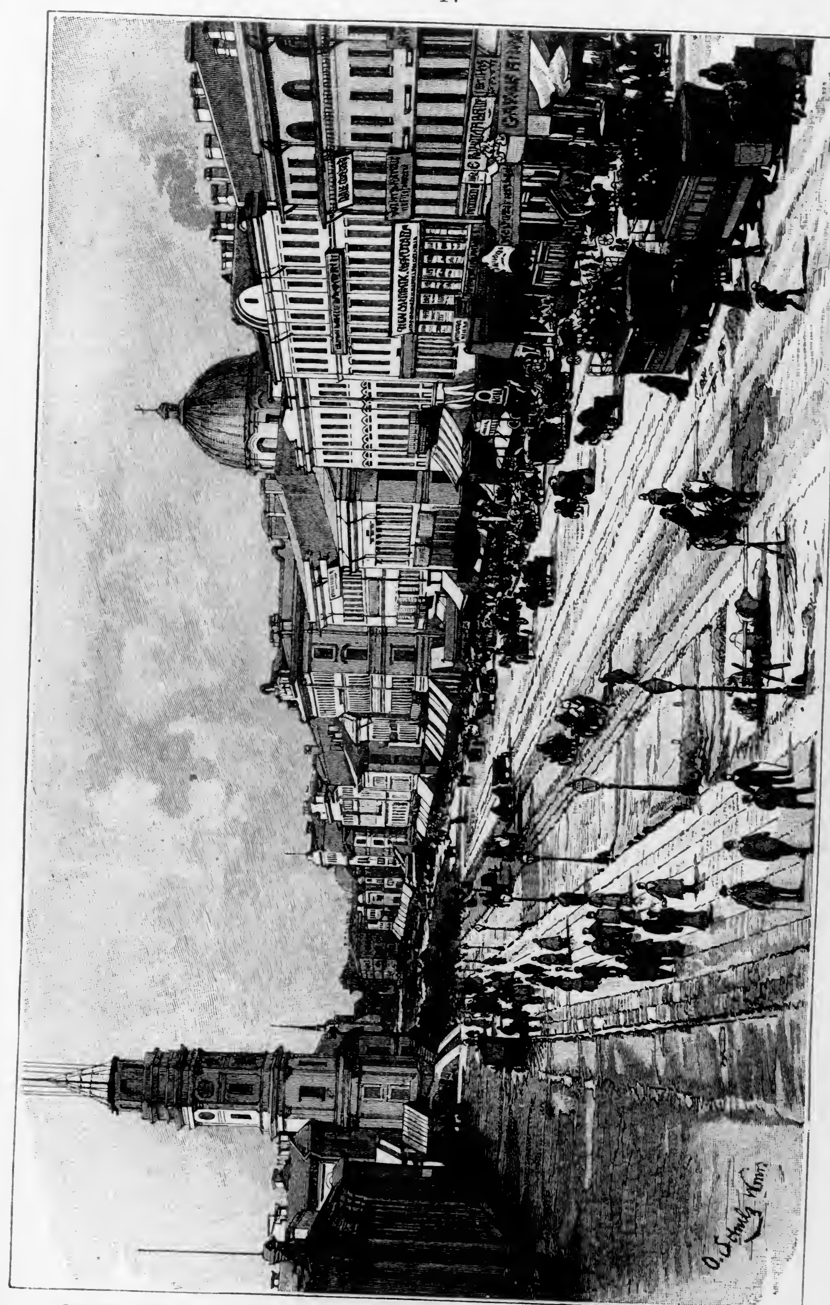
5 Minuten — ein Bauer pflügt, ein kleines Mädchen mit großem rothen Kopftuch ist mit auf dem Felde; sechste 5 Minuten — nichts.

Man muß in Rußland lange fahren, um von Menschen zu Menschen zu kommen, und auf diese Weise sammeln sich im europäischen Rußland allein über 93 Millionen Einwohner — welche riesige Ausdehnung muß dieses Land haben!



Palais und Park von Gatschina.

Die Szenerie wechselt wenig bis in die Nähe von Petersburg. Um 2 Uhr Nachmittags passiren wir Gatschina, wo Kaiser Alexander III. in freiwilliger Festungshaft lebte aus Furcht vor der Narodnaja Wolja. Wie mag es hier ausgesehen haben etwa im Jahre 1882, als die Angst vor dem schrecklichen Exekutivkomitee am größten war? Ein angenehmes Gefühl würden damals die Reisenden nicht gehabt haben, als der Zug an dieser Station hielt. Denn wer durch eine Redensart den im Zug reichlich vertretenen Spitzeln auffiel oder durch eine Bewegung die Luchs-



Der Newsky-Prospekt in St. Petersburg.

augen der zahlreichen Gendarmen auf sich lenkte, war unendlichen Scherereien preisgegeben. Eine Leistung, die einen besonderen Charakter erforderte, war diese Regierung von hinter den Gefängnißmauern aus gewiß. Wäre auf dem Zarenthron Jemand, der ein lebhafteres Temperament hätte, er würde die fünfzehn Jahre Haft nicht ertragen können. Aber der dicke, schwerfällige und schwermüthige Alexander III. machte sich nicht viel aus der weiten Welt und begnügte sich auch als Herrscher des größten Staates Europas mit dem von Mauern umgebenen und von Gendarmen umstellten Gatschina, aus dem er nur etliche Uebersiedelungsversuche machte, die stets mit einer schleunigen Rückkehr endeten. Besser als die Verbannten in den Goldminen Sibiriens hatte es dieser kaiserliche Gefangene in seinem Lustschloß allerdings.

Um 3 Uhr kamen wir nach Petersburg und fuhren über schlechtes Pflaster nach unserem Hotel im Zentrum der Stadt. Jetzt wälzt sich vor meinem Fenster der bunte Verkehr des berühmten Newsky-Prospekt: leichte, offene, russische Droschken, in vollem Trabe, wenn sie einen Insassen haben, und im schleppenden Schritt, wenn der Kutscher erst nach einem Fahrgast ausspäht, Pferdebahn, Karrenschieber, Fußgänger, darunter eine Unzahl Uniformirter, Limonadeverkäufer, auf dem Kopfe den großen Glaskrug, den sie mit der rechten Hand stützen, Zigaretten- und Streichholzverkäufer, die ihre Waare in einem offenen Verkaufskasten an einem breiten Riemen um den Hals vor sich tragen, Nonnen im schwarzen Tuch mit einem kleinen Heiligenbild am Gurt und der Sammelbüchse davor, ab und zu ein Radfahrer auf dem schnellen Stahlroß, eine Gruppe Bauern in Bastschuhen, die breite Gestalt eines Dworniks (Hauswärter), der gewichtig über die Straße schreitet, Früchteverkäufer, auf dem Kopfe eine runde Tafel, auf der die Früchte liegen, eine Schildwache, Gewehr über Schulter, die zu ihrem Posten geht, aufgeputzte Dirnen, Dienstmänner, Schulkinder, Reklamewagen, Zeitungsverkäufer, Tataren in langen Kitteln und runden schwarzen Käppchen, mit allerlei Kram auf dem Arme (fast sämmtliche Altkleiderhändler sind hier Tataren), ein schlanker Tscherkesse in Nationaltracht mit dem Dolche in silberner Scheide am Gurt u. s. w. in unendlicher Abwechslung.

* * *

Die Eisenbahn von Wirballen nach Petersburg geht erst fast schnurgerade gen Osten bis Wilna (4½ Stunden Fahrt), von Wilna in einer Wellenlinie dem Norden zu — 13 Stunden Fahrt bis Petersburg. Man fährt erst durch das frühere Königreich Polen, durchstreift dann das anliegende litauische und weißrussische Gebiet, das bis zum

Ausgang des vorigen Jahrhunderts ebenfalls unter polnischer Herrschaft war — die Gouvernements Wilna, Kowno, Witebsk — und gelangt im Gouvernement Pskoff, das man in einer breiten Linie durchquert, in das eigentliche Rußland.

Diese ganze Gegend liegt außerhalb des Gebiets der „Schwarzerde". Der Boden ist ein Gemisch von Thon und Sand und wenig fruchtbar. Die genannten vier Gouvernements haben zusammen eine Bevölkerung von 5,7 Millionen, also um 100000 weniger als Bayern, ihre räumliche Ausdehnung ist aber schier dreimal größer, nämlich ca. 200000 Quadratkilometer. Die Bevölkerung der Alles in Allem 39 Städte beträgt ¾ Millionen. Es sind hauptsächlich Juden — mit Ausnahme des Gouvernements Pskoff, wo Juden nicht wohnen dürfen. Die Gouvernements Wilna, Kowno, Witebsk bilden einen Theil des russischen Ghetto. Hier bietet sich der geographische Beweis dafür, daß nicht der „jüdische Nationalgeist" die kapitalistischen Zustände schafft. Denn an dem jüdischen Nationalgeist fehlt es hier sicher nicht, dagegen merkt man nicht viel von dem Emporblühen eines westeuropäischen Kapitalismus: im Jahre 1889 betrug die Zahl der gewerblichen Unternehmungen 2157 mit einer Arbeiterschaft von 10666. Von den größeren Werken waren es hauptsächlich Branntweinbrennereien, Bierbrauereien und Tabakfabriken. Damit soll keineswegs die kaufmännische Tüchtigkeit der Juden bestritten werden, aber trotzdem folgt offenbar die wirthschaftliche Entwicklung ihren eigenen Gesetzen, zu deren Kenntniß das antisemitische Studium des Talmud und Schulchan Aruch nicht ausreicht. Ein großer Prozentsatz der Fabrikanten, Kaufleute und sonstigen Kapitalisten sind gewiß in den russischen Westgouvernements Juden. Aber dieser große Prozentsatz innerhalb der Reichen ist eine verschwindend geringe Zahl innerhalb der jüdischen Masse. Was treiben aber die Juden, wenn sie keinen Handel treiben? Es sind in großer Zahl Handwerker — „sämmtliche Handwerke sind ausschließlich in jüdischen Händen", berichten die amtlichen russischen Statistiken jener Gegenden — dann sind es Fabrikarbeiter, z. B. fast alle Tabakarbeiter und Arbeiterinnen, schließlich sind es Paupers. Unter Paupers verstehe ich arme Leute, die keine bestimmte Existenzquelle besitzen, sondern einen fortwährenden Kampf führen müssen um die Mittel und Wege, sich das Brot des nächsten Tages zu verschaffen, und es auf unbegreifliche Weise fertig bringen, sich ein Leben lang durchzuhungern und einen Haufen Kinder in die Welt zu setzen. In Berufsklassen kann man diese Gesellschaftsschicht nicht eintheilen, aber es sind hier in buntem Gemisch die Verzerrungen, Karikaturen der gewöhnlichen Erwerbsarten. So ein

jüdischer Pauper besitzt vielleicht einen winzigen Gemüsegarten, dessen Ertrag er zum Theile verkauft, er geht hausiren, er hält eine Ziege, er bekommt ein paar Mal im Jahre Almosen von einem reicheren Verwandten, er besucht die Höfe der umliegenden Gutsbesitzer und weiß sich in kaum erdenklicher Weise nützlich, ja geradezu unentbehrlich zu machen — er vermittelt Landverkäufe, Hypotheken, er bringt Wechsel unter, er schafft Geld in jeder Form, er verkauft Pferde, er verkauft Hunde, er bringt nach Bedarf die neuesten Tuchmuster vom Schneider, goldene Uhren, Brillantringe, er ist der nie rastende Vermittler der Gutsbesitzer untereinander und mit der Stadt, er ist genau orientirt über die Vermögens- und Familienverhältnisse der ganzen Umgebung, er weiß in allen Dingen Bescheid und stets den besten Rath — er lauert dem Bauern auf, wenn er mit seiner Fuhre Getreide nach der Stadt kommt, und fängt ihn in der frühesten Morgenstunde am Stadtthor ab, er macht ihm durch sein Geschwätz den Kopf wirr und liefert ihn schließlich dem Getreidehändler aus, von dem er Provision erhält, er ist Gesindevermittler, er geht in allen Beamtenstuben aus und ein, er weiß am besten, wer von den Tschinowniks in einer gewissen Angelegenheit bestochen werden muß und wie hoch er nach dem Bestechungstarif zu stehen kommt, er ist Fremdenführer, Heirathsvermittler, er ist der beste juristische Rathgeber, der in den knifflichsten Situationen noch immer zu helfen weiß, er ist Brandversicherungsagent und versteht es auch am besten, zur gelegenen Zeit ein Haus abbrennen zu lassen, um die Versicherungsprämie zu erlangen, er ist Loosverkäufer, Bücherkolporteur 2c. 2c. Diesen armen Lumpen als kapitalistischen Ausbeuter bezeichnen zu wollen, wäre lächerlich, vielmehr ist es eine parasitische Existenz, welche noch *unentwickelte kapitalistische Zustände* erfordert, um grassiren zu können. Der entwickelte Kapitalismus schafft gewaltige Organisationen des Handels, des Kredits, des öffentlichen Verkehrs, des Nachrichtendienstes, andere Geschäftsusancen und eine Organisation des Staates, welche mit den Geld- und Naturalbestechungen aufräumt. Es bildet sich der Typus des Bankiers, des Börsenmaklers, der Annoncenzeitung, des Nachrichtenbureaus. Zwischen dem „Jud Moses", der weiß, wann dem Herrn Gutsbesitzer die Hypothek fällig ist, durch dessen Hände die Familienjuwelen mancher hochadeligen Dame gehen, um beim Pfandleiher zu verschwinden, der aus den seltsamen hebräischen Schriftzeichen seines Notizbuchs unerschöpfliche Personal- und sachliche Kenntnisse herausliest, sich dabei bescheiden in die Ecke drückt und bereit ist, auf den ungeduldigen Zuruf des hochmüthigen Schlachzizi „Jude 'raus" geräuschlos zu verschwinden, und einem Rudolf Mosse mit seinen Agenturen und Zeitungen liegt eine Welt.

Die Juden wohnen in den Westgouvernements nicht blos in den Städten*; man zählt ihrer 1300000 auf dem Lande — auf den Dörfern und auf den Gutshöfen. Sie schlagen sich hier in der gleichen Weise durch das Leben durch wie in den Städten. Einige sind Gutspächter und Schankwirthe.

Die amtliche Statistik verzeichnet $8^1/_4$ Millionen Deßjatinen**, das sind ca. 30 Prozent des Gesammtgebiets, unter *Wald*. Die Angaben beruhen auf älteren Aufnahmen — sie entsprechen sicher nicht mehr der Wirklichkeit. Nur der Staat, dem etwas über ein *Fünftel* des Waldbestandes gehört, hat seine Wälder geschont; dagegen haben die Gutsherren, denen mehr als *Siebenzehntel* des Ganzen zufielen, ihre Wälder unbarmherzig gelichtet; wo sich ein *Käufer* fand, da war auch der Wald feil, der Preis war Nebensache; die Bauern wiederum wurden des Waldes beraubt: bei der Auseinandersetzung mit den Gutsbesitzern wurden ihnen blos 576871 Deßjatinen, nicht einmal *ein Zehntel* des Waldbestandes, zugetheilt.

Es entfallen hier auf einen Bauernhof im Durchschnitt $15^1/_2$ Deßjatinen Land. Nach mitteleuropäischen Begriffen ist das eine sehr beträchtliche Größe. Anders bei der russischen Dreifelderwirthschaft. Ein Drittel des Ackerlandes liegt stets brach. Der durchschnittliche Ernteertrag war in diesem Gebiet in den „guten" Jahren 1883/89 pro *bestellte Deßjatine* 328 bis 508 Kilogramm Roggen, währenddem er selbst auf dem schlimmsten Sandboden Ostelbiens kaum je unter 800 Kilogramm pro *Hektar* heruntergeht. Die Bauernfamilie aber ist hier noch sehr groß, sie besteht im Durchschnitt aus acht Personen, gewöhnlich eine Doppelfamilie, d. h. Eltern und verheirathete Kinder. Danach wird es begreiflich, daß nach amtlichen Berechnungen der Ernteertrag hier zur Ernährung der Bevölkerung *niemals ausreicht*. Die Gegend bedarf der *Getreidezufuhr*.

Deshalb wird aber nicht minder Getreide *ausgeführt*. Dafür sorgen die *Gutsbesitzer*, in deren Besitz sich die größere Hälfte des landwirthschaftlichen Grund und Bodens befindet. Die ungenügende Brotversorgung bedingt nur eine *Uebervölkerung*, die sich jeden Frühling nach allen Weltgegenden zerstreut, um Arbeit zu suchen. Diese

* Die Westgouvernements bestehen aus den Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno, Witebsk, Minsk, Mogileff. Sie umfassen einen Raum von 266977 Quadratwerst (268646 Quadratkilometer) und eine Bevölkerung von 8213451 Seelen.

** Eine Deßjatine ist um $9^1/_4$ Quadratmeter *größer* als ein *Hektar*.

bäuerliche überflüssige Bevölkerung liefert auch das zahlreiche Gesinde der Gutsherrschaften.

Die Stellung der Arbeiter in der Gutswirthschaft ähnelt jener der Instleute in Preußen. Sie wohnen auf dem Lande des Gutsherrn beziehungsweise auf dem Gutshof selbst und sind das ganze Jahr hindurch zur Arbeit verpflichtet. Die Entlohnung besteht aus einem Gemisch von Geld- und Naturalleistungen der mannigfaltigsten Art. Als Beispiel sei folgender typische Fall aus dem Gouvernement Kowno angeführt:

Ein verheiratheter Arbeiter erhält im Laufe des Jahres:

30 Rubel Geld, 38 Pud* Roggen, 3¾ Pud Erbsen, 7 Pud Hafer, 7 Pud Gerste, ¼ Deßjatine gepflügtes Land unter Kartoffeln, ⅛ Deßjatine Land unter Flachs, $^1/_{40}$ Deßjatine unter Gemüse, ein bestimmtes Quantum Spreu, Futtermittel für eine Kuh, das Recht, zwei Schweine auf dem Gutshof zu unterhalten, Wohnung und Heizung.

Es ist aber nicht nur der Mann, sondern auch dessen Frau zur Arbeit verpflichtet. Sie muß besonders während der Erntezeit mitthun und erhält dafür keinen Lohn; dagegen werden zu den erwähnten Naturalien noch folgende hinzugesetzt: 18 Pud Roggen, 3½ Pud Hafer, 4 Pud Gerste, 3¾ Pud Erbsen. Sollte die Frau auch im Winter noch zur Arbeit zugezogen werden, so erhält sie für jeden Arbeitstag 10 Kopeken, gleich 22 Pfennig. In Geld berechnet beträgt der gesammte Jahreslohn von Mann und Frau, wenn man von der zufälligen Winterarbeit für die Frau absieht, 146 Rubel 64 Kopeken, das sind 321 Mark. Und rechnet man mit der offiziellen Statistik 140 Arbeitstage der Frau im Winter, so erhöht sich das Gesammteinkommen der Familie um 14 Rubel, gleich 31 Mark, und erreicht die horrende Summe von 352 Mark!

Vor diesen Gutsherrlichkeiten laufen selbst die sehr wenig verwöhnten russischen Landarbeiter auf und davon und der Landadel der russischen Westgouvernements klagt nicht weniger über Arbeitermangel, als seine ostpreußischen Standesgenossen. Aber die russischen Gutsbesitzer finden Ersatz für die ihnen davonlaufenden Arbeiter unter anderem — aus Galizien und Ostpreußen!

Diese von der russischen Statistik festgestellte Thatsache wirft ein recht grelles Licht auf die Arbeiterverhältnisse Ostelbiens. Mag man die „Flucht nach der Stadt“ durch Vergnügungssucht oder was auch erklären wollen — aber um von den geschilderten Einkommens-

* Pud = 16,3 Kilogramm.

verhältnissen des russischen Landarbeiters nebst einer aus der noch nicht vergessenen Zeit der Leibeigenschaft übernommenen Behandlungsweise sich verlocken zu lassen, muß es Einem in der Heimath elend genug ergehen.

Der Betrieb ist auf den Gutswirthschaften — mit einigen Ausnahmen — derselbe wie auf den Bauernhöfen. Die Ernteerträge unterscheiden sich nicht viel von den bäuerlichen. Es werden als Durchschnitte für die Jahre 1883/89 angegeben: 410 bis 673 Kilogramm pro Deßjatine (ca. $^{11}/_{10}$ Hektar)

Petersburg und Moskau.

Da in Rußland der Begriff „Zeit“ als Maß überhaupt nicht existirt und man vom besten Menschen auf den folgenden Tag eingeladen werden kann, um ein Geschäft von fünf Minuten zu erledigen, so hatten wir in Petersburg Muße genug, uns in der Stadt etwas umzusehen.

St. Petersburg ist eine moderne Stadt, was die Anlage der Straßen und die Bauart der Häuser anbetrifft. Nur die goldenen Kuppeln der zahlreichen Kirchen geben der Stadt äußerlich ein von den übrigen europäischen Großstädten abweichendes Gepräge. Der mächtige Strom, der die Gewässer des Ladogasees dem Baltischen Meere zuführt, mit den Inseln, Brücken und Quais, machen die Stadt landschaftlich zu einer der schönsten Europas. Nachdem wir durch einen Rundgang einen Gesammteindruck bekommen hatten, galt mein erster Besuch dem großen Obuchowspital. Es würde den Rahmen dieses Buches überschreiten, wenn ich auf die Einzelheiten dieser großen Anlage eingehen wollte. Ich will hier nur bemerken, daß das Spital keinem der deutschen öffentlichen Krankenhäuser nachsteht und in Bezug auf Größe der Zimmer und Korridore sie sogar übertrifft. Auch ist das Essen weit besser und reichlicher als in den meisten deutschen Krankenhäusern. Alle ansteckenden Krankheiten sind in Baracken isolirt, auch für die Influenza giebt es Baracken. Auffallend ist für den Deutschen die große Zahl der Typhuskranken. Das hängt zweifellos mit den schlechten Wasserverhältnissen und äußerst mangelhaften hygienischen Einrichtungen der Stadt zusammen. Man sieht öfters Arbeiter aus Flüssen und Kanälen Wasser trinken. Wer das aber irgendwie vermeiden kann, trinkt Thee. Der Thee wärmt im Winter und im Sommer. Der Russe liebt die Wärme und das Schwitzen ist ihm ein großer Genuß. Der behäbige Kaufmann geht an heißen Sommertagen ins Theehaus und trinkt viel heißen Thee. Er überläßt sich dann mit Behagen dem Genuß des Schwitzens. Er hat vorsorglich eine Serviette um den Hals gebunden, damit ihm der herabtropfende Schweiß die Wäsche nicht verderbe.

Freund Parvus erklärt mir, daß wir diese Spezies von Genußmenschen in ihrer Reinkultur erst in Moskau zu sehen bekämen.

Man hält die Russen in Westeuropa häufig für eine Art Eisbären, die sich in der Kälte am wohlsten fühlten. Dem ist nicht so; der Russe hat es verstanden, sich gegen die Kälte zu schützen und friert weit weniger als wir. Der ärmste Bauer trägt im Winter — oft genug auch im Sommer — seinen Schafpelz, Handschuhe und Filzstiefel. Die Häuser haben dicke Wände, Doppelfenster und Doppelthüren. Der mächtige Ofen heizt derart, daß man im kältesten Winter unter einer

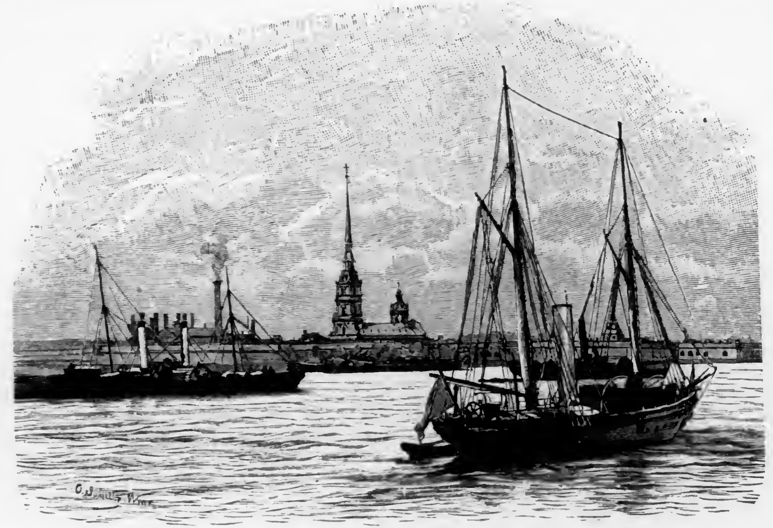


Die Kasansche Kathedrale in St. Petersburg.

leichten Decke schläft. Diese Wärme wirkt auf die Dauer lähmend auf den Organismus und erzeugt einen großen Hang zur Bequemlichkeit. Der Russe vermeidet gerne jede Anstrengung und fährt viel lieber in einem schlechten Wagen, als daß er eine kurze Strecke zu Fuß geht. Die Folge davon ist eine Neigung zur Verfettung, die besonders bei den Frauen häufig auffällt. Unterstützt wird die Verfettung noch sehr durch den reichlichen Alkoholgenuß, der in gewissen Schichten weit intensiver betrieben wird, als es anderwärts der Fall ist.

Es ist heute Feiertag und Niemand zu treffen. Wir benützen daher den Nachmittag, um dem zoologischen Garten einen Besuch zu machen. Ein Fährdampfer bringt uns von der Admiralität aus hinüber auf die Insel, dicht neben der berüchtigten Peter Paulsfestung. Der

zoologische Garten enthält außer einigen Thieren, unter denen sich besonders eine Anzahl prachtvoller Bären befinden, ein großes Restaurant und ein Sommertheater, in dem zur Zeit Varietévorstellungen gegeben werden. Es ist gerade Anfang. Wir entrichten unsern Obulus und nehmen Platz. Außer den bekannten Spezialitäten tritt eine Truppe auf, die hübsche Lieder singt und Tänze vorführt. Nach Schluß der Vorstellung begaben wir uns ins Restaurant, wo eine Damenkapelle mit Ausdauer Wiener Operettenmusik geigte. Der Saal war noch ziemlich



Die Peter Pauls-Festung in St. Petersburg.

leer, eine Anzahl Kellner drückte sich gelangweilt an den Wänden herum und erst um 11 Uhr Abends begann das eigentliche Leben. Kaufleute, Beamte und Offiziere rückten schaarenweise an; auch viel Demimonde war da in eleganten Kostümen mit aufdringlichen Parfums. Die Kellner bekamen vollauf zu thun, alle Wünsche zu befriedigen. Wir traten zu Fuß den Heimweg an über die Birschewojbrücke, an der Börse vorbei und, da Mütterchen Ladoga mit ihren Eismassen kurz zuvor hier die hölzerne Dwortzowybrücke weggeräumt hatte, mußten wir den Umweg über die steinerne Nikolajewskijbrücke machen. Es war eine herrliche Nacht. Eine starke Dämmerstimmung, und doch war die Luft so klar und weiß, wie man sie im Süden nie zu sehen bekommt: die berühmten Petersburger weißen Nächte, von denen die Eingeborenen schwärmen. Wir

stehen auf der Brücke, zu unseren Füßen rauscht die Newa dahin, vom zoologischen Garten her dringen gedämpft die Klänge der Musik und unser Blick trifft die schwarzen Umrisse der Peter Paulsfestung — ein furchtbarer Kontrast.

Wir gelangen durch die Bolschaja Morskaja auf den Newsky-Prospekt. Es ist Nachts 1 Uhr und noch viel Leben auf der Straße. Droschken rollen auf und ab. Plaudernde Fußgänger beleben die Trottoirs, ab und zu sieht man einen Betrunkenen auf einer Bank oder auf dem Boden liegen. Besonders auffallend sind die um diese



Die Nikolausbrücke in St. Petersburg.

Stunde noch hell erleuchteten, großartigen Delikatessenhandlungen, die mit den seltensten Produkten aller Zonen auf das Raffinirteste ausgestattet sind. Man lebt in Rußland durchaus nicht spartanisch, wenn man Geld hat.

Am folgenden Morgen wurden wir durch Musik und Pferdegetrab geweckt. Das Militär zieht an unserem Hotel vorbei in Paradeuniform, denn heute ist die sogenannte Maiparade auf dem Marsfeld, wo der Zar erscheint und die elegante Welt von Petersburg sich ein Stelldichein giebt. Es ist ein prachtvoller Morgen und das Schauspiel auf der Straße hat eine Menge Neugieriger angelockt. Im Großen und Ganzen gleicht der Aufzug sehr unseren militärischen Veranstaltungen, nur sind die Pferde durchweg schöner und die Musik etwas stark asiatisch. Nach-

dem ich meine Geschäfte bei der Bank in einer für russische Verhältnisse überraschend schnellen Weise erledigt hatte, stattete ich der Eremitage, der berühmten Gemäldegalerie, einen Besuch ab. Die Eremitage ist mit dem Winterpalais durch einen Gang verbunden und war früher ein Theil der Residenz. Jetzt ist sie nur noch Gemäldesammlung und dem Publikum frei zugänglich. Als ich die steinerne Schwelle der Vorhalle überschritt, stürzten zwei reichbetreßte Lakaien auf mich und schrieen mir auf Russisch etwas offenbar sehr Wichtiges zu. Als ich stutzte, kam ein dritter, der mir nach dem Hut zeigte und „Monsieur, chapeau, chapeau!“ zurief. Jetzt wußte ich, was den Leuten fehlte, ich hatte im Hausgang des Zaren den Hut aufbehalten. Als ich dann mein blankes Haupt leuchten ließ, waren sie alle drei sofort beruhigt und wiesen mich an einen vierten, der mir geschäftig Mantel, Hut und Wanderstab abnahm und, nachdem er meinen rothen Bädeker mißtrauisch gemustert hatte, unbehelligt in die heiligen Hallen der Kunst eintreten ließ. Eine Beschreibung der wundervollen Sammlung kann ich hier füglich unterlassen. Der Besuch war ziemlich schwach, aber fast in allen Sälen waren einige der mir von München her wohlbekannten Maldamen in Thätigkeit, die zum Theil sehr kühn vorgingen und viel Eigenes in die Kopien der alten Meister hineinzulegen verstanden. Als ich gehen wollte, kam ein Diener und überredete mich, doch ja auch die erste Eremitage zu besuchen. Um ihn los zu werden, ging ich mit und er erklärte mir dann in einem äußerst gewagten Deutsch die Bedeutung der Reliquien Peter des Großen. Als das überstanden war, und er keinen schicklichen Vorwand mehr fand, von mir ein Trinkgeld zu erlangen, ließ er mich endlich gehen und ich kam ins Freie. Der Weg zum Hotel verzögerte sich sehr, da viele Straßen durch die von der Parade heimkehrenden Truppen zeitweilig gesperrt waren. Das Volk jubelt den Soldaten zu; hauptsächlich die Kosaken und Tscherkessen erfreuen sich der besonderen Sympathie des Publikums. Die heutigen Kosaken machen keinen besonders martialischen Eindruck und erinnern in gar nichts an die gefürchteten Horden des Taras Bulba. Auf den leichten Pferden sitzen meist schmächtige, blasse Burschen mit gutmüthigen, freundlichen Gesichtern, etliche davon waren kurzsichtig und trugen Brillen.

Als ich dann den über die Mittagszeit stark belebten Newsky-Prospekt entlang ging, sah ich, wie die Polizisten der Menge zunickten und Viele den Hut abnahmen. Unmittelbar darauf kam ein offener Vierspänner in schärfster Gangart aus der Ssadowaja und bog in den Newsky-Prospekt ein. Es war der Zar, der allein ohne Bedeckung von der Parade zurückkam. Er sah bleich aus und grüßte nach allen Seiten

militärisch. Als ein paar zaghafte Hurrah erklangen, war der Wagen schon weit fort. Der Zar hat Eile.

In Rußland kennt man die Sonntage und die vielen Feiertage an den auf den Straßen herumliegenden Hülsen der Sonnenblumenkerne. Diese Kerne werden vom Volke leidenschaftlich gerne gegessen. Das Essen selbst ist mehr Beschäftigung als Ernährung und hilft die



Façade der Eremitage in St. Petersburg.

Zeit todtschlagen. Diese Sitte ist, wie ich höre, über ganz Rußland verbreitet und keine Petersburger Spezialität.

Auch sonst unterscheidet sich das Straßenbild von Petersburg in Manchem von dem der westeuropäischen Städte. Auffallend groß ist z. B. die Zahl der Uniformirten. Staatliche und städtische Beamte, Studenten, Gymnasiasten, Alles trägt Uniform. Man rechnet auf zehn Mann einen Uniformirten. Charakteristisch sind für Petersburg auch die Typen der Straßenverkäufer, die mit allen möglichen Dingen handeln und sich der Jahreszeit anpassen. Der Eine handelt z. B. im Winter

mit heißem Thee, wobei er sich den geheizten Samowar mit einem Tuche auf den Leib gebunden hat, im Sommer vertauscht er diesen Handelsartikel mit dem kühlenden Quaß, der in dem von der Kultur etwas angeleckten Petersburg meist aus kohlensaurem Wasser mit Preißelbeersaft besteht, in der Provinz aber in seiner Echtheit aus einem vergohrenen Schwarzbrotaufguß und von den Franzosen dann Limonade pour les cochons genannt wird.

Endlich seien hier noch die Kutscher erwähnt, die, Sommer und Winter in einen dicken Mantel gehüllt, ihr Straßendasein fristen. Die Mäntel der Privatkutscher sind noch dicker und oft mit allerlei Zierat versehen. Die Kutscher selbst sind auch dicker und man hat mir versichert, daß die Dicke des Kutschers ein Gradmesser ist für den Wohlstand seines Herrn. Sie geben auch etwas auf ihr Aeußeres, und wir haben einen gesehen, der auf offener Straße einen veritablen Kamm aus der Tasche zog und damit emsig die schwarzen Strähnen seines Haupthaars gerade richtete. Der gewöhnliche Droschkenkutscher dagegen, der in Rußland auf den Namen Iswoschzik hört, ist meist ein armer Teufel, der ein sehr jämmerliches Dasein führt. Sein Gefährt ist auch darnach, und eine Droschkenfahrt ist auf dem elenden Straßenpflaster ein äußerst mäßiger Genuß.

Von den vielen großen Bauten fällt am meisten die Kathedrale der Kasanschen Muttergottes auf. Sie wurde am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gebaut. Die halbkreisförmige Kolonnade besteht aus 136 künstlichen Säulen und ist der Peterskirche in Rom nachgebildet. Im Innern befindet sich ein in Kasan gefundenes, mit Gold und kostbaren Edelsteinen geziertes, wunderthätiges Bild der Muttergottes. An den Wänden und Pfeilern sind Kriegstrophäen angebracht, wie französische und persische Fahnen, ferner die Schlüssel von 28 eroberten Städten, wie Hamburg, Dresden, Leipzig, Reims u. s. w.

Es wäre noch sehr viel Interessantes in Petersburg zu sehen und zu berichten, aber die Zeit drängt, das Ziel unserer Reise ist ja das Hungergebiet. Nachdem wir also die nothwendigen Geschäfte erledigt hatten, bezahlten wir unsere Hotelrechnung nebst Paßgebühren und Trinkgeldern.

* * *

Um 7 Uhr Abends verlassen wir Petersburg per Schnellzug. Der Zug ist stark überfüllt, es gelingt uns aber gegen Entgelt eine Schlafstelle für die Nacht zu erhalten. Wir schlafen leidlich bis Twer. Der Zug hat bis jetzt erst zwei Stunden Verspätung. Wir frühstücken hier, wie die meisten Anderen, Thee und Butterbrot in der geräumigen Bahn-

Theeverkäufer.



Herrschaftlicher Kutscher.

(Typen aus dem St. Petersburger Straßenleben.)



Iswoschtschik (Lohnkutscher).

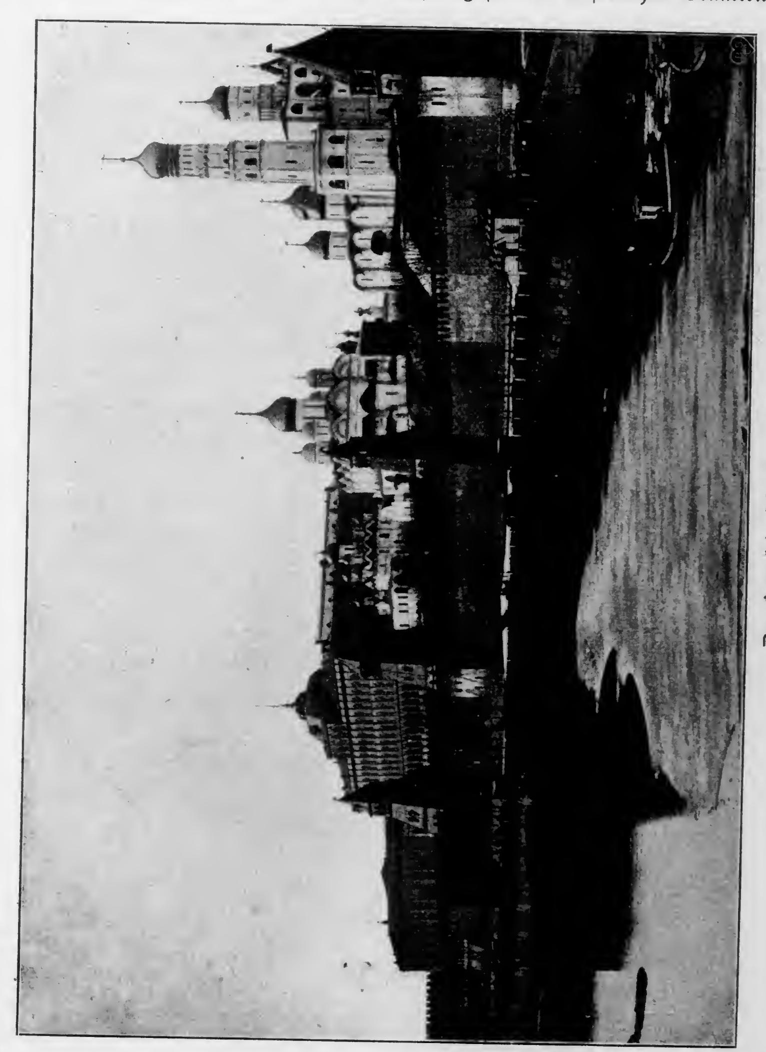
hofrestauration, und fahren dann bei prachtvollem Wetter weiter. Um ½12 Uhr Mittags sind wir in Moskau mit einer Verspätung von nur 2½ Stunden angelangt und das ist für russische Verhältnisse sehr pünktlich gefahren. Der sehr primitive „Hotelwagen" bringt uns über holperiges Pflaster in das Hotel Berlin, ein Haus zweiten Ranges, in dem viele deutsche Geschäftsreisende verkehren. Nachdem wir uns rasch von den Schlacken der Eisenbahnfahrt gereinigt, nehmen wir einen Iswoschzik, um an der Peripherie wohnende Bekannte aufzusuchen, bei denen wir Briefe erwarten. Die Fahrt führt durch einen großen Theil der inneren Stadt und giebt uns sofort einen Gesammteindruck.

Die Stadt ist bedeutend russischer als Petersburg. Die Menschen, die Häuser, das Leben, der Dreck, alles erinnert schon stark an Asien. Die schon in Petersburg auffallenden äußerst realistischen Bilder an den Bäcker- und Delikatessenständen sind hier noch um Vieles grotesker. Da der größte Theil der Bevölkerung des Lesens unkundig ist, so zeigen viele Händler den Inhalt ihres Waarenlagers durch Malereien an, die an Kühnheit der Zeichnung und Farbengebung den Neid unserer Symbolisten erwecken würden. Moskau ist im Vergleich zu Petersburg eine bürgerliche Stadt. Der behäbige Kaufmann, der an der Newa durch den Adel und die hohe Bureaukratie in den Schatten gestellt wird, kommt hier zur vollen Geltung. Er hat die schönsten Häuser und Pferde, und äußerlich kommt die vorherrschende Stellung des Handelsstandes durch die „Handelsreihen", einen mächtigen Bazar, der von den Moskauer Kaufleuten neben dem altehrwürdigen Kreml erbaut wurde, zum Ausdruck. Diese Handelsreihen sind drei Stockwerke hoch, haben mit Glas gedeckte Durchgänge und Brücken im zweiten und dritten Stock und fassen 1000 Geschäftsräume, ein Restaurant und einen Konzertsaal. Von den Handelsreihen aus gelangt man über den rothen Platz durch das Spaßkija-Thor in den Kreml.

Der alte festungsartige Kreml liegt im Mittelpunkt der Stadt auf einem Hügel und enthält eine Anzahl Kirchen und Klöster, das Arsenal, eine Kaserne, den Senat und einen Palast für den Zaren. Der höchste Punkt ist der Thurm der Kirche Iwans des Großen, und wir genossen von dort aus einen herrlichen Ueberblick auf die alte Siebenhügelstadt. Die historischen und künstlerischen Schätze des Kremls zu besichtigen, mußten wir uns aus Zeitmangel leider versagen, es begann zu dunkeln und wir gingen nach dem großen Theater, um eine russische Oper zu hören. Nach zwei Akten jedoch war unser Kunstbedürfniß vollauf befriedigt.

Am anderen Morgen gingen wir zunächst auf das Postamt, um einige russische Bücher nach Deutschland zu schicken. Das ist nicht so

ganz einfach wie bei uns. Zunächst hat man bereits im Vorsaal den Hut abzunehmen. Ob das mit Rücksicht auf das in allen Amtslokalen hängende Heiligenbild oder aus Hochachtung für die kaiserlichen Beamten



Der Kreml in Moskau.

zu geschehen hat, vermag ich nicht anzugeben. Dann wird man an die Poste étrangère verwiesen. Dort sitzen nun hinter den Schalterfenstern zigarettenrauchende Beamte, die ohne jede Uebereilung ihr Tagewerk

verrichten. Es ist nun erstaunlich, bis zu welcher Vollkommenheit es diese Leute in der Arbeitstheilung gebracht haben. Der Erste inspizirt die Sendung und giebt genaue Anweisungen über die Art der Verpackung. An einem anderen Schalter wird diese Verpackung von einem Beamten — natürlich gegen Trinkgeld — ausgeführt. Man versieht jetzt das Packet mit der Adresse und giebt es einem Dritten, der das Gewicht feststellt. Ein Vierter verkauft die zur Frankirung nöthigen Marken, ein Fünfter stempelt sie ab und ein Sechster nimmt dann die Sendung in Empfang. Jetzt kann sie an den Adressaten gelangen, vorausgesetzt, daß sie nicht von einem Siebenten unterwegs gestohlen wird.

Vom Postamt aus fahren wir nach dem Chitrow Rynok. Der Chitrow Rynok ist ein mäßig großer Platz, in dessen Mitte sich eine gedeckte, an beiden Seiten offene Halle befindet. Die angrenzenden Häuser sind meist Herbergen oder ärmliche Wirthschaften. Auf diesem Platze strömen Arbeitslose aus ganz Rußland zusammen, um Arbeit zu suchen. Es ist unsere Absicht, einige dieser Leute auszufragen und wenn möglich, einige photographische Aufnahmen zu machen. Das Letztere war aber nicht möglich, und das kam so. Ich wollte, aber der Apparat wollte nicht. Dieser Apparat wurde mir von einer sehr renommirenden Münchener Firma mit der Versicherung verkauft, daß etwas Solideres überhaupt noch nie fabrizirt worden sei. Er hatte auch bis dahin ganz gut funktionirt, jetzt mit einmal versagte er. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß die Feder am Momentverschluß zerbrochen war. Mit dem Photographiren war es also für diesmal nichts, da zuerst der Apparat reparirt werden mußte. Das war leichter gesagt als gethan. Unter den Geschäften, die mit photographischen Apparaten handeln, war nicht ein einziges, das die Arbeit übernehmen wollte. „Wir schicken Alles ins Ausland", hieß es. Einer meinte: „Wir repariren nur unsere eigenen Apparate." Er nannte so die amerikanischen und englischen Kammern, die er im Laden hatte. Mit den Spezialisten war es also nichts. Wir gingen nun zu den Optikern und Mechanikern — mit demselben Resultat. Da dem Apparat bei unserer Reise eine hervorragende Rolle zugedacht ist, so muß um jeden Preis versucht werden, ihn wieder in Stand zu setzen und ich hoffte, daß es mir mit Hilfe eines intelligenten Uhrmachers gelingen werde. Wir betreten also ein großes elegantes Uhrengeschäft. Nachdem wir unser Anliegen vorgetragen, heißt es „Njät"; auch die fernere Frage nach geeignetem Stahldraht und etwas Werkzeug wird mit bedauerlichem Achselzucken beantwortet. Wir machen unserem Unmuth über die Thatsache, daß in ganz Moskau kein Mensch ist, der eine verhältnißmäßig so einfache Sache ausführen könne, mit den ge-

eigneten Worten Luft und wollen schon das Geschäft verlassen, als wir plötzlich auf Deutsch die Worte hören: „Wir werden es Ihnen machen." Es war der deutsche Geschäftsführer, der so sprach, und sich offenbar am Ehrenzipfel gereizt fühlte. Er winkt einem schweizer Arbeiter, der sich auch sofort an die Arbeit begiebt. Wir gehen unterdessen in ein nahegelegenes Traktir, frühstücken: Kalbfleisch und Thee, entsetzlich heißen Thee in einem überheizten Lokal. Außer uns sind noch fünf Personen im Saale, die alle an einem Tische heißen Thee trinken. Die Luft im Raume ist schwül und drückend. Draußen scheint die Sonne und in einer entfernten Ecke ist ein Fensterflügel geöffnet. Plötzlich entsteht an unserem Nachbartisch Bewegung. „Tschelowjek"* ertönt's aus mehreren Kehlen. Der Gerufene stürzt herbei und vernimmt aus dem erregten Stimmengewirr seinen Auftrag. Er geht — und schließt auch noch dieses Fenster.



Landwirthschaftlicher Taglöhner.

Wir haben unsere Mahlzeit unterdessen beendet und gehen wieder zum Uhrmacher. Er ist noch nicht fertig, der Schweizer hat den Versuch aufgegeben, ein Franzose ist daran und erklärt bestimmt, das Kunststück bis in einer Stunde fertig zu bringen. Damit ist unsere Hoffnung, Moskau heute noch verlassen zu können, zerstört, und wir nehmen, da es unterdessen zu regnen angefangen hat, einen Iswoschzik, um ins Hotel zu fahren und etwas zu arbeiten. Kaum sind wir eingestiegen, bricht ein richtiger Gewitterregen los. Das Verdeck des elenden Gefährts schützt nur Kopf und Hals, alles Uebrige wird naß. Bei jedem Blitze bekreuzt sich der Kutscher und alles Volk auf der Straße entblößten Hauptes einige Male nacheinander. Der Regen wird stärker. Wir entdecken hinter dem Kutschbock ein mehrfach zusammengefaltetes Stück

* Tschelowjek — Kellner, eigentlich Mensch.

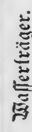
Leder, das mit zwei Riemen festgeschnallt ist. Wir versuchen, die Riemen zu lösen, um das Leder als Schutz für unsere Kniee verwenden zu können. Der Kutscher hilft uns dabei, d. h. er hat es mit einem ein-



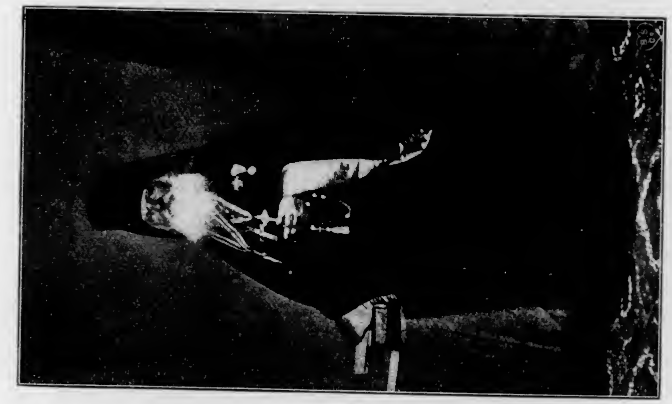
Kirche der hl. Verkündigung in Moskau.

zigen Griffe seitwärts herausgezogen und legt es behende über seine Beine, damit der Regen nicht durch seinen dicken, wattirten Rock geht. Wir können uns nicht helfen, furchtbar zu lachen über diesen menschenfreundlichen Mann, und kommen ziemlich durchnäßt in unser Hotel.





Wasserträger.



Archimandrit.
(Typen aus Moskau.)



Nonne.

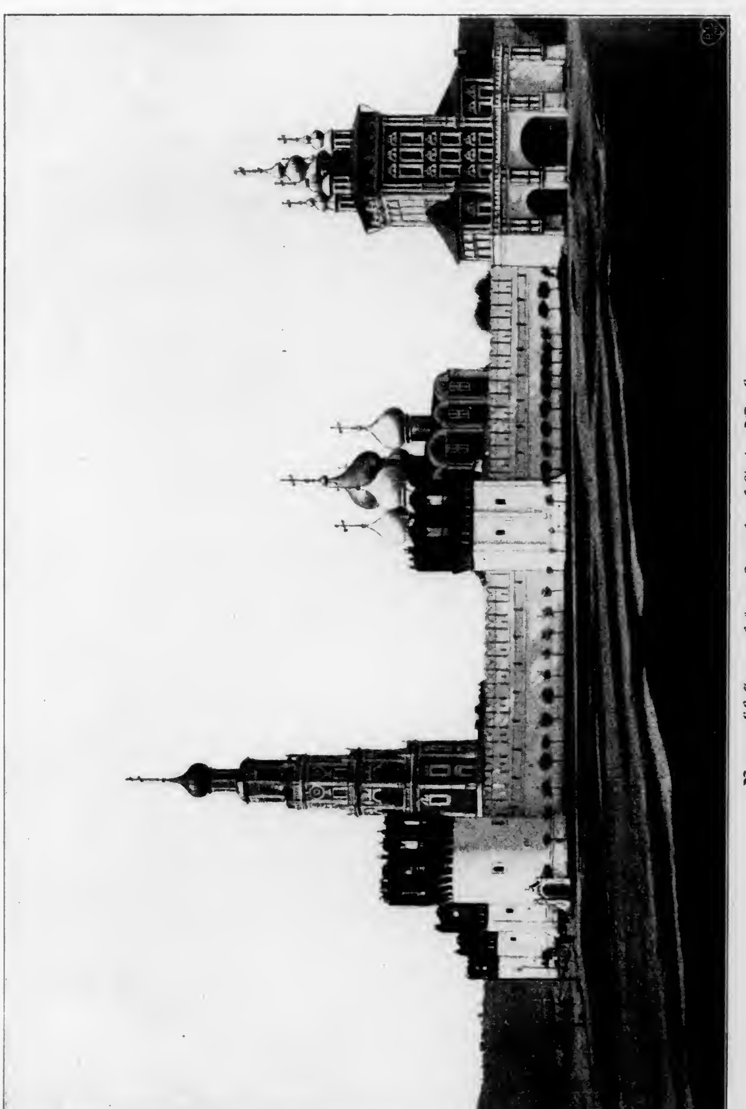
Gegen fünf Uhr hat der Regen nachgelassen, die Luft ist reiner und frischer. Wir gehen fort, zunächst zu unserem Uhrmacher. Gabus heißt der Edle. Ein zufriedenes Lächeln geht über sein Gesicht. Der Franzose hat gesiegt. Es ist ihm mit vieler Mühe gelungen, mit zwei Federn die eine, frühere zu ersetzen und er glaubt, daß es auch einige Monate halten wird. Ich gab meiner Befriedigung gebührenden Ausdruck und frug nach der Schuldigkeit. Er wolle die Bezahlung meinem Urtheil überlassen. Ich versicherte ihn abermals meiner Dankbarkeit und gestand ihm meine völlige Unkenntniß der Moskauer Lohnverhältnisse. Er nannte dann 75 Kopeken. Ich bezahlte und gab dem wackeren Franzosen ein Trinkgeld — zur Aufmunterung für künftige Fälle — er nahm es aber erst auf Zureden. Der Chef und das ganze Personal hatten sich unterdessen im Laden eingefunden und aus ihren Gesichtern strahlte lebhafte Befriedigung über die Großthat eines der Ihrigen. Man frug uns theilnehmend nach dem Reiseziel. Wir theilten soviel mit, als uns klug schien, und das Erstaunen war groß, als sie hörten, wir wollten die Wolga hinunter. „Das ist sehr gefährlich", meinte Einer, „die Kapitäne sind meist betrunken und dann rennen sie mit den Schiffen aufeinander." Ich sagte ihm, daß wir beide sehr solid gebaut seien und schon etwas aushalten könnten. Von den Segenswünschen des ganzen Hauses begleitet, verließen wir das Geschäft des guten Gabus.

So hatten wir wenigstens wieder einen brauchbaren Apparat. Die ganze Affaire hätte in Deutschland, Frankreich oder England zehn Minuten gedauert und jeder Dorfuhrmacher hätte die Reparatur machen können. In Rußland konnte ich aber froh sein, daß mir das Malheur in Moskau passirte und nicht auf dem Dorfe.

Den Rest des Tages verwendeten wir zu Einkäufen von Karten, Ausrüstungsgegenständen und Proviant. Wir gingen frühzeitig schlafen, um am andern Morgen nach Tagesanbruch wieder nach dem Chitrow Rynok zu gehen, um den Arbeitsmarkt zu sehen und die versäumten photographischen Aufnahmen nachzuholen. Der Morgen war kalt und trüb. Das Thermometer stand auf Null, und als wir aus dem Hause traten, fielen Schneeflocken, so daß wir auch diesmal auf das Photographiren verzichten mußten. Im Laufe des Vormittags wird das Wetter immer schlechter; der Schnee hat sich mit Regen gemischt, und es weht ein scharfer Wind. Wer nicht auf die Straße muß, bleibt in den Häusern, sogar die Bettler scheinen heute weniger zahlreich zu sein.

Wir kommen an der Kapelle der Iwerskaja, der iberischen Mutter Gottes vorbei. In dieser Kapelle ist ein berühmtes Marienbild von ganz besonderer Wunderthätigkeit oder vielmehr, es ist nicht darin, sondern

eine stellvertretende Kopie, da das Original den ganzen Tag über auf Reisen ist, um in den Häusern, in denen es gerade nöthig ist, Wunder



Nonnenkloster auf dem Jungfernfeld in Moskau.

zu wirken. Vor der Kapelle kann man zu jeder Tagesstunde eine große Anzahl Andächtiger sehen, die sich bekreuzen und den Boden küssen.

Als wir später mit einem Iswoschzik fuhren, sahen wir auch das Original oder wenigstens die Equipage, in der es befördert wird. Dieses Original ist aber auch kein Original, sondern eine genaue, unter Fasten und Beten hergestellte Kopie des wunderthätigen Marienbildes des iberischen Klosters auf dem Berge Athos, und wurde durch den Archimandriten Pachomios dem Zaren Alexei Michailowitsch verehrt. Dieses Bild wird nun mit sechs Pferden und Livreebedienten durch die Straßen gefahren und in Häusern, in denen Kranke sind, durch alle Zimmer getragen — natürlich gegen Bezahlung, je nach Vermögen von fünf bis hundert Rubel. Da unser Kutscher denselben Weg fuhr, so hatten wir eine zeitlang Gelegenheit, zu sehen, wie alles Volk sich verneigte und bekreuzte, sobald es des Wagens ansichtig wurde. Auch wer hinter geschlossenen Fenstern war, that mit.

Moskau ist eine sehr fromme Stadt. Das sieht man schon an der großen Anzahl Kirchen und Klöster, die der Stadt durch ihre goldenen und farbigen Kuppeln einen eigenartigen Reiz verleihen. Die hier im Bilde vorgeführte Blagowjeschtschensky-Kathedrale oder Kathedrale der Verkündigung Mariä ist die Trauungskirche der alten Zaren. Sie liegt im Kreml und macht mit ihren neun Kuppeln, dem vergoldeten Dach, der offenen Treppe und der kreuzgangartigen Galerie einen eleganten Eindruck. Im Südwesten der Stadt, am Ende des Jungfernfeldes steht das Jungfernkloster, das in früheren Kriegen eine große Rolle spielte. Der Glockenthurm, dessen Uhr die Minuten schlägt, wurde von Peter dem Großen erbaut. Als 1812 die Franzosen abziehen mußten, wollte Napoleon die Kirche in die Luft sprengen, wurde aber von den muthigen Nonnen daran verhindert.

So eigenartig, wie die Kirchen und öffentlichen Gebäude, sind auch sehr oft die Privathäuser. Als wir von dem Ssmolensker Platz mit der langsamen Pferdebahn nach dem Troitzky-Thor fuhren, fiel uns ein aus grauem Sandstein erbautes Palais auf, über dessen Geschmack man schließlich streiten kann, das aber an Reichthum der Details und Mannigfaltigkeit der Formen Alles übertrifft, was man sich bei uns vorstellen kann, und eher an einen indischen Palast als an irgend etwas Anderes erinnert. Wir hören, daß der Besitzer, ein 22jähriger Fabrikant und Millionär, es für sich erbauen ließ, sich jetzt aber genire, darin zu wohnen und es deshalb der Stadt als Raum für ein Museum zum Geschenk machen wolle.

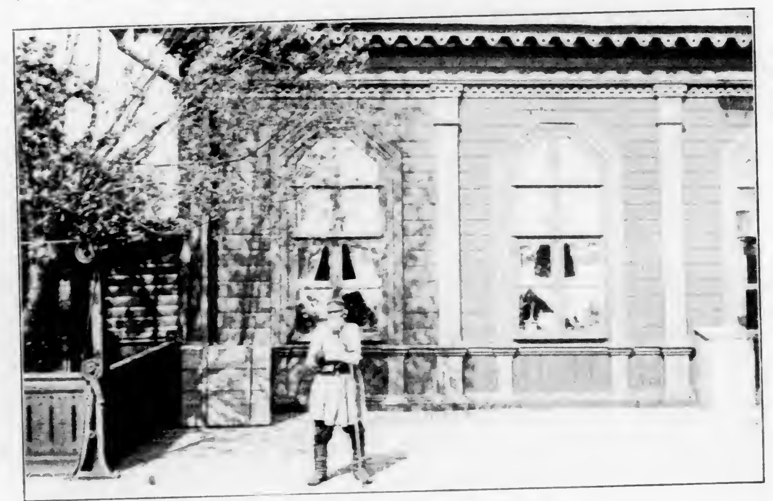
Auf einer russischen Eisenbahn.

Da wir unsere Geschäfte in Moskau erledigt haben, packen wir unsere Koffer und fahren nach dem Nischni-Kursker Bahnhof, um mit dem Zug — es geht nämlich alle Tage einer — nach Nischni-Nowgorod zu fahren. Wir langen nach russischer Sitte eine Stunde vor Abgang des Zuges — oder richtiger gesagt, vor der Zeit, zu welcher der Zug abgehen sollte — am Bahnhof an, finden aber den Wartesaal schon überfüllt. Wir besorgen Gepäck und Billete und warten wie die Anderen. Eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges wird der Perron geöffnet. Alles drängt sich zur Thür hinaus und der Zug wird im Sturme genommen. Wir stürmen natürlich mit und bekommen so noch ganz leidliche Plätze. Es ist nothwendig, frühzeitig zu kommen, um für die Nacht einen Platz zu erhalten, trotzdem ein Zug nie pünktlich abgeht. Wir begreifen das jetzt vollkommen, denn wir haben während des durch die übliche Verspätung über Gebühr verlängerten Aufenthalts reichlich Arbeit, unsere Plätze gegen die zahlreich erscheinenden Nachzügler zu vertheidigen.

Die russischen Eisenbahnwagen sind viel bequemer als die unseren und, da hier die Fahrten meist sehr lange dauern, so eingerichtet, daß Jeder sich Nachts ausstrecken kann. Zu diesem Zwecke werden die gepolsterten Rücklehnen hinaufgeklappt und es entsteht auf jeder Seite eine obere und eine untere Schlafstelle. Es ist Usus, daß die Inhaber der Fensterplätze die untere Schlafstelle zu beanspruchen haben, und wer einmal einen Platz hat, dem kann er nicht mehr genommen werden. In dieser Beziehung könnte man in Westeuropa Manches lernen. Es ist geradezu skandalös, wie man bei uns bei Nachtfahrten eingepfercht wird, ohne Möglichkeit sich auszustrecken, höchstens mit Hilfe von Trinkgeldern und auch das nicht immer. Hier hat Jedermann das gesetzliche Recht zum Liegen.

In unserer Abtheilung sind noch ein Beamter in Juristenuniform, eine Studentin der Medizin und ein Forstbeamter. Außerdem befinden sich im Wagen mehrere Kaufleute, ein Offizier &c.

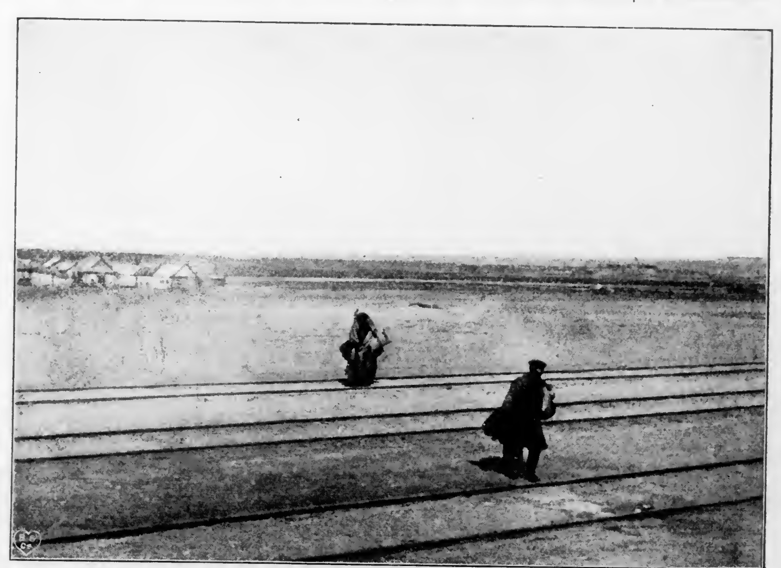
Auf den russischen Eisenbahnfahrten wird viel politisirt. Und die Meinungsäußerungen, die man zu hören bekommt, sind fast durchweg liberal. Wir waren erstaunt, diese Wahrnehmung zu machen, denn eine liberale Gesinnung ist im autokratischen Rußland kein harmloses Ding und kann für Denjenigen, der sie zum Ausdruck bringt, gelegentlich sehr unangenehme Folgen haben. Aber die Zustände reizen in solchem Maße zur Kritik, daß die sehr angebrachte Vorsicht vergessen wird. Die Staatsverwaltung, von der Polizei bis auf die Ministerien, wird arg mitgenommen. Jeder, der Geschäftsmann wie auch der Beamte selbst, hat aus den Erfahrungen des tagtäglichen Lebens eine Unsumme Aerger-



Bahnhof auf einer kleineren Station.

nisse, Lächerlichkeiten, Ungerechtigkeiten mitzutheilen. Einige sprechen in heller Entrüstung, die meisten mit jenem heiteren Sarkasmus, der auch der russischen Literatur ein eigenartiges Gepräge giebt. Man gefällt sich gern in Vergleichen mit Westeuropa, um die Rückständigkeit der russischen Zustände zu illustriren, wobei es sich nicht etwa um Deutschland, Frankreich, sondern um Europa schlechtweg handelt, um europäische Kultur im Unterschied zu dem, was in Rußland vorgeht. „In Europa ist Kultur — sagte mir ein russischer Reisegefährte — was aber ist bei uns?" Das ist der Kehrreim aller Unterhaltungen mit aufgeklärten Leuten in Rußland. Die Frage, ob Rußland ein Kulturland ist, kann thatsächlich nicht so leicht entschieden werden. Auf Schritt und Tritt begegnet man hier Gegensätzen. Dieser Eisenbahnwagen z. B., in dem

wir fahren, ist zweifellos Kultur. Er ist mit großem Raffinement eingerichtet und kann in Mitteleuropa seines Gleichen suchen. Die Gesellschaft um uns ist sehr intelligent und über alle Dinge des öffentlichen Lebens gut unterrichtet. Als wir aber die Wagen dritter Klasse aufgesucht hatten, fanden wir dort breite Pritschen, auf denen schmutzige, ungekämmte Gestalten lagerten, die uns stupid anglotzten, am Boden lag unsäglicher Schmutz und Dreck, ja mein Freund behauptet sogar mit aller Bestimmtheit, etwas Schlüpfriges unter den Stiefel bekommen



Landbewohner zur Station eilend. (Russische Landschaft vom Zuge aus gesehen.)

zu haben, das er sich nur durch die Anwesenheit von Kindern erklären kann, der Kondukteur kam heran und ordnete sein Publikum unter Püffen und Geschrei, wie eine Hammelheerde. Oder: Rußland besitzt Universitäten, das ist doch wohl Kultur —, aber es läßt die Studenten von Kosaken mit Reitpeitschen in die Hörsäle treiben, was ist nun das? In unserem Wagen wurde die Maßregelung der Studenten sehr lebhaft besprochen. Mit einer einzigen Ausnahme stellten sich alle auf Seiten der jugendlichen Protestler. Mit banger Besorgniß wurde die Frage erörtert, ob die Relegirten wieder zum akademischen Studium zugelassen werden würden. Ein weiteres unerschöpfliches Gesprächsthema boten die Mißbräuche und Uebergriffe des Beamtenthums, bureaukratische Verschleppung und das Durcheinander der Administration. Die Bestechlich-

keit der Beamten wurde als selbstverständlich vorausgesetzt und nur darüber diskutirt, wieviel in einem bestimmten Falle dieser oder jener „genommen“ habe. Es wurden aber noch stärkere Stückchen erzählt. So wurde von einem Polizeikommissar berichtet, der in seiner Stadt eine Diebsbande organisirte und die Einwohnerschaft brandschatzte, indem er sich für das Recherchiren gestohlener Objekte beträchtliche Summen habe zahlen lassen, dabei höheren Ortes durch seine Findigkeit zu imponiren wußte.

Von einem Beamten der Armeeintendanz, der sich bis jetzt allen Bestechungsversuchen der Geschäftsleute unzugänglich erwiesen habe, hieß es, daß sei nur wohlüberlegte Diplomatie, er wolle erst den Geschäftsleuten Angst einjagen, um sich dann um so theurer bezahlen zu lassen. Ein Forstbeamter erzählte, daß er beim Verkauf einer Waldparzelle der kaiserlichen Forsten den Waldbestand aufzunehmen hatte, dabei habe er vom Käufer einen Nebenauftrag erhalten, und als er die Rechnung präsentirt habe, wurde er von diesem also angeredet: „Ich wußte nicht, daß Sie Ihre Arbeit so gering schätzen“; er habe aber eine höhere Gratifikation ausgeschlagen.

Dieser Beamte der kaiserlichen Forsten, der seine Unbestechlichkeit zum Besten gab, zeigte im Gegensatz zu der anderen Gesellschaft eine reaktionäre Gesinnung von imponirender Klarheit und Abgeschlossenheit. Erst schimpfte er auf die russischen Studenten. „Die Regierung sei noch viel zu glimpflich mit ihnen umgegangen. Den abgefangenen Rädelsführern müßte man vor Allem die Höschen herunterziehen und sie die Ruthe fühlen lassen. Das wäre die erste Portion Strafe. Und dann wäre auch Sibirien nicht zu weit. Wer nicht studiren, sondern bloß krakehlen wolle, gehöre auch nicht in die Universität. Man müßte sie in die Strafbataillone stecken — da würden sie schon lernen, zu gehorchen. Und erst die jüdischen Studenten! Diese vermaledeite Rasse müßte mit der Wurzel ausgerottet werden.“ Diese reaktionären Wuthausbrüche erscheinen mir jetzt um so interessanter, als die späteren Erlasse der russischen Regierung in der Studentenaffaire thatsächlich im Sinne dieses Programms erfolgten. Ob nicht auch die anderen Herzenswünsche dieses Regierungsmenschen in Erfüllung gehen? Ihm waren besonders die Semstwos, die gewählten Vertretungen der Provinzen und Regierungsbezirke, ein Dorn im Auge. Alles, was sie thaten, war ihm zuwider, dagegen sah er eine Unsumme von Unterlassungen. Das Bestreben war leicht erkenntlich, die gesammte russische Lotterwirthschaft auf die Semstwos abzuwälzen. Sie wurden dafür verantwortlich gemacht, daß sie kein Geld haben, daß ihre Machtbefugnisse äußerst beschränkt sind, daß ihre Intentionen auf Schritt und Tritt von der Regierung durchkreuzt werden. „Wenn die Semstwos einmal zusammenkommen, dann bewilligen sie stracks ein paar Volksschulen. Das ist nichts als Geldvergeudung. Sie sollen doch lieber dafür sorgen, daß die Wege besser werden. Im Frühjahr sind ja überall unpassirbare Sümpfe. Das ist ihnen egal, wenn nur der Bauernbub das ABC lernt. Was hat er davon? Er vergißt dann doch seine ganze Schulbildung unfehlbar wieder. Diese ganze Volksbildungsmeierei verdirbt bloß den Volkscharakter. Jedwede Zucht geht auf dem Lande verloren. Es passiren unglaubliche Dinge. Die Trunksucht und Ausschweifung kennen keine Grenzen. Mord, Brandstiftung, Pferdediebstahl nehmen kein Ende. Das Volk ist eine Bestie. Es braucht nicht Bildung, sondern eine feste Hand, die es im Zaume hält. Man hat die Bauern emanzipirt — jetzt geht alles auseinander. Das ist die Wurzel aller unserer Mißstände. Die Gutsherren allein waren im Stande, den Muschik in Gehorsam zu halten. Die Macht des Adels ist vernichtet. Und was hat der Bauer davon? Er selbst leidet am schlimmsten darunter. Der Gutsherr sorgte dafür, daß die Getreidespeicher voll waren. Kam eine Mißernte, so waren Getreidevorräthe da, der Bauer brauchte nicht zu hungern. Jetzt hat der Bauer bereits alles losgeschlagen, was er hatte. Die Getreidevorräthe der Gemeindespeicher stehen nur noch auf dem Papier. Alles ist ausgekramt, und wenn eine Mißernte kommt, muß die Regierung helfen, sonst stirbt der Bauer Hungers. Bis zum Hungertod hat die Emanzipation den Bauern gebracht. Und den Gutsbesitzer hat sie ruinirt. Das ist das Ergebniß!“ Er hat sich in eine ziemliche Hitze hineingeredet und schien deshalb mit sich selbst nicht ganz zufrieden zu sein. Indessen er zu seiner Zigarettentasche griff, wandte ich mich ab.

Der Beamte in Uniform des Justizministeriums führte mit der jungen Studentin — beide saßen uns gegenüber — ein halblautes Gespräch; wir erfuhren daraus, daß sie die Absicht hege, ins Ausland zu gehen, und die Schwierigkeiten und Chancen eines ausländischen Medizinstudiums erwäge. Der Herr war ländlicher Untersuchungsrichter und seines Amtes herzlich überdrüssig. „Die meiste Zeit muß man unterwegs sein — erzählte er uns —, die Eisenbahnverbindungen kommen fast gar nicht in Betracht. Hat man sich tagsüber im elenden Wagen auf scheußlichen Straßen abgehetzt, so übernachtet man dann in einer elenden Bauernhütte. Da ist, zumal im Winter, ein Gestank und ein Schmutz, die jeder Beschreibung spotten. Die Muschiks sind unwissend, roh, elend, verhungert. Bald reizen Einen die Stupidität, der Aber-

glauben, mit denen man in jedem gerichtlichen Falle einen schweren Kampf durchzufechten hat, so daß man wüthend dreinschlagen möchte, und dann wieder bricht Einem fast das Herz über das Elend, den Jammer, die Rath- und Hilflosigkeit, die man mitansehen muß. Wäre nicht die verdammte Fütterungsfrage, so hätte ich längst meine Uniform an den Pflock gehängt."

Sein vergrämtes und verwittertes Gesicht sprach dafür, daß es ihm wohl ernst war.

Unsere erste Wolgafahrt.

Von Nischni-Nowgorod bis Kasan.

An einem herrlichen Sonntagmorgen des Monats Mai fuhr unser Zug in den Bahnhof Nischni-Nowgorod ein. Im Bahnhof selbst befinden sich die Agenturen der verschiedenen Wolgadampfschiffahrtsgesellschaften.

Nachdem wir uns zweier Kajütenplätze nach Kasan versichert und das Gepäck aufgegeben haben, begeben wir uns zu Fuß nach dem sibirischen Landungsplatz, wo unser Schiff in einer Stunde abgehen soll. Nischni-Nowgorod, d. h. Unter-Nowgorod zum Unterschied von Nowgorod am Ilmensee, liegt am Einfluß der Oka in die Wolga. Die eigentliche Stadt liegt malerisch auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Oka. Am linken Ufer liegt die Jahrmarktstadt oder kurz der Jahrmarkt. Unser Weg führt durch den Jahrmarkt. Er besteht aus niedrigen hölzernen Gebäuden, die in regelmäßigen Straßen angelegt sind. Zur Zeit ist Alles geschlossen und verwaist. Aber zur Meßzeit, vom 15. Juli bis zum 25. August alten Stils (der Julianische Kalender, der heute in Rußland noch gebraucht wird, ist gegen unsere Zeitrechnung um 13 Tage zurück), ist hier ein ungemein reges Leben. Gehandelt wird hier mit Allem, vom rohen Bodenerzeugniß bis zum feinsten Luxusgegenstand. Der Umsatz beträgt 150—185 Millionen Rubel, die Zahl der Meßbesucher 400 000, und die Vermiethung der Lagerhäuser bringt der Regierung jährlich 500 000 Rubel ein. Während der Meßzeit geht eine hölzerne Brücke über die Oka, die im Herbst wegen des Eisgangs wieder abgetragen wird. Auch eine Trambahn geht hier zur Meßzeit. Jetzt sind die Schienen mit Rost bedeckt, und wer nicht mit einem schlechten Wagen über schlechtes Pflaster fahren will, muß den Weg zum Schiffe zu Fuß zurücklegen. Die meisten Reisenden waren mit Wagen gefahren, und als wir das Schiff betraten, wußten wir warum. Man erklärte uns, die Kajüten seien alle besetzt und es sei nur noch im gemeinsamen Raum Platz vorhanden. Da wir aber frühzeitig unsere Billette genommen hatten, so ergaben wir uns nicht ohne Weiteres in

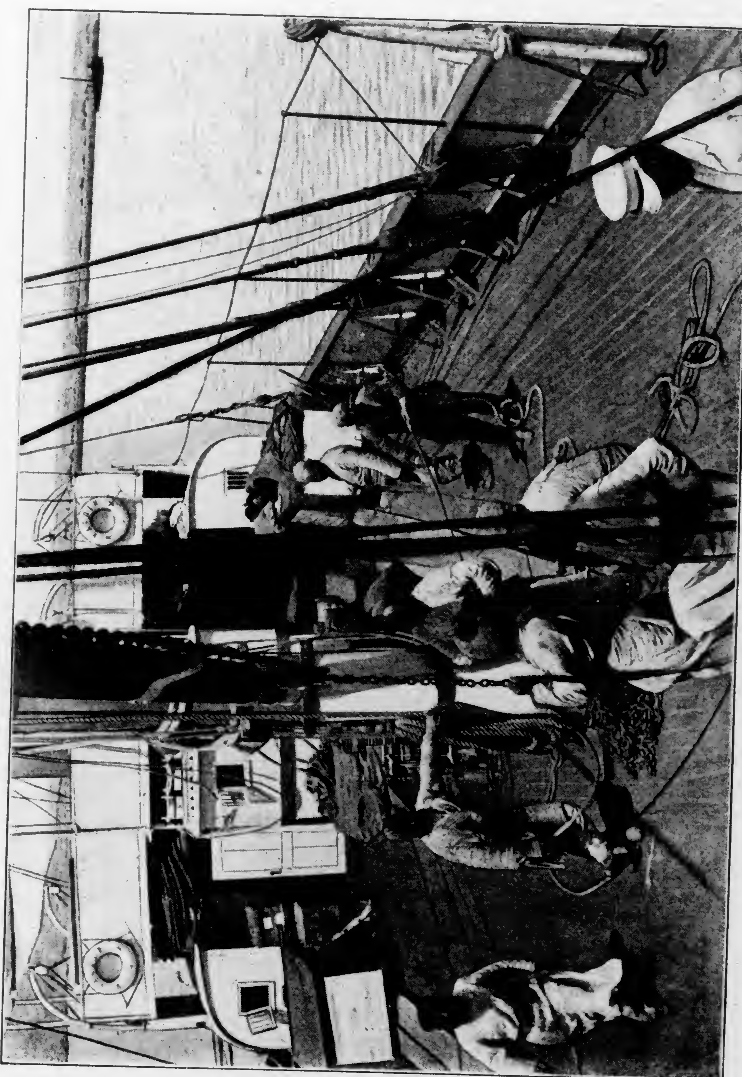
unser Schicksal, und schließlich gelang es Freund Parvus unter Aufwendung von sehr viel Russisch eine über Deck gelegene Kajüte für uns



Passagierdampfer auf der Wolga.

zu erobern. Nachdem wir uns dort häuslich niedergelassen, begaben wir uns auf Deck, um das Einladen des Gepäcks zu besichtigen. Die

Arbeit wird von tatarischen Arbeitern, die in lange Pelzjacken gehüllt sind, besorgt. Es wird Alles getragen. Rollwagen und Krahnen gibt



Tatarische Arbeiter auf einem Wolgadampfer.

es nicht. Die größeren Stücke erfordern einen großen Aufwand von Menschenkraft, aber die menschliche Arbeit ist hier sehr billig.

Die Wolgadampfer sind sehr elegant gebaut und bequem eingerichtet. Manche haben nach amerikanischem System ein einziges großes Hinterrad. Sie haben Dampfheizung, elektrische Beleuchtung und ein meist sehr gutes Restaurant. Der Dampfer fährt mit der üblichen Verspätung ab über die Mündung der Oka nach der Stadtseite von Nischni, um dort abermals anzulegen. Hier wird der größte Theil der Zwischendeckspassagiere aufgenommen, russische und tatarische Bauern mit Frauen und Kindern. Wir stehen auf dem Oberdeck mit dem Apparat, um den letzten Passagier zu photographiren, der nach Parvus' Meinung zu spät kommt. Das zweite Signal zur Abfahrt ist bereits ertönt, ich drücke meine Zweifel darüber aus, ob er wirklich kommen wird. Zum dritten Male ertönt die Dampfpfeife, die Landungsbrücke wird zurückgezogen, die Taue gelöst, das Schiff bewegt sich. Da plötzlich in wilder Hast stürmt ein junger Bauer mit einem Pack auf dem Rücken zum Landungsponton. Man will ihn zuerst zurückweisen, aber einige Bedienstete helfen ihm von der Brücke aus, die oben ergreifen ihn an den Händen, ein Schwupp und er liegt wie ein Sack auf dem Oberdeck. Er machte ein furchtbar verdutztes Gesicht und fand sich erst gar nicht zurecht. Die photographische Aufnahme glückte leider nicht, aber der Letzte war doch gekommen.

Vom Schiffe aus genießen wir während der Abfahrt einen herrlichen Blick auf die Stadt, deren Häuser und Kuppeln, leicht mit frischem Schnee bedeckt, in der Mittagssonne glitzern. Nachdem die Stadt unseren Blicken entschwunden, machen wir einen Rundgang, um uns unsere Schiffsgesellschaft etwas näher anzusehen. Im Zwischendeck befindet sich eine überaus bunte Gesellschaft. Großrussen, Tataren, Mordwinen, Bulgaren, Tscheremissen, Zigeuner und noch andere Völker mit Weibern und Kindern. Die meisten kauern sich zusammen auf den Bänken und Gepäckstücken, viele sitzen und liegen auf dem Fußboden, in Lumpen oder Schafpelze gehüllt und schlafen. Besonders bevorzugt sind die Plätze über den Dampfkesseln und um den mächtigen eisernen Schornstein. Andere trinken Thee, zu dem das kochende Wasser in einem riesigen Samowar bereitet und für eine Kopeke pro Kessel verkauft wird. Thee und Kessel bringt Jeder mit und dazu essen sie Weißbrod und getrocknete Fische. In einer halbdunkeln Ecke des großen Raumes singt eine Gruppe Männer und Frauen mit rauhen Kehlen melancholische Lieder.

Die Passagiere der ersten und zweiten Klasse unterscheiden sich auch wesentlich von dem in Westeuropa reisenden Publikum. In der ersten Klasse fahren reiche tatarische Kaufleute mit hohen Pelzmützen

und Mänteln, die mit kostbarem Pelze gefüttert sind, aber sehr schmutzig aussehen. Wir sehen einen, der sich ganz ungenirt, aber mit Ausdauer kratzt. Das gewöhnliche Volk kratzt sich nicht, es scheint für Ungeziefer unempfindlich zu sein. Die Leute sind alle harmlos und offenbar sehr gutmüthig. Unser photographischer Apparat erregt ihre Neugier in hohem Grade und scheint ihnen viel Spaß zu machen.

Die Fahrt auf der Wolga an einem frischen, sonnigen Tag ist für den Fremden ungemein anziehend. Der gewaltige Strom, dessen



Gruppe an Bord.

braunes Wasser durch den Wind stets einen mehr oder minder starken Wellenschlag hat, macht an sich schon einen großartigen Eindruck. Am rechten Ufer sind grüne Höhen, und hier liegen die Ortschaften amphitheatralisch aufsteigend. Die grauen Holzhäuser und die große weiße Kirche mit den farbigen Kuppeln geben ein sehr malerisches Bild ab. Das linke flache Ufer ist mit seinen Wäldern um diese Jahreszeit stets überschwemmt.

In den Sommermonaten geht der Wasserstand stark zurück, dann werden überall Sandbänke sichtbar, die die Fahrt und das Anlegen der Schiffe sehr erschweren. In dieser Zeit sind auch die Verspätungen der Dampfer noch viel größer als sonst.

Während des langen russischen Winters geht an vielen Stellen ein reger Verkehr über die zugefrorene Wolga. In das Eis gesteckte Baumäste geben die Uebergangsstellen an und bezeichnen bei Nacht und Nebel die Richtung über die große Eisfläche. Sobald aber das Eis gebrochen ist, beginnt wieder der Schiffsverkehr, der in einem Lande, das ein sehr spärliches Eisenbahnnetz besitzt, natürlich eine sehr große Bedeutung hat.

Am späten Nachmittag erreichen wir das reizende Lyskowo, zur Rechten an einem Hügel hinaufziehend; diesem gegenüber liegt das



Kloster Makarjeff an der Wolga.

Kloster Makarjeff, ein mit Kuppeln und Kreuzen versehener festungsartiger Bau. Die Wolga gleicht hier mehr einem See als einem Flusse. Zahlreiche Möven begleiten unser Schiff, das rascher als ein russischer Postzug fährt und majestätisch die dunklen Wogen durchpflügt. Der Schiffsverkehr auf der Wolga ist ein sehr reger. Mächtig qualmende Schleppdampfer ziehen zwei bis drei, manchmal auch vier schwer beladene riesige Kähne hinter sich her, auch Personendampfern begegnen wir häufig.

Nachdem wir uns so über das Nöthigste orientirt hatten, kam die Befriedigung des Magens an die Reihe. Der Russe liebt es, seine Mahlzeiten mit Wodka und Sakußka, d. h. mit Schnaps und Imbiß

oder Zubiß zu beginnen, und so thaten wir. Die Sakußka bestand in Kaviar. Der Kaviar war frisch, ungesalzen, vollkörnig und perlgrau, kurz der feinste, den man sich denken kann, und Parvus erklärte, er habe ihm ausgezeichnet geschmeckt und bekommen. Dazu war es noch Kaviar fürs Volk, denn er war lächerlich billig. Meine persönlichen Erfahrungen mit Kaviar waren stets unangenehme und so will ich dies Kapitel lieber mit Stillschweigen übergehen. Das darauf folgende Mittagessen war typisch russisch. Zuerst Borschtsch, eine Krautsuppe mit saurem Rahm, dann Zander mit Gemüse und Zitronen gekocht und dann ein



Holzsammler auf der Wolga.

gebratenes Reb- oder Birkhuhn, Alles ausgezeichnet und schmackhaft zubereitet.

Als wir nach dem Essen unseren Rundgang auf dem Schiffe fortsetzten, sahen wir auf dem offenen Achterdeck das Schiffsvolk seine Mahlzeit verzehren. Auf einem Tische war eine große irdene Schüssel, deren Inhalt nach Schweinefutter aussah und es in der That auch war. Fleischstücke, Fischgräten, Knochen vom Rind, Kalb, Schwein und Geflügel, Kraut, gelbe Rüben, Tomaten, Zitronenscheiben, Suppe, Brotstücke und verschiedene Saucen, offenbar Alles, was die Passagiere der ersten und zweiten Klasse auf ihren Tellern liegen ließen. Der Tisch stand in der Mitte, neben dem Gangspill, und Jeder griff mit den

Händen zu. Was mit einer Hand gefischt war, wurde mit der anderen sortirt, das Brauchbare verschlungen und der Rest ohne viel Umstände über Bord geworfen. Es war aber auch eine Art Gigerl darunter, der zum Schöpfen einen runden hölzernen Löffel benutzte, aus dem er dann auch mit den Fingern aß. Zum Zwecke der besseren Ausnutzung von Suppe und Saucen wurden die Finger vor jedem neuen Griffe schnalzend abgeleckt. Nachdem alle satt waren, gossen sie den gründlich durchwühlten Rest der Schüssel — reichlich die Hälfte des Aufgetragenen — einfach über Bord. Ich glaube, dies Volk verträgt auch den Kaviar besser als ich.

Trotz des großen Unterschieds zwischen den Kajütenpassagieren und den Zwischendecklern herrscht ein ziemlich zwangloser Verkehr auf dem ganzen Schiffe. Die in Lumpen gehüllten Bauern halten sich an den sonnigen Plätzen des für die Kajütenpassagiere bestimmten Oberdecks auf, ohne von Jemand belästigt zu werden, und das ist gut; dem im polizeifrommen Deutschland aufgewachsenen Ausländer kommt das allerdings fremdartig vor.

Wir haben soeben Wassilissursk verlassen und die Gegend wird immer hübscher. Die Sonne scheint noch, aber es wird kalt, denn aus Norden weht eine starke Bö und die zahllosen braunen Wellen tragen eine weiße Schaummähne. In der Nähe unseres Schiffes wird ein mit Reisig und Holzstücken beladener Kahn von zwei Männern gerudert. Es sind Fischer oder Bauern, welche das im Frühjahr auf dem Strome treibende Holz sammeln und es für den langen Winter aufspeichern. Kohlen giebt es hier nicht. Die Lokomotiven und Dampfschiffe wurden früher alle mit Holz geheizt, in neuerer Zeit mit Naphtha, welches als Rückstand der Petroleumwerke am kaspischen Meere gewonnen wird und das ganze Stromgebiet der Wolga mit Brennmaterial versorgt. Das Naphtha wird mittelst eines Dampfgebläses zerstäubt und in den Feuerraum der Dampfkessel getrieben und giebt dort eine große Hitze ab, die durch Stellen der Zufuhrventile genau regulirt werden kann. Durch die zahlreichen Naphthaschiffe soll das Wasser der Wolga allerdings stark verunreinigt werden zum Schaden der Fischerei, was aber mit der nöthigen Sorgfalt sicher zu vermeiden wäre. Bei Kosmodemjansk beginnt es zu dämmern. Die Wolga macht hier zahlreiche Windungen und bietet sehr abwechslungsreiche Bilder. Die Wolga hat keine der bizarren Naturschönheiten, wie wir sie in bergigen Gegenden treffen, aber sie macht in ihrer Eigenart einen überwältigenden Eindruck. Bädeker warnt vor allzu großem Enthusiasmus vor den Schönheiten von „Matuschka Wolga" (Mütterchen Wolga). Der wahre Naturfreund, der

Fall ins Wasser in Betracht kommt. An Unreinlichkeit übertreffen sie sogar noch die französischen Lokale älteren Systems. Für die Reisenden der ersten und zweiten Klasse sind allerdings bessere Einrichtungen vorhanden.

In unserer Kabine angelangt, bestellten wir uns ein Nachtessen und legten uns dann auf den gepolsterten Bänken schlafen, wenigstens wollten wir schlafen und es gelang uns auch schließlich trotz der Hitze und des Nebelhorns, dessen Geheul die Nacht erfüllte. Als wir aufwachten, schien die Sonne bleich durch das Fenster. Das Schiff steht still. Draußen ist ein Gewoge von Dampfern, Schleppkähnen und Booten, wir hören ein Rufen und Lärmen vieler menschlicher Stimmen, wir sind in Kasan. Das Schiff hat hier vier Stunden Aufenthalt, und wir machen in aller Muße Toilette, nehmen einen Gepäckträger und verlassen das Schiff. Wir fahren per Wagen auf einem mit holperigem Pflaster versehenen Damme dreiviertel Stunden lang nach der Stadt und werden dort noch eine Stunde lang bei bitterer Kälte auf gleichwerthigem Pflaster von einem Gasthaus zum anderen gekarrt, bis wir endlich ein Unterkommen finden. Die Gasthäuser heißen hier Nummern und unseres ist ein ganz gutes. Das „gut" muß hier relativ genommen werden. Das Haus ist sehr gut gebaut, hat geräumige Zimmer und Korridore, Parkett und elektrisches Licht. Die Betten sind mäßig. Bettwäsche muß man entweder selbst mitbringen oder extra bezahlen. Auch die Wascheinrichtung ist äußerst ungenügend. An der Wand befindet sich ein Blechkasten, aus dem man sich Wasser auf die Hände tropfen lassen kann. Handtuch und Seife hat man selbst mitzubringen. Nachdem wir unsere leiblichen Bedürfnisse so gut es ging befriedigt hatten, machten wir uns ohne Verzug an unsere Arbeit.

Die Universitätsstadt Kasan.

Vom Hochwasser. — Eine Eisenbahnfrage. — Hungersnoth und Bevölkerungsstatistik. — Bettler. — Aus dem Haushalt einer russischen Großstadt. — Die Tatarenstadt. — Auf den Märkten. — Betrunkene. — Wien in Kasan. — Der „Wolgabote“. — Vom Pflaster. — Am Hafen.

Die Stadt Kasan, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, liegt an der Mündung des Flusses Kasanka in die Wolga. Einige Kilometer hinter Kasan macht der mächtige Wolgastrom seine große Biegung, fast unter einem Rechtwinkel, von Ost nach Süd. Die Stadt baut sich terrassenförmig auf. Der untere Theil wird regelmäßig im Frühling von der Wolga und Kasanka überschwemmt. Beide Flüsse vereinigen sich dann zu einer immensen Wasserfläche, welche die Stadt von drei Seiten umgiebt. Der gemeinsame Fluß hat dann eine Breite von 7—10 Kilometer. So war es auch jetzt bei unserem Besuch. Das bot einen sehr malerischen Anblick. Oben die Stadt mit ihrer alten Festung, tatarischen Minarets und zahlreichen Kirchthürmen, dazwischen mit Gras bedeckte Abhänge und Baumkuppen. Unten der endlose weiße Strom der Wolga in herrlicher Weite; einzelne Birkenreihen heben ihr dünnes Geäst aus dem Wasser, sie theilen das Panorama, und wenn wir die schmucken Dampfer an ihnen vorbeigleiten sehen, so scheint es uns, daß jene in ein neues Wassergebiet eingefahren sind; hie und da flache Landfetzen in dem alles beherrschenden Wasser, ein Holzplatz, speicherartige Gebäude, die man auf Kähnen mühsam zu erreichen sucht; ein schmaler Damm, der von unserem Ufer aus weit in die Mitte des Stromes hinein sich hinzieht und von vielen Fuhrwerken in nicht enden wollender Reihe befahren wird; und weit hinten der kaum wahrnehmbare grüne Rand des gegenüberliegenden Ufers.

Wenn das Hochwasser vorbei ist, hat die Wolga bei Kasan eine Breite von 800—900 Meter. Ihr Nebenfluß Kasanka ist ebenfalls auch dann noch ein beachtenswerther Strom.

Die Wolga ist für Kasan der große Handelsweg, der die Stadt mit der Außenwelt verbindet. Aber die Wolga ist während des Jahres

nach bis zum Anfang des Jahrhunderts reichenden Berechnungen nur 174 bis höchstens 267 Tage schiffbar. Vier Monate und in manchen Jahren selbst ein halbes Jahr ist sie zugefroren. Bis auf das Jahr 1893



Fähre über die Kasanka.

mußte man während dieser Zeit, um von Kasan aus die nächste Eisenbahn zu erreichen, 400 Werst mit der Pferdepost bis Nischni-Nowgorod fahren. Das war die einzige Verbindung dieser Universitätsstadt mit

der zivilisirten Welt. 1891 ist eine Eisenbahnverbindung zwischen Kasan und Rjasan-Moskau genehmigt worden und 1893 wurde sie fertig. Die hauptsächlichen Handelsbeziehungen von Kasan sind mit Moskau beziehungsweise Petersburg; aber die Eisenbahn Kasan-Rjasan-Moskau ist ein gewaltiger Umweg, so daß es während der Navigationszeit noch immer vortheilhafter ist, von Kasan die Wolga hinauf nach Nischni-Nowgorod zu fahren und von dort mit der Eisenbahn nach Moskau. In umgekehrter Richtung haben wir selbst diesen Weg gemacht, nachdem wir festgestellt hatten, daß eine ununterbrochene Eisenbahntour uns viel später zum Ziele gebracht hätte. Im Winter ist die Eisenbahn immerhin ein Nothbehelf. Dabei wird aber noch über folgenden Mißstand viel geklagt: Die Eisenbahnverbindung Rjasan-Moskau hat ihren Endpunkt am linken Ufer der Wolga bei Swijaschsk, Kasan aber liegt am rechten Ufer, 40 Werst davon entfernt, eine Eisenbahnbrücke über die Wolga fehlt. Es ist eine Zufuhrbahn von Kasan bis Seleni-Dol gebaut worden, ein Dorf, das der Endstation der Bahn gegenüber liegt. Die Fracht muß also in Swijaschsk und in Seleni-Dol umgeladen werden. Wenn die Wolga fest zugefroren ist, sodaß man sie mit stark beladenen Schlitten befahren kann, geht es noch immerhin, wenn es auch mit Geldausgaben und Zeitversäumniß verbunden ist. Während der Navigationszeit wird die Eisenbahn aus bereits angegebenen Gründen überhaupt wenig benutzt. Regelmäßig aber im Herbst, wenn die Schiffahrt aufhört und das Eis auf der Wolga sich noch nicht gefestigt hat, giebt es Störungen. Ist der Eisgang stark und anhaltend, wie z. B. gerade im Winter 1898/99, so wird er zu einer wahren Kalamität. In diesem Winter wurden die Eisenbahnfrachten nach Kasan 2—3 Monate lang angehalten. Etwa 1000 Güterwagen haben sich am linken Wolgaufer angesammelt und die Fabriken sowie die Kaufläden von Kasan litten empfindliche Verluste. Die Wolgabrücke ist ein stehendes Gesprächsthema der Geschäftsleute von Kasan — nach dem verspäteten Eisenbahnbau zu urtheilen, wird aber noch viel Wasser die Wolga hinunterfließen, bis auch dieser Wunsch der Einwohner von Kasan erfüllt sein wird.

Kasan ist, wie schon erwähnt, eine Universitätsstadt. Sie ist nach der Bevölkerungszahl eine der größten Städte Rußlands und rangirt mit ihren 131 500 Einwohnern (Volkszählung 1897) an dreizehnter Stelle. Ich entnehme diese Angaben einem sehr verdienstvollen Werkchen über Kasan, das an die Mitglieder des Pirogoffschen VII. Aerztekongresses von dem lokalen Organisationskomite vertheilt wurde. Interessante Einblicke gewährt die Entwicklung der Bevölkerung von Kasan. Für die Hungerjahre 1891 und 1892 wird eine absolute Abnahme der

Bevölkerung konstatirt, und zwar nicht nur in Folge Auswanderung, sondern hauptsächlich in Folge des Uebergewichts der Sterbefälle über die Geburten. Folgende kurze Tabelle veranschaulicht das Bild:

Im Jahr	Einwohnerzahl	Sterblichkeit pro 1000	Zuwachs + bezw. Abnahme — pro 1000
1887	136 086	27	+ 4,1
1889	135 177	33	— 0,3
1890	134 359	34	— 2,0
1891	133 359	36	— 1,2
1892	125 767	**54**	**— 20,0**

Der Bevölkerungsschwund dauerte auch noch 1893 und 1894 an. Im letzten Jahre betrug die Bevölkerung von Kasan 115 540, um 20 000 weniger, als 1887 — weit mehr als eine Dezimirung. Die natürliche Bevölkerungsabnahme von 1892 wird seit 1801 nur noch von den Jahren 1865 und 1866 übertroffen. Es ist bekannt, daß damals die Cholera wüthete, wahrscheinlich ebenfalls in Gefolgschaft einer Hungersnoth.

Die 90er Hungerjahre in Kasan zeigen noch eine andere interessante bevölkerungsstatistische Thatsache: Im Durchschnitt ist in Kasan wie in den anderen russischen Städten die Zahl der Männer größer als jene der Frauen. Eine Ausnahme davon machten nur die Tataren und die orthodoxe Geistlichkeit. Bei den Tataren war das Verhältniß der Männer zu den Frauen 100 : 114, bei der russischen Geistlichkeit 100 : 115. Durch die Hungersnoth ist dieses Verhältniß unter der tatarischen Bevölkerung total verändert worden. Im Jahre 1892 war das Zahlenverhältniß der tatarischen Männer zu den tatarischen Frauen 100 : 85. Selbst 1895 noch war es 100 : 95. Wir werden später eine Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung finden.

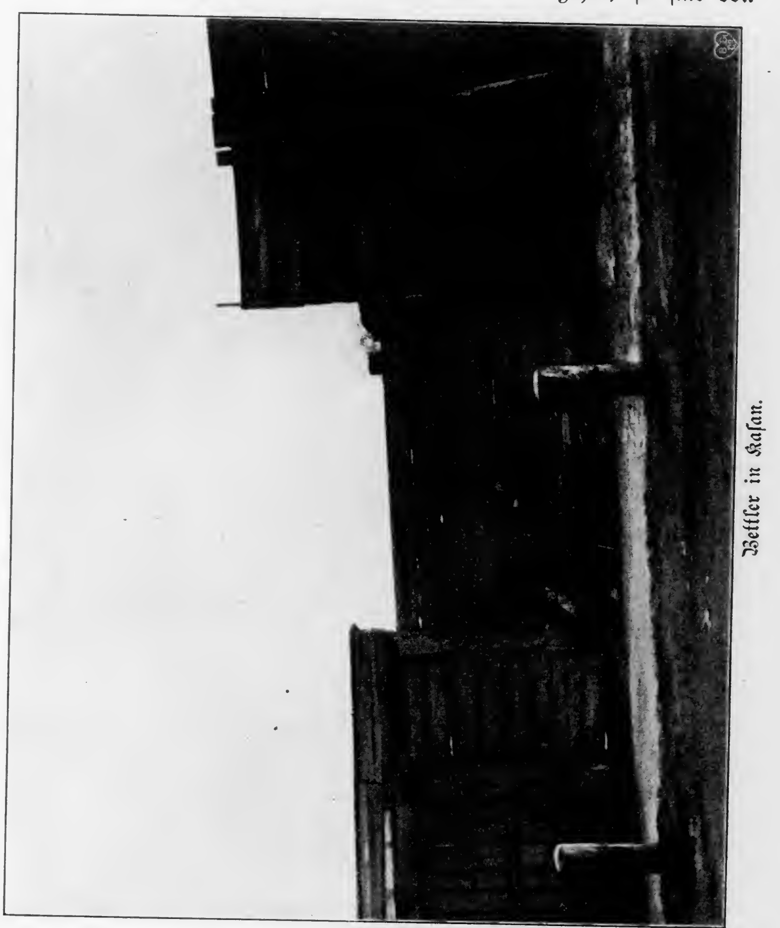
Eine andere, nicht minder bezeichnende Wirkung der Hungersnoth von 1891 und 1892 auf die Bevölkerung der Stadt Kasan ist die große Vermehrung der Zahl der „Bauern“ innerhalb der Stadtgrenzen. Die Bevölkerungsstatistik der Stadt weist folgende Prozentsätze der „Bauern“ auf: im Jahre 1839 — 17,8, im Jahre 1858 — 21, im Jahre 1883 — 23,1, im Jahre 1892 — 22,7, im Jahre 1897 — 46,3 Prozent. Unmittelbar nach jenen Hungerjahren fand also eine kolossale bäuerliche Zuwanderung statt, die das Bild der Bevölkerungszusammensetzung total verändert hat. Diese „Bauern“ haben selbstverständlich in der Stadt keinen Grundbesitz, sie sind nur dem Namen nach, beziehungsweise nach der russischen Standesordnung Bauern. Es ist das von der Hungersnoth ausgelöste ländliche Proletariat, das der Stadt zuströmte. Was treiben nun diese vielen „Bauern“ in der Stadt? Wie finden sie ihr Brot? Darauf ist es sehr schwer eine Antwort zu geben.

Wir finden in Kasan eine Anzahl industrieller Unternehmungen. Die große Stearinkerzen- und Seifenfabrik der Gebrüder Krestownikoff ist in ganz Rußland bekannt. Sie beschäftigt 2200 Personen. Die Erben Alafusoff beschäftigen in ihren Etablissements — Gerberei, Flachsgarnfabrik und Weberei — 2420 Personen. Die 1893 errichtete chemische Fabrik von Uschkoff & Co. beschäftigt 167; eine große Branntweinbrennerei 151. Außerdem giebt es einige Getreidemühlen und eine Anzahl kleinerer Unternehmungen. Die Gesammtzahl der gewerblichen Unternehmungen beträgt nach amtlicher Berechnung 83 mit 5577 Arbeitern, nach privaten Aufstellungen 94 mit 6809 Beschäftigten. Nimmt man auch die letztere Zahl an, so bleiben doch noch Zehntausende von „Bauern" in der Stadt, die sich einen anderen Erwerb suchen müssen. Ein Theil davon findet als Hafenarbeiter, die Jüngeren und Gewandteren als Bediente in den Theehäusern, als Lakaien, Kutscher, Hauswärter Beschäftigung, der Rest lungert in den Straßen herum und bettelt.

Die Menge von Bediensteten, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, ist ein charakteristischer Zug der russischen Städte. Schon in Petersburg und noch mehr in Moskau fällt es auf. Besonders aber in der Provinz. Nicht nur die Eingänge zu den Hotels, Theehäusern 2c., jeder Hausflur wimmelt hier von Bediensteten. Menschen sind ja in Rußland so billig! Es ist ein Ueberfluß an Menschen, das sieht man an jeder Straßenkreuzung, jedem offenen Platze, wo ganze Haufen müssig dastehen. Es sind fast ebenso viele Bettler. Sie füllen die Straßen, lagern auf den Stufen der Kirchen, auf jeder Straßenbank, jedem Eckstein bekommt man sie zu sehen. Zerlumpt, schmutzig, abgezehrt und, mit wenigen Ausnahmen, stets derselbe niedergeschlagene, stumpfe, apathische Gesichtsausdruck, in dem jeder Geistesfunke erloschen zu sein scheint, nur noch der geängstigte und bittende Blick mahnt uns, daß in diesen stinkenden Kleiderfetzen eine menschliche Gestalt steckt.

Diese Leute sind gewiß Proletarier, sie sind es aber viel mehr in dem ursprünglichen altrömischen Sinne, als in dem modernen kapitalistischen. Sie sind Nichtshaber, aber gerade deshalb besitzen sie keine Stellung im gesellschaftlichen Produktionsprozeß. Der westeuropäische Habenichts, der in die Fabrik geht, erfüllt eine unentbehrliche, ja grundlegende soziale Funktion, er trägt den ganzen kapitalistischen Bau auf sich; die bettelnden russischen Bauern aber sind vor allem überflüssig, sie finden keinen Platz mehr im sozialen Getriebe, sie sind nicht nur entbehrlich, sie erscheinen als lästiger Ballast. Diese proletarisirten russischen Bauern sind erst der Urstoff, aus dem sich ein industrielles Proletariat entwickeln muß. Ein Blick auf diese Leute genügt aber, um

sich zu überzeugen, daß dabei eine schonungslose natürliche Auslese stattfindet. Die junge Generation wird sich eine Bahn brechen in die Fabrik, die älteren Leute aber, und das sind die meisten, taugen nicht mehr dazu, in Folge dessen müssen sie zu Grunde gehen, sie sind von



Bettler in Kasan.

den unbarmherzigen Gesetzen der kapitalistischen Entwicklung zum Tode verurtheilt.

Kasan ist übrigens seit jeher durch seine Bettler bekannt. Es hat sich sogar ein Spottname herausgebildet: „ein Waisenkind aus Kasan" für Jemand, der ohne Grund jammert. Damit sind die professionirten Bettler gemeint, die von dem bettelnden, zugewanderten Bauernthum

zu unterscheiden sind. Auch jene falschen „Waisenkinder“ trifft man in Kasan in einer horrenden Zahl, und ich muß gestehen, daß sie auf mich alles weniger denn einen belustigenden Eindruck gemacht haben. Es mag nicht immer zutreffen, daß sie Waisenkinder seien — elend genug sind sie gewiß. Schwache, bleiche Kindergestalten, auf dünnen Beinchen, der kleine Körper kaum mit wenigen Fetzen zugedeckt, laufen sie minutenlang hinter dem Fußgänger her und wiederholen unaufhörlich mit dünnen, weinenden Stimmchen den auswendig gelernten Bittgesang: „Herr, lieber Herr, schenken Sie was in Christi Namen, Herr, lieber Herr, ich habe noch nichts gegessen, schenken Sie was, Herr, lieber Herr“; wenn Sie eine Droschke besteigen wollen, hören Sie diesen Singsang zu Ihren Füßen; Sie können keinen Augenblick stehen bleiben, ohne von der kindlichen Bettlerschaar bedrängt zu werden; sie kennen Ihre Ein- und Ausgänge und verfolgen Sie durch die ganze Stadt. Es ist auffallend, daß wir ihnen in der Tatarenstadt niemals begegneten; überhaupt wurden wir von Tataren niemals angebettelt.

Es giebt bei alledem in Kasan eine stattliche Reihe von Armenanstalten. Es giebt Gratiswohnungen für Arme, Gratistheehäuser, Herbergen für Obdachlose, mehrere Kinderpflegeanstalten, Waisen- und Invalidenhäuser u. a. m. Die Wirkung ist, wie die Straßenbettelei zeigt, gleich einem Tropfen im Meere.

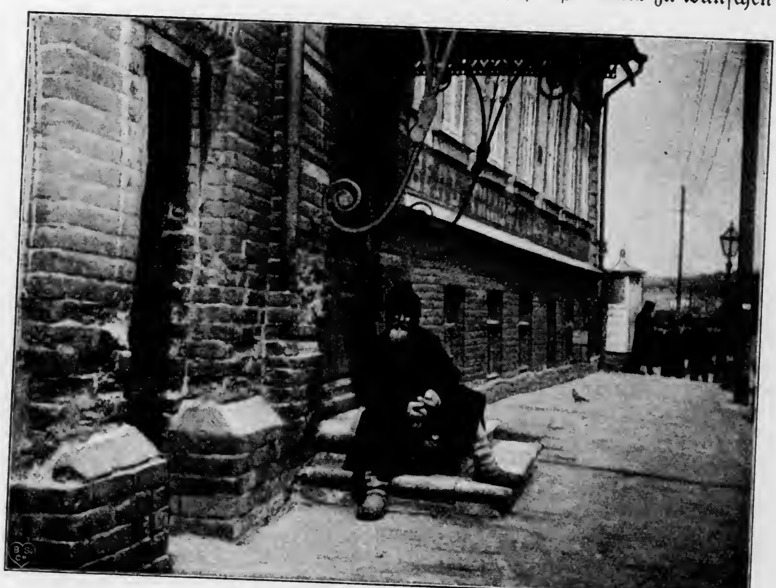
Einiges sei noch mitgetheilt über den städtischen Haushalt. Ich will zum Vergleich das Budget einer deutschen Stadt heranziehen. Ich wähle Königsberg i. Pr., das der Bevölkerungszahl von Kasan nahekommt. Wir berechnen die Ausgaben der preußischen Universitätsstadt nach dem Stande von 1891/1892, damals war ihre Bevölkerung 165 000.

Um den Vergleich zu erleichtern, gebe ich die Beträge für beide Städte in Mark an, wobei ich den Rubel mit 2,2 Mark einsetze.

Ausgabeposten	Kasan	Königsberg
Schulzwecke	501 000	876 147
Straßenreinigung, Abfuhr und Kanalisation sowie Instandhaltung der öffentlichen Plätze	92 706	209 309
Krankenpflege	90 750	98 811
Städtische Armenpflege	12 905	369 581
Löschwesen	135 300	127 044

Die Unterschiede springen in die Augen. Daß für das Löschwesen in Kasan eine so große Summe ausgegeben wird, beruht auf der Thatsache, daß Zweidrittel der Häuser aus Holz gebaut sind. Bei der Armenpflege muß man in Betracht ziehen, daß es, wie schon oben erwähnt,

verschiedene Privatstiftungen sowie andere Einrichtungen giebt, die der Verwaltung der Stadt nicht unterstehen. Wie es um die eigentliche Stadtwirthschaft, also Straßen, Kanalisation ꝛc. bestellt ist, haben wir uns durch Augenschein überzeugen können. Das Pflaster schien mit einer satanischen Raffinirtheit darauf angelegt zu sein, Pferde und Menschen zu martern, außerdem erzeugte es, da es trocken war, gewaltige Staubwolken — darnach war zu beurtheilen, wie es hier zur Regenzeit aussieht. Die Beleuchtung ließ selbst auf den Hauptstraßen alles zu wünschen



Bettelnder Bauer in der Stadt.

übrig. Die Wasserzufuhr reicht nicht aus, obwohl der Wasserleitung bloß 13 Prozent der Häuser angeschlossen sind. Schmutz lagert haufenweise auf den Straßen.

Kasan war früher die Hauptstadt des gleichnamigen tatarischen Chanats. Obwohl Kasan noch immer als tatarische Stadt gilt, bilden die Tataren nur noch 15—16 Prozent der städtischen Bevölkerung. Sie werden immer mehr aus der Stadt hinausgedrängt und waren bereits gezwungen, außerhalb der Stadt eine neue Ansiedlung zu schaffen, das sogenannte „neue tatarische Dorf“.

* * *

Die alte Tatarenstadt ist mit Kasan verschmolzen und ist der Hauptsitz des Kleinhandels. Die neue hat einen mehr dorfartigen Charakter und liegt abseits zwischen dem Teiche Kaban und der Wolga. Zwischen der alten Tatarenstadt und der eigentlichen Stadt liegt der tatarische Markt, eine Anzahl Straßen und Höfe, die meist aus Bazaren und Lagerhäusern bestehen. Aeußerlich wird der tatarische Charakter dieses Stadttheils schon durch die schlanken Minarets der Moscheen gekennzeichnet.

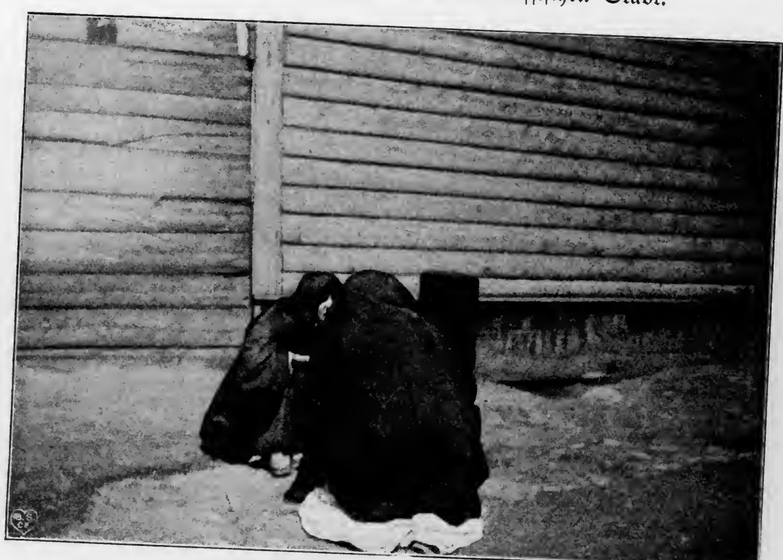
Von unserem Gasthaus aus konnte man die Tatarenstadt per Pferdebahn erreichen, und wir beschlossen, so zu thun. Wir fuhren



Neues Tatarendorf bei Kasan.

also, d. h. sehr stellenweise. Diese Pferdebahn ist etwas ganz Unglaubliches. Einmal fahren die Wagen recht selten, dann hatten wir recht oft umzusteigen, theils programmmäßig, theils außer der Ordnung. Ungefähr ein halber Kilometer der eingeleisigen Strecke war aufgerissen, und wurde von Arbeitern und Sträflingen in buntem Gemisch renovirt. Die Schienen sind von Holz und haben oben eine dünne eiserne Bedeckung. Nachdem wir diese Strecke zu Fuß zurückgelegt hatten, nahm uns ein Wagen auf, der uns dann, nachdem er mit anerkennenswerther Geduld auf den letzten Passagier gewartet hatte, nach der „alten Tatarenstadt" brachte. Hier sind nur schlecht gebaute Häuser und große Fabriken. Das zwei Werst davon entfernte neue Tatarendorf macht

einen ungleich freundlicheren Eindruck. Hier sind gut gebaute Blockhäuser, meist mit Bäumen und Buschwerk versehen. Die Straßen sind breit und im rechten Winkel angelegt. Für die Straße selbst geschieht natürlich gar nichts. Sie besteht aus einem Gemisch von Thon und Sand und ist bei trockenem Wetter, wie wir merkten, ungemein staubig. An Stelle der Trottoirs liegen an den Häusern entlang Bretter, die meist auf kurzen Pfählen ruhen und sie lassen uns ahnen, was man von dieser „Straße" bei Regenwetter zu erwarten hat. Im Uebrigen aber ist hier mehr Reinlichkeit und Ordnung, als in der russischen Stadt.

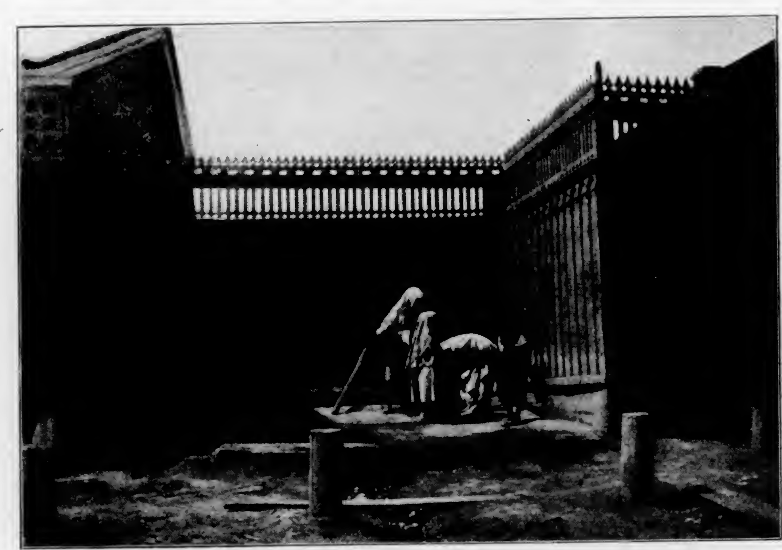


Tatarenfrauen im Gespräch.

Die Kasanschen Tataren unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung durch Rasse, Sprache und Religion. Sie sind meist von mittlerer Statur, haben ein ovales Gesicht mit schwarzen, langgeschlitzten, etwas schiefliegenden Augen, eine orientalische Nase und bräunliche Gesichtsfarbe. Der Bartwuchs der Männer ist spärlich und das Kopfhaar wird rasirt. Sie tragen dann ein kleines rundes Käppchen und über diesem eine Pelzmütze, Burnik genannt, oder auch einen Hut. Die Kleidung des gemeinen Mannes unterscheidet sich sonst wenig von der der Russen. Die Vornehmen aber tragen ein langes Hemd, darüber ein reichgesticktes, seidenes Kamisol, das mit einem seidenen Gürtel zusammengehalten wird, und darüber einen langen weiten Kaftan. An den Füßen

tragen sie buntfarbige Saffianstiefel ohne Absätze und darüber Gummigaloschen oder gewöhnliche Lederschuhe. Die Frauen haben lange weite Gewänder von verschiedenen meist sehr hellen Farben, die je nach ihrem Vermögen aus Seide oder Kattun gemacht sind. Ueber den Kopf tragen sie ebenfalls ein Tuch, mit dem sie nach orientalischer Sitte das Gesicht verhüllen, wenn sie einem Manne begegnen. Sie neigen meist stark zur Korpulenz, schminken sich, färben sich Zähne und Augenbrauen schwarz und die Nägel gelbbraun. Armbänder, Finger- und Ohrringe lieben sie sehr.

Die Sprache der Tataren ist ein türkischer Dialekt und in diesem



Tatarenkinder am Brunnen.

können alle lesen und schreiben. Die meisten von ihnen, wenigstens die in der Stadt, verstehen auch das Russische. Ihre Religion ist der Islam und sie haben hier von der russischen Regierung völlige Freiheit. Mit der russischen Bevölkerung vertragen sie sich im Allgemeinen ganz gut. Ihre kriegerische Abstammung haben sie ganz vergessen. Sie treiben Ackerbau und Handwerk, vor Allem aber ist der Handel in ihren Händen, und darin spielen sie die Rolle der Juden in Westrußland, sollen sie aber an List und Verschlagenheit noch bei Weitem übertreffen. Im Gegensatz zu den Russen essen sie sehr gern Pferdefleisch und sollen heute noch in manchen Gegenden als Pferdediebe gefürchtet sein.

mit einem Teppich belegter großer aber niedriger Betsaal, in dem eine Kanzel (Mimbar) errichtet ist.

Gegenüber der Moschee ist ein Schuhbazar. „Nur asiatische Waare“ sagt stolz die Inschrift eines großen Schildes. Wir treten bei ihm ein und sehen sofort, daß seine Aufschrift lügt. Der größte Theil seines Lagers ist Maschinenarbeit, Warschauer Fabrikat. Der asiatische Schlauberger kann offenbar den russischen Fabrikstempel auf den Stiefelsohlen nicht lesen. Russisch reden kann er, aber wie! Parvus behauptet, er habe seine Muttersprache noch nie so verhunzen hören. Aber höflich ist der Mann, sehr höflich und manche Sachen, die er hat, sind auch sehr schön, z. B. gold- und silbergestickte Schuhe und Pantoffeln in allen Farben, Saffianstiefel, die aus verschiedenfarbigem Leder zusammengesetzt sind und sehr originelle Muster haben. Wir suchen uns ein Paar aus, die wir einem kleinen Jungen in Deutschland bringen wollen. Er fordert zwei Rubel, und der Preis wäre für westeuropäische Verhältnisse nicht hoch; hier aber ist es gerathen zu handeln, wenn man nicht weit mehr bezahlen will, als der Marktpreis ist. Wir bieten ihm die Hälfte. Er erklärt, daß er vollständig ruinirt wäre, wenn er die Stiefel um eine Kopeke billiger verkaufen würde. Wir erklären ihm, daß es gar nicht unsere Absicht sei, ihn zu ruiniren, und wollen seinen Laden verlassen. Er läuft uns nach und nach einigem Hin und Her wird der Handel perfekt und für einen Rubel und zwanzig Kopeken gehören die bunten Dinger uns. Die Emsigkeit, mit der er sie einpackt, verräth, daß er immer noch über Erwarten gut verkauft hat. Der Handel war von den Nachbarn und Konkurrenten beobachtet worden, und als wir wieder auf der Straße waren, wollte uns Jeder in seinen Laden hineinzerren. Um uns dieser vielstimmigen Agitation zu entziehen, schlagen wir uns in ein abseits gelegenes Traktir und verlangen kühlenden Quaß. Das Getränk war kalt, aber kein Quaß. Es war kohlensaures Wasser mit Preißelbeersaft und führte laut Inschrift auf der Flasche den stolzen Namen „Bayerischer Quaß“. Bavaria, verhülle dein Haupt!

Wir sind die Einzigen im Lokal, die in besagtem bayerischen Tranke schwelgen, die Anderen trinken Thee. An einem Tische sitzen Arbeiter beim Mittagessen. Sie trinken ebenfalls Thee und dazu essen sie Schwarzbrot und getrocknete Fische, die sie selbst mitgebracht haben. Eine schwarz gekleidete Nonne geht von Tisch zu Tisch. Sie trägt eine blecherne Sammelbüchse um den Hals, die mit einer Einwurföffnung versehen ist. Die Hände hält sie zum Gebet gefaltet. Sobald das Geld im Kasten klingt, schlägt sie einige Male das Kreuz. Jeder giebt etwas und auf diese Weise kommt für die Klöster viel Geld zusammen.

Auf dem Platze vor dem Traktir haben die Holzwaarenhändler ihre Stände und Lagerplätze. Diese Leute verkaufen meist ihr eigenes Produkt und an manchen Stellen sieht man sie auch arbeiten. Man findet hier Wagen und Karren, Wagenräder, Deichseln, Dugas*, Wagenkörbe, Leitern, dann Drechslerwaaren, wie Schüsseln, Teller, Löffel und dergleichen. Diese Dinge sind alle sehr billig. Wir kaufen eine Anzahl bunte und lackirte Löffel, ohne zu handeln, zu einer Kopeke das Stück.

Außer den einheimischen Erzeugnissen findet man bei vielen Händlern aus dem Westen stammende Schundwaaren, wie Messer, Portemonnaies, Hosenträger und Bleistifthalter von sehr zweifelhafter Güte. An Mannigfaltigkeit des Angebotenen läßt der tatarische Markt nichts zu wünschen übrig. Eine alte Frau bot z. B. gesalzene und getrocknete Kuhzitzen feil. Auf Parvus' Frage wurde uns die Belehrung zu Theil, daß man sie in Wasser aufweiche und den Säuglingen als Schnuller in den Mund stecke. Auf die Frage nach dem Preise nannte sie fünf Kopeken für das Paar. Sie habe aber auch ganz frische, die sie uns zum gleichen Preise lassen wolle; damit griff sie mit der Hand in ein Faß und brachte ein Paar Exemplare zum Vorschein, die wir jedoch dankend ablehnten.

In einer an der Kasanka gelegenen Vorstadt ist ebenfalls ein Markt. Es wird schon dunkel, als wir anlangen und die Händler sind am Einpacken, da hier wegen der Feuersgefahr kein Licht gebrannt werden darf. Von fern hört man eine Drehorgel quietschen, die zu einem Karoussel gehört. Singende und lärmende Männer treiben sich einzeln und in Gruppen auf den Wegen herum und etliche davon sind betrunken. Das Alles unterscheidet deutlich die russische Vorstadt von der tatarischen. Der Russe trinkt gründlich oder gar nicht. Der gemeine Mann hat kein Geld, sich täglich Alkohol zu kaufen. Die Folge davon ist, daß der Bauer und der Arbeiter die meiste Zeit keinen Tropfen Alkohol genießen, haben sie aber dann und wann die Mittel oder die Gelegenheit, so trinken sie stets bis zur Bewußtlosigkeit. Für den Betrunkenen zeigt der Russe viel Verständniß. Wenn Einer auf der Erde liegt, belästigt ihn Niemand, Jeder denkt, daß ihm morgen dasselbe passiren kann. Auch die Obrigkeit huldigt in den meisten Fällen diesem Grundsatz, wie wir an einem traurigen Straßenbild wahrnehmen konnten. Eine Bäuerin führt ihren schwer betrunkenen Mann am Arme, während die Tochter mit einem mageren Pferde am Zügel hinterdrein geht. Alle Augenblicke fällt der Mann wie ein Sack zu Boden, und die Tochter muß das

* Die Duga ist das Krummholz, in dem das Pferd geht und das die Gabeldeichsel zusammenhält.

Pferd irgendwo anbinden, um gemeinsam mit der Mutter dem Vater auf die Beine zu helfen. Nach einigen schwankenden Schritten stürzt er wieder und die Szene wiederholt sich aufs Neue. Als ein Polizist des Weges kam und achtlos weiter gehen wollte, rief ihm die Frau zu, er solle den Kerl einsperren. Dieser erwiderte lachend, daß er ihn nicht gebrauchen könne, und entfernte sich, um die beiden Frauen ihrem Schicksal zu überlassen.

Einen jungen Burschen sahen wir taumelnden Schrittes die Straße entlang schwanken. An einem Fuße trägt er den nationalen hohen Juchtenstiefel, der andere ist mit einem Pantoffel bekleidet. Den einen Stiefel hat er vertrunken, und da ein russischer Bauernstiefel an jeden Fuß paßt, so findet das einzelne Exemplar leicht einen Abnehmer und er braucht nicht seine Stiefel paarweise zu vertrinken. Möglich ist es immerhin, daß er heute noch mit zwei Pantoffeln nach Hause kommt.

Inmitten der Stadt Kasan ist der Tschornoje Osero, ein ausgetrockneter Teich, der durch künstliche Anlagen in einen Stadtpark verwandelt wurde und unter Anderem ein Restaurant und einen Musikpavillon enthält. Hier spielt in den Abendstunden eine Militärkapelle, und ein zahlreiches Publikum findet sich ein. Als wir eines Abends auf der Veranda des Restaurants saßen, bemerkten wir an den Saalfenstern eine Anzahl junger Mädchen, die alle gleichmäßige rosafarbene Kostüme anhatten und nicht aßen und nicht tranken, sondern trübselig durch die Fenster schauten. Nach einer Weile zogen sie sich zurück und aus dem Saale drangen die Klänge, oder vielmehr einzelne schrille Geigenstimmen, denen der Text „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus" zu Grunde lag. Der Saal war vollständig leer, nur die Rosafarbenen saßen als sogenannte Wiener Damenkapelle auf dem Podium. Später tranken sie unter Aufsicht ihres Manager an einem gemeinsamen Tische Thee und unterhielten sich in allen deutschen Dialekten, der sächsische und der böhmische herrschten jedoch vor. Die aus allen deutschen Gauen, wahrscheinlich auf Zeitungsinserate hin zusammengekommenen Mädchen sind hier in einem entlegenen Winkel Europas ihrem Unternehmer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, umsomehr als hier bei den Behörden sehr selten Einer des Deutschen mächtig ist. Wir erfuhren das von unserem Wirthe, der mit unseren Pässen auf der Polizei war. Er sagte uns, mit deutschen und französischen Pässen ginge es noch zur Noth, aber einmal sei ein Fremder da gewesen, dessen Paß er gar nicht entziffern konnte, er glaube, es sei ein Engländer gewesen.

* * *

Es war uns aus der Petersburger Presse bekannt, daß die Zeitung „Wolschtski Wiestnik" (Wolgabote) in Kasan in verschiedenen Dörfern Gratisspeisungen der hungernden Bauern organisirt habe. Wir suchten deshalb die Redaktion auf und kamen gerade gut an. Denn ein Redaktionsmitglied des Wolgaboten, Herr Nikolski, war im Begriff, im Auftrag der Zeitung eine Fahrt in die Hungerdörfer zu unternehmen, um die Speiseanstalten mit Proviant und Geldmitteln zu versorgen. Herr Nikolski war gern bereit, uns mitzunehmen, und es wurde ausgemacht, daß wir schon am nächsten Nachmittag mit dem Dampfschiff die Kama hinauf abreisen. Unser Landungsplatz wird das Dorf Mursicha im Regierungsbezirk Spassk sein. Von dort hätten wir noch einige Stunden zu Pferde bis zum Dorfe Romadan zurückzulegen, wo bereits Speiseanstalten errichtet sind.

Der Chefredakteur des Wolgaboten, Herr Reinhardt, sowie die Herausgeberin der Zeitung, Frau Reinhardt, erzählten uns, daß sie viele Zuschriften vom Lande erhalten, welche ein maßloses Elend schildern. Geistliche, Gutsbesitzer, Beamte auf den Dörfern, Volksschullehrer theilen mit, daß die Bevölkerung am Verhungern sei, daß die Noth ihren höchsten Grad erreicht habe, daß die Bauern ihr Vieh längst verkauft oder geschlachtet haben, daß sie deshalb die Felder nicht mehr bestellen können, daß es ihnen an Aussaat fehlt, daß vielfach die Strohdächer verfüttert sind, daß der Skorbut in erschrecklichem Maße um sich greife. Es sei herzzerreißend, jene Schilderungen zu lesen. In der letzten Zeit fließen der Redaktion reichliche Spenden zu; mit diesen Mitteln habe Herr Nikolski die Gratisspeisungen in den Dörfern organisirt, die wir jetzt mit ihm besuchen werden.

Herr Nikolski ist ein junger, kleiner, etwas schwächlicher Herr. Er ist sehr nervös, spricht hastig, und in seinen Augen leuchtet es dann wie Fiebergluth. Er war wiederholt bei den hungernden Bauern, jetzt zittert er vor Freude, weil er ihnen Proviant und Geld bringen kann.

Wir nahmen von der kleinen Redaktionsgesellschaft, die in uns die besten Eindrücke hinterlassen hat, herzlichen Abschied und gingen, um unsere Reisevorbereitungen zu treffen.

Während der Nacht erhob sich ein heftiger Sturm und es wird fraglich, ob wir Abends, wie wir beabsichtigt hatten, die Reise auf dem Strome werden fortsetzen können. Wir besuchen das Gouvernementsspital und fahren dann mit einem Iswoschzik nach dem Adelsklub, wo heute der Aerztekongreß tagt. Die Wagen sind hier sehr schlecht, viel schlechter als in Moskau, und das Pflaster paßt dazu. Ebenso primitiv wie das Pflaster ist die Art seiner Herstellung und das dazu

gebrauchte Werkzeug. Der Boden wird mit einem spitzen Eisenstab aufgewühlt, die größeren Steine, die alle möglichen Formen haben, mit irgend einem Hammer festgeklopft und die Lücken nachträglich mit kleinen Steinen ausgefüllt. Zum Schlusse wird das Ganze mit Sand und Erde bedeckt. Die ungepflasterten Straßen sind natürlich mit ihrem Staub und Schmutz noch weit unangenehmer. Der feine Staub ist bei starkem Winde unerträglich. Er dringt durch alle Ritzen und man fühlt ihn zwischen den Zähnen. An dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäfts sahen wir ihn messerrückendick auf den Kleidern liegen, trotzdem die Leute den ganzen Tag über abstauben.

Gegen Abend hat der Sturm etwas nachgelassen und wir hören, daß das Schiff geht. Wir fahren per Wagen auf dem schon erwähnten holperigen Damme nach dem Landungsplatz. Es ist Abends 6 Uhr, und es ist viel Leben von zahlreichen Arbeitern und Herumstehern. Ein Laufen, Drängen, Schieben und Schreien der Beschäftigten, und mitten darunter stehen stumm brütend oder herumliegend die Arbeitslosen und theilweise auch Betrunkene. Die Kaufmannsgüter liegen hier massenhaft im Freien aufgestapelt und sind nur mit Bastmatten zugedeckt. Unzählige Spatzen haben sich an allen Stellen niedergelassen, wo Getreide oder sonst etwas für sie Genießbares lagert. Die Wege zu den Schiffen sind zu beiden Seiten mit Händlern besetzt, die unaufhörlich den Vorübergehenden ihre Waaren anpreisen. Dazu kommen noch die Iswoschziks, die Polizisten, die Bettler, das Schiffsvolk, die Passagiere, und der Lärm, der entsteht, ist unbeschreiblich.

Eine Reise in die hungernden Dörfer.

Die Wolga hinunter, die Kama hinauf. — Eine Wagenreise. — Romadan. — Beim Popen.

Das Schiff, das uns die Wolga hinab und die Kama hinaufbringen soll, ist ein Schleppdampfer und wir bekommen eine Kajüte zu drei Personen, für uns Beide und Herrn Nikolski. Wir fahren mit geringer Verspätung ab. Der Wind weht immer noch sehr heftig und es gehen hohe Wellen, die uns zwingen, die Fensterluken zu schließen. Im Hafen, der in der Mündung der Kasanka liegt, herrscht eine ziemlich große Unordnung. Schiffe und Boote fahren regellos nach allen Richtungen, und deren Führer lärmen und schimpfen ohne Unterlaß. Die Ausfahrt aus dem Hafen in die Wolga ist sehr schwierig, da das Schiff bei langsamer Fahrt dem Steuer nicht gehorcht und vom Winde an das Ufer getrieben wird und eine schnellere Fahrt wegen der sich im Fahrwasser herumtreibenden zahlreichen Ruderboote nahezu unmöglich ist. Nach öfterem Vorwärts- und Rückwärtsfahren und mit viel Geschrei der Kapitäne, die theils mit bloßem Munde, theils mit dem Sprachrohr bewaffnet, sich gegenseitig und den Bootsinsassen Rathschläge und Zurechtweisungen ertheilen, gelangen wir endlich sammt dem Schiffe in unserem Schlepptau in das offene Wasser der Wolga und die Fahrt geht etwas schneller von statten. Vom Schiffe aus haben wir einen schönen Rückblick auf Kasan und dann haben wir wieder die bekannte Wolgalandschaft, nur daß der Strom hier immer breiter wird. Rechts sind Anhöhen und hier passiren wir zunächst Werchnij Ußlon, das malerisch am Abhang des Ußloner Berges liegt und hauptsächlich aus Datschen (Landhäusern) der Kasaner besteht. Die folgenden Dörfer bestehen aus von Ruß und Alter geschwärzten Blockhäusern, mit Dächern aus Baumrinden, und von denen sich jedes vor Alter und Gebrechlichkeit nach einer anderen Richtung neigt. Wir können die Häuser ganz deutlich unterscheiden, da unser Schiff hart am rechten Ufer fährt, offenbar, um unter den Höhen etwas Windschutz zu genießen. Der Wind weht immer noch sehr heftig und es sind nur wenig Menschen auf Deck.

Wir gehen auch bald in unsere Kajüte, lassen uns einen Topf kochendes Wasser bringen und machen Thee, dazu essen wir Bonbons, die Herr Nikolski an Stelle von Zucker mitgebracht hat. Zwischen ihm und Parvus entwickelt sich eine sehr lebhafte Unterhaltung auf Russisch und da ich davon sehr wenig profitiren kann, mache ich einen Rundgang auf dem Schiffe.

Es begann schon zu dunkeln, als ich auf Deck kam. Rechts auf dem Oberdeck, vor der Kommandobrücke auf dem Radkasten, erscheint ein alter Tatar mit braunem Gesicht und dünnem, weißen Barte, anscheinend ein Kaufmann oder den besseren Ständen angehörend. Er trägt einen schwarzen, etwas abgetragenen Kaftan und um seine Mütze hat er ein graues Shawltuch turbanartig geschlungen. Er wendet sich gegen Südwesten — hier offenbar die Richtung nach Mekka — breitet einen Mantel vor sich aus, stellt sich, nachdem er die Ueberschuhe ausgezogen hat, darauf und fängt zu beten an. Von Zeit zu Zeit ändert er seine Stellung. Er kreuzt die Arme, läßt sie dann schlapp herunterhängen, beugt den Rumpf, fällt dann auf die Kniee, berührt mehrere Male mit der Stirne den Boden. Das Aufstehen fällt dem alten Manne jedesmal schwer, wenn sein Haupt den Boden berührt hat. Er macht aber die ganze Prozedur gewissenhaft durch und wird auch nach einer halben Stunde damit fertig. Er nimmt dann seinen Mantelteppich und steigt ins Schiff hinab. Die übrigen auf Deck befindlichen jüngeren Tataren zeigten sich diesem guten Beispiel gegenüber völlig indifferent. Herr Nikolski, der mit Parvus unterdessen ebenfalls auf Deck erschienen ist, meint, sie seien schon zu stark von der modernen Kultur beleckt. Ich kann nicht sagen, ob das wahr ist. Nach einiger Zeit erschien der alte Tatar wieder und verrichtete seine Andacht genau wie das erste Mal, auch diesmal ohne Nachahmer zu finden.

Es ist unterdessen Nacht geworden und es sind nur noch wenige Passagiere auf Deck. Einige Werst unterhalb des Dorfes Bogorodsk mündet die Kama in die Wolga. Der Strom hat hier eine ganz außerordentliche Breite. Unser Schiff verläßt hier die Wolga und biegt links in die Kama ein, die allein auch noch ein ganz respektabler Strom ist. Außer dem Schiffspersonal ist Niemand mehr auf Deck und wir begeben uns in die Kajüte, die unterdessen durch die Dampfheizung über Gebühr erwärmt war. Ein versuchsweises Oeffnen des Fensters hat zur Folge, daß eine ziemlich ausgiebige Welle hereinstürzt und uns zum schleunigen Schließen veranlaßt. Dann aßen wir von unserem Proviant und legten uns schlafen. Ich schlief auch sehr gut bis halb vier Uhr Morgens. Meine Kajütengenossen beklagten sich etwas über die Wanzen, welche

die Polster der Wolgadampfer so stark bevölkern und niemals Nachtruhe halten. In einer halben Stunde sollen wir an unserem Landungsplatz sein. Wir packen zusammen und gehen an Deck. Der Wind hat sich etwas gelegt, es ist ziemlich frisch, aber das Wetter scheint gut zu werden. Theewasser giebt es leider um diese Stunde nicht und um etwas Wärmendes zu haben, rauchen wir Zigaretten. Kurz nach vier Uhr Morgens legt unser Schleppdampfer in Mursicha an; wir sind heute am Ende unserer Wasserreise.

* * *

Mursicha! Man sieht aber nichts als eine kleine Landungsbrücke. Kein Dorf, kein Haus, weit und breit das grüne Ufer der Kama. Die undeutlichen Gestalten einiger Bauern zeigen sich am Landungsplatz. Der Dampfer nähert sich langsam, ein Ruck — wir sind angekommen. Wir sind die Einzigen, die aussteigen, Niemand steigt ein. Das halbe Dutzend Bauern, mit denen wir jetzt verhandeln, sind mit ihren Fuhren — wir sehen in einiger Entfernung Wagen und Pferde — hinausgekommen, um eventuell Reisende abzuholen, obwohl die Aussichten dazu sehr gering sind, da die Gutsbesitzer der Umgegend eigenes Geschirr besitzen, die Beamten mit der Post fahren und Kaufleute zumal um diese Jahreszeit sehr selten sind.

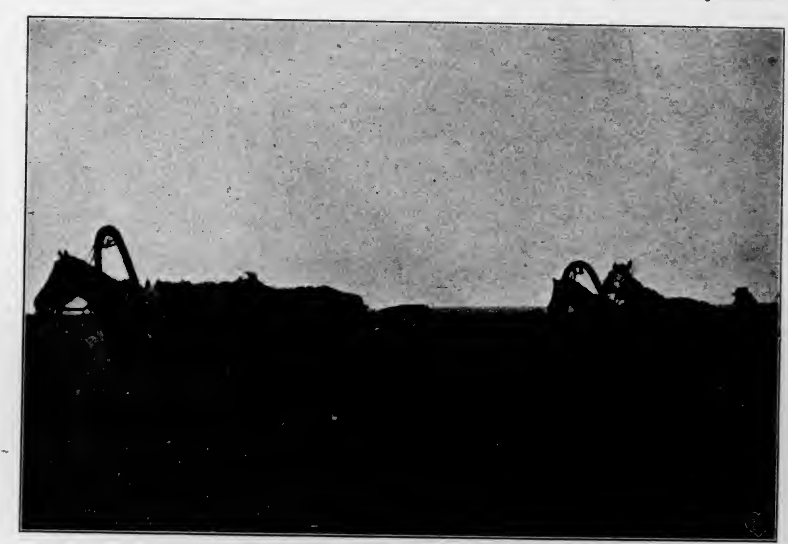
Wir miethen uns zwei Wagen. Es sind Bauernwagen, ohne Federn, mit einem länglichen Korb, in dem etwas Stroh ist. Der Korb der den Sitzbock zu ersetzen hat, ist nicht an der Hinterseite, sondern inmitten des sehr leichten, aus langen, dünnen Stangen bestehenden Gestells angebracht, wodurch eine federnde Wirkung erzielt wird. Der Kutscher, der auf einer harten Bank über der vorderen Axe sitzt, muß es weniger bequem haben. Er hat allerdings sein Polster bei sich, einen dicken Mantel aus einer Art Loden und einen Schafpelz. Da es trocken ist und die Wege relativ gut, so nehmen wir nur zwei Pferde pro Wagen. Eines, das in der Duga geht und einen linken Ausläufer, der mit stark nach auswärts gestelltem Kopfe galoppirt, während das andere Pferd nie aus dem scharfen Trabe fällt. Im Bogen jeder Duga hängen zwei Glöcklein, deren Klöppel metallene Ringe sind.

Nachdem Alles verladen ist, geht's in einem raschem Tempo vorwärts. Bald zeigt sich das Dorf. Wir durchfahren es schnell und gelangen, nachdem das Thor einer Umzäunung (Weideplatz?) uns geöffnet wurde, in die offene weite Ebene.

Also hier ist es, das Reich des **Hungers**! Wenn wir zu Hause in der Zeitung lesen, daß in diesem Lande eine Hungersnoth herrscht,

so malt sich uns auch die Natur in düsteren Farben: eine endlose Wüste und ein grauer Himmel. Ja, wir glauben noch immer, trotz unserer rationalistischen Anschauungen, daß wir, die aufrechtgehenden Zweifüßler, den Mittelpunkt des Universums bilden und alles sich nach unseren Stimmungen richten muß. Freuen wir uns, so lachen Thal und Berg, und beschleicht uns Kummer, Noth, Verzweiflung, so legt sich ein bleischwerer Himmel um die weinende Erde! So belügen uns auch seit Jahrtausenden unsere Versmacher.

Es war eine herrliche Frühlingsfrühe, als wir Mursicha verließen. Die letzten Strahlen des Morgenroths zerflossen im zarten Azurblau



Unsere Beförderungsmittel.

des Himmels. Weit, wie nur in Rußland, spannte sich der fast durchsichtige Himmel über die grünenden Auen. Der Horizont verschwand, eine endlose, schwebende Ferne lockt und reizt. Wir jagen ihr nach, der Wagen eilt mit Gepolter über die harte Erde, aber die Entfernung huscht wie ein Schatten unter den Rädern fort und lockt vorwärts. Die stille Morgenluft umgiebt uns mit einem leisen kühlen Fächeln, schärft Auge und Ohr, ermuntert die Gedanken. Die Glöcklein an den Dugas unserer Wagen klingeln hell, munter, die Tonwellen stürzen rasch aufeinander und zerstieben zu einem heiteren Geklingel. Wir unterscheiden deutlich hinter uns ein ähnliches Gebimmel, bald lauter, näher — wir glauben, jeden Augenblick das nachjagende Gefährt zu erblicken — dann

scheinbar aus weiterer Entfernung, beinahe ersterbend. Bei jeder Straßenbiegung sehen wir uns um — aber es ist nichts zu sehen als Wiesen, Weiden, Felder und der Weg hinter uns, richtiger ein Pfad, Wagenspuren, die sich launenhaft durch die weite grüne Ebene und über die flachen breiten Hügel hinschlängeln. Es jagt uns Niemand nach, es ist der Widerhall unseres eigenen Geläuts, der uns ununterbrochen nachtönt. Der Widerhall der russischen Ebenen ist nicht so volltönend wie der des Gebirgs, aber er ist zugleich nicht so hart, so schroff, so unmittelbar, er kommt nach längerer Zeit in sich einschmeichelnden Wellen herangeschlichen und täuscht um so mehr.

„Böcklin!" rufe ich überrascht aus. Wir fahren an einem Birkenhain vorbei, der wie eine Kopie aus Böcklins „Insel der Seligen" aussieht. Die zarten Wipfel neigen sich zu einander, der leise Wind huschelt über ihnen, wie eine Insel abgeschieden, in sich geschlossen, steht das Wäldchen und sein Halbdunkel, hinter dem, wo die Baumstämme auseinandertreten, die Welt als helles Licht erscheint, zaubert Märchengestalten hervor.

Ein Wasser erglänzt. Wie ein breites Band zieht sich ein Fluß durch die Ebene, weiß, bis an die Ränder gefüllt, spiegelglatt. Eine Fähre steht bereit, ein viereckiges, ungelenkes Ding, auf dem Bauern in Leinenhemden und barfuß mit langen Stangen herumhantiren. Wir halten hart am Flusse. Der Wagen wird sammt Insassen mittelst der Stangen bei den Hinterrädern in die Höhe gehoben; ein Ruck, noch einer, und wieder — wir sind auf der Fähre; in ein paar Augenblicken sind wir hinüber und werden in gleicher Weise ausgeladen. Schon sind die Pferde wieder in Bewegung, ein bärtiger Bauer, der zur Seite des Wagens mitläuft, erhält schnell ein Trinkgeld in die Hand gedrückt, worauf er den Hut zieht und sich bedankt, die Glöcklein an der Duga, die durch ein paar Quer- und Seitensprünge aus dem Ton gefallen sind, heben wieder ihr summend klingendes Lied an und vorwärts geht's durch Felder und Wiesen und an dem schönen Birkenwäldchen vorbei. Es wird wärmer, die Sonne steigt, heller die Luft, schärfer die Schatten, der nüchterne Tag tritt seine Herrschaft an.

Die russischen Felder bieten im Frühjahr stets einen ungleichmäßigen Anblick. Das folgt aus der Dreifelderwirthschaft: das erste Feld, das bereits im Herbste bestellt wurde, dessen Saat überwinterte oder in den ersten Frühjahrstagen in die gelockerte und vom aufgethauten Schnee noch feuchte Erde gesteckt wurde, zeigt bereits einen bedeutenden Graswuchs; das Sommerfeld, das erst im Frühling geackert wurde, dessen harter Boden auch weniger Flüssigkeit einsaugen konnte, ist hinter dem

ersteren weit zurück; und als drittes kommt das schwarze Brachland. Aber neben dieser Mannigfaltigkeit, die sich gleichmäßig wiederholt, fällt eine andere auf, die offenbar aus anderen Ursachen herrührt. Das Wintergetreide steht bald dicht, aufrecht, gleichmäßig, bald blickt die Erde überall durch zwischen den schwachen Grashalmen, die sich kraftlos zur Erde neigen; das Sommergetreide zeigt stellenweise bedeutende Aufgänge, aber meistens sieht man nur ein spärliches, dünnes Gras oder gar nichts. Man sieht auch sehr viel unbestelltes Land: ob das die gewöhnliche Brache ist oder mehr, kann nur der Ortskundige unterscheiden. Ich frage den Kutscher, ob die Felder alle dies Jahr bestellt wurden.

„I wo, Herr! Da schauen Sie her, ist denn das ein Feld, wie es sein sollte, ein echtes, rechtes Ackerfeld? Da war voriges Jahr noch einmal so viel unter dem Pflug und jetzt liegt es brach. Nein, dieses Jahr, Herr" — er wendet sich halb zu mir und spricht eindringlich in mich hinein, wie Jemand, der über den Gegenstand wiederholt nachgedacht hat — „da will ich Ihnen sagen, daß vielleicht ein Viertel der Felder oder auch mehr ganz unbestellt geblieben ist. Jawohl!" Bei diesen Worten rückt er auf seinem Sitze zusammen, beugt sich vornüber und schwingt seine Peitsche über den Rücken des Mittelpferdes — meine Frage hat ihn aufgerüttelt und er sucht seinem Aerger Luft zu machen.

„Warum aber sind diesmal weniger Felder bestellt worden als voriges Jahr?" forsche ich unentwegt weiter.

Keine Antwort. Schon bin ich im Begriff, die Frage zu wiederholen. Da schüttelt mein Jamtschik die Zugleinen und beginnt, zu dem ihm geläufigeren Du übergehend (er hat sich wohl überlegt, was ich für ein „Vogel" sein mag; meine letzte Frage erschien ihm so naiv, daß er zur Ueberzeugung kam, ich sei jedenfalls keiner von hohem Fluge):

„Jetzt fahre ich Dich bis Romadan. Das sind 20 Werst. Schön. Und fahre heute zurück. Ist das nun viel? Ich will Dir also sagen: Wenn mir die Pferde munter sind, dann mache ich bei so einer Straße den Weg doppelt hin und zurück, und wenn ich heim komme, schütte ich eine Maß Hafer in die Krippe, und meine Pferdchen sind nachher lustig. Denn der Hafer, der giebt dem Pferde Kraft. Was sind aber das da? (Er deutet mit dem Peitschenstiel auf seine Pferde.) Sind denn das Pferde? Das sind Schindmähren, die Luders bewegen kaum die Beine. Und warum? Sie kriegen keinen Hafer, sie kriegen kein Heu — nicht einmal ein ordentliches Stroh kriegen sie. Das Stroh, das muß jetzt auch bezahlt werden. Glaubst nicht, Herr, ich habe für den Pud Stroh 30 Kopeken gezahlt. So wahr Gott heilig ist! Und auch das durch und durch verfault. Freilich, wenn man es von den Dächern herunter-

holt, was kann es da für ein Stroh abgeben! Woher soll nun das Pferd die Kraft hernehmen? Nunmehr hat Gott Gräslein wachsen lassen — das kann das Pferdchen rupfen. Früher gab's auch das nicht. Kann man nun mit solchen Pferden ackern? Da, Herr, kann nicht viel geackert werden. Und mancher Bauer hat gar kein Pferd. Mancher Bauer hatte drei Pferde und hat jetzt eins oder gar keins. Dann wieder die Aussaat. Manche Familie hat Alles aufgezehrt, nicht ein Körnchen ist geblieben. Da siehst Du es, Herr, so sind denn die Felder unbestellt geblieben."

Der Acker ist hier überall so wenig tief aufgefurcht, daß man es in Mitteleuropa unter keinen Umständen würde gelten lassen. Was den Dung anbetrifft, so sieht man nur ab und zu eine Spur von Mist. Auffallend ist die primitive Art des Ackergeräths; die hölzernen Einscharrpflüge erinnern stark an das Instrument, das Camillus auf dem bekannten Relief führt. Moderne eiserne Pflüge haben fast nur die Gutsbesitzer.

Jedesmal, wenn wir bei Feldern vorbeifahren, die einen üppigeren, gleichmäßigen Wuchs aufweisen, frage ich den Kutscher, wem sie gehören. Die Antwort lautet ohne Ausnahme: „Herrn so und so" oder einfach „herrschaftliches", d. h. das Land gehöre Gutsbesitzern. Ich ändere die Methode und suche mir die schlechtesten Felder heraus. Die Antwort ist nun: „bäuerliches Land", „Dorfland". Ich stelle das Fragespiel, das meinen Fuhrmann offensichtlich aufregt, ein. Der Mann hat Sorgen; vielleicht liegt seine eigene Parzelle unbestellt, währenddem er seine thatsächlich stark abgemagerten Pferde durch den weiten Weg ermüdet, um etwas Geld zu verdienen.

Ein großes Dorf erscheint auf einer breiten Anhöhe. Wir fahren geradenwegs in die Mitte hinein, zur großen Kirche, die auf einem weiten Platze steht. Ist das Romadan? Wir biegen an der Kirche links ab, auf einmal bleiben die Pferde stehen, und zwar so hart vor einem Thore, daß sie es mit dem Kopfe berühren können. Der Kutscher vom Vorderwagen macht das Thor auf, wir fahren in einen winzigen Hof hinein, in dem die zwei Fuhrwerke nur gerade noch Platz finden, ein drittes müßte draußen bleiben. Unser Literat ist indeß abgestiegen und wir hören ihn an der Eingangspforte des Hauses klopfen. Wir folgen ihm nach.

Es war das Haus des Ortsgeistlichen, an dem wir abstiegen. Unser Cicerone klopfte energisch, aber resultatlos. Keine Antwort, kein Geräusch im Innern des Hauses, Grabesstille. Unverdrossen hämmerte

der kleine Mann mit beiden Fäusten an der Thür. Er schien an einen solchen Empfang gewöhnt zu sein. Es war gegen 8 Uhr, die Sonne stand hoch, und alles im Dorfe war längst auf den Beinen. Ja, die Popen haben einen festen Schlaf! Endlich hörte man ein leises Schüren, und eine verschlafene Magd, hochgeschürzt und barfuß, öffnete die Thür. Sie entfernte sich ohne ein Wort zu sagen; unser Vordermann drang ein wie Jemand, der sich auskennt, wir hinter ihm.

Das Haus des Popen sieht von außen wie ein gewöhnliches Bauernhaus aus, nur bedeutend größer. Wir passiren einen Flur, dann ein kleines Zwischenzimmer und treten rechts in ein größeres Wohnzimmer ein. Die Einrichtung ist etwas derangirt und armselig, aber in städtischer Art. Der gehobelte Stubenboden ist mit braunem Lack gestrichen, der an vielen Stellen bereits abbröckelte, auch zeigen sich zwischen den Brettern bedeutende Spalten. Ein Tisch, einige Stühle und eine Art Sopha sind das Meublement. Auch ein Bücherschrank ist da und einige Töpfe mit Blattpflanzen. Neben dem Ofen auf dem Boden in Decken gehüllt liegt ein kleines Mädchen und schläft.

Bald erscheint der Pope selbst. Ein mittelgroßer magerer Mann mit kurzem Barte und den üblichen langen Haaren, die bis auf die Schulter reichen. Er tritt uns entgegen in dem langen, fest anliegenden Unterkleid, das einem Schlafrock sehr ähnlich ist. Während der Unterhaltung kämmt er sich die Haare aus. Der Mann hat ein sehr einnehmendes, offenes Gesicht, ein mildes, gütiges Lächeln, das starke und ungepflegte Zähne zeigt, und einen ungemein naiv neugierigen Augenaufschlag.

Aus seiner Unterredung mit dem Literaten erfahren wir, daß die errichteten Speiseanstalten gut funktioniren, aber ihre Erweiterung erwünscht sei. Der Literat meint, daß die einlaufenden Sammlungen eine Ausdehnung der Hilfe wohl erlauben, was den Popen in eine sehr freudige Stimmung versetzt.

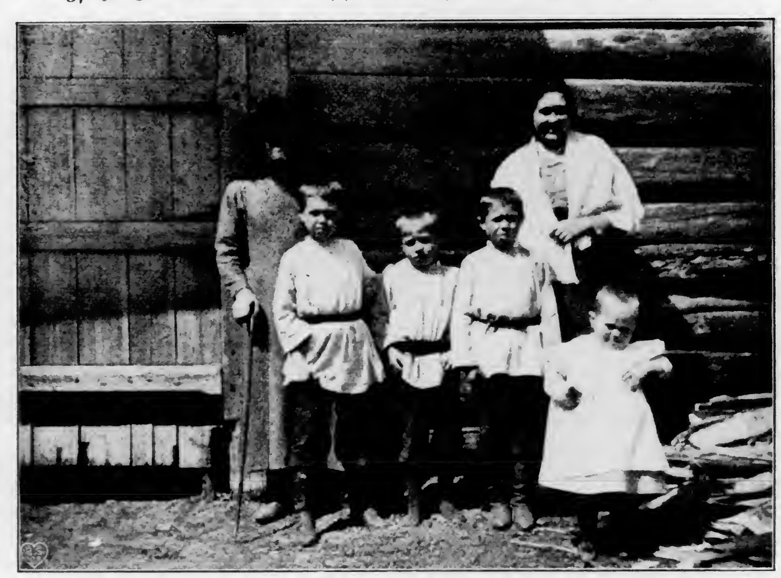
Der Pope ist pressirt. Er muß noch heute Vormittag eine Messe lesen, denn es ist der Geburtstag des Zaren.

„Kein Mensch kommt in den Tempel Gottes", lamentirt unser Pope, „nicht einmal der Dorfpolizist besucht regelmäßig die Kirche. Heut freilich kommt er, da wird er nicht fehlen, da wird er aufpassen, ob denn Väterchen auch dem Tage des Zaren eine Messe liest. Sonst bekommt man ihn nie zu Gesicht."

Der Pope verschwand. Wir hören die Glocken der nahen Kirche in ihrem eigenthümlichen Klange und Rhythmus die Gläubigen erfolglos zur Andacht rufen. Ein paar Burschen machen sich etwas an der Kirchenmauer zu schaffen, sonst sieht man Niemand.

Die Popin zeigt sich. Sie ist eine noch junge Frau von runden, weichen Formen, sieht ein bischen schüchtern und auch vergrämt aus. Die Anrede an sie ist „Mütterchen“ wie an den Popen „Väterchen“. Die Theemaschine wird aufgetragen, wir werden freundlichst zum Thee eingeladen und — uns selbst überlassen, da „Mütterchen“ sich schweigend entfernt. Der Thee mit frischem, dickem Rahm mundet vorzüglich.

Nach und nach bekommen wir auch die drei Jungen des Popen — muntere, kräftige Burschen — zu sehen. Wir haben am anderen Morgen die ganze Familie, deren Gastfreundschaft wir während mehrerer Tage



Pope mit Familie.

genossen und deren liebenswürdige, einfache Art uns die angenehmste Erinnerung hinterließ, photographirt.

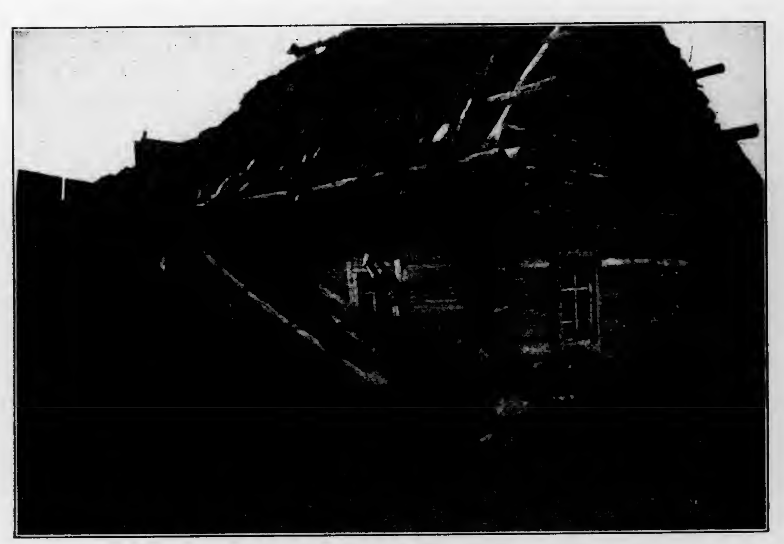
Es vergingen gute zwei Stunden, bis die Glocken wieder anfingen zu läuten als Zeichen des beendeten Gottesdienstes. Bald sah man den Dorfpolizisten aus der Kirche kommen. Er war in seinem großen Mantel, um den er den großen Säbel gehängt hatte, mit dem, bei steifer Körperhaltung, vornübergebeugten Kopf — als wenn man ihm einen Faustschlag in den Nacken versetzt hätte — einem deutschen Nachtwächter der alten Zeit nicht ganz unähnlich. Eine ziemliche Spanne Zeit später kamen ein paar alte Frauen; sie wurden überholt von einem Wagen, in dem eine städtisch gekleidete Dame saß — wie wir später erfuhren,

eine Gutsbesitzerin der Umgegend, die ebenfalls den Gottesdienst besucht hatte. Das war das ganze Volk von Romadan, welches dem Zaren an seinem Geburtstag huldigte. Welcher Unterschied gegenüber dem Festtrubel, den wir in Petersburg über uns haben ergehen lassen müssen!

Der Pope kehrt nach Hause zurück, etwas echauffirt von seiner Amtsübung. Er zeigt dem Literaten die Abrechnungen seiner Speiseanstalten und unterhält sich mit ihm über die Einkaufspreise der Nahrungsmittel.

„Väterchen,“ wandte ich mich an ihn, „Euer Dorf ist recht groß. Wieviel Einwohner zählt es?“

„Romadan hat an 1500 Einwohner, 200 Höfe.“



Haus mit abgedecktem Dach.

„Sind hier viele Bauern, die der Unterstützung bedürfen?“

„Da kann man fast sagen, das sind sie Alle.“

„Ich meine solche, die ohne Hilfe gar nicht mehr auskommen können. Wieviele sind es z. B., deren Getreidevorräthe erschöpft sind?“

„Väterchen“ überlegt, nennt für sich einige Namen, dann zu mir:

„Es sind fünf Höfe, die mit ihrem eigenen Getreide bis zur nächsten Ernte auskommen können. Die anderen Alle haben entweder gar kein Getreide mehr oder geringfügige Quantitäten.“

„Giebt es hier auch Skorbutkranke?“

„Gott sei Dank, bei uns ist es damit nicht so schlimm, wie an anderen Orten. Wir haben mit Hilfe von barmherzigen Leuten schon

im Herbste Speiseanstalten eröffnet und waren in der Lage, den Winter hindurch täglich 240 Personen zu ernähren. Nein, uns hat noch Gott in seiner Gnade geschont. Skorbutkranke giebt es, gewiß, aber nicht soviel, wie anderswo. Wir haben auch ein kleines Spitälchen für Skorbutkranke. Sie können das Haus hier aus dem Fenster sehen. Das rechter Hand, das zweitletzte Haus ist es. (Ich sehe ein Bauernhaus mittlerer Größe.) Wir haben eine Männer- und eine Frauenabtheilung."

„Dieses Haus, uns gerade gegenüber, rechts, ist wohl nicht mehr bewohnt?" Ich zeige auf ein Blockhaus, dessen Strohdach zu einem Theile abgerissen ist, so daß durch die breiten Lücken die Balken hervorschauen.

„Aber doch! Allein was wollen sie thun? Das Stroh ist längst verbraucht und mit etwas muß man doch das Vieh füttern. Der Bauer hungert lieber selbst und leidet Frost, um nur seinem Vieh Futter zu verschaffen. Jetzt ist es ja nicht mehr so schlimm. Aber wie wurde der Winter überstanden? Bei den ungeheizten Oefen und als der scharfe Nordwind durch die Lücken zog — da gab es ein Zähneklappern, barmherziger Gott verzeihe und verschone uns!"

Der Pope spricht die letzten Worte mit bewegter Stimme, und auf seinem blassen Gesicht malt sich Schrecken.

Wir beschließen, erst das Skorbutkrankenhaus zu besichtigen, dann einem Gutsbesitzer, der am Orte wohnt, einen Besuch abzustatten; bei dem letzteren sollen sich jetzt gerade einige Mitglieder des Unterstützungskomites, die in der Umgegend Speiseanstalten errichten wollen, aufhalten.

Beobachtungen und Gespräche.

Erster Eindruck von den Skorbutkranken. — Beim Gutsbesitzer. — Hilfskomites. — Verschiedene Gerüchte. — Eine eigenartige Anschauung. — Speisung der Kinder.

Wir sind bei den Skorbutkranken. Beim Eintritt ins Haus schlägt uns eine warme Luft entgegen. Innen ist das kleine Krankenhaus ziemlich rein gehalten, aber es ist überfüllt. Die Kranken sitzen oder liegen nebeneinander auf Pritschen an den Wänden. Drei Räume, alle voll von Kranken. Nur die Gänge sind frei, sonst ist jeder Fleck besetzt beziehungsweise belegt von einem Kranken. In dem einen Zimmer Männer, in dem anderen Zimmer Frauen, in dem dritten Zimmer Mütter, neben denen ihre Säuglinge liegen. Die Frauen meist hockend, umschlingen ihre Kniee mit den Händen, oder sitzen mit lang ausgestreckten Beinen, die Männer platt ausgestreckt oder auf den Ellenbogen gestützt. Alle dicht nebeneinander, sodaß sie sich mit dem Körper berühren und jeder den Odem seines Nebenan fühlt. Es riecht nach keiner spezifischen Arznei, aber die Luft ist erfüllt von etwas Heißem, Drückendem, das einen schwülen Kopf macht.

Es giebt ein Bild von Meunier, das heißt: Hekatombe. Auf einer Art Pritsche liegen aneinandergereiht, mit einem schweren Tuche bis an den Hals zugedeckt, eine Anzahl Leichen. Man sieht nur die verzerrten, angeschwollenen, von Schmerz und Schrecken verunstalteten Gesichter. In der Ecke sitzen zwei Frauen: ihr Blick zeigt eine kühle Strenge, in den Gesichtszügen liegt ernste Fassung, mit einer gemessenen, ruhigen Bewegung durchschneiden sie ein Tuch — das Todtentuch! Im Hintergrund leuchtet es wie die Gluth eines Ofens, der bereit ist, seine Opfer zu verzehren. Hekatombe — das Hundertopfer, die Opferung von Hunderten Menschenleben!

Wenn ich jetzt an das Krankenhaus von Romadan denke, so mengt sich mir auch jenes Meuniersche Bild dazwischen. Die fahlen, geschwollenen Gesichter, tief eingefallene Augen, steife, verrenkte Glieder — es ist, als wenn jene hundert entstellte Leichen einen Funken Leben in sich verspürt hätten: mühsam wendet sich der Eine auf die Seite und

stützt stöhnend den gebrochenen Körper auf den Ellenbogen, er athmet kaum und seine Haare kleben an der schwitzenden Stirn; dem Anderen gelang es, sich zu setzen, sein schwacher Körper stützt sich an die Wand, die Arme hängen ihm schlaff herunter, die Augen sind geschlossen, aber der offene Mund mit zerfetztem, geschwollenem Zahnfleisch ist eine klaffende Wunde; ein halbwüchsiger Bursche hat sich nach vorn geschoben, seine nackten, spindeldürren Beine sind in der Gegend des Kniees eine einzige blaue Geschwulst; von allen Seiten ein Bild der Verstümmelung, des Todes. Aber diese Leichen leben! An der Seite der Mutter, die wie ein Klumpen daliegt — ihre Glieder sind steif, das Zahnfleisch geschwollen, kein Tropfen Blut in den Wangen, sie kann nicht mehr aufstehen — entdecken wir unter einem Haufen Lumpen das winzige, wachsbleiche Gesicht des Säuglings!

„Die meisten Skorbutkranken bleiben zu Hause", läßt sich „Väterchen" vernehmen, „wir nehmen auch nicht Jeden auf, sondern nur solche, die man nicht zurückweisen kann. Was thun? Unsere Mittel sind beschränkt, das Spitälchen ist überfüllt. Aber hier geht es ihnen gut: wir geben den Kranken Fleisch, Thee, und allmälig kommen sie alle wieder auf; dann entlassen wir sie; wir können sie nicht allzu lange behalten; wir müssen sehen, daß wir unsere geringen Mittel möglichst ausgiebig verwenden."

Ich erinnere mich dabei an die früheren Worte des Popen, daß es hier in Romadan in Bezug auf den Skorbut „nicht so schlimm" sei. Und doch war die Errichtung eines besonderen Krankenhauses nothwendig, dieses Krankenhaus ist überfüllt, trotzdem bei der Aufnahme eine rigorose Auswahl getroffen wird, und eine weit größere Anzahl Kranker befindet sich in den Häusern!

Der Weg vom Krankenhaus zum Gutsbesitzer Swiencizki, dem wir einen Besuch abstatten wollen, führt durch das untere Dorf, über einen schmutzigen Fluß (elende Brücke), dann den Hügel hinauf. Bald zeigt sich unseren Blicken ein freundliches Landhaus, hinter dem ein Baumgarten sichtbar wird.

Wir treten, ohne anzuklopfen, in ein sehr geräumiges Zimmer ein. An der Wand rechts steht ein Tisch, darauf die bauchige Theemaschine, Theegläser, eine Karaffe Wodka und ein Gabelfrühstück. Es herrscht ein ziemlicher Trubel im Hause. Durch die offenen Thüren der Nebenräume ein fortwährendes Kommen und Gehen. Es sind im Ganzen nicht viel über ein Halbdutzend Damen und Herren, die aber in unaufhörlicher Bewegung sind. Sie kommen herangerannt oder herangetrippelt, tauschen in der Mitte des Zimmers mit einander eilige Worte aus und laufen fort durch die eine oder andere Thür, um in wenigen Augenblicken wieder in der Zimmermitte sich aufzuhalten. Auch die im Zimmer bleiben, gehen hin und her, fassen sich gegenseitig unterm Arm, oder bleiben plötzlich stehen und reden eifrig ineinander. Gesprochen wird laut und durcheinander; abgerissene Sätze, kurzes Lachen, rasche Wendungen. Unsere Begleiter tauschen mit den Leuten im Zimmer Händedrücke aus und beginnen sofort eine eifrige Unterhaltung. Besonders unser kleiner Literat ist kolossal geschäftig und verschwindet bald gänzlich aus unseren Augen.

Wir werden dem Hausherrn vorgestellt. Herr Swiencizki gehört zu denjenigen, über deren Alter man sich leicht täuscht: er kann einige dreißig, aber auch über vierzig Jahre alt sein. Seiner Umgebung gegenüber, die aus blutjungen Leuten besteht, ist er sicher derjenige, der die meiste Lebenserfahrung hat. Aber er hält sich kameradschaftlich mit ihnen und sucht in ihren Ton zu fallen. Doch seine kleinen Augen leuchten manchmal listig und spöttisch auf. Er trägt die Nationaltracht der russischen Kaufleute: ein langes Oberkleid mit Taille und vielen Falten, die Hosen in den Stiefeln, und Mütze. Trotz dieser Verkleidung erkennt man in ihm leicht den Polen, wie auch sein Name polnisch ist. Er frägt nach dem Zwecke unserer Reise.

„Sie wollen die Hungersnoth studiren? Wissen Sie, woher die Hungersnoth kommt? Von den Hilfskomites. Jawohl! Man errichtet Speiseanstalten, vertheilt Brot — der Bauer, der nimmt's. Warum denn nicht auch? ich bitt' Sie! Wenn er es umsonst kriegt, warum soll er es zurückweisen? Dazu ist der Bauer schlau genug. Er ist ein Erzschelm, der Bauer, legen Sie nur nichts drauf, daß er so dämlich aussieht. Der Bauer wird Ihnen schon was vormachen. Er ist der größte Schauspieler, den es nur giebt. Man muß am Orte leben und sich mit dem Bauer das ganze Jahr hindurch herumbalgen, dann lernt man erst die Bestie durchschauen. Unterstützungen, arme Nothleidende! Ha, ha! Da will ich Ihnen erzählen, wie es mit diesen Unterstützungen und der Noth ist, das ist zum Lachen. ‚Mitjucha', sagt der eine Bauer zum anderen (Herr Swiencizki greift mich unterm Arme, indem er die Bewegung des Bauern nachahmt, der sich in übermüthiger Laune an seinen Kameraden wendet), ‚wo essen wir heute zu Mittag? im Rothen Kreuz?' — ‚Laß mich zufrieden mit dem Rothen Kreuz, da schmeckt's mir nicht. Gehen wir lieber in die Vereinsküche, die machen's besser.' Jawohl, die Kerle sind wählerisch, sie wissen, was schmeckt und daß sie den wohl-

thätigen Herren aus der Residenz einen Gefallen thun, wenn sie sich bei ihnen zum Mittagessen einladen. Wenn die vielen Hilfskomites nicht wären, so würde es dem Bauern gar nicht in den Sinn kommen, daß er an Hungersnoth leidet."

Herr Swiencizki wird von anderer Seite abgerufen. Wir werden mit einem Herrn Brodski bekannt gemacht, einem Zeitungsmenschen aus Moskau, der deutsch spricht. Man braucht nicht erst ihn deutsch sprechen zu hören, um zu wissen, daß er ein Jude ist. Ein schwarzer, magerer, junger Herr mit welken, abgelebten Gesichtszügen und stark gelichtetem Haar. Er trägt ebenfalls die nationale Kaufmannstracht, hat aber, wie er uns später selbst verrieth, seinen Kaftan erst in Kasan, auf der Reise ins Hungergebiet, gekauft. Er legt in folgender Weise los:

„Seit zwei Tagen sind wir hier und haben die ganze Umgegend von Dorf zu Dorf umkreist. Wir wollen helfen, wo die Noth am schlimmsten ist. Geld haben wir. Ich habe einen Geldmann hinter mir, der Alles zahlt. Ich habe unbeschränkte Vollmacht. Ich kann täglich 300 Erwachsene speisen. Auch mehr! Ich kann bis auf 1000 gehen — bis auf 10000, wenn es nöthig ist. Aber überall, wo ich hinkomme, ist schon Jemand am Platze. Ueberall ist vorgesorgt. Noth ist ja vorhanden, aber überall wird geholfen. Was die Wohlthätigkeit leistet, ist großartig. Aber man muß vorsichtig sein, die Bauern betrügen. Es melden sich solche als Nothleidende, die es gar nicht brauchen, die noch eigenes Brot haben. Es ist sehr schwer herauszufinden, wer am meisten Noth leidet. Ich will es deshalb auf eine andere Weise versuchen. Ich will Bäckereien errichten und das Brot zu einer Kopeke pro Pfund verkaufen. Dabei zahle ich eine halbe Kopeke darauf. Wer eigenes Brot hat, der wird nun der Bäckerei fern bleiben, die Nothleidenden bekommen billiges Brot, und ich kann einer um so größeren Anzahl helfen, da das Brot nicht umsonst vertheilt wird."

„Wie aber", werfe ich da ein, „wenn Jemand nicht einmal die eine Kopeke pro Pfund zu bezahlen hat? Und das sind doch diejenigen, die es am meisten brauchen?"

„Ja, das wird sich dann eben zeigen. Erst machen wir es so, wie ich es gesagt habe, und dann wollen wir anfragen, ob nicht Jemand da ist, der nicht einmal so viel leisten kann. Solchen wollen wir das Brot umsonst geben."

Er verläßt das Thema und beginnt in verändertem Tone:

„Haben Sie auch schon die Pferde gesehen, welche die Regierung an die Bauern liefert? Noch nicht? O, das ist ein Hauptspaß! Die Regierung wollte eine Hauptaktion unternehmen. In Folge des Futtermangels haben die Bauern sehr viel Vieh verloren. Die Regierung hat nun in den Steppengouvernements Pferde zusammengekauft und will sie an die Bauern auf Abzahlung liefern. Schön! Sie können sich denken, mit welcher Ungeduld die Bauern die Regierungspferde erwartet haben. Die Felder müssen bestellt werden, und die Bauern haben keine Pferde. Na, endlich jetzt kommen die Pferde an. Aber, du lieber Himmel, wie sie aussehen! Abgemagert, abgezehrt, die meisten bewegen kaum die Beine. Ein Theil ist bereits umgefallen, gestern hat man hier eins auf Stangen vorbeigetragen. Die Pferde sind da, aber der Bauer kann sie nicht gebrauchen. Indessen hat die Regierung einen Haufen Geld ausgegeben."

Herr Swiencizki, der wieder zu uns getreten ist, bestätigt diese Angaben. Die Pferde seien zum Theil umgefallen, zum Theil zu spät angekommen, um für die Bestellung der Felder verwendet werden zu können, und sie seien meist überhaupt nicht zu gebrauchen.

„Immerhin haben aber die Bauern ihre Felder bestellt?" richte ich an ihn die Frage.

„Na ja, wie man's nimmt. Das Sommergetreide ist sehr schlecht bestellt worden. Da ist nicht viel dran."

Indessen ist es Mittagszeit geworden, und der Pope muß seine Speiseanstalten aufsuchen. Er erklärt sich gern bereit, uns mitzunehmen. Die Idee, die Speisehäuser zu besuchen, wird von der Gesellschaft des Herrn Swiencizki als interessanter Einfall aufgegriffen. Ein zartes, blasses, fast durchsichtiges Dämchen piepst: „Ach, wie nett. Gehen wir hin. Die Speisung der Hungernden. Das ist sehr interessant."

Die Gesellschaft sammelt sich rasch und wir machen uns auf den Weg.

Das Speisehaus, in das uns der Pope führte, war nur für Kinder bestimmt. Das kleine Völkchen war schon vollzählig beisammen, als wir eintraten. Sie saßen in Reihen an langen Tischen, vor Jedem ein Teller und ein Holzlöffel. Unsere Gesellschaft postirt sich an der Vorderwand. Die Damen stellen sich auf einer niedrigen Bank auf. Ihre modernen Toiletten stechen sehr ab von der geflickten Bauernkleidung der Kinder. Ueberhaupt macht die Wohlthäterei mit ihren Gönnermienen einen peinlichen Eindruck. Die Kinder sind schüchtern und werfen verstohlene Blicke nach uns. Was mag in ihren kleinen Köpfchen vorgehen, da sie sich beobachtet, gleichsam zur Ausstellung gebracht sehen? Die Mahlzeit wird mit einem Gebet eingeleitet. Alle stehen auf und kehren ihr Gesicht dem Heiligenbild zu, das in der Ecke hängt. Ein kleiner Bube liest mit lauter, klarer Stimme sehr fließend das Gebet vor. Indessen hat die Bäuerin, welche die Küche leitet, sich am Ofen zu schaffen gemacht. Sie

hat den gewaltigen Kessel mit Borschtsch (saure Krautsuppe) in den Vordergrund geschoben — das Essen kann vertheilt werden. Bei den letzten Sätzen des Gebets wenden sich mehrere Kinderköpfchen erwartungsvoll dem Ofen zu. Aber der Pope, der sichtbar seinen Gefallen hat an der schönen Vortragsweise des betenden Jungen, besiehlt ihm, noch ein zweites, anderes Gebet vorzulesen. Die Köpfchen der Kinder wenden sich wieder der Zimmerecke zu. Mit derselben ruhigen, hohen Stimme, ohne zu stocken, entledigt sich der Knabe seiner zweiten Aufgabe. Nunmehr werden in strenger Reihenfolge die Teller voll heißer Suppe, dazu ein großes Stück Schwarzbrot, vertheilt. Die Hände der Kleinen zittern, wenn sie sich an das Essen machen. Unsere Anwesenheit scheint gänzlich vergessen worden zu sein, die gesammte Aufmerksamkeit der Kinder konzentrirt sich auf die knorrigen Hände der Bäuerin, welche die Suppe einfüllte. Sie warten geduldig, ohne einen Laut von sich zu geben, bis die Reihe an sie kommt, aber der ernste, gar nicht kindliche Ausdruck der winzigen Gesichtchen, das heimliche Feuer der hungrigen Augen sprechen genug. Ich weiß nicht, wie es kam, daß das Geplauder unserer Damen aufhörte. Es ging wie eine moralische Suggestion von dem mächtigen, zurückgehaltenen Hungersgefühl der Kinder aus, in deren Bann wir alle verfielen.

Mich beschlich ein Gefühl, das ich später noch öfter kennen lernen mußte. Es erschien mir frevelhaft, daß ich hier stehe und den Hungrigen zuschaue. Ich mußte mich schämen, daß ich mit forschenden Augen die Gesichtszüge dieser Kinder mustere, um in einer Muskelzuckung, in einer Mundfalte die Spuren des Hungers zu entdecken. Daß ich ihnen auflauere, um eine zitternde Handbewegung zu erfassen, die sie selbst zu verbergen suchen. Daß ich dastehe, um auf einer feinen Wage abzuwägen, ob sie das Recht haben auf wenige Löffel Suppe. Und diese ganze Wohlthätigkeit, die aus hungernden Familien nach sorgfältiger Auswahl die Kinder zusammenliest, um sie unter strenger Kontrolle einen großen Kessel Suppe auslöffeln zu lassen, und die das einzige Mittel ist, sie vor dem Hungertod zu retten und dem Skorbut zu entreißen, der ihre Eltern und Geschwister unter ihren Augen zerfleischt und zu Grunde richtet, erschien mir nicht als Zeichen der Humanität, sondern als Produkt der Barbarei, die in den sozialen Verhältnissen gründet.

Ich athme ordentlich auf, als wir wieder in die freie Luft heraustreten. Es war auch in Folge des stark geheizten Kochofens sehr heiß im Speisehaus.

„Haben Sie bemerkt, wie die Bäuerin das Brot geschnitten hat?“ fragt eine von den Damen. „Da durfte kein Bröckelchen abfallen und

ein Stück mußte genau so groß sein, wie das andere. Dieser Gerechtigkeitssinn der Leute ist bewunderungswürdig.“

Das Essen ist dem Volke ein Bedürfniß, die Reichen haben es zu einem Gelüst gemacht. Das Brot ist dem Bauer ein Heiligthum, der Reiche blickt mit Verachtung darauf. Dieser Gegensatz ist die Wiederspiegelung der Jahrtausende Klassenherrschaft.

* * *

Schon als wir aus dem Hause des Gutsbesitzers herauskamen, hat sich zu uns der Bezirksfeldscher gesellt. Die Herren von den Hilfskomites wollten von ihm Auskunft haben über die Dörfer, in denen Skorbut auftrat, und deshalb begab er sich in das Haus des Herrn Swiencizki. Da wir nun gerade auf dem Wege waren in das Speisehaus, ging er mit, wenn auch scheinbar nicht sehr gern. Er sieht verdrießlich und apathisch aus.

Doch die Leser möchten ja vor Allem wissen, was ein Bezirksfeldscher ist. Der Name ist deutsch. Er ist abgeleitet vom alten Feldscherer, mit dem einst die Militärärzte bezeichnet wurden, später die Lazarethgehilfen. In Rußland giebt es an allen größeren Krankenhäusern spezielle Schulen, meistens mit dreijährigem Lehrkursus, die Feldschere und Feldscherinnen liefern. Ihre nächstliegende Bestimmung ist, den Aerzten in den Krankenhäusern an die Hand zu gehen. Sie dürfen aber auch in gewissen Grenzen eine selbständige Praxis ausüben. Auf dem Lande werden sie ebenso wie die Aerzte von den Semstwos mit Jahresgehalt angestellt. Einem solchen Bezirksfeldscher des Semstwos fällt die Aufgabe zu, den Kranken die erste Hilfe unentgeltlich zu leisten, sie in die Krankenhäuser zu weisen, auf ärztliche Anordnung die Kranken aufzusuchen, um den Verlauf der Krankheit zu verfolgen, Mittheilungen über aufkommende Epidemien zu machen, ferner gehört zu ihren Obliegenheiten die Pockenimpfung. Da in Rußland oft viele Meilen weit kein Arzt zu finden ist und noch seltener ein Krankenhaus, so entwickeln die Feldschere eine ziemlich selbständige Thätigkeit. In den Feldscherschulen wird darauf Rücksicht genommen, und die Kenntnisse eines russischen Feldscher gehen weit über jene eines deutschen Lazarethgehilfen hinaus. Ihre Einkommensverhältnisse sind sehr bescheiden. Der Bauer begegnet ihnen, weil sie ihm näher stehen, mit viel mehr Vertrauen, als dem akademisch gebildeten Arzte.

Die Gesellschaft theilt sich. Wir werden vom Geistlichen, wie auch vom Gutsbesitzer zum Mittagessen eingeladen und ziehen es vor, dem ersteren zu folgen. Mit uns geht auch der Bezirksfeldscher. Es wird

verabredet, daß wir nach dem Mittagessen zusammen nach einem naheliegenden Dorfe fahren, in dem die Eröffnung eines Speisehauses projektirt ist.

* * *

Das Mahl beim Popen war einfach, aber reichlich. Vor dem Mittagessen, während des Mittagessens und nach dem Mittagessen wird Wodka aus kleinen Gläschen getrunken. Noch während der Mahlzeit trat ein kräftig gewachsener, junger Herr, dessen frisches Gesicht ein kurzer, dunkelblonder Vollbart umrahmte, ins Zimmer. Er trägt den uns bereits bekannten Kaufmannskaftan. Es war der Kreisthierarzt. Er wird zum Mittagessen eingeladen, schlägt es aber rundweg ab. Dagegen stürzt er, ohne ein Wort zu verlieren, das Gläschen Wodka mit einer breiten Armbewegung in die Gurgel.

Das Essen ist längst abgeräumt, und wir sitzen in der Runde: wir zwei, der Pope, der Feldscher, während der Thierarzt im Zimmer auf und ab marschirt. Die Gläschen werden mit Wodka gefüllt, angestoßen, heruntergegossen — dann wieder gefüllt. Indessen wird die Unterhaltung immer lebhafter, und auch der Feldscher, der sich erst in düsteres Schweigen hüllte, läßt gelegentlich einen kurzen Satz hören, den er mit großer Bestimmtheit ausspricht.

Ich habe verschiedene Versuche gemacht, das Gespräch auf die Aeußerungen des Herrn Swiencizki über die Nothstandssimulation der Bauern zu lenken. Allein von keiner Seite wollte man auf das Thema eingehen und wich ihm hartnäckig aus. „Richtet nicht, auf das ihr nicht gerichtet werdet", bemerkt einmal der Pope mit einem Seufzer.

„Wenn Jemand von auswärts kommt", beginne ich ein Weilchen später, „zumal Einer aus weiter Ferne, aus einem ganz anderen Lande, so erscheint ihm Manches dunkel und verworren, was der Ortskundige leicht begreiflich findet. So muß ich auch gestehen, ich habe hier heute Vieles gehört und wahrgenommen, kann mir aber kein klares Bild von der Situation verschaffen. Nach der Meinung des Herrn Swiencizki z. B. ist es, wenn ich ihn recht begriffen habe, nicht nur überflüssig, sondern sogar ein Fehler, daß man den Bauern Unterstützungen gewährt — anderseits aber meinte Herr Swiencizki selbst, daß die Bauern das Sommergetreide schlecht bestellt haben, weil sie in Folge der Futternoth viel Arbeitsvieh verloren haben? . . . ."

Der Thierarzt, der, während ich sprach, an den Tisch kam und mir aufmerksam zuhörte, sagte: „Viele Felder sind überhaupt nicht bestellt worden. Sehr viele."

„Sind Sie auch der Meinung, daß die Hauptursache davon der Pferdemangel ist?"

„Zweifellos."

„Wo sind denn die Pferde hingekommen?"

„Erst sind sie massenweise verkauft worden. Das war noch im Herbst. Es erschienen eine Unzahl Pferde auf den Märkten. Der kleinste Dorfmarkt wurde mit Bauernvieh überfüllt. Hier in der Nähe, in Motaki, standen an einem Tage 860 Stück Vieh zum Verkauf. Da hat Mancher Vieh zu einem Spottpreis gekauft, der es nachher bedauerte. Aber bald hörte es auf. Alle wollten verkaufen — Niemand wollte kaufen. Man konnte ein gutes Bauernpferd für 15 Rubel (33 Mark) haben. Aber wohin damit? Die Futterpreise stiegen schnell auf das Doppelte, Dreifache. Der Winter ist lang. Da müßte man ja ein Kapital einsetzen, um das Vieh bis zu der neuen Weide halbwegs durchzufüttern. Da könnte man Einem umsonst das Viehstück geben, und er würde schließlich doch noch drauf zahlen. Soweit kam es denn auch. An dem ganzen Thiere wurde nur noch das Fell bewerthet. Was der Gerber für das Fell zahlte, das war der Preis des Viehes. Das Arbeitsthier zählte nicht mehr mit. Die Tataren legten noch auf das Fleisch Werth. Die Tataren essen nämlich Pferdefleisch. Und so wurde das Vieh entweder verkauft und geschlachtet, oder geschlachtet und verkauft, d. h. das Fell."

„Ja, wenn sich ein Käufer für das Fell fand", wirft hier der Feldscher ein. „Das Fell wird man auch nicht so leicht los, wenn man auf dem Dorfe ist. In gar manchem Hause werden Sie jetzt die abgezogene Haut von der Kuh oder dem Pferdchen finden. Die Gerbergesellen kriegen noch Arbeit."

„Sie kennen wohl einen ziemlichen Umkreis von hier?" wende ich mich an den Thierarzt.

„Ich kenne genau den ganzen Kreis Spassk. Ich bin stets auf Reisen."

„Und wie hoch schätzen Sie den Verlust der Bauern an Vieh?"

„Zahlen kann ich Ihnen keine angeben. Thatsache ist, daß eine große Menge Bauernhöfe kein Pferd mehr im Stalle haben. Mit den Kühen aber ist gänzlich aufgeräumt worden . . . ."

Feldscher und Pope zugleich: „Das stimmt. Die Kühe sind verbraucht. Kühe sind eine Seltenheit geworden."

Der Thierarzt, fortfahrend: „Ich kenne manchen Bauern, der früher zwei oder drei Kühe hatte und der jetzt keine einzige mehr besitzt. Noch schlimmer erging es den Schafen. Da wurde ohne Auswahl ge-

schlachtet. Bauern, die voriges Jahr 20 bis 30 Stück Schafe besaßen, haben heuer kein einziges mehr."

„Ein schlimmes Jahr", bemerkt der Pope, „Gott hat uns für unsere Sünden gestraft. So schlimm ist es noch nie gewesen."

„Aber war es denn nicht 1891 und 1892 noch schlimmer?"

„Väterchen hat Recht", meint der Feldscher. „Das Jahr 1891 war ein reiner Segen im Vergleich zu 1898. Damals gab es in der ganzen Umgegend kaum 40 bis 50 Skorbutkranke."

„Im Jahre 1891 wurden wenigstens Futtermittel geerntet", erklärt der Thierarzt, „dieses Jahr ging aber Alles verloren. Nicht nur die Körnerernte ging verloren, sondern es wurde überhaupt nichts geerntet. Kein Heu, kein Stroh ...."

„Und kein Kraut", wirft der Feldscher dazwischen. „Der Bauer hat kein Gemüse. Deshalb greift der Skorbut so sehr um sich."

„Was halten Sie von der Skorbutepidemie? Ist sie nicht bereits im Abnehmen?"

„Der Skorbut greift reißend um sich von Tag zu Tag. Vorläufig keine Aussichten auf ein Erlöschen der Epidemie. Im Gegentheil, es wird noch viel schlimmer werden. Wenn die neue Ernte nicht hilft, dann weiß ich nicht, was werden soll. Aber auch bis dahin ist noch schwere Noth durchzumachen."

„Wird nicht durch die Gratisspeisungen die Noth bedeutend gemildert?"

„Die Speisehäuser reichen nicht aus. Es ist kaum ein Viertel der nothleidenden Bevölkerung, das aus den Speisehäusern Nahrung erhält. Auch das Getreide, welches das Semstwo vertheilt, reicht nicht aus. Und wenn der Bauer noch so vorsichtig damit umgeht, bis zum Schlusse des Monats reicht es ihm nicht. Am schlimmsten sind die Frauen und die Kinder dran."

„Das kann ich mir wohl denken. Die abgezehrten Frauen können gewiß ihre Kinder nicht selbst stillen. Und wenn der Bauer seine Kuh losgeworden ist, dann giebt es auch keinen Ersatz für die Muttermilch."

„Dem ist nicht ganz so. Die Säuglinge sind verhältnißmäßig besser dran. Denn so schlecht genährt die Mutter ist, pressen sie ihr immerhin etwas Milch ab — selbstverständlich auf Kosten der allgemeinen Ernährung der Frau — sie bleiben in ihrer Entwicklung gewaltig zurück, aber das Lebenslicht brennt noch in ihnen leise, wie ein Wachskerzlein. Anders jene Kinder, die bereits entwöhnt sind oder Zukost erhalten. Sie bekommen keine Milch, keine Suppe, kein Ei, nicht einmal einen Brei, sondern ein Stück hartes Schwarzbrot, das aus einem Mehl ge-

backen ist, in dem womöglich noch eine tüchtige Portion Unkraut steckt. Das ist das reinste Gift für die Kinder. Sie kriegen einen Durchfall, Magenkrämpfe — und aus ist es. So ein kleines Kind ist leicht hinweggefegt. Alle Geburten vom Mai 1898, die zu meiner Kenntniß gelangt waren, sind verloren, will sagen: die Kinder sind alle gestorben."

Mir fällt bei diesen Worten ein, daß in Rußland, wo es keine Zivilehe giebt, der Geistliche auch die Aufgaben des Standesbeamten zu erfüllen hat.

„Väterchen, besitzen Sie nicht vielleicht eine Statistik der Geburten und Sterbefälle in ihrem Orte?"

„Gewiß. Das werden wir gleich haben. Da müssen wir blos die Bücher einsehen."

Die von mir aus den Pfarrbüchern herausgezogenen Zahlen sind Folgende:

Vom 1. Januar bis 6. Mai 1899. Geburten 23, Sterbefälle 21, Geburtenüberschuß **2.** Dagegen in dem vorangehenden Halbjahr Juli bis Dezember 1898: Geburten 50, Sterbefälle 27, Geburtenüberschuß **23.** Dagegen in dem entsprechenden Halbjahr Januar bis Juli des vorigen Jahres: Geburten 43, Sterbefälle 25, Geburtenüberschuß **18.**

Ich erhalte vom Geistlichen noch verschiedene thatsächliche Mittheilungen in Bezug auf die Organisation und die Leistungen der von ihm errichteten Speisehäuser.

„Die Pferde sind da", erklärt der kleine Junge des Popen. Das will sagen, die Wagen stehen bereit, um uns nach dem Dorfe Ulimowka zu fahren.

Das russische Dorf.

Die Lage. — Der Winter. — Die Dorfstraße. — Das gesellige Leben. — Im Schnee vergraben. — Die Isba. — Die innere Einrichtung des Bauernhauses. — Die Lebensweise.

Das russische Dorf ist gewöhnlich an einem Wasser gelagert und wenn möglich im Schutze einer Anhöhe. Wasser ist in jenen gewaltigen Niederungen, die nur von wenigen mächtigen Flüssen durchzogen werden, ein kostbares Gut, und der scharfe Nord- oder Ostwind findet Raum genug, um sich auszuweiten. Im Winter lagert der Schnee meterhoch, und die Schneestürme, die gefürchteten Burani, stellen sich regelmäßig ein.

Wehe dem Wanderer und auch dem Reisenden, wenn er im offenen Felde vom Buran erfaßt wird! Erst ein kleines, kaum merkbares Wölkchen am Horizont, überzieht er bald den ganzen Himmel. Der Schnee fällt in dichten großen Flocken. Der Wind erstarkt mit jedem Augenblick. Bald ist es ein reißender Sturm, der den Schnee vom Boden in breiten Wolken zusammenfegt, oben in einem gewaltigen Wirbel dreht. Die Wegspuren verschwinden, man sieht kein Haus, keinen Baum, Alles ist vom Schnee verweht, der Horizont entzieht sich dem Auge, man sieht nicht den Boden unter den Füßen, nicht den Himmel über dem Kopfe, nichts als ein endloses Schneemeer, ein unaufhörliches Schneegestöber, das ins Gesicht schlägt, so daß man die Augen nicht aufmachen kann. Die Pferde bleiben erschreckt stehen. Kein Laut außer dem sausenden Winde. Nur von Zeit zu Zeit das nahe Geheul der Wölfe. Ein wilder Aufruhr der Natur, Alles scheint sich in einen Chaos auflösen zu wollen. Glücklich, wer in dieser bangen Stunde die dumpfen Töne einer Kirchenglocke vernimmt, die während des Burans unaufhörlich geläutet wird — diesen nach sucht er sich durch das wüthende Gestöber durchzuarbeiten, bis er unter das schützende Dach und in die wohlthuende Wärme gelangt. Oft merkt er erst, daß er am Ziele ist, wenn er sich an die Wand der Behausung gestoßen hat.

Wenn aber der Sturm sich gelegt hat, erscheint die Sonne an dem blauen Himmel. Leichte weiße Wölkchen gleiten hurtig an der

Himmelskuppel und thauen in der lichten Luft auf. Die weiteste Ferne liegt klar vor den Augen. Das weiße Schneegefilde breitet sich in die Unendlichkeit. An den goldenen Kreuzen der Kirchen der hie und da sichtbaren Dörfer funkeln die Sonnenstrahlen. Der vom Frost gehärtete Schnee knistert unter den Schuhen des Wanderers, der mit gerötheten Wangen, hellen Augen rüstig ausschreitet und vergnügt die kühle, klare, leichte Luft einathmet. Der schwere Schlitten des Bauern hinterläßt eine glatte Spur, sein Pferdchen tummelt sich in leichtem Trabe. Der seinen Herrn begleitende Hund kugelt sich übermüthig im Schnee und sein fröhliches Bellen tönt hell und laut in der klangharten Luft. Der



Ein russisches Dorf.

Eisspiegel des Flusses ist fest und wie aus einem Guß. Der Frost ist es nicht, den der Bauer fürchtet, sondern der Wind. Wenn dieser sich einstellt, schneidet die kalte Luft wie mit Messern.

Der so nöthige natürliche Schutz gegen Wind und Wetter fehlt aber meistens den russischen Dörfern. Sehr oft liegen sie frei nach allen Richtungen der Windrose und entbehren selbst den Schutz eines Wäldchens.

Inmitten der unermeßlichen Ebene, die sie von allen Seiten umgiebt, sehen die Dörfer winzig und unscheinbar aus. Wo nicht Wald und Wasser die Landschaft beleben, zieht sich der Weg in endlosem Einerlei dahin, nur ab und zu hebt sich in der weiten Ferne eine breite

Linie von der Oberfläche ab und an den Kirchthürmen erkennt man, daß es ein Dorf ist.

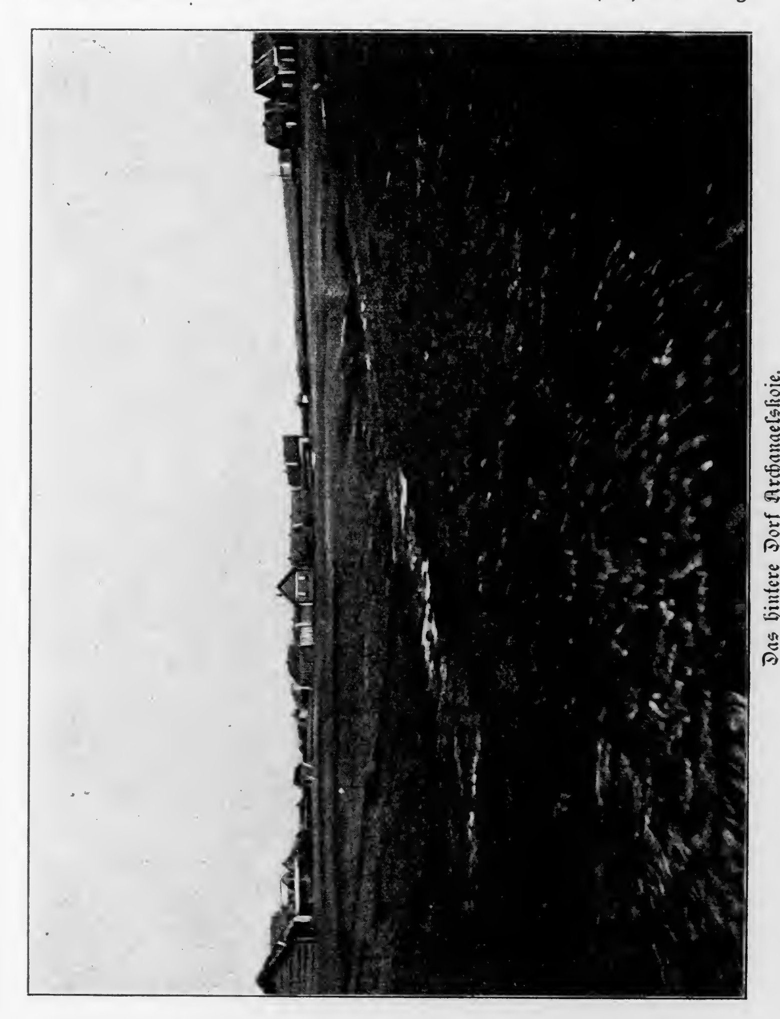
Die kleineren Dörfer bilden eine einzige unregelmäßige, außer-



Eistransport.

ordentlich breite Straße. Im direkten Gegensatz zu dem deutschen Dorfe, wo Alles eng zusammengedrängt ist, giebt es hier überall Raum übergenug. Durch die russische Dorfstraße stürmt die breite Troika im vollen Galopp, ohne das geringste Hinderniß zu finden. Daß es eine

„Straße" ist, erkennt man freilich nur daran, daß zu beiden Seiten Häuserreihen stehen. Von Pflasterung oder einer Chaussee keine Spur. Es ist nackter Boden, hie und da von breiten Grasflächen oder ge-



Das hintere Dorf Archangelskoje.

räumigen Pfützen, wenn es vor nicht allzu langer Zeit geregnet hat, unterbrochen. Die Bauernhäuser sind einander außerordentlich gleich. Höchstens eine Giebelverzierung in Gestalt von in primitiver Art geschnitzten schmalen Planken und gleichartige Schnitzerei oder bunte Farb-

anstriche an den Fensterladen kennzeichnen ein ästhetisches Bestreben des Hausinhabers. Wir haben keine Blumengärten gesehen. Und dieses Einerlei wird auch nicht von den pittoresken Wirthshausschildern, an denen die deutschen Dörfer so überreich sind, unterbrochen. Man sieht weder den durstenden „Hirsch", noch den „Ochsen", die „Sonne" oder den „Wilden Mann". Die Schnapsbude der Regierung* ist ein viereckiges, geräumiges Blockhaus in bäuerlicher Art mit einem sehr plumpen, langen Aushängeschild. Manchmal zerfällt das Dorf in zwei Theile: die Häuserreihen hören auf, es folgt ein großer offener Platz, der selten trocken ist und nach dem Regen sich in einen undurchdringlichen Sumpf verwandelt, dann kommt eine geringere Anzahl Häuser in derselben Doppelreihe wie das eigentliche Dorf. Man nennt diesen Theil das hintere Dorf.

Die Dorfschenke, beziehungsweise Schnapsbude, spielt im russischen Dorfe bei Weitem nicht jene gesellschaftliche Rolle, wie das Wirthshaus in Deutschland. Das Wirthshaussitzen beim Krug Bier und der qualmenden Pfeife, stundenlang im Halbdusel hinbrütend im gemüthlichen Kreise, kennt der russische Bauer nicht. Wenn der Bauer Schnaps trinkt, so thut er es gründlich, bis zur Besoffenheit. Er kommt aber, selbst in den guten Zeiten, nur alle großen Feiertage einmal dazu. Das ist buchstäblich zu nehmen. Alle Kneipwirthe auf den Dörfern haben mir ausnahmslos versichert, daß sie selbst in den besten Jahren, wenn man von wenigen total verkommenen Trunkenbolden absieht, an den Werkeltagen so gut wie gar nichts verkaufen. „Da kann man getrost die Fensterladen zumachen, die Thür schließen und nach der Stadt fahren — es wird kein Mensch nach der Schankwirthschaft fragen." Der ganze Schnapskonsum konzentrirt sich auf einige große Kirchenfeiertage und Messen — „diese Tage reißen das Ganze heraus". Es hat auch durchaus nicht jedes Dorf ein Wirthshaus. Der gesellige Verkehr der Dorfbewohner spielt sich auf der großen, breiten, freien Straße ab. An Sommerabenden, wenn der mondhelle Himmel wie ein Riesenzelt sich um das Dorf legt und es von aller Welt abschließt, wenn die weißen, kleinen, zahllosen Sterne hoch oben sichtbar werden und ab und zu ein Sternlein in einem feinen Lichtstreifen rasch den Himmel schneidet und in das Dunkel fällt, wenn die Luft von einem kaum merkbaren Blau durchschienen ist, die Tageshitze sich gelegt hat und ein milder Windhauch die ermüdeten Nerven aus ihrer Trägheit weckt, wenn die Glöcklein der heimkehrenden Herde verstummt sind und der Lärm der Bauernhöfe

* Im Wolgagebiet ist staatliches Branntweinmonopol.

langsam einschlief, sammelt sich hier die Jugend zu dem althergebrachten Reigentanz und zu munteren Spielen. Hier ertönen auch jene Chor-



Junger Bauer, eine Balaleika spielend.

gesänge voll endloser Sehnsucht und Wehmuth, die die Leidensgeschichte des russischen Volkes, die unermeßlichen Ebenen dieses Landes, seine immensen Lichtflächen und seinen zartgefärbten Himmel in einen einzigen

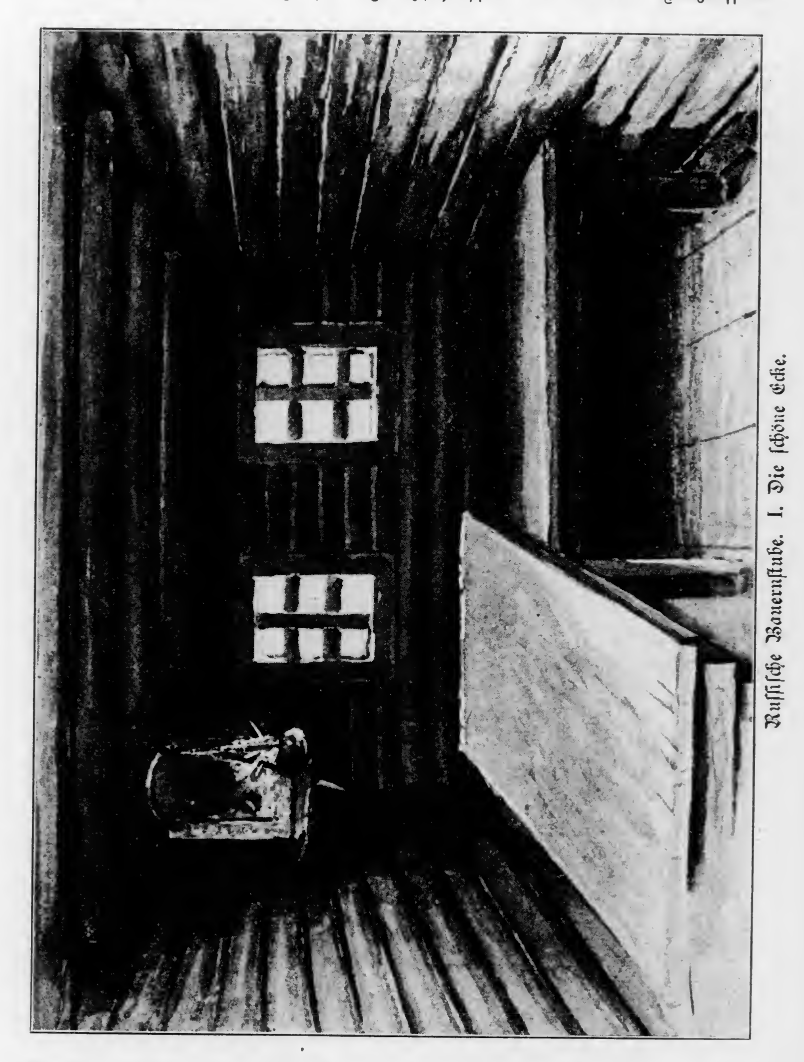
Akkord verwoben haben, der bald leise flüsternd den Boden streift, bald auf mächtigen Schwingen in die Höhe und in die Ferne strebt und niemals voll ausklingt. Hier versammeln sich auch die Dorfältesten und die Familienhäupter, um unter offenem Himmel die Gemeindeangelegenheiten zu berathschlagen.

Im Winter sind die Bauernhäuser lange Zeit hindurch bis über den Giebel im Schnee begraben. Der Bauer entfernt nicht gern den Schnee, denn der Schnee giebt Wärme, freilich auch Feuchtigkeit. Nur für den Rauchfang, die Thüren und Fenster werden Oeffnungen gemacht. Sonst würde der Fremde, der das Dorf zur Winterzeit besucht, vielleicht gar nicht zur Vermuthung kommen, daß unter diesen Schneekuppen Menschen wohnen.

Das Bauernhaus nebst Hof hat regelmäßig die Form eines länglichen Vierecks. In der einen Ecke, der Straße zu, steht das Wohnhaus. Hinter diesem der Speicher. Das bildet die eine schmale Seite des Vierecks. Genau rechtwinkelig dazu zieht sich am hinteren Ende durch die ganze Länge des Hofes die niedrige Bedachung des Stalles; am zweiten Längsende des Hofes wendet die Stallbedachung unter einem rechten Winkel und läuft parallel dem Hause und Speicher. Das Ganze schließt der Straße zu mit einem Bretterzaun ab, in dem ein breites Thor und eine Eingangspforte angebracht sind. Größere Bauernwirthschaften, die viel Vieh besitzen, bauen ihre Ställe in mehreren Rechtwinkeln hintereinander, so daß sich ebensoviele Höfe bilden.

Die Bauernhäuser in Zentral-, Nord- und Ostrußland sind ausnahmslos aus Holz gebaut. Nur in Südrußland und an der unteren Wolga sind Lehmhütten die Regel. Es gab Zeiten, wo schöne Eichenstämme zum Bau der Bauernhäuser verwendet wurden. Diese Zeiten sind längst vorbei. Das Holzmaterial, das jetzt meistens gebraucht wird, ist die Birke. Der Bau selbst ist einfach genug. Erst werden die Stämme von den Aesten und der Rinde befreit. Das geschieht noch im Walde. Dann werden sie in Stücke von der für die Wandbreite des Baues in Aussicht genommenen Länge geschnitten. Sind die Stämme recht dick und will man an Holz sparen, so werden sie in Halbstücke zersägt. Diese runden, beziehungsweise halbrunden Balken werden beim Hausbau aufeinandergeschichtet und kistenartig zusammengefügt. Höchstens wird die nach unten gekehrte Seite des Balkens mit einer breiten Axt ausgeglichen, damit sie besser anliegt. Aber immer kommt zwischen je zwei Balken eine ziemliche Lage Werg. Dieses wird vom Gewicht der übereinander geschichteten Stämme stark zusammengepreßt und bildet einen Abschluß gegen Wind und Feuchtigkeit.

aufbewahrt. Die Kochtöpfe werden meistens im Ofen selbst aufbewahrt. Das sonstige Geschirr ist sehr gering. Teller giebt es nicht, Alles ißt aus der gemeinsamen großen Holzschüssel mit breiten Holzlöffeln.



Russische Bauernstube. I. Die schöne Ecke.

Messer werden nur gebraucht, um das Brot zu schneiden und das Fleisch in der Schüssel in kleine Stückchen zu zertheilen, wenn es welches giebt. Ein Brett mit Geschirr oder gar ein Glasschränkchen ist schon

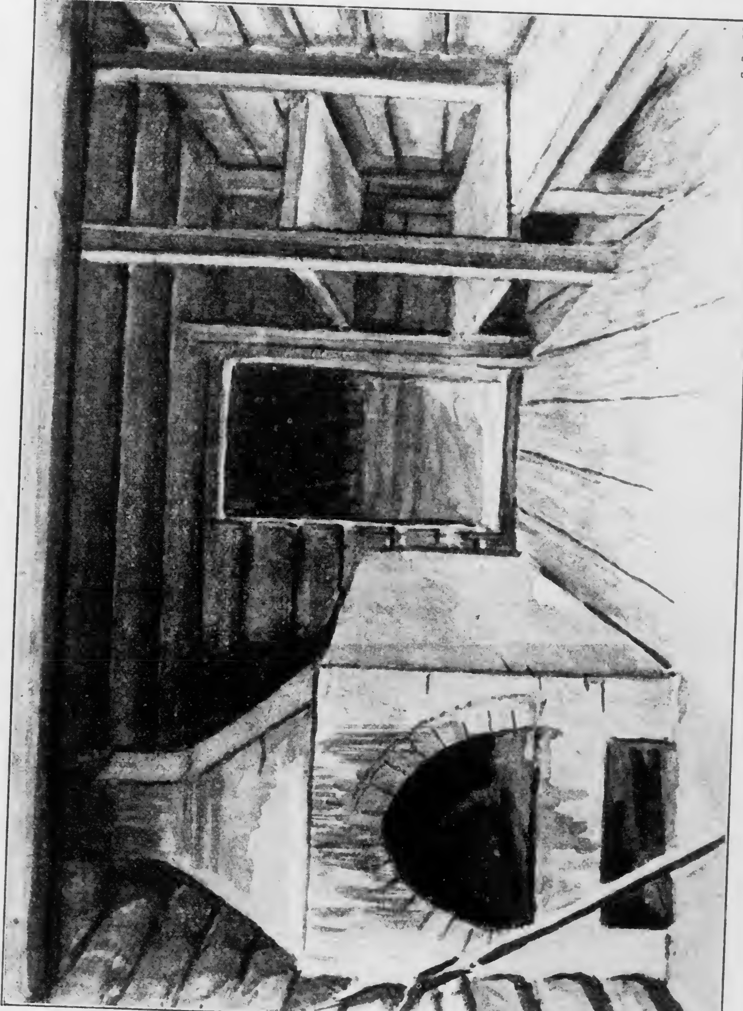
ein Zeichen großer Wohlhabenheit beziehungsweise des Reichthums. Ein Zeichen der Wohlhabenheit ist auch der berühmte russische Samowar, die Theemaschine. Der gemeine Bauer trinkt keinen Thee. Nur die Tataren machen davon eine Ausnahme. Ihnen ersetzt der Thee die saure Krautsuppe und den Brei des russischen Bauern. Ohne Theemaschine sind sie wie ohne Kochtopf, und deshalb fehlt der Samowar in keinem Tatarenhaus; wer aber so arm ist, daß er nicht einmal eine Theemaschine besitzt, dem helfen die Nachbarn mit ihren Theekesseln aus.

Die tatarischen Dörfer sind genau so gebaut wie die russischen. Wenn nicht die schlanken tatarischen Minarets wären, welche die bauchigen Kuppeln der russischen Kirchen ersetzen, so würde man von außen nicht unterscheiden können, ob das Dorf tatarisch oder russisch ist. Im Hause selbst fällt wieder sofort der große Backofen auf. Es giebt hier aber keine Ecke mit Heiligenbildern, keinen Tisch, und durch den ganzen Raum, vorn fast bis an den Backofen, die ganze Vorderwand und circa zwei Drittel der Seitenwand einnehmend, zieht sich eine einzige, gemeinsame Pritsche hin; durch einen Bretterverschlag, der nicht ganz die Decke erreicht, ist diese Pritsche in zwei Theile geschieden: der kleinere Raum gehört den Frauen. Bei reichen Tataren ist die geschilderte Pritsche mit Teppichen bedeckt, mit Kissen und Kleidungsstücken belegt. Darauf hockt am Tage, wenn sie außerhalb des Hauses nichts zu thun hat, die ganze Familie; selbstverständlich wird das schmutzige Schuhwerk draußen gelassen. Bei armen Tataren sind die Pritschen nackt.

Es geht in den Bauernhäusern, den russischen wie den tatarischen, sehr eng zu. Nach den Berechnungen des bereits erwähnten russischen Arztes Eitscheß beträgt der Luftraum im Durchschnitt 7,5 Kubikmeter pro Kopf, um ein Viertel weniger als das Minimum, welches für Zuchthäuser vorgesehen ist. Es kommen aber auch Zahlen vor wie 3,9 Kubikmeter pro Kopf, 2,2 Kubikmeter, ja selbst 1,4 Kubikmeter und sogar 0,95 Kubikmeter! Nun denke man sich, was hier für eine Luft im Winter herrscht, wenn alles im Schnee vergraben ist!

Nicht besser ist es um das Licht bestellt. Ein Bauernhaus hat gewöhnlich drei kleine Fenster zur Straße. Der genannte russische Forscher hat das Verhältniß der gesammten Lichtfläche zur Bodenfläche im Durchschnitt gleich 1 zu 9 gefunden. Es giebt aber auch Verhältnisse wie 1 zu 40,5 oder 1 zu 69,2. Man macht sich eine Vorstellung von der letzteren Größe, wenn man sich ein Zimmer von 4 Meter Breite, 5 Meter Länge denkt, dessen einzige Beleuchtung aus einem Fensterchen besteht, das 50 Zentimeter breit, 60 Zentimeter hoch ist.

Elend wie diese armselige Behausung ist auch die Lebensweise des Bauern. Ich will, um diese zu schildern, einem berufeneren und sicher unparteiischen Zeugen das Wort ertheilen. Herr Alexander



Russische Bauernstube. II. Backofen und Pritschen.

Nowikoff, der jahrelang Semski Natschalnik (wörtliche Uebersetzung: Landeshauptmann) war, also ein Amt bekleidete, dem richterliche und Polizeigewalt über die Bauern zusteht, und in Folge dessen wie auch als

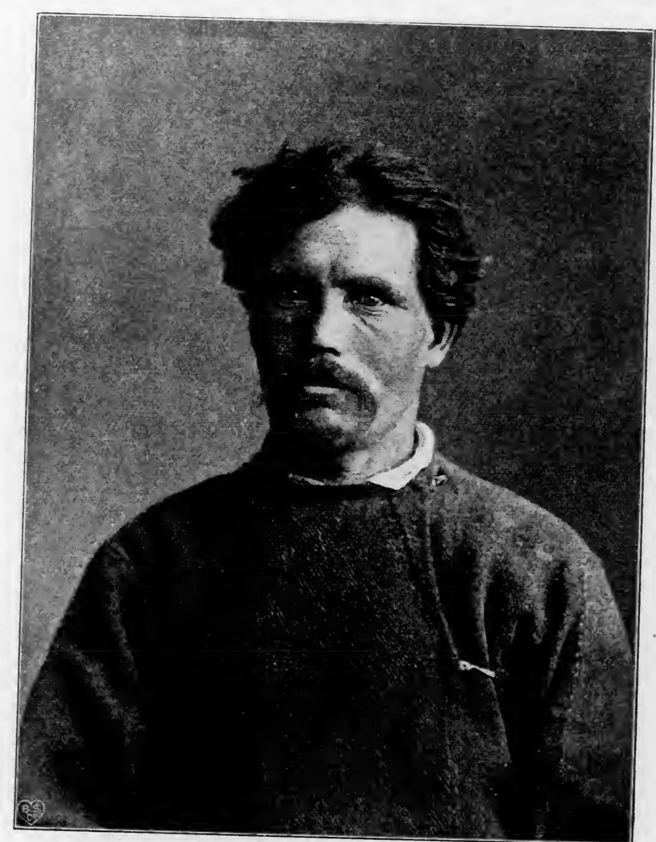
Gutsbesitzer in nächsten und andauernden Beziehungen zu dem Bauernthum stand, entwirft in seiner sehr verdienstvollen Schilderung der ländlichen Zustände folgendes Bild von der Lebensweise und der Haushaltung des Muschiks in normalen Zeiten, d. h. wenn er nicht direkt eine Hungersnoth zu überwinden hat:

„Eines der eingewurzelten Vorurtheile über unser Volk besteht darin, daß es ungemein gesund und kräftig sei. Wenn man die Bauernhöfe aufsucht, so findet man selten eine Familie, die gesund ist. Denselben Eindruck erhält man bei der Rekrutenaushebung. Was nun die Frauen anbetrifft, so sind sie sämmtlich krank, mit nur wenigen Ausnahmen.... Das Vorurtheil, von dem ich sprach, kommt von der bewundernswerthen moralischen Widerstandsfähigkeit des Muschik: er hört nur dann auf zu arbeiten, wenn er sich buchstäblich nicht mehr auf den Beinen halten kann — sonst erträgt er jede Krankheit im Gehen, und zwar in Arbeit. Ich bin kein Arzt, aber ich habe folgende Fälle beobachtet: Der Muschik erklärt, er sei krank, er habe Kopfschmerzen. Man setzt den Fiebermesser an: 41 Grad. Man frägt nun: ‚Ist die Hitze schon lange?‘ — ‚Seit einer Woche, Euer Wohlgeboren — aber es läßt sich nicht mehr ertragen.‘ Das Fazit ist, daß er im Gehen und mit der Sense in der Hand den Typhus erträgt....

„Wie soll aber auch der Muschik gesund sein? Leider wird seine Lebensweise sehr wenig erforscht. Wie viele unter den Gutsbesitzern giebt es, die eine Bauern-Isba aufgesucht hatten, wenn sie auch im Dorfe selbst wohnen?... Aber es lohnt sich wohl, einen Blick hineinzuwerfen. Meistens mißt sie 7 Arschin im Quadrat; sie ist aus dünnem Holze gebaut, zeigt Lücken, durch die man einen Finger durchstecken kann und durch welche Schnee und frostige Kälte eindringen. Zum Schutze gegen Kälte wird die Isba mit Mist umworfen. Das Fenster ist zweiviertel Arschin breit und dreiviertel hoch. Die Decke kann Jeder mit der Hand erreichen, ein hochgewachsener Mensch würde an sie mit dem Kopfe anstoßen.

„Noch jetzt wird die Hälfte der Bauern-Isbas „schwarz" geheizt (d. h. so, daß der Abzug des Rauches durch den Rauchfang gehindert wird). Das will heißen, daß am Morgen, wenn geheizt wird, die obere Hälfte der Isba voll Rauch ist, der durch die Spalten abzieht oder durch ein besonders zu diesem Zwecke gemachtes Loch, meistens durch die geöffnete Thür. Während dieser Zeit legen oder setzen sich die Einwohner auf den Boden, um dem Rauche zu entgehen. Durch die Thür dringt 20 Grad Kälte. Ist man mit dem Heizen fertig, so wird alles zugesperrt, und in der Isba wird es heiß wie in einem Dampfbad. Gegen

den Morgen aber wieder gefriert oft das Wasser in der Wohnstube. Vom Rauche sind die Decke und die Wände mit einem schwarzen Ueberzug bedeckt, der manchmal in Zapfen herunterhängt. Hier haust eine Familie von vielleicht 8 Personen: hier der greise Bauer mit seinem Weibe, hier auch der verheirathete Sohn, ein erwachsenes Mädchen, die



Muschik.

Kinder. Hier ißt man, hier ist das Strohlager für die Nacht; hier gebären die Frauen, hier spinnen sie und weben; hier ist auch das Kalb, die Lämmchen, manchmal Ferkel, Hühner. Hier ist ein unerträglicher Gestank; zum Lichtspenden wird hier eine Lampe ohne Glas verwendet, die scheußlich blackt oder gar nicht brennt, wenn kein Geld da ist, um Petroleum zu kaufen.

„Na, unter diesen Verhältnissen spürt man die Kälte recht ordentlich, wenn es draußen — 20 Grad ist und in der ganzen Familie blos zwei Schafpelze sind; man deckt sich zu mit allem, was da ist, aber es hilft alles nicht. . . . Jemand klettert auf den Ofen und wärmt sich dort manchmal so, daß sich die eine Körperseite mit Blasen bedeckt — dann kommt er herunter, um einem Anderen den Platz zu räumen. In demselben Pelze, den er zu Hause trägt, steht er draußen beim Dreschen, geht er auf Tagelohn — morgen wird seine Frau in dem gleichen Pelze ausgehen. Wenn der Muschik Abends nach Hause kommt, ist er durchfroren, war es feucht, so ist er durchnäßt, er hängt seine Stiefel oder seine Bastschuhe und seine Fußlappen zum Trocknen und klettert auf den Ofen. Und das Hemd, die Hosen? Am Samstag kann man nicht mehr unterscheiden, welche Farbe sie haben. Ja, nicht deshalb ist der Muschik schmutzig, weil er etwa nicht rein sein will; nein, sein Weib hat keine Zeit, um mehr Linnen zu verfertigen oder um die Wäsche öfter zu waschen. . . . Seife ist ein Luxus. Die Bäuerin wäscht die Wäsche in Lauge und spült sie am Bache ab — dann wird sie angezogen.

„Die Reinigung des Körpers besorgt das Dampfbad. Das ist eine Lust für den Bauern. Er kriecht in den Ofen und bleibt so lange im heißen Dampfe, wobei er sich noch mit einem Besen aus Birkenzweigen über den ganzen Körper schlägt, daß wir an seiner Stelle gar nicht mehr im Stande wären, den Ofen zu verlassen. Dann läuft er hinaus, wälzt sich im Schnee und kehrt zurück, um sich anzukleiden. Das ist die Hygiene seiner Kleidung und seiner Reinlichkeit. . . .

„Was soll man von der Nahrung dieser Bauern sagen? Schtschi ohne Fleisch, das ist heißes Wasser, in dem etwas Kraut schwimmt und ein Löffel Leinöl, gekochte Kartoffeln und Hirsenbrei — das ist ihre gewöhnliche Nahrung. Milch giebt es bei Weitem nicht überall, und wo es giebt, reicht sie blos für die Kinder. Fleisch wird an den Feiertagen gegessen, ein Huhn zu Weihnachten und zu Ostern. Oft giebt es keine Kartoffeln, keinen Brei: dann bleibt das einzige Schwarzbrot! War eine Mißernte — so giebt es auch nicht einmal Brot.

„Und die Hygiene der Kranken? Gar keine! Im besten Falle fährt man den Kranken zum Arzte, um eine Medizin zu erhalten. Sonst aber liegt der Kranke, stöhnt und wartet — Tod oder Genesung.

„Die Hygiene der Wöchnerin? Sie gebiert irgendwo unter dem marternden Beistand einer unwissenden alten Frau; *sofort* nach der Geburt klettert sie auf den Ofen (das ist obligat), trinkt Branntwein (ebenfalls obligat); am fünften, ja am vierten, sogar am dritten Tage manchmal geht sie zum Garbenbinden aufs Feld. . . .

„Die Hygiene des Kindes? Es lutscht an einem Lutscher von Schwarzbrot, der selten gewechselt wird, von Mund zu Munde geht und Syphilis verbreitet. Ißt Alles, was gerade zutrifft und stirbt meistens an Dysenterie. . . .

„Ist es nun unter diesen schrecklichen Lebensbedingungen und bei dieser Unwissenheit verwunderlich, daß man überall eine Unsumme von Kranken findet — daß *fast alle* Frauen an Frauenkrankheiten, an Hysterie leiden, daß die Kinder, auch die Erwachsenen, absterben wie die Fliegen im Herbste?

„Ich befürchte, daß Viele, die dieses lesen, denken möchten, ich übertreibe und mache zur Regel, was nur eine Ausnahme sei. Aber wahrhaftig nicht! Ich habe nur getreulich photographirt. Wer nicht glaubt, mag nur zu mir kommen: wir wollen dann zusammen ein und das andere Dorf besuchen und werden uns überzeugen, daß ich leider nicht zu dunkel gefärbt habe."

Von Haus zu Haus.

Widersprüche. — Etwas vom Klassenstandpunkt. — Unter den Hungernden. — Ulimowka. — Die Wohlthäter an der Arbeit. — Starosselsk. — Der kleine Pope.

Giebt es eine Hungersnoth oder giebt es keine? Wir haben nicht erwartet, daß wir uns hier am Orte diese Frage würden vorlegen müssen.

Herr Gutsbesitzer Swiencizki, der die örtlichen Verhältnisse kennt, behauptet, es giebt keine Hungersnoth.

Aus den Mittheilungen desselben Herrn Swiencizki ergiebt sich, daß die Futternoth die Bauern zwang, ihr Vieh zu verkaufen, beziehungsweise zu schlachten.

Daß es eine außerordentliche Futternoth gab, schilderte uns auch unser Jamtschik.

Auch der Thierarzt wußte über die Futternoth zu berichten.

Für die Futternoth zeugen auch die abgedeckten Strohdächer.

Ein indirekter Beweis der Futternoth sind ferner die unbestellten Felder.

Es liegt nahe, daß der Bauer erst alle seine Mittel erschöpft haben muß, bevor er sich entschließt, sein letztes Viehstück zum Preise des Felles zu verkaufen. Der Pope behauptete direkt, daß der Bauer lieber hungert, als daß er sein Vieh preisgiebt. Ein Beweis dafür, daß er lieber Kälte leidet, sind die abgedeckten Häuser. Folglich ist die Futternoth ein indirekter Beweis der Hungersnoth.

Direkt haben die Hungersnoth bestätigt der Pope, der Feldscher, der Thierarzt, überhaupt alle, die wir darüber gefragt haben, mit Ausnahme des Herrn Swiencizki.

Ein indirekter Beweis der Hungersnoth sind die Hilfskomites. Daß die gesammte öffentliche Meinung, die Semstwos und die Regierung selbst vom Bauern dupirt werden sollten, der sich nothleidend stellt, ist eine Umkehrung der Verhältnisse, die unglaublich erscheint.

Die Kinder in dem Speisehaus sahen hungrig und verhungert aus. Da konnte von Simulation nicht die Rede sein.

Ein eklatanter Beweis der Hungersnoth sind die Skorbutkranken. Wir haben sie untersucht. Es ist zweifellos, daß die Krankheit eine direkte Folge der Hungersnoth ist. Dies kann als wissenschaftliche Thatsache betrachtet werden.

Die Mittheilungen des Feldschers über das Umsichgreifen der Epidemie sind folglich ein Beweis der weiten Ausbreitung der Hungersnoth.

Wie kommt aber dann Herr Swiencizki zu seiner Behauptung, es gebe keine Hungersnoth? Was steckt dahinter?

* * *

Wir haben im weiteren Verlauf unserer Reise, die uns mit den verschiedensten Persönlichkeiten in äußerst mannigfaltigen Lebensstellungen zusammenführte, keinen Zweiten gefunden, der die Hungersnoth so strikte leugnete, wie Herr Gutsbesitzer Swiencizki. Aber gewissen, wenn auch sehr wenigen Anklängen seiner Auffassung, besonders seiner Beurtheilung der zur Unterstützung der Nothleidenden errichteten Speisehäuser ꝛc. begegneten wir auch an anderen Orten, und vollkommen ausgebildet, zum Grundsatz erhoben fanden wir seine Ansichten in der agrarisch-konservativen Presse Rußlands, wie die „Moskowskija Wjedomosti“ und der „Graschdanin“. Bei allen diesen Gegnern, vor allem der staatlichen Intervention zur Abhilfe der Noth, wiederholt sich derselbe Ideengang. Frägt man sie über die einzelnen Thatsachen aus, so geben sie Auskünfte, die mit den von anderer Seite erhaltenen durchaus übereinstimmen. Z. B. wie steht es um das Vieh des Bauern? Antwort: enorme Verluste. Wie war der Ernteausfall 1898? Miserabel, an vielen Orten habe man nicht einmal die Aussaat zurückerhalten. Stellt man aber die allgemeine Frage, ob es eine Hungersnoth gebe, so erhält man als Antwort eine Bekrittelung der Hilfskomites und der staatlichen Unterstützung. Der eigentliche Gedankengang ist dieser: Die Bauern haben keine Futtermittel, keine Nahrungsmittel, aber das ist nur in der Ordnung der Dinge, das gehört sich auch so, und es ist verfehlt und direkt schädlich, daß man daraus so viel Wesens macht. Der offizielle Begriff der Hungersnoth involvirt die Idee der Abhilfe, die Anerkennung der Hungersnoth ist ein Appell an das öffentliche Gewissen — und so bedeutet das Paradoxon des Herrn Swiencizki, „die Hungersnoth hätten die Hilfskomites erst erzeugt“, nichts anderes, als daß er die Hungersnoth leugnet, weil ihm die Hilfskomites ein Dorn im Auge sind.

Diese Logik frappirt durch ihren Zynismus. Und doch ist sie, genau betrachtet, nur die äußerste Konsequenz jener Klassenlogik, welche in allen Lohnarbeiterverhältnissen zum Ausdruck kommt. Wenn zum Beispiel

die ostelbischen Junker behaupten, die Lage ihrer Tagelöhner wäre eine befriedigende, so bedeutet das keineswegs, sie wüßten nicht, daß die Wohnungen dieser Leute ebenso elend sind wie ihre Nahrung, sondern blos, daß sie die Nothwendigkeit einer Besserung nicht anerkennen wollen, weil das ihren eigenen Interessen widerspricht. Wenn es dem ostelbischen Agrarier in der Ordnung der Dinge erscheint, daß der Tagelöhner hungert, so dem ostrussischen, daß der Bauer verhungert. Es ist ein Unterschied des Grades, nicht der Art.

* * *

Gesättigt vom reichlichen Mahl und aufgemuntert durch den Alkohol, fahren wir jetzt zu den hungernden Bauern. Ja, das ist eine Welt, die uns fremd ist. Zwar sind wir nah beieinander und täglich kreuzen sich unsere Wege, wir begrüßen uns gegenseitig und sprechen miteinander, wir sehen uns ins Angesicht und drücken uns gegenseitig die Hand, und doch sind wir wildfremde Menschen, verschieden in unserem Aeußern und verschieden in unserem Thun und Denken: auf der einen Seite „wir" von der bürgerlichen Gesellschaft in Rußland, auf der anderen Seite „sie", die Bauern. Zwei Welten sind es, zwei grundverschiedene Welten, die aber nicht durch Flüsse und Berge und nicht einmal durch eine imaginäre Linie voneinander geschieden, sondern auf dem gleichen Erdenfleck ineinander geschachtelt sind. Und die Unterschiede, die zwischen diesen zwei Welten bestehen, sind so groß, daß sie alle anderen Unterschiede, die sich aus den geographischen, aus den klimatischen Verhältnissen ergeben, selbst die Unterschiede der Sprache und der Konfession übersteigen. Es sind die Klassenunterschiede.

* * *

Unsere Wagen fahren durch die Dorfstraße. Wir sind überrascht durch die Leere und Stille, die uns im Dorfe empfängt. Als wenn hinter den kleinen, düsteren Fensterchen rechts und links kein Leben wäre. Kein Hund bellt uns an. Wir sehen keine Kinder spielen.

Es ist Ulimowka. Wir lassen halten und steigen ab. Nun sehen wir aus verschiedenen Höfen Bauern heraustreten und langsamen Schrittes uns zusteuern. Wir brauchen sie vorläufig nicht, da der Feldscher, der sich hier auskennt, die Führung übernimmt.

Man sieht viele abgedeckte Ställe und Scheunen. Wenn man an den Fenstern der Isbas nahe vorbeigeht, bemerkt man dahinter auf den Pritschen menschliche Gestalten, die zu liegen scheinen. Wir treten in ein Haus ein.

Es ist sehr heiß hier. Das merken wir sofort, wie wir die Schwelle überschritten haben. Draußen ist ein warmer Sommertag, hier aber ist geheizt worden. Eine trockene Hitze.

Wir begrüßen die Anwesenden, erhalten aber keine Antwort. Alles bleibt auf seinem Platze und rührt sich nicht.

„Wer ist hier der Hauswirth?"

„Ich bin der Hauswirth." Eine in Lumpen gehüllte Gestalt, die in der Ecke an der Pritsche sitzt, den Oberkörper so weit vornübergeneigt, daß man das Gesicht zunächst nicht sieht, antwortet das. Beim Sprechen hebt der Bauer den Kopf, und wir erblicken sein vom Skorbut entstelltes Gesicht. Sein Name ist, wie er uns auf die nächste Frage mittheilt, Trifon Ossipoff.

„Du scheinst Dich unwohl zu fühlen. Was fehlt Dir?"

„Ich kann kein Brot kauen. Die Zähne sind mir geschwollen. Da sieh!"

Er öffnete den Mund. Haselnußgroße runde Geschwülste bedecken das ganze Zahnfleisch. Eine Anzahl Zähne fehlen. Zwischen den schwarzen, schiefen Ueberbleibseln stecken die Haselnüsse über- und nebeneinander.

Der Bauer wird dann auf andere Anzeichen des Skorbuts untersucht, die auch sämmtlich deutlich wahrzunehmen sind. Indessen sehe ich mich im Zimmer um. Nackte Wände. Nur im Vorderwinkel das obligate Heiligenbild. Das Oel davor brennt nicht. Es sieht hier wie ausgeräumt aus. Eine ältere Frau in halbliegender Stellung auf der Pritsche. An die Decke ist eine Wiege befestigt. Ein halbwüchsiges Mädchen steht inmitten der Stube und sieht uns neugierig an.

„Wie alt ist das Kleine? Ist es Dein Kind?" frage ich die Frau, da ich vermuthe, daß in der Wiege sich ein Baby befindet. Die Anrede ist unter den Bauern unterschiedslos Du; redet man sie, wie es in der bürgerlichen Gesellschaft üblich ist, mit Ihr an, so beziehen sie es auf eine Mehrzahl.

„Das Kind ist mein", antwortet die Frau mühsam, „bald wird es sechs Monate alt. Und es ist an ihm aber auch noch gar nichts zu sehen. Och—a—och", stöhnt sie, indem sie sich in eine sitzende Stellung zurechtzuschieben sucht.

„Du scheinst ja auch krank zu sein? Fühlst Du Schmerzen?"

„Im Bein, Herr. Hier, das rechte Bein ist mir geschwollen. Gerade um das Kniegelenk. Woher das kommen mag? Gefallen bin ich nicht, habe mich an nichts gestoßen. Da wird mir eine Schwellung am Bein, dann überzieht es das Knie, und nun kann ich mich nicht von der Stelle rühren."

Das Bein wird aufgedeckt und befühlt. Kontraktur des Kniegelenks, eine blaue harte Geschwulst. Eine Untersuchung des Zahnfleisches und der Augen bestätigt die Diagnose: Skorbut!

„Hast Du noch welches Getreide im Speicher?“ Ich stelle diese Frage an den Bauern, weil sie in dem Schema enthalten ist, das ich mir für die Untersuchung in den Bauernhäusern zurechtgelegt habe. Kaum aber habe ich die Worte gesprochen, als es mir zum Bewußtsein kommt, daß die Frage an diesem Orte ziemlich überflüssig ist und wie Hohn sich ausnimmt.

„Im Speicher, Herr? Da kannst Du Rattenschwänze sammeln. Die Ratten sind vor Hunger krepirt, weil sie kein Mehlstäubchen mehr finden.“

„Wovon lebt Ihr denn?“

„Semstwobrot kriegen wir.“

„Das reicht Euch doch wohl? Ihr könnt Euch doch wohl daran satt essen?“ Wieder habe ich das Gefühl, daß ich etwas Ueberflüssiges und Verletzendes frage — weiß ich denn nicht, daß Skorbut ein Zeichen chronischer Unterernährung ist! Aber ich will alle Vorkehrungsmittel treffen, um mich von diesem Virtuosen der Verstellungskunst, als welchen mir Herr Swiencizki den Bauern geschildert hat, nicht täuschen zu lassen. Freilich, Skorbut zu simuliren, geht schon über die Künste jeglicher Virtuosität.

„Woher denn!! Wir sind doch vier Esser in der Familie. Mit nichten kann das ausreichen. Wir suchen auch so uns einzuschränken, ich habe auch gar keine Eßlust, aber reichen thut's nicht.“

Da ich, außer dem Säugling, nur drei Personen im Hause sehe, frage ich, wer denn noch in die Familie gehöre.

„Das Großmütterchen. Auf dem Ofen liegt das Großmütterchen. Da schau her!“

Ich wende mich dem Ofen zu und erblicke zuerst die knochige, magere Hand, an deren Oberfläche die Haut in zahllosen feinen Runzeln zusammengeschrumpft ist, und das dürre, braune Handgelenk der alten Bäuerin. Sie liegt oben auf dem Ofen und läßt ihren Arm ein Stück herunterhängen. Dann sehe ich im Halbdunkel graue Haare unter einem Kattuntuch und ein fahles, breites Todtengesicht mit kaum merkbarem Augenschein.

Ach, und nun muß ich wieder die obligaten Fragen stellen, um Skorbut zu konstatiren!

„Großmütterchen, mach' den Mund auf!“ Großmütterchen gehorcht lautlos und öffnet einen zahnlosen Mund, in dem die Geschwüre dicht bei einander stehen. Skorbut!

In diesem Hause sind drei Skorbutkranke. Nur das kleine Mädchen und der Säugling sind nicht krank. Das Mädel sieht blaß und hohlwangig aus, mit untergeränderten Augen, es ist im höchsten Grade blutarm, auf der Vorstufe zum Skorbut.

„Gott vergelt es der Gnade des Zaren“, ergreift der Bauer selbst das Wort. „Wäre nicht die Gnade des Zaren (er meint die Getreidezuweisungen durch die Semstwos), wären wir schon längst alle verstorben. So aber beißt Du doch 'mal in ein Stückchen Brot und bleibst am Leben.“

„Kriegt Ihr sonst nichts zu essen, als Brot? Ist es schon lange, daß Ihr kein Fleisch gegessen habt?“

„Ich kann mich nimmer erinnern, wann ich Fleisch gegessen habe“, sagt die Frau. „Es ist schon lange her. Wenn wir wenigstens 'mal Sauerkraut hätten. Der Alte klagt immer, es sei ihm so schlecht im Magen und er möchte so gern Sauerkraut essen, das würde ihm gut thun. Aber wir haben nichts mehr zu verkaufen und nichts zu versetzen. Wir haben nur, was uns die Gnade des Zaren schenkt: ein Stückchen Brot.“

„Giebst Du dem Kleinen die Brust?“

„Es ist ein Säugling, Herr. Was soll es anderes kriegen? Ich lege es an meine Brust und laß es daran saugen. Es ist aber nicht viel drin. Ausgedorrt sind meine Brüste. Als ich das Mädel stillte, hatte ich die Brüste groß und voll wie Eimer. Wenn ich an die Brust drückte, schoß die Milch mit Gewalt aus der Warze. Wenn ich jetzt das Kleine an die Brust lege, findet es keine Ruhe. Es preßt und zieht, daß mir die Warze weh thut, meine letzten Säfte preßt es mir aus, und es würde gar nicht aufhören, wenn ich es nicht mit Gewalt losrisse. Und so klein, so schwächlich ist es. Händchen, Beinchen wie Strohhälmchen. Anfangs schrie es so sehr viel, jetzt ist es so still, man hört es gar nicht mehr, und ich denke mir manchmal, ob nicht schon das Seelchen zu Gott geflogen ist. Gerechter Gott, verzeih uns unsere Sünden.“

Als ich aus der Isba herauskam, brannten mir die Wangen und der Kopf war heiß. Mit Wonne sog ich in mich die frische Luft ein. Nun aber weiter, das nächste Haus!

Auch in diesem Hause ein geheizter Ofen, der eine außerordentliche Hitze spendet. Ich bin später hinter das Geheimniß dieser geheizten Oefen, die ich fast ausnahmslos selbst in warmen Tagen bei den Bauern fand, gekommen. Dem reduzirten, blutarmen Körper thut die Wärme wohl, und da man an einem sonnigen Frühlingstag nicht viel braucht,

um das Zimmer zu wärmen, so wird davon Gebrauch gemacht. Man heizt den Ofen, um den Mangel an Nahrung, der eine geringe Entwicklung thierischer Wärme bedingt, weniger zu merken. Brennholz ersetzt Brot und Fleisch. „Man fühlt den Hunger mehr, wenn der Ofen kalt ist", sagten mir die Bauern. Statt einer wärmenden Suppe in den Magen, ein Scheit Holz in den Ofen — billiger Ersatz. Oder auch so: der Hungrige friert schon, wo der Satte noch schwitzt.

In dem zweiten Hause, das wir betreten hatten, war kein Bauer zur Stelle. „Der Hauswirth ging auf Arbeit", berichtete uns die Bäuerin. „Die heilige Mutter Gottes hat uns nicht ohne Hilfe gelassen. Er hat einen Dienst gefunden, verdient jetzt vier Rubel monatlich."

Vier Rubel = acht Mark monatlich, und auch das noch auf spezielles Verwenden der heiligen Mutter Gottes!

Der Bauer heißt Laurentius Puschkin. Die Bäuerin ist 60 Jahre alt. Außer ihr sind nur noch zwei halbwüchsige Kinder in der Familie. Die Semstwounterstützung wird auch hier gewährt. Nichtsdestoweniger ist die Frau, wie eine eingehende medizinische Untersuchung zeigt, skorbutkrank, und zwar hochgradig. Sie liegt unbeweglich auf der Pritsche und erzählt uns ihren Jammer:

„So liege ich, lieber Herr, den ganzen Tag über und Tag für Tag. Kann nicht vom Flecke. Der Ofen muß geheizt werden, Wasser muß geholt werden — ich habe keine Kraft dazu. Wie weggenommen sind mir die Beine. Angeschwollen sind sie, die Hand ist mir geschwollen. Die Kinder müssen mich stützen, wenn ich aufstehen will, dann schleppe ich mich bis an die Schwelle. Der Bauer ist nicht da. Gott vergelt es den guten Menschen, die mir aushelfen. Lieber Herr, hast Du nicht irgend eine Schmiere, damit es mir mit den Beinen besser wird."

Die Schmiere, welche diese Frau bedarf, besteht aus Fleisch und Fett und frischem Gemüse. Es ist keine Kunst, sie zu bereiten. Allein....

Das dritte Haus gehört einem Kiril Iwanoff. Der Hauswirth ist zur Versammlung gegangen, theilt uns die Bäuerin mit. Das müssen wohl die Nothhelfer des Herrn Swiencizki sein, denken wir uns, die die Bauern versammeln. Die Bäuerin in diesem Hause ist stark anämisch und hat kranke Augen. Sie müßte ins Spital, ist aber mit keinen Mitteln zu bewegen, das Haus zu verlassen. Alle Beredsamkeit des Feldschers und auch unsere scheitert an ihrem stummen Widerstand.

Der Hauswirth im vierten Hause heißt Jegor Jonoff. Die Familie besteht aus fünf Personen. Hier vertheilt das Rothe Kreuz

Brot. Die Frau ist skorbutkrank und ein Kind von zwei Jahren ebenfalls.

„Brot. Vom Brot allein ernähren wir uns", antwortet die Bäuerin auf meine Frage, worin die Nahrung der Familie besteht. „Ein Küh-



Die Nothhelfer und die Bauern.

lein hatten wir. Wir haben es verkauft. Der Stall steht leer. Was war anders zu machen? Das Kühlein brüllte tagelang, daß es zum Herzzerreißen war. Keine Milch mehr war von ihm zu haben."

„Was wir an Stroh hatten, haben wir verfüttert", der Bauer sagt es. „Das Dach habe ich ein Bischen auseinandergezupft. Aber was!

Solches Stroh ist nicht viel werth. Das Vieh frißt es nicht einmal, weil es durch und durch verfault ist. Wenn es auch daran kaut, so kriegt es doch keine Kraft davon. Ich habe geglaubt, es wird gelingen, das Kühlein den Winter über durchzuschleppen. Aber nein! Es wurde nichts daraus. Ich hab's verkauft. Acht Rubel habe ich dafür gekriegt."

„Das Kind jammert blos so sehr. Möcht' immer ein Milchlein haben."

Statt dessen bekommt das zweijährige Kind trockenes Schwarzbrot. Das Geheimniß des Skorbuts ist hier nicht weit zu suchen.

Wir besuchen noch einige Häuser. Mit geringen Modifikationen das gleiche Elend und der gleiche Jammer. Wo der Skorbut noch nicht in ausgebildeter Form zu konstatiren ist, da ist jedenfalls eine hochgradige Blutarmuth und Kräfteerschöpfung. Eigenes Getreide hat Niemand, die hauptsächliche Existenzquelle ist die Unterstützung seitens des Semstwo. Diese Unterstützung reicht gerade soweit, daß die Bauern nicht an einem Tage alle absterben, schützt aber nicht vor Skorbut und seinen Folgen. Kühe fehlen ausnahmslos, die Pferde sind von Vielen verkauft worden.

Wir bemerken an der Stelle, wo wir unsere Wagen verlassen haben, eine beträchtliche Ansammlung von Leuten. Es stehen auch noch andere Wagen dort. Wie wir nähertreten, kommt uns Herr Brodsky, der Journalist, den wir Vormittags kennen gelernt haben, schnell entgegen und redet uns mit bewegtem Mienenspiel und rascher Zunge an:

„Wir sind schon lange hier. Wir haben die Bauern versammelt. Wir werden vielleicht ein Speisehaus errichten. Ist die Noth groß? Sie waren in den Häusern, ist die Noth wirklich groß?"

Wir antworten, daß wir viele Skorbutkranke gesehen haben, daß die Bauern überhaupt sehr reduzirt aussehen, daß uns überall gesagt wurde, die Unterstützungen reichen nicht aus, daß wir leere Ställe und abgedeckte Scheunen gesehen haben.

Die Gesellschaft des Herrn Swiencizki, die in sehr lustiger Stimmung ist, hat mehrere Flaschen Bier mitgebracht. Ein Tisch wird herbeigeschafft. Eine lange Bank unter den Fenstern eines Bauernhauses und einige Stühle bieten Sitzplätze. Und nun vollzieht sich folgende Gruppirung. Um den Tisch herum, auf dem die halbgeleerten Bierflaschen stehen, sitzen die Nothhelfer. Auch meine Wenigkeit ist darunter. Der helle Sonnenschein, die frische Luft und das Bier nach einem guten Mittagessen, das wir hinter uns haben, versetzen uns in eine muntere Stimmung. Abseits stehen die Bauern. Die Kinder haben sich vorgedrängt.

Ein kräftiger Bauer in dickem Ueberrock — ich glaube, es ist der Dorfälteste (Schultheiß) — sieht darauf, daß die Kinder Ordnung halten. Unser Pope aus Romadan schließt diesen Flügel ab. So wird die Gesellschaft von unserem Momentapparat aufgenommen.

Währenddem die Gesellschaft der Nothhelfer nach Romadan zurückkehrt, beschließen wir, nach einem zweiten Dorfe, mehrere Werst von hier entfernt, zu fahren. Bevor wir uns trennen, theilt uns Herr Brodsky mit, daß er beschlossen habe, in Ulimowka ein Speisehaus für Skorbutkranke zu errichten.

„Die Leute sollen es gut haben. Sie bekommen Fleisch, Brot, Thee. Sogar mit Zitrone!"

In Starosselsk, wo wir jetzt hinkommen, ist vom Romadaner Popen ein Speisehaus errichtet worden. Es funktionirt seit dem 10./22. März 1899 und gewährt Nahrung für 35 Personen. Die Anstalt steht unter der Leitung eines anderen Popen, der einen niedrigeren Rang einnimmt, als jener von Romadan. Es ist ein ganz junger Mann, bei dem die Kopfhaare noch nicht jene Länge erreicht haben, an der man den richtigen Popen erkennt. Er ist aber schon verheirathet und hat die Stube voll Kinder. Wir werden genöthigt, in seiner Wohnung, einer gewöhnlichen Bauernstube, zu verweilen, und werden von ihm mit Schnaps und Wurst bewirthet. Um diese Gastfreundschaft zu vergelten, machen wir den gewohnten Gebrauch von unserem Apparat, was besonders der alten Mutter des kleinen Popen, die noch nie in ihrem Leben eine photographische Aufnahme mitgemacht hat, große Freude bereitet.

Wir gingen auch in Starosselsk von Haus zu Haus und fanden womöglich ein noch größeres Elend, als in Ulimowka. In meinem Notizbuch sind die Namen von 24 Skorbutkranken eingetragen, die wir selbst untersucht haben. Die Ställe stehen leer. Viele Strohdächer sind bis auf das letzte Bündelchen auseinandergenommen, so daß nur noch das nackte Balkengestell zu sehen ist.

Was ist eine Hungersnoth?

Was ist eine Hungersnoth? Es ist ein so gewöhnliches Wort, man versuche aber, sich Rechenschaft davon zu geben, welche Vorstellung man damit verbindet, und man wird die Erfahrung machen, daß die Sache nicht so einfach ist. Es ist eine komplizirte Erscheinung, ja es ist eine ganze Welt in sich, die ihre verschiedenen Spielarten hat.

Wenn man in der Zeitung von Hungersnoth liest, legt man das Schwergewicht auf das Wort Hunger. Man denkt dabei an jenes prickelnde Gefühl, welches Jeder gewöhnlich vor seiner Mahlzeit hat. „Hunger (fames): das Gefühl des Bedürfnisses nach Nahrung, entsteht gewöhnlich bei leerem Magen und äußert sich als leichte, schmerzhafte, nagende Empfindung in der Magengegend." So heißt es im Konversationslexikon. Nun haben uns aber die hungernden Bauern niemals über jene „nagende Empfindung in der Magengegend" geklagt, sondern im Gegentheil über Appetitmangel. Die Hungernden hatten keinen Hunger!

Es ist wieder etwas Anderes, wenn Menschen, die an eine reichliche Ernährung gewöhnt sind, auf einmal alle Nahrungsmittel verlieren, wie es z. B. bei Schiffbrüchen der Fall ist, von denen man entsetzliche Verzweiflungsthaten zu berichten weiß. Hier wirkt Verschiedenes mit. Der rasche Uebergang, ein Verhungern innerhalb weniger Tage. Der Organismus wird da gleichsam überrascht, er hat keine Zeit, sich an die neuen Verhältnisse zu akkomodiren. Es gehört eine Reduktion der Kräfte dazu, um dem Hunger widerstehen zu können. Mit der Reduktion der Einnahme vermindert sich der Bedarf, der Stoffwechsel vollzieht sich in geringerem Umfang. Der Vollblutorganismus aber, dem die Stoffzufuhr rapid sinkt, erträgt es nicht. Es tritt eine Krise ein, die Körper und Seele zerrüttet. Dann kommt in solchen Fällen zu dem Hunger auch noch der Durst, der bekanntlich viel größere Pein verursacht. Dann bei einem Schiffbruch die Wirkung der Katastrophe selbst, der moralische Shock, den man dabei erhält. Das Treiben in den unsicheren Wellen. Oder die sengenden Strahlen der Sonne, die den Kopf heiß

machen und die Sinne verwirren. Und innerhalb der Verzweiflung die nie nachlassende Hoffnung, da in dem Augenblick, wo das rettende Segel am Horizont erscheint, mit einem Male das Schicksal sich wenden kann. Das ist ein sehr wichtiges Moment, da ein Erlöschen der Hoffnung zugleich ein Erlöschen des Selbsterhaltungstriebs bedeutet. Schließlich das Gefühl der Lösung aller sozialen Bande, wie es jenen Unglücklichen eigen ist, die sich weltverlassen als Spielzeug stygischer Gewalten herumtreiben sehen. Das alles trägt dazu bei, daß Handlungen begangen werden, die als Ausgeburten des Wahnsinns erscheinen und es auch sind.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Menschen die Kunst, Hungers zu sterben, ohne dabei die Existenz, ja selbst die Gefühle ihrer Mitmenschen zu verletzen, aus dem Grunde gelernt haben. Sonst wäre der satte Bürger in den Straßen der Großstädte seines Lebens nicht sicher. Denn die Zeitungen berichten jedes Jahr über einzelne Fälle des Hungertodes und noch mehr über Selbstmord, die aus Mangel an Existenzmitteln begangen wurden. Man hört aber nichts davon, daß diese Hungerleider Jemand überfallen, erdolcht und sein Blut ausgesaugt haben sollen, wie man es von Schiffbrüchigen zu berichten weiß. Sie laufen nicht wie reißende Thiere in den Straßen herum, vielmehr drücken sie sich schüchtern an die Mauern, um nicht durch die Fiebergluth ihrer Hungeraugen den honetten und korrekten Bürger zu erschrecken. Nur selten passirt es, daß so Einer eine Semmel beim Bäcker stiehlt. Sie gehen meistens bescheiden und geräuschlos in den Tod, als wenn es selbstverständlich wäre, daß in dem Augenblick, wo ihr Beutel leer geworden ist, sie ihr Recht aufs Leben verwirkt haben. So sieht es in der Wirklichkeit aus. Der Philister aber, der in jedem Armen einen Taugenichts und Dieb wittert, denkt sich den Hungerleider als Wütherich.

Um die Hungersnoth eines Volkes zu begreifen, muß man sie vor Allem als Massenerscheinung und als soziale Erscheinung erfassen.

Die Bande der sozialen Gesittung werden durch die Hungersnoth nicht gelöst, im Gegentheil, die Armen in ihrer schlimmsten Noth schließen sich am stärksten zusammen.

Es war an einem sonnigen Nachmittag im Dorfe Archangelskoje, Gouvernement Ssamara. Wir hatten schon verschiedene Bauernhäuser aufgesucht und traten in ein Haus mittlerer Größe ein. Eine Sauberkeit, wie wir sie sonst so sehr vermißt hatten, überraschte uns angenehm. Der Dielenboden war rein ausgekehrt, der Tisch tüchtig gescheuert. Eine Frau, etwa in den vierziger Jahren, saß am Webstuhl. Sie hatte regel-

mäßige Gesichtszüge und klare, ruhige Augen. Am Tische saßen zwei alte Mütterchen. Auf der Pritsche lag ein Bursche von zwanzig Jahren. Es war ein Kranker. Wir haben Skorbut in sehr weit vorgeschrittenem Stadium konstatirt. Sein Name war Michael Jurmansky. Seit achtzehn Tagen lag er da, unbeweglich wie ein Klotz. Seine Beine waren geschwollen, sein Zahnfleisch blutete. Aus dem Munde drang ein abscheulicher Geruch, der die Zimmerluft verpestete.

„O je, o je", seufzte das eine Mütterchen, „erzürnt haben wir den Herrgott durch unsere Sünden. Liegt da der Bursche so manche Woche schon, kann nicht aufstehen. Statt uns Weibsleuten zu Hilfe zu sein, müssen wir ihn nun pflegen. Des Abends müssen wir ihn ausziehen und des Morgens müssen wir ihn anziehen. Er kann keinen Schritt selbst machen, kann sich nicht umwenden. Wenn er in den Hof muß, müssen wir ihn schleppen. Wie ein kleines Kind ist er geworden."

Der Bursche blickt unruhig um sich. Wie die Alte eine Pause macht, spricht er:

„Ich war im Dienst. Bei Herrn Schischkoff (Gutsbesitzer am Orte). Bekam Gehalt . . ."

„Wieviel erhieltest Du bei Schischkoff monatlich?"

„Zwei Pud Roggenmehl, einen halben Pud Hirse und zwei Rubel Geld. Das war doch immerhin eine Hilfe. Das Alterchen da ist meine Mutter. Sie ist Wittib. Brüderchen, Schwester sind auch da. Wir sind sechse alle zusammen. Und ich bin der einzige Arbeiter, der was verdient. Das Häuschen ist uns auseinandergefallen. Nun wohnen wir alle bei fremden Leuten."

„Och—cho—cho," seufzt die Alte und wischt sich die Augen mit dem Zipfel ihres Kopftuchs.

„Also das Haus gehört nicht Euch. Wem gehört es denn?"

„Mir gehört es", antwortet die Frau am Webstuhl gelassen mit klangvoller Stimme. Sie hat während unserer Unterredung ihre Arbeit ruhig fortgesetzt und thut es auch jetzt. Mit leichtem Wurf schleudert sie das Schiffchen, nicht hastig, aber unaufhörlich durch die Fäden. „Als das Häuschen zusammenbrach", sagt sie in einem Tone, als wenn es anders gar nicht sein konnte, „habe ich sie bei mir aufgenommen."

„Hast Du selbst keine Kinder?"

„Sechs Kinder habe ich. Ich bin Wittfrau."

Auf weitere Fragen erfahren wir, daß das Semstwo hier blos die Aussaat geliefert habe, daß ein kleines Kind Unterstützung erhält im Betrag von drei Pfund Hirse monatlich, daß der kranke Bursche Nahrung aus dem Speisehaus erhalte, manchmal gebe es da auch ein

Stückchen Fleisch, heute gab es keins. Wie die Ernährung des Kranken beschaffen war, zeigte sein Zustand. „Brot und Wasser, das ist unsere Nahrung", erklärten die Anderen.

Dieser Bauernbursche, der seinen geringen Natural- und Geldlohn, der für ihn selbst zu einer vollständigen Sättigung kaum ausreichen würde, mit seiner Familie theilt und seinen Antheil soweit reduzirt, daß er selbst skorbutkrank wird, die Witwe mit sechs Kindern, die eine fremde Familie ins Haus nimmt, einen Kranken, der lästig und widerwärtig ist, das sind sprechende Beweise, daß der Hunger das Menschlichkeitsgefühl in den Massen nicht tödtet.

Es ist uns von verschiedenen Seiten versichert worden, daß ein Bettler nie vergebens an das Fensterchen des Bauernhauses klopft: wenn auch nur eine Brotkrume da ist, erhält der Bittende seinen Theil.

Nein, eine Hungersnoth bedeutet nicht einen anarchischen Zustand, bei dem Menschen zu Hyänen werden. Mütter essen ihre Kinder nicht, sondern sie legen sie an ihre schwachen Brüste, so lange sie noch einen Athemzug in sich verspüren.

In der Vorstellung des gläubigen russischen Volkes malt sich die Hungersnoth als Schickung, als schreckliche Heimsuchung, als Strafe Gottes, ähnlich jenen biblischen Strafen, die Städte und Dörfer verwüsteten und ganze Völker trafen, denen flammende Zeichen vorangingen und in denen die Stimme Gottes zu hören war.

Der russische Schriftsteller Wladimir Korolenko theilt in seinem sehr interessanten Buche über die Hungersnoth von 1891/92 den Brief eines Dorfgeistlichen mit, der jener Verquickung der von der Hungersnoth empfangenen Eindrücke mit biblischen Vorstellungen beredten Ausdruck giebt. Seine Schilderung möge hier Platz finden.

„Eine Noth folgt der anderen. Die Erdbewohner werden heimgesucht für ihre Sünden. Raupen erschienen im Getreide, Heuschrecken fressen es, Würmer fressen es, Käfer verzehren den Rest, verloren ist die Ernte auf dem Felde, verfault die Saat in der Erdscholle, die Speicher wurden leer, verschwunden ist das Brotgetreide. Das Vieh heult und fällt um, traurig wandern die Herden der Stiere, die Schafe sind abgemattet: sie kriegen keine Weide. . . . Millionen Bäume, Zehntausende von Waldparzellen sind verbrannt. Eine Feuerwand stand und Rauchsäulen waren rings herum. Wer ist der Urheber von alledem? Obwohl Feuerstreifen blitzten am Himmel während der Gewitter, dennoch zündeten sie nicht und tödteten nicht. . . .

„Man glaubt, die Stimme des Propheten zu hören (Zephanja I, 2—3): ‚Ich will Alles aus dem Lande wegnehmen, spricht der Herr. Ich will

beide, Menschen und Vieh, beide, Vögel des Himmels und Fische im Meere wegnehmen, sammt den Aergernissen und den Gottlosen; ja, ich will die Menschen ausreuten aus dem Lande, spricht der Herr.' Und wie Viele aus dem Reiche der Lüfte sind während der Waldbrände zu Grunde gegangen, wie viele Fische in den Teichen, weil das Wasser seicht wurde und das Eis schwer....

„Verschwunden sind aus unseren Gebieten die Hirsche, der Marder flüchtete sich, das Eichhörnchen ging zu Grunde. Der Himmel schloß sich zusammen und wurde kupfernfarbig, der Thau ist nimmer da, die Dürre kam und das Feuer. Die nährenden Gräser und die Blumen gingen zu Grunde, es giebt keine Himbeeren, keine Heidelbeeren, überhaupt keine Beeren, alle Torfplätze und Sümpfe sind ausgebrannt und verloren.

„Wer jetzt das Land messen will, mißt die Wüstenei einer Brandstätte. Wo bist du hin, das Grün des Waldes, die Frische der Luft, das balsamische Aroma des Fichtenholzes, das die Kranken heilte? Alles verloren!"

Diese biblische Verwüstungspoesie ist freilich vor Allem kennzeichnend für die Stimmung, den Gemüthszustand der Bevölkerung, die von einer Panik erfaßt wurde, und ist gerade deshalb kein ebenmäßiges Spiegelbild der Zustände. Eine nüchterne Prüfung zeigt vielmehr, daß die Unbill der elementaren Kräfte den geringeren Antheil der Schuld trägt an der Hungersnoth, daß diese weniger ein Naturereigniß als ein soziales Ergebniß ist, nicht ein Spiel des Zufalls, sondern das Produkt einer gesetzmäßigen Entwicklung. Das werden wir später nachweisen. Jetzt interessirt uns die Erscheinung selbst, nicht ihre Ursachen.

Als wir durch das Hungergebiet reisten, sahen wir keine Feuerzeichen und keine Rauchwolken. Der liebliche russische Frühling entfaltete seine Reize. Sonnig waren die Auen. Die Felder dufteten nach feuchter, gelockerter Erde und keimendem Gras. Die zierlichen Blätter der Birken zeigten ihr frisches Grün. Hie und da zwitscherten Vögel in den Baumkronen oder zogen in luftigen Schwärmen unter dem wolkenlosen Himmel. Alles war Licht und Freudigkeit. Nur auf den Dörfern und unter den Menschen war es öde und trostlos. Hier herrschten Hunger und Skorbut. Die Sonnenstrahlen, die durch die dunklen Fensterchen drangen, beleuchteten Elend und Schmerz, sie förderten nicht Leben, sondern Verwesung. Jedes Haus ein Siechenhaus. Erdfahle, geschwollene Gesichter, verrenkte Glieder. Schmutz und Wunden. Und so von einem Hause zum anderen durch zahllose Dörfer auf einem Gebiet, das beinahe jenes des Königreichs Preußen erreicht.

In der Nähe der Dörfer sehen wir magere Herden. Auf den weiten Weideplätzen, wo sonst zahlreiche Pferde grasten und muntere Füllen sich tummelten, die Kuhherden langsamen Schrittes das Terrain abweideten und große, graue Massen der sich aneinander drängenden woll-



Ein Hungerdorf.

haarigen Schafe zu sehen waren, sehen wir jetzt hie und da etliche bis zum Gerippe abgemagerte Gäule und zwei oder drei Kühe, deren um spitze Knochen hart gespanntes Fell eiternde Wunden zeigte, weil sie die letzte Zeit im Stalle unbeweglich gelegen hatten. Keine Spur von Jungvieh, keine Spur von Schafen. Nur einmal sahen wir — es war an den Ausläufern des Urals, wo, wie eine Oase innerhalb der Wüste,

sich ein Halbdutzend Dörfer mit verhältnißmäßigem Wohlstand zusammendrängten — als wir bei untergehender Sonne uns einem Dorfe näherten, die heimkehrende Kuhherde die Dorfstraße füllen und dazwischen das bunte Gewirr der Bäuerinnen in farbigen Tüchern. Sonst begegnete uns Morgens und Mittags und Abends in den Dörfern und ihrer Nähe dieselbe Grabesruhe und Grabesstille und Leere. Gelegentlich sahen wir etliche Bauern im Felde — zerlumpt, zerzaust, verschlafen und schwach — die in letzter Stunde mit ihrem ungelenken Urvätergeräth die schwere Scholle zu heben sich abmühten.

Verstummt sind die Lieder. Das Echo wiederholt nicht mehr ihren rhythmischen Klang. Mädchen und Burschen drehen sich nicht mehr in fröhlichen Reigen. Die Lust ist vergangen, die Munterkeit verflogen. Man tanzt nicht mit geschwollenen Beinen zwischen offenen Gräbern. Ausgesungen, verklungen. Der Tod zieht über die Dörfer. Der Tod und die Pest!

Die Hunde, die sonst jedem Gefährt entgegen aus allen Winkeln zusammenliefen, unter den Hofthoren sich durchzwängten und über die niedrigen Umzäunungen hinübersprangen, um durch das ganze Dorf ihr Geleit dem Reisenden zu geben, dem ihr munteres, vielstimmiges Gebell lange noch in den Ohren nachtönte, sind verschwunden. Sind sie vor Hunger krepirt, oder hat man sie vor Hunger gegessen? Sie sind todt. Wir haben keinen einzigen gesehen. Wir sahen auch keine Schweine. Sonst bildeten sie neben den Kindern und Hunden die Bevölkerung der Dorfstraße. Jetzt sind sie ausgerottet.

Wir sahen auch sehr wenig kleine Kinder. Ich meine jene, die so drollig unbeholfen umher tapsen und herumkriechen. Wir kamen zu spät. Noch im Herbste waren sie da. Aber der rauhe Winter und der Hunger haben sie zum frühzeitigen Todesschlaf gebettet.

Menschenleer und ohne Spur von Leben gähnt uns die schwarze Dorfstraße entgegen. Nur an einer Stelle drückt sich eine verhüllte Gestalt an die Umzäunung der Häuser, wie geängstigt durch die trostlose Oede des breiten Raumes und sich nicht trauend, durch das leise Geräusch ihrer Schritte die Grabesstille zu unterbrechen. Kein Jammerton durchzieht die Luft. Aber man spürt es, daß in den kleinen Häuschen rechts und links Sterbende liegen.

Wenn ich jetzt an die Eindrücke jener Reise zurückdenke, kommt es mir wie ein schwerer Traum vor, der entsetzliche Bilder eins auf das andere häufte, bis meine Nerven nicht mehr reagiren konnten und ich automatisch Fall für Fall in meinem Notizbuch registrirte. Elende, verkümmerte, verzerrte Gestalten tauchen in meiner Erinnerung auf, Alt

und Jung, Männer und Frauen, die sich in Schaaren drängen und in langen Reihen hintereinander ziehen, ohne Zahl und ohne Ende.

Der da mich mit seinen blauen Augen so rathlos und flehend ansieht, als wenn er nach der Lösung des Räthsels fragen wollte, was mit ihm geschehe, ist Peter Gorjatschoff. Ich habe ihn im Dorf Starosselsk, Gouvernement Kasan, gesehen. Es war eine große, mächtige Gestalt. So ganz der schöne Typus eines Großrussen. Hoch, breitschultrig, fest und gewandt. Hohe Stirn, gerade Nase mit schmalen, großen Nüstern, dunkelblondes Seidenhaar auf dem Kopfe und ein blonder Bart um den fein gewölbten Kinn. Ich kann mir ihn wohl denken, wie er hinter dem Pflug herging, mit leichten, großen Schritten, und scheinbar ohne jede Anstrengung das plumpe Geräth handhabte, das unter dem unsichtbaren Druck eine tiefe Furche zog. Jetzt liegt er auf der Pritsche seiner dunklen Stube; sein linkes, geschwollenes Bein, in graue Lappen gehüllt, ist unförmlich und dick wie ein Baumstumpf, ein Arm ist in gekrümmter Ellenbogenstellung versteift, das leichte rothe Kattunhemd mit aufgeknöpftem Kragen, durch den die weiße Haut durchschimmert, zeigt die Formen des mächtigen Brustkorbs, der Unterkiefer scheint nach rechts verschoben zu sein unter den vielen Geschwülsten, die das Zahnfleisch des offenen Mundes bedecken, den er nicht mehr schließen kann; nur die hohe Stirn ist von einem so reinen Weiß, fast durchsichtig und die blauen Augen wiederholen unaufhörlich ihre stumme Frage. Neben der Pritsche auf dem Boden ein flacher Bottich, in den der Kranke das Wasser abschlägt: denn die geringste Bewegung verursacht ihm unerträgliche Schmerzen.

Mein Notizbuch enthält folgende Aufzeichnungen: „Peter Gorjatschoff, seit dem 10. April skorbutkrank. Im gleichen Hause: ein zweijähriges Kind — skorbutkrank in hohem Grade. Sohn Maxim, 26 Jahre alt, skorbutkrank, kam nach Hause aus dem Kreise Swijaschsk, wo er taglöhnerte, mußte wegen der Krankheit fort."

Dieser Maxim lag zusammengekauert am schmutzigen Boden in der Nähe des Ofens. Als ich mich ihm zuwandte, bat er mich um eine Arznei, um die geschwollenen Gelenke zu heilen.

„Euer Wohlgeboren, erweisen Sie eine Gottesgnade! Was soll denn nun werden? Der Bauer sagte mir: ‚Mache Dich fort, ich kann keinen Krüppel gebrauchen. In Gottes Namen, Maxim, gehe nach Hause.' Das sehe ich nun selbst ein, was bin ich denn für ein Arbeiter mit geschwollenen Händen und geschwollenen Beinen. ‚Warte noch ein bischen, Iwan Prokopowitsch', sagte ich ihm, ‚es wird schon besser

werden.' Aber nein, der hört nicht darauf. ‚Mache, daß Du heimkommst, was sollst Du fremdes Brot umsonst essen. Es sind Andere da, die arbeiten können und haben auch kein Brot.' Ich schleppte mich nun heim. Die Beine schmerzen mir, so schwach bin ich, daß ich mich jeden Augenblick niedersetzen muß, der Schädel brummt, als wenn er bersten wollte. So gehe ich und finde Nahrung im Namen Gottes (Ausdruck für Betteln). Gott vergelt's den guten Menschen, sonst wäre ich unterwegs gestorben. Erweisen Sie eine Gottesgnade, Herr, geben Sie mir so ein Mittel, daß ich wieder aufkommen kann. Mein Lebtag würde ich Sie nicht vergessen."

Eine kleine Frau. Schmale, bleiche Lippen und Fiebergluth in den Augen. Sie kann nicht aufstehen. Neben ihr die Hängewiege ihres vier Monate alten Kindes. Sie spricht rauh und weinerlich: „Allein bin ich, mutterseelen allein. Kann nicht aufstehen, um nach dem Kindlein zu sehen, nach dem Hause zu sehen, keiner ist da."

Eine Nachbarsfrau, die mit anwesend ist, ergänzt diese Mittheilung:

„Ihr Mann ist fort. Er ging, Arbeit zu suchen. Man hört nichts von ihm. Sie ist schon lange krank. Hat sich lange nicht unterkriegen lassen. Schleppt sich herum, hält sich am Thürpfosten fest, am Zaun, macht Alles selbst. So eine Hausfrau ist das, daß keine zweite zu finden wäre."

„Ein Breichen wird für das Kindlein aus dem Speisehaus geliefert", sagt die Kranke. „Aber das Kind nimmt es nicht. Es ist noch zu klein. Ich selbst habe keine Milch mehr. Man könnte aus der Brust die Adern herausziehen, man würde keinen Tropfen kriegen."

Nicht immer aber gelang es, die Aermsten zum Reden zu bewegen. In den weitaus meisten Fällen waren die hungernden Bauern äußerst wortkarg. Stumm ertrugen sie ihre Leiden und lagen apathisch auf ihren Pritschen. Ich sehe sie vor mir als unterschiedslose Masse magerer und verunstalteter Menschen. In meinem Notizbuch lauten da die Eintragungen wie folgt: Nikolai Matwejeff, 19 Jahre, Skorbut; Uljana Ssaweljewa, sehr krank, Skorbut; Uljana Uklajonawa, Skorbut, fünf Kinder; Ilja Markeloff, 60 Jahre, Skorbut; Jeroida Welikonowa — stark anämisch, Anzeichen des Skorbuts; Paul Jewdokimoff, zweijähriger Knabe, skorbutkrank, seine Mutter desgleichen; Natalie Issakowa, Skorbut; Awdotja Parsenowa, Skorbut. Und so geht es fort, viele Seiten. Vielfach steht auch daneben: „Kein Pferd, keine Kuh" — „Alles verbraucht" — „Pferd verkauft" — „Alles verzehrt".

Akulina Michailowa Jewdokimowa. Sie wurde schon im Februar skorbutkrank. Kam am 20. Februar in ärztliche Behandlung. Man verschaffte ihr bessere Nahrung und sie wurde wieder hergestellt. Dann hörte die Unterstützung auf. Und so ist sie jetzt wieder skorbutkrank. Sie ist 25 Jahre alt, man würde sie auf mindestens 40 schätzen, so abgehetzt und gleichsam zusammengeschrumpft sieht sie aus.

Wir stehen in einem engen Raume, wo Pritschen und Boden mit Kranken belegt sind. Hier ist Alles vom Skorbut durchseucht. Ein Knabe von acht Jahren, barfuß, im schmutzigen Hemde steht in der Mitte: die Zähne sind ihm sämmtlich ausgefallen, das Zahnfleisch ist von Skorbutgeschwulsten bedeckt. Seine zehnjährige Schwester liegt auf der Pritsche in der Ecke, sie hat ein wachsbleiches, zartes Gesichtchen und sieht uns mit entzündeten Augen an. Die Mutter, ebenfalls skorbutkrank, unter Anderem sind ihr die Augen ganz vereitert, klagt: „Den vierten Tag schon will das Mädel nicht essen, nicht trinken. Iß doch ein Stückchen Brot! ‚Ich will nicht.' Will nicht und will nicht, das ist ihre einzige Antwort. Ich habe sie bei den Haaren gezaust: ‚Iß, du verfluchtes Ding.' Aber sie weint und jammert und ißt nicht. Die Nachbarsfrau hat ein Töpfchen Milch gebracht — sie hat es nicht einmal angerührt. Ich habe es der Kleinen gegeben."

Es ist nämlich noch ein zweijähriges Mädchen in der Stube, wie die Anderen blutarm und auch bereits in den Anfängen des Skorbuts.

Roman Fedotoff ist ein älterer Bauer und Besitzer einer Windmühle. Wenn ich an ihn denke, sehe ich einen zerzausten, schwarzen Bart und stechende, kleine Augen, die unruhig herumirren. Er nimmt die Sache von ihrer humoristischen Seite.

„Bei uns, Brüderchen mein, ist rein gefegt. Wie vom Wind durchblasen. Alles weggetragen. Die Ställe sind leer, die Speicher sind leer. Alles rein. Keine Arbeit, keine Sorgen. Magst den ganzen Tag schlafen. Nur der Bauch bläht sich auf wie eine Trommel. Man kann darauf einen Marsch trommeln."

„Du sollst eine Windmühle besitzen?"

„Haben wir! Wie ich das Ding in den Gang setze, geht es nur so rum — herum. Rrrr .... Das macht die Leere. Früher, wo es Getreide gab, da gab es keinen Wind, — jetzt ist es windig genug, aber kein Mensch bringt ein Getreidekörnchen. So ein Müller bin ich! Nur noch der Ruf geht von mir, daß ich Müller bin. Was soll ich denn mahlen? Soll ich das Unglück, die Noth mahlen, was? Soll ich den

Teufel beim Schwanz fassen und zwischen die Mühlsteine stecken? Nicht doch, Herr, dieses Jahr haben wir nicht viel gemahlen."

Ausgehungert ist dieser Müller, der den Teufel beim Schwanz fassen möchte, bis zum Gerippe.

Ein anderes Bild! Ein Häuschen am Dorfende, elend, morsch, verwahrlost. Das Dach ist schief, das Holz der Wände bröckelt ab. Man wundert sich, daß das Ganze noch zusammenhält. Das Stroh der Bedachung ist grauschwarz, es ist durch und durch verfault und bietet keinen Schutz mehr. An den Hofzaun sind die dünnen Stangen des in Stücke auseinandergenommenen Stalles angelehnt. In der Stube, in der man kaum gerade stehen kann und die von einem schmalen Fensterchen beleuchtet wird, ist es düster, feucht und dumpfig, wie in einer Gruft. Mit Mühe unterscheiden wir eine ältere Frau, die in einem Winkel unter Lumpen zusammengekauert liegt. Neben ihr ein kleines Kind. Es ist das Haus des Gemeindehirts Theodor Issaff. Auf unsere Frage, ob sie Brot haben, antwortet die Frau: „Nein". Ob sie Unterstützung erhalte? „Nein." — „Ja, wovon ernährst Du Dich denn?" — „Von nichts ernähre ich mich. Der liebe Herrgott ernährt mich. Ich weiß nicht, wovon ich mich ernähre."

Ob sie noch am Leben ist, die alte Sinowja Majorowa, die ich in Starosselsk gesehen habe? Es war eine hohe, alte Frau, eine Greisin, die selbst in ihrem Elend eine Haltung voll Würde bewahrt hat. Ihr strenger Blick mustert uns und scheint über unsere Zudringlichkeit entrüstet zu sein. Sie spricht kein Wort. Von den Umstehenden erfahren wir, daß sie 76 Jahre alt ist. Das Alter hat sie nicht gebeugt, aber der Skorbut, die Folge des Hungerleidens, zerfrißt sie. „Ihre Zeit wäre schon, zu sterben. Aber der Herrgott läßt es nicht zu. Gelitten hat sie genug." Eine Bäuerin neben mir sagt es laut. Wir Alle denken wohl dasselbe, wenn wir uns auch scheuen, es offen auszusprechen. Warum muß denn diese Greisin, die ihr Leben voll Mühe und Noth durchlebt hat, bei lebendigem Leibe verfaulen?!

Ich überschlage eine weitere Anzahl Seiten meines Notizbuchs. Es ist der gleiche Jammer, die gleiche Noth. Hunger und Skorbut! Hier ein Beispiel für so viele andere: Fedotoff ist Dorfrichter. In dieser Eigenschaft erhält er drei Rubel monatlich Gehalt. Er ist noch im Besitz eines Pferdes. Seine Frau, Uksinja, ist erschöpft im höchsten Grade. Sie klagt über Steifheit und Schmerzen in den Gliedern —

bei verschiedenen Angelegenheiten schenken lassen. Wir fragen die Frau, wie es ihnen geht.

„Bei uns ist Alles zum Dank des Herrn! Zwei Kühe haben wir verkauft. Ein Pferd haben wir im Herbst gekauft. Das Vieh haben wir durchgefüttert. Im Winter hat uns die Heizung nicht gereicht. Wir haben das Dach abgedeckt. Was wir sonst hatten, haben wir aufgebraucht. Nicht einmal eine Kopeke ist da, um Oel für die Heiligen zu kaufen."

Thatsächlich brannte auch hier kein Oel vor den Heiligenbildern. Das Lämplein hing leer.

Die Heiligenbilder fehlten auch in dem elendesten Bauernhaus nicht. Woher kommt es, daß die Bauern die Dinger nicht verkauft haben? War es aus religiöser Scheu, oder darum, weil die alten, verstaubten und vergilbten Holzbilder keinen Marktwerth mehr hatten?

„Bei uns ist Alles wohl", sagte uns auch Demetrius Nasaroff aus demselben Dorfe Nikolajewka. „Wir leben, Gott sei Dank. Man hilft uns. Man hilft viel. Gott vergelt es der Gnade des Zaren." Auf die Frage, wie groß die Familie sei, antwortet er: „Sechs Mäuler". — „Habt Ihr eigenes Getreide?" — „Nein, Herr, das giebt es nicht." — „Wieviel erhaltet Ihr Brotgetreide?" — „Zwei Pfund pro Tag." — „Wieviel gehen ins Speisehaus?" — „Ein Kind." Das Ergebniß ist, daß auf fünf Personen, darunter drei Erwachsene, zwei russische Pfund, gleich zusammen 800 Gramm Brot entfallen und sonst nichts. Und daraufhin erklärt der Bauer: „Bei uns ist Alles wohl". Das ist schon sicher keine Simulation der Hungersnoth.

Womöglich schlimmer noch als den russischen Bauern ergeht es den tatarischen. In Westeuropa stellt man gewöhnlich den Tataren kulturell hinter den Russen. Wir müssen bekennen, daß wir keinen kulturellen Unterschied zwischen dem russischen und dem tatarischen Bauern entdeckt haben.

Eine Frage, die uns sehr interessirte, war das Verhältniß zwischen der russischen und tatarischen Bevölkerung. Wir haben hier zwei verschiedene Konfessionen, zwei verschiedene Sprachen, zwei verschiedene Rassen. Man sollte meinen, daß das Veranlassung genug ist für nationale Reibereien. Und mußten nicht durch die Hungersnoth auch diese Gegensätze auf die Spitze getrieben werden? Und doch war es nicht der Fall.

Wir haben in den russischen Dörfern die Bauern gefragt, ob es nicht ihren tatarischen Nachbarn besser gehe, als ihnen? Wir haben

darauf nie eine Antwort erhalten, die irgend wie als Mißgunst gedeutet werden könnte. Es wurde uns immer gesagt, entweder daß es den Tataren noch schlimmer gehe, oder daß es verschieden sei, daß mancher besser, mancher auch schlimmer daran sei. Im gleichen Sinne antworteten auch die Tataren, als wir sie über ihre russischen Nachbarn ausfragten. Doch besteht eine strenge territoriale Scheidung zwischen der russischen und tatarischen Bevölkerung: in den russischen Dörfern findet man keine Tataren, in den tatarischen keine Russen. Das hängt zusammen mit der geringen Beweglichkeit der Grundeigenthumsverhältnisse; zumal die russische Bauerngemeinde kennt fast gar keinen Zuzug von auswärts. Einer Mischung der Bevölkerung stehen auch die Kirchengesetze im Wege, da die christlich-orthodoxe Staatskirche die Mischehen barbarisch bestraft. Der tatarische Adel ist längst zum Christenthum übergetreten und hat sich mit dem russischen vollkommen verschmolzen.

Da die Staatssprache russisch ist, so kann man sich auf den tatarischen Dörfern zumeist in russischer Sprache verständigen. Im Handelsverkehr und in den Städten herrscht das Russische vollständig. Es giebt aber auch Russen, die tatarisch verstehen.

Wir wollen nun, in unserer Schilderung der Hungersnoth fortfahrend, ein tatarisches Dorf aufsuchen. Wir wählen das Dorf Starije Tscholni im Regierungsbezirk Spassk, Gouvernement Kasan. Unser Führer ist der Mullah, d. h. der Ortsgeistliche. Er ist ein Mann in den dreißiger Jahren und macht einen sehr intelligenten Eindruck. Er trägt hohe Stulpstiefel, einen langen, eng anliegenden Rock mit vielen Falten und eine runde Pelzmütze.

Die Straße, durch die wir mit dem Mullah gehen, zeigt die uns bereits bekannte Leere. Man sieht viele abgedeckte Ställe und Häuser.

Das erste Haus, das wir betreten, gehört einem Ibaß Ssamokoff. Der Bauer besitzt noch ein Pferd. Die Kuh wurde für acht Rubel verkauft. Die Familie besteht jetzt aus sechs Personen, von denen vier Skorbutkranke. Ein Mädchen starb hier im Winter an Skorbut.

„Verstorben! Uns Allen ist es Zeit, zu sterben“, sagt der Bauer.

Im nächsten Hause finden wir Vater, Mutter und drei kleine Kinder nebeneinander auf der breiten Pritsche. Die Eltern sind skorbutkrank.

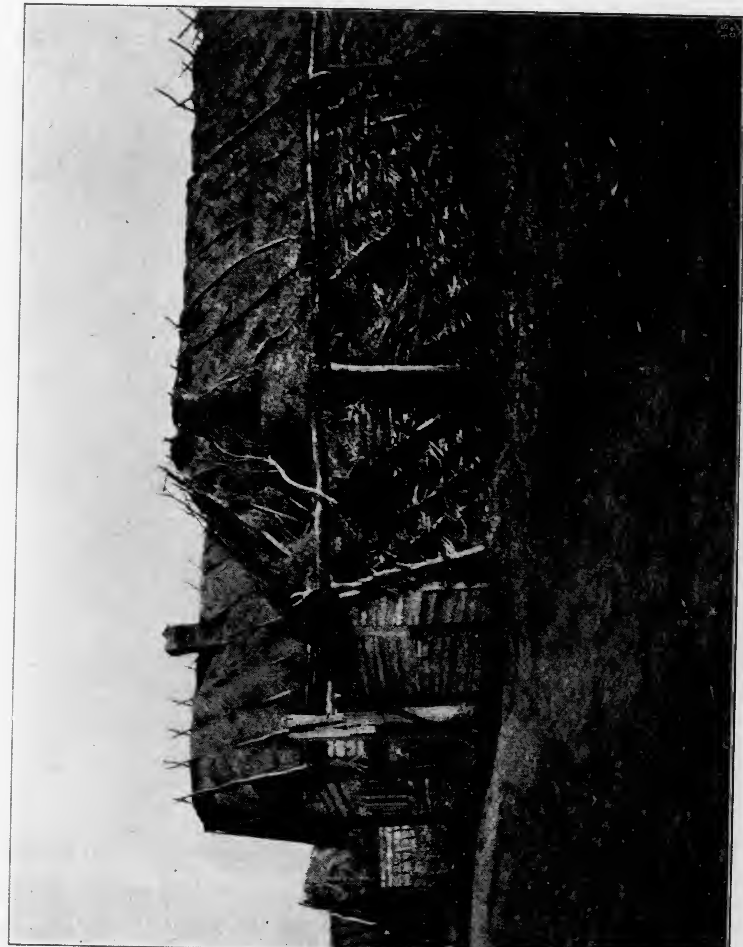
„Hast Du noch Pferde?“ frage ich den Bauern.

„Habe. Ein Pferd!“

„Hast Du auch Kühe?“

„Gegessen die Kuh! Nichts da! Fell für $2^1/_2$ Rubel verkauft.“

Da ich weiß, daß am Orte sich eine Bäckerei des Rothen Kreuzes



Straße in einem hungernden Tatarendorf.

befindet, die an die Nothleidenden Brot vertheilt, frage ich den Bauern, ob er aus dieser Bäckerei Brot erhält.

„Bekommen Brot! Dritten Tag keins da.“

„Wie so denn keins?“

„Nichts da! Kein Brot gebacken. Kein Mehl vorhanden.“

Der Mullah führt einen Namen, der eine nette Mustersammlung tatarischer Laute ist. Er heißt nämlich: Muhamed Fatich Achmedjanoff Nurajeff. Man merkt an den Endungen, daß sein Familienname bereits russifizirt wurde. Das Dorf hat nach seiner Mittheilung 800 Einwohner, von denen ca. 200 skorbutkrank sind. Der Bestand der Kranken wechselt. Im letzten Monat wurden 60 aus den Listen gestrichen, aber ebensoviele neue Erkrankungen wurden konstatirt. Die Felder seien schlecht bestellt. Die Anbaufläche der Sommergetreide sei sicher um ein Drittel verringert worden. Das Dorf hatte ca. 400 Kühe, jetzt sind es nur noch etliche Stück. Es hatte 300 Pferde, davon sind nur noch 70 geblieben. Als Ersatz wurden von der Regierung 19 Stück geliefert (statt der fehlenden 230). Es gab ca. 600 Stück Schafe, jetzt sind sie verschwunden.

Die Hütte, in der wir uns nunmehr befinden, ist so niedrig, daß wir darin nicht aufrecht stehen können. Der Ofen ist nicht geheizt. Draußen ist ein warmer Tag, aber hier in der dunklen Stube — das kleine Fensterchen ist noch zu einem großen Theil mit allerlei Zeug verdeckt — spürt man eine ziemliche Kälte. Das Haus gehört einem Schamehuar Achtjamoff. Ich kann übrigens die richtige Schreibart der tatarischen Namen nicht garantiren, da ein ungewohntes Ohr die tatarischen Laute sehr schwer unterscheidet. Auf der Pritsche liegt eine ältere Frau. Sie stöhnt und murmelt Gebete. Neben ihr liegt ein Knabe von etwa zehn Jahren. Beide sind skorbutkrank. Die Mutter hat furchtbare Schwellungen an den Beinen, der Sohn einen gräßlich zugerichteten Mund. Noch ein älterer Knabe befindet sich im Wohnraum. Er hat keine eigentlichen Anzeichen des Skorbuts, ist aber blutarm und abgemagert. So oft wir diese erdfahlen Gesichter und spitzen Knochen der nichtskorbutkranken Kinder sehen — und wir sehen sie auf Schritt und Tritt — kommt uns der Gedanke, daß es zweckmäßig wäre, auch von diesen eine Photographie zu besitzen, und zwar ohne Bekleidung, um den Grad der Abzehrung wahrnehmbar zu machen. Aber es hält uns etwas davon zurück, Jemand von diesen Elenden zu veranlassen, uns Akt zu stehen. Diesmal überwinden wir unsere Scheu. Der Bursche, dessen Bild wir an dieser Stelle bringen, heißt Bachter Schamuharoff Achtjamoff und ist 15 Jahre alt.

Beim Austritt aus diesem Hause begegnen wir der Heilgehilfin des Rothen Kreuzes, die hier ein kleines Spitälchen besorgt und nach den Kranken in den Häusern sieht. Sie ist eine blutjunge, hübsche, runde Dame, die etwas schnippisch dreinblickt. Wir erfahren von ihr sehr wenig, dagegen begleitet sie uns bereitwilligst auf unserem Rundgang.

Das Häuschen des Heidar Hamedjaroff ist drei Schritte breit und zwei Schritte lang und etwa einen halben Meter über Manneshöhe hoch. In diesem Raume wohnen jetzt sechs Personen. Es waren im



Hungernder Tatarenknabe.

Winter sieben, aber ein Kind ist an Skorbut gestorben. Die anderen sind nahe daran. Außer den Eltern sind vier Kinder da. Zwei Knaben von 15 und 10 Jahren und zwei kleine im Alter von etwa 4 oder 5 Jahren. Die Letzteren haben selten hübsche, wenn auch wachs-

bleiche Gesichtchen, die durch Skorbutzeichen nicht verunstaltet sind. Ihre großen, schwarzen Augen, so tiefliegend und umschattet, sind wie eine geheimnißvolle Frage, die Frage nach Werden und Vergehen!

„Alles fertig", sagt der alte Tatare in seinem gebrochenen Russisch, „Kuh fertig, Pferd fertig. Nichts da. Ein Kind", er macht eine Bewegung wie zum Schlafenlegen, indem er den Kopf neigt und ihn auf die rechte Handfläche stützt, „sterben das Kind. Vergraben. Hungrig, Herr, oi — hungrig!"

Walij Amiroff, der Besitzer der nächsten Isba, ist 55 Jahre alt. Sein Haus ist verhältnißmäßig geräumig. Im Vorderraum liegt der Alte auf der Pritsche, eine düstere Gestalt, leicht ergraut. Wir hören hinter dem Bretterverschlag, wo sich die Frauen befinden, ein leises Stöhnen und Jammern. Es ist ein unaufhörliches monotones Wimmern und Murmeln. Mit ein paar Schritten sind wir dort. Eine unerträgliche, den Athem beklemmende Hitze empfängt uns. Der Raum zwischen der Pritsche und dem großen Backofen ist so eng, daß wir zwei kaum Platz finden, die Heilgehilfin des Rothen Kreuzes bleibt in der Vorderstube. Der Bretterverschlag schneidet den Luftzutritt ab, es ist hier wie in einem Kasten. Wir unterscheiden drei Frauen unter einem Haufen Lumpen und Lappen. Bei unserem Erscheinen wenden sie ihre Gesichter ab. Nur eine Greisin mit weißem Haar und gelbem Gesicht sieht uns entgegen. Während dem die Anderen etwas eifrig murmeln, wahrscheinlich Gebete, langt sie stöhnend mit ihrer dürren Hand nach einem Riemen, der von der Decke herunterhängt, und richtet sich mit dessen Hilfe auf, so daß sie in halbsitzende Stellung kommt, den Rücken an die Wand gelehnt. Sie blickt uns böse und mißtrauisch an. Auf unsere Fragen giebt sie keine Antwort. Wir haben von den Tatarinnen überhaupt nie Auskunft erhalten. Die Scheu vor den Giaurs allein kann es nicht gewesen sein, da sie sich wohl haben medizinisch untersuchen lassen. Aber sie kommen weniger in Berührung mit der Umgebung und deshalb konnten sie sich wohl nicht russisch verständigen, obwohl sie unsere Fragen zu verstehen schienen. Der Alte beginnt mit der stereotypen Phrase der meisten Tataren, die wir gesprochen haben: „Alles fertig". Die genaue Uebersetzung der russischen Worte wäre „alles vollendet", womit die Tataren ausdrücken wollen, daß sie rein abgewirthschaftet haben.

„Alles fertig. Pferd gegessen, Schaf gegessen. Hungrig, oi — hungrig."

„Hier wird doch Gratisspeisung vom Rothen Kreuz gewährt?" frage ich die uns begleitende Feldscherin.

„Gewiß, der Alte bekommt auch seine Ration."

„Hungrig, sehr hungrig", wiederholt der Tatare.

„Sauerkraut ißt er halt nicht", meint unsere Feldscherin, „die Tataren sind an Sauerkraut nicht gewöhnt und Beeren giebt es keine."



Haus in einem Tatarendorf.

„Sauerkraut nicht", bestätigt der Alte, „Sauerkraut kann nicht. Sauerkraut Mund hinein, Mund heraus (macht eine Bewegung des Erbrechens). Hungrig, Herr, ganz hungrig."

„Ach was, das wird nicht so schlimm sein", bemerkt unsere Begleiterin nervös.

„Du bist noch ein Kind, Du verstehst nichs", replizirt der Tatare in verweisendem Tone.

Die Feldscherin flammt auf: „Du, Alter, mußt schon an den Tod denken, sollst nicht lügen."

„Danke, schon sterben", er sagt es gelassen und fährt mit beiden Handflächen sich übers Gesicht, „schwer ist sterben!"

Die Dame macht eine schnippische Bewegung, als wenn sie sagen wollte: „Pah, das läßt mich kühl" und tritt rasch heraus. Wir wissen aber, daß der alte Tatare nicht gelogen hat, denn wir haben bei ihm hochgradigen Skorbut konstatirt. Und wie es um die Gratisspeisung hier bestellt war, darüber sollten wir noch gleich mehr erfahren.

Eine der elendesten Hütten, die wir gesehen haben. Niedrig, unförmlich, das Stroh der jämmerlichen Bedachung fehlt an verschiedenen Stellen und das dünne Balkengerüst ist bloßgelegt. Zwei lange Stangen, die zur Befestigung des Strohdachs von oben dienten, sind bereits heruntergeholt. Sie lehnen jetzt an das Haus an, um bald zu Holz zerschlagen zu werden. Ein trauriges Bild des Elends und des Ruins. Wenn wir nicht bereits ähnliches gesehen hätten, würden wir zweifeln, daß das überhaupt als Menschenwohnung dienen könnte, umsomehr, daß es noch in seinem jetzigen gräßlichen Zustand, ohne jeglichen Schutz vor Regen und Kälte, bewohnt wird.

In dem dunklen, engen Wohnraum nimmt der große Ofen ein gutes Drittel des Platzes weg. Von der Thür bis zu der Pritsche sind es genau zwei Schritt. Auf der Pritsche finden wir folgende Personen, die nebeneinander in der Reihenfolge von links gerechnet Platz finden: 1. der Mann, 2. sein Sohn, ein kleiner Bursche, 3. eine ältere Frau, 4. noch eine Frau. Wer von den beiden Frauen die Mutter ist, können wir an ihren gealterten, faltigen, abgezehrten und vom Skorbut entstellten Gesichtern nicht unterscheiden. Die Männer sind in einer halb sitzenden Stellung, die Frauen liegen zusammengekrümmt. Der Bauer spricht ein gutes Russisch.

„Wir liegen hier und liegen, kein Mensch kommt."

„Bekommt Ihr denn kein Brot von der Bäckerei des Rothen Kreuzes?"

„Den dritten Tag schon giebt es kein Brot. (Dasselbe wurde uns ja auch schon an anderer Stelle gesagt.) Die Bäckerei bäckt seit drei Tagen nicht mehr."

„Ja, wie kommt denn das?"

„Weil kein Mehl da ist. Man hat kein Mehl ausgegeben zum Backen."

„Wer giebt denn das Mehl aus?"

„Der Verweser. (So werden die Vertreter des Rothen Kreuzes am Orte genannt. Wir werden über die Organisation dieses Instituts später berichten.) Sehen Sie, das ist der hiesige Landschaftshauptmann. Er allein hat die Schlüssel zum Mehlspeicher. Und er ist seit drei Tagen fort. Ohne ihn darf kein Mehl genommen werden. Darum wird kein Brot gebacken. Vielleicht giebt es morgen Brot."

Das war eine überraschende Lösung des Räthsels. Ich frage nun, wie es mit der Semstwounterstützung steht.

„Wir haben keine erhalten. Ich weiß nicht, ob Jemand im Dorfe was erhalten hat. Wer was hatte, hat Kleider versetzt, Vieh verkauft."

„Wie steht es mit der Aussaat?"

„Aussaat wurde ausgegeben, aber wir haben nichts gekriegt."

„Warum denn nicht?"

„Der Dorfälteste sagte, er weiß nicht, wo die Aussaat für uns ist. Er weiß nicht, wo sie hingekommen ist. Er hat überall gesucht und nichts gefunden. Mein Schwager hat auch gesucht und nichts gefunden."

Es handelt sich offenbar um die Vorräthe der sogenannten Gemeindespeicher, die sehr oft, wenn man sie braucht, nicht aufzufinden sind. Auch darüber in anderem Zusammenhang.

Wir wenden uns bereits zum Gehen. Jetzt erst bemerken wir an der Wand am Boden etwas, das zu leben scheint, denn es bewegt sich unter einem Haufen Lumpen. Es ist ein skorbutkranker Knabe. Er ist bis zum Gerippe abgemagert, sieht gelb aus, die Augenlider hält er geschlossen, und das giebt ihm einen Ausdruck des Todes. Die Illusion wird nur gestört durch sein — kaum bemerkbares — Athmen und ein leises Wimmern. Er lag bis jetzt platt ausgestreckt auf dem Boden und sucht nunmehr sich umzuwenden, wodurch er auch unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

„Zur feierlichen Gelegenheit haben sie sich hingelegt", kommentirt die (mit ansehnlichem Gehalt) beim Rothen Kreuz angestellte Feldscherin. „Sie haben sich jetzt alle hingestreckt, wer sonst auch noch herumging."

Der leichte Sinn der jungen Dame, deren Wangen von Gesundheit strotzen, imponirt uns fast. Doch hat sie wenig Glück mit ihren Behauptungen. Muß es doch auch jetzt wieder sich gerade treffen, daß wir beim Verlassen des Hauses dem Semstwoarzt Dr. Kusnjetzoff begegnen, der zur Visitation ins Dorf gekommen ist.

Dr. Kusnjetzoff wird ziemlich in den Vierzigern sein. Kein Neuling, auch nicht sentimental, sondern ein abgehärteter Mediziner.

Wir fragen ihn, wie es in diesem Dorfe um den Skorbut bestellt ist. „Schlimm genug", lautet die Antwort. Es waren hier nach seinen Aufzeichnungen beim vorigen Besuch 171 Skorbutkranke. Davon sind nun 4 gestorben und 23 neue Krankheitsfälle sind ermittelt worden, so daß heute, am 2. (14.) Mai 1899 sich die Gesammtzahl der Skorbutkranken auf 190 stellt. Ob Aussichten auf ein Erlöschen der Epidemie vorhanden seien, fragen wir weiter. „O nein, die Epidemie geht nicht so rasch zu Ende", meint der Kreisarzt, „sie wird sich sicher noch verschlimmern. Denn die Bevölkerung ist am Verhungern. Sie ist bis zur Unmöglichkeit abgezehrt. Ich fürchte noch Anderes. Für die Sommermonate fürchte ich die Dysenterie." — „Gilt Ihr Urtheil blos für dieses Dorf?" — „Ich meine die ganze Gegend. Der Skorbut ist noch nie so stark aufgetreten." Der Kreisarzt stellt uns bereitwilligst sein Notizbuch zur Verfügung, aus dem wir folgende Zahlen über den Stand des Skorbuts in seinem Bezirk am 2. (14.) Mai 1899 entnehmen:

Name des Dorfes	Früherer Bestand	Erkrankt	Geheilt	Gestorben	Jetziger Bestand
Ssuchije Kurnali . . .	139	3	20	1	121
Srednije Titni	74	3	3	—	74
Atnjak	40	6	2	—	44
Tagan-Bulak	60	—	—	1	59
Mordowski Bulak . . .	23	—	—	—	23
Ljaguschkino	25	1	—	—	26
Berjesowka	35	—	3	—	32
Nischnije Tigani . . .	125	3	5	—	123
Kreschzeni Baran . . .	60	5	3	—	62
Chutor Toljank	5	—	—	—	5
Starije Tschelni	171	23	—	4	190
Bibajewo Tschelni . . .	88	8	—	—	96
Kargopol	174	17	—	2	189
Chljebodarka	51	—	—	—	—

Wir haben Dörfer besucht, die in dieser Liste nicht eingetragen sind und die vom Skorbut noch viel mehr durchseucht wurden. Zum Beispiel das tatarische Dorf **Nowije Tschelni**. Hier waren 260 Skorbutkranke ermittelt. Im Dorfe befand sich ein Spitälchen des Rothen Kreuzes. Dort trafen wir auch drei **typhuskranke Knaben**. Dank der ärztlichen Behandlung befanden sie sich bereits im Zustand der Genesung. Die Feldscherin des Rothen Kreuzes machte hier einen ganz anderen Eindruck, als in Starije Tschelni. Sie schien sich der Noth der Bauern in einer Weise anzunehmen, die über ihre physischen Kräfte hinausging. Wir trafen sie, wie sie von ihrem Rundgang durch die Bauernhäuser zurückkehrte. Die junge, zarte Dame sah total erschöpft

ohne alle Nahrungsvorräthe. Auch wurden Kinder zum Betteln weit über die Grenzen des Dorfes hinaus geschickt, nach Versicherung der Ortskundigen selbst während der strengsten Kälte. In schlechtem Schuhwerk, in Lumpen gehüllt, liefen die Kleinen über den gefrorenen Schnee aus einem Dorfe ins andere, und Fälle gab es, wo sie unterwegs erfroren. Ein Greis sagte uns von sich in vollem Ernste: „Mir ist es Zeit zu sterben. Ich esse das Leben eines Anderen." Dieser Ausdruck: „das Leben eines Anderen essen", ist auch sonst unter den russischen Bauern als Bezeichnung für ein sehr hohes Alter gebräuchlich. Ist nun dieses Sprichwort an und für sich kennzeichnend, so gewann es unter der Hungersnoth eine tragische Bedeutung. Nahm denn nicht wirklich dieser Greis, dessen Tage so wie so gezählt sind, durch seine Brotration einen Theil des Lebens der Anderen, die noch im Vollbesitz ihrer Lebensenergie waren? So spielte sich innerhalb jeder Familie ein stiller Kampf ums Leben ab, bei dem vielleicht eine Brotkrume mehr oder weniger den Ausschlag gab. Welche Gedanken mögen die wirren Sinne der Hungernden zermartert haben an den langen Winterabenden, als jedes Haus im Schnee vergraben war und der heulende Wind durch den kalten Schornstein fegte? Den Tataren löste der Islam einen Theil dieses Familienproblems, da der Koran die Erhaltung des **Mannes** zur heiligen Pflicht macht und die Frau ihm gegenüber zurücksetzt. In Folge dessen liefern denn auch die tatarischen Frauen eine um das Vielfache größere Zahl von Skorbutkranken, als die tatarischen Männer.

Zweitens kämpfte der Bauer nicht nur um die Erhaltung seiner Existenz, sondern um die Erhaltung der **Existenzmittel**. Zu diesen gehört vor Allem sein **Viehbesitz**. Man ist in der Oeffentlichkeit geneigt, den Bauern, der noch ein Viehstück behalten hat, als weniger nothbedürftig zu betrachten — denn man sagt sich, er hätte ja sein Vieh verkaufen können. Und allerdings, wenn der Bauer vor die direkte Wahl gestellt wird zwischen sich und seinem Vieh, so opfert er das Vieh. Allein in so nackter Form wird das Problem selten gestellt, oder wenn es schon zu spät ist. Erst versucht es die Bauernfamilie, Alles zu erhalten: ihr Leben wie ihre Existenzmittel für die Zukunft, also die Pferde und Kühe. So lange ihre Gesundheit nicht erschüttert ist, verkürzt sie lieber ihre eigene Brotration, statt den Futtertrog des Viehstalls weniger zu füllen. Je knapper die Vorräthe, desto schärfer wird die Lebenskonkurrenz zwischen Mensch und Thier, bei der es auf die Widerstandskraft gegenüber dem Hunger ankommt. In den meisten Fällen zeigt es sich, daß der Bauer sich besser dem Hunger akkomodiren kann, als sein Pferd oder seine Kuh. Aber nicht immer. Wir kennen

Bauernfamilien, in denen Fälle von Tod in Folge Skorbuts vorkamen, während im Stalle das Pferd am Leben erhalten wurde. Es ist das Pferd um den Preis eines Menschenlebens erkauft worden. Hier war es also das Pferd, welches, um auf das Bauernsprichwort zurückzukommen, ein Menschenleben „gegessen" hat. Auch dort, wo die Familie vom Skorbut zerfressen ist, ohne gerade einen Sterbefall zu verzeichnen, während das Pferd gerettet wurde, ist die Tragik nicht minder groß. In anderen Fällen krepirten Pferd und Kuh, während die Bauern skorbutkrank wurden — die Opfer waren umsonst gebracht. „Was bin ich für ein Bauer ohne Pferd? Setz' mir das Messer an die Kehle, nur nimm mir das Pferd nicht. Soll ich die Erde mit meinen fünf Fingern kratzen? Wohin soll ich die Saat legen? Der Wind wird sie davontragen, Vögel werden sie aufpicken. Ohne Pferd, Herr, da bleibt nichts mehr übrig, als sich gleich ins Grab legen."

Das ist das Drama der Familie und des Bauernhofs.

Erst bemüht sich der Bauer eifrig um Hof und Stall. Er will die Hoffnung nicht fallen lassen. Er will kämpfen. Es werde doch nicht so schlimm werden. Man müsse sich zusammennehmen, gewiß, aber er und die Seinigen und das Pferdchen werden schon mit dem Leben davonkommen. Und das sei die Hauptsache. Dann kommt der Frühling, die „Gräslein" sprießen aus dem Boden — seine Phantasie zaubert ihm bereits für den Frühling eine Erlösung von allen Leiden hervor. Also der Bauer nimmt sich zusammen und verlegt sich auf alle erdenklichen Kniffe, um seine geringen Vorräthe zu schonen und sein Sättigungsgefühl zu täuschen. Das scheint ihm zu gelingen und diese Wahrnehmung erfüllt ihn mit Freude. Doch ein Tag zieht sich nach dem anderen hin, noch ist es nicht einmal regelrechter Winter und seine Vorräthe gehen sichtbar auf die Neige. Die Hunde heulen, sie bekommen schon längst kein Futter mehr. Der Bauer hat keinen Brocken für sie übrig. Sie haben überall herumgeschnüffelt, sie finden nichts. Nach allgemeiner Versicherung sind viele Hunde im Herbste tollwüthig vor Hunger geworden — sie wurden getödtet oder krepirten. Unser Bauer merkt, daß eine Unruhe sich der Dörfer bemächtigt. Man jagt das Vieh auf die Märkte, man beeilt sich, zu jedem Preise loszuschlagen. Der Bauer schwebt in Angst und Bangen. Auch er möchte nun verkaufen, wie er aber von den Preisen hört, die für das Vieh gezahlt wurden, bleibt er muthlos zu Hause. Die Kuh brüllt vor Hunger, das Pferd hält sich kaum noch auf den Beinen. Zu Hause schreien die Kinder und verlangen nach Brot. Um Geld zu schaffen, versetzt der Bauer, was er an Kleidern nur irgendwie entbehren kann. Indessen steigt die Kälte. Der

Bauer sieht, wie das Verhängniß von allen Seiten sich über seinem Haupte zusammenzieht. Seine Kräfte lassen nach und auch sein Muth fällt. Er sieht keinen Ausweg, er findet kein Mittel, um sich emporzuraffen. Seine Hoffnung schwindet. Er wird apathisch, indifferent, stumpf. Er sieht, wie seine bescheidensten Lebensansprüche zu nichte werden und muß den kraftlosen Zuschauer spielen beim Untergang seiner Familie. Seine Seele stirbt ab, noch bevor sein Körper todt ist. Bald fühlt er die Folgen des Hungers an seinem Leibe. Das Fleisch ist längst aus seinem Kochtopf verschwunden, desgleichen jedes Fett, Gemüse (Kraut, Rüben, Gurken, Zwiebel), Milch. Denn die Kuh ist ihm umgefallen, wenn er sie nicht zuvor doch verkauft hat. Sein Brotmehl hat er längst mit allerlei ungenießbarem oder direkt gesundheitsschädlichem Zeug vermischt. Das war einer seiner schlauen Tricks, mit denen er sich aus der Noth zu ziehen hoffte. Die Brotrationen werden immer spärlicher, die Mehlmischungen gewagter. Schließlich ist dieses Mehl nicht mehr backfähig. Statt des Brotes wird ein dünner Brei aus dem Mehl gekocht, eine Art Kleister, ein abscheulicher Aufguß, von dem alle, die ihn gesehen und versucht haben, behaupten, daß sie sich ohne Ekel nicht mehr daran erinnern können. In dem gleichen Maße, wie dieser Küchenzettel sich entwickelt, wird der Muschik magerer, seine Muskeln schwinden, der Bauch bläht sich auf, die Hände hängen kraftlos herunter, er bricht zusammen und findet einen geräumigen Platz auf der breiten Holzpritsche seiner Hütte; hier liegt er stumpf, apathisch, fast bewußtlos, mit dumpfem Kopfweh; seine Gesichtsfarbe ist fahl, das Licht seiner Augen erlöscht, die Augen entzünden sich und triefen, das Zahnfleisch schwillt an, die Zähne fallen aus, an den Händen, an den Beinen Schwellungen, blaue Flecken, die sich immer mehr ausweiten und hart anfühlen wie Stein — es ist Skorbut — wie mit einer blauen Glasur überziehen sich die Gelenke, die nicht mehr zu bewegen sind. Jetzt hat er auch kein Hungergefühl mehr. Er mag das Essen nicht, er mag nichts mehr. Sein ganzes Fühlen und sein ganzes Denken, sofern er sich seiner noch bewußt ist, konzentriren sich auf dem einen Punkte: Erlösung aus diesem Jammerzustand, auf welchem Wege auch, und wäre es durch den Tod!

Der Frühling bricht heran, der langersehnte. Die „Gräslein" entsprießen dem feuchten Boden — das Vieh, sofern es noch am Leben, ist gerettet. Dem Bauer aber bringt er keine Erlösung. Der Bauer liegt krank auf seiner Pritsche, er kann sich nicht rühren, er kann nicht aufs Feld, um den Acker zu bestellen. Bis zur Getreideernte sind auch noch Monate, mehr als genug, um das noch kaum flackernde Lebenslicht völlig zum Erlöschen zu bringen. In diesem Augenblick war es, daß

der Alarmruf in der Oeffentlichkeit ertönte: „Helft dem verhungernden Bauern, eurem Bruder in Christo!"

* * *

So präzisirten wir die Hungersnoth, nachdem wir die hungernden Dörfer besucht hatten. Nachdem wir aber über den Charakter der Erscheinung uns Klarheit geschaffen hatten, ergaben sich zunächst folgende weitere Aufgaben:

Erstens, die räumliche Ausdehnung der Hungersnoth zu bestimmen. Zwei Möglichkeiten lagen vor: Man konnte per Wagen eine möglichst weite Reise durchs Hungergebiet machen. Das hatte den Vortheil, daß man an keinen Fahrplan gebunden war, unmittelbar durch die Dörfer fuhr, nach Belieben aussteigen und Untersuchungen vornehmen konnte. Allein das war vor Allem ein äußerst langsames Beförderungsmittel. Um das große Gebiet, aus dem Zeitungsnachrichten über die Hungersnoth kamen, auf diese Weise zu bereisen, mußte man Monate brauchen. Oder man konnte die Fahrt auch per Eisenbahn beziehungsweise Dampfschiff machen, an bestimmten Stationen aussteigen und die Dörfer aufsuchen. So war man in der Lage, in verhältnißmäßig kurzer Zeit auf einem großen Gebiet Stichproben zu nehmen. Wir arbeiteten uns einen Reiseplan aus, der eine Kombination beider Verfahren war. Wir beschlossen, erst mit Pferden nach der Hauptstadt des nächstliegenden Regierungsbezirks Tschistopol zu fahren. Von Tschistopol die Kama hinauf bis Menselinsk. Das war bereits im Gouvernement Ufa. Von Menselinsk aus haben wir uns vorgenommen, mehrere Hundert Kilometer zu Wagen zu machen und zwar so, daß wir das Gouvernement Ufa durchqueren, in das Gouvernement Ssamara hinübergreifen und dort ein ziemliches Stück befahren, bis wir die sibirische Eisenbahn treffen. Diese sollte uns dann nach der Stadt Ssamara bringen. Von Ssamara aus hatten wir dann die Wolga hinauf zur einen Seite das Gouvernement Ssamara, zur anderen das Gouvernement Ssimbirsk. Wir wollten nun hüben und drüben Wagenreisen nach den Dörfern machen. Die Stadt Ssimbirsk sollte den Endpunkt bilden, von dem aus mittelst einer Zweiglinie die Moskauer Eisenbahn zu erreichen war.

Unsere Abreise von Romadan hat sich etwas verzögert. Die Schuld daran trug die vielgepriesene russische Gastfreundschaft. Um diese Begebenheit zu schildern, muß man auf den Tag zurückgreifen, an dem wir mit dem Popen und der anderen Gesellschaft unseren ersten Abstecher nach den umliegenden Dörfern unternommen haben.

Russische Gastfreundschaft und Sonstiges.

Der Herr Stanowoi Pristaw! — Das Schnapstrinken. — Auf dem Gute des Grafen Mengen. — Ein alter Herr und alte Zeiten. — Abfahrt nach Tschistopol.

Es war schon ziemlich dunkel, als wir von unserer Reise in die umliegenden Dörfer nach unserem Absteigequartier beim Popen zurückkehrten. Für den Abend waren wir beim Thierarzt eingeladen. Angenehmer wäre es uns freilich, den Abend allein zu verbringen, um die vielen und konfusen Eindrücke des Tages zu ordnen. Doch eine abschlägige Antwort wäre als Beleidigung aufgenommen worden. Wir ergaben uns deshalb in unser Schicksal. Wir waren nicht lange beim Popen, da erschien ein Herr in der Uniform eines Polizeioffiziers. Er nahm den Popen bei Seite und ging mit ihm ins Nebenzimmer, dessen Thüre offen blieb. Wir hörten sie mit unterdrückter Stimme ein eifriges Gespräch führen. Der Polizeimann schien auf etwas zu bestehen, währenddem der Pope wehrte. Endlich kamen Beide zu uns ins Zimmer. Der Pope wandte sich an mich:

„Der Herr Stanowoi Pristaw möchte gern mit Ihnen nähere Bekanntschaft machen", sagte er mit verlegener Stimme.

Die Lüfte des zarischen Rußlands haben nicht umsonst meine Wiege umkost — ich begriff, um was es sich handelte.

„O sehr gern! Hier sind unsere Reisepässe. Es ist schon mancher Stempel darauf, der von Romadan darf wohl auch nicht fehlen."

Der Herr Stanowoi Pristaw sah uns indeß an, als wenn er uns auf Herz und Nieren prüfen wollte. Er nahm unsere Pässe und — empfahl sich. Wir blieben ohne Pässe. Was soll daraus werden? „Du ahnst es nicht".

Nun geht's zum Thierarzt. Wir werden in ein niedriges Sälchen geführt, das die gewöhnliche Möblirung der russischen Provinz ziert: ein Sopha, vor ihm ein runder Tisch, eine Kommode an der Wand, ein Spiegel und viele Stühle. Eine bleiche Frau von edlem Wuchs und Gesicht, die einst sehr schön gewesen sein muß, tritt uns entgegen. Wir nehmen Platz. Mit uns sind auch Pope und Feldscher da. Doch die

Unterhaltung will nicht vom Fleck. Eine Verstimmung ist eingetreten, und die Schuld daran ist der Einmischnng der Polizei beizumessen. Der Pope sieht uns ängstlich und neugierig an, wie seltsame Thiere. Er denkt sich wohl: „Das wäre eine Bescherung, wenn hinter diesen Ausländern — behüte Gott — was Politisches steckt." Denn wir sind ja bei ihm abgestiegen, und diese Thatsache wäre genügend, um ihn nach den russischen Polizeigepflogenheiten „politisch verdächtig" erscheinen zu lassen.

So vergeht etwa eine Stunde. Dann kommt — zu unserer Ueberraschung, während die Anderen ihn offenbar mit Spannung erwartet haben — der Stanowoi Pristaw. Feierlichst händigt er uns unsere Pässe aus. Er hat sie bei sich zu Hause in aller Muße geprüft und sich mit unserer Legitimation zufrieden gegeben. Angesichts dieser Thatsache erheitern sich die Gesichter und jene freundliche, zugängliche Art, die wir bereits kennen gelernt haben, stellt sich wieder ein. Doch der Argwohn des Polizeimannes scheint noch nicht gestillt zu sein.

Erst wird Thee getrunken. Dann Bier. Dann Wodka. Das Wodkatrinken dauert am längsten. Der russische Wodkatrinker nippt nicht an seinem Glas, sondern er stürzt das Gläschen um, macht zugleich eine rasche Kopfbewegung nach hinten — und runter ist es! Man hat dabei ein brennendes Gefühl an der Zungenwurzel. Der Thierarzt hat es uns meisterhaft vorgemacht. Jeden Augenblick stößt er mit uns an und sagt „skoll". Er meint, das sei Deutsch. Und er thut ganz entrüstet, wenn man ihm nicht gleich nachkommt.

Nur Einen giebt es, dessen Lippen das feurige Naß noch nicht ein einzig Mal benetzt hat: es ist der Stanowoi Pristaw von Romadan. Trotz allem Zureden bleibt er standhaft. Er sitzt am Tische, vor ihm das leere Schnapsgläschen — er läßt sich nicht einmal einschenken —, denn wenn er erst das eine Gläschen getrunken hat, kann er sich nicht mehr halten. Und er will am heutigen Abend seine Sinne beisammen haben. Er unterhält sich mit mir über unsere Reise und interessirt sich auch sehr um unsere persönlichen Verhältnisse. Ich gebe mit geläufiger Zunge — er bewundert mein Russisch — auf alle Fragen die weitschweifendste Auskunft. Meine Mittheilungen machten sichtbar Eindruck. Der Mann des Gesetzes ladet uns für den nächsten Morgen zu sich zum Kaffee ein.

Nach Mitternacht wird ein warmes Essen gereicht, ein saftiges deutsches Beefsteak. Das thut gut nach dem vielen Wodkatrinken. Nun wird aber Bier getrunken. Es wird ziemlich spät, als wir mit dem Popen heimgehen. Väterchen schwankt bedenklich. Vor seinem Hause

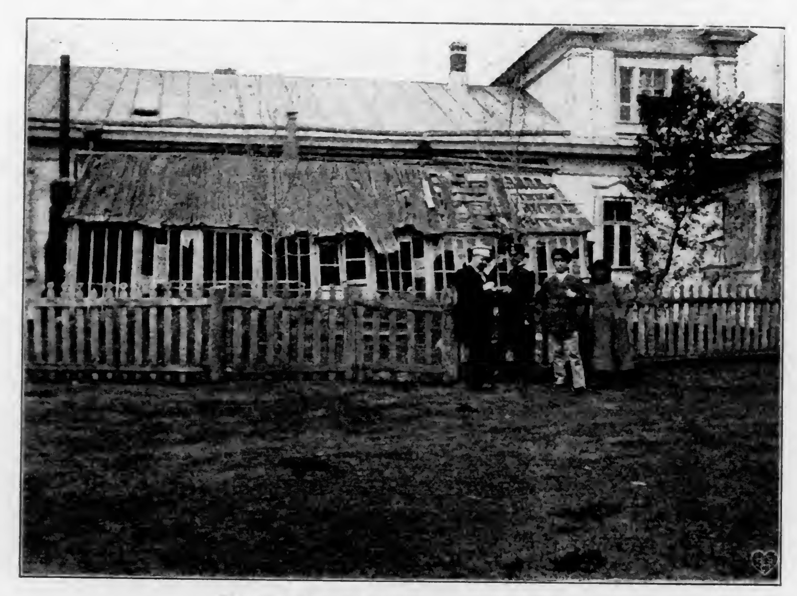
Die Pferde werden vor uns vorbeigeführt. Wir halten eine genaue Musterung ab und machen verschiedene Aufnahmen. Dabei weicht mir der Stanowoi Pristaw keinen Augenblick von der Seite und wird mit jedem Augenblick zudringlicher. Mein Notizbuch interessirt ihn gewaltig und er bemüht sich, einen Blick hineinzuwerfen. Einmal langt er sogar danach, aber ich thue, als ob ich es nicht merke, klappe das Büchlein zu und stecke es in die Tasche. Wenn ich Eintragungen mache, blickt er mir über die Schulter, dann senke ich das Notizbuch möglichst tief nach unten, und schon fühle ich sein Gesicht hinter meinem Ellenbogen, ich hebe den Arm so rasch, daß ich ihm beinahe an die Nase fahre, und wende ihm den Rücken zu.

Die zudringliche Art des Polizeimannes erheischt Strafe. Unser photographischer Apparat, der ja heute ununterbrochen in Thätigkeit ist, soll uns dazu verhelfen. So wird denn der Vorschlag gemacht, eine Gruppe aufzunehmen. Wir stellen uns auf, und der Stanowoi Pristaw ist, wie zu erwarten war, getreulich an meiner Seite. Da reiche ich ihm mein offenes, von ihm so sehr begehrtes Notizbuch hin. Ueberrascht nimmt er es mit beiden Händen, ich setze die Schreibfeder an — in dem Augenblick tritt der Momentverschluß des Apparats in Aktion, und schon steckt das Notizbuch wieder in meiner Tasche. Folgendes ist das Bild, welches zeigt, wie der Stanowoi Pristaw seiner Majestät des Zaren mir das Notizbuch hält.

Was ist ein Stanowoi Pristaw? Die administrative Eintheilung Rußlands beginnt bekanntlich, von oben betrachtet, mit dem Gouvernement. Das Gouvernement zerfällt in Ujesdi, etwa entsprechend den preußischen Regierungsbezirken. Jeder Ujesd zerfällt in Stani (Kreise). Der Stanowoi Pristaw ist der Vertreter der Regierungsgewalt für den Stan. Dieses Amt würde also dem preußischen Landrath entsprechen. Nur steht dem Stanowoi Pristaw nicht wie dem preußischen Landrath eine Selbstverwaltungskörperschaft, ein Kreisrath gegenüber, sondern er ist fast unbeschränkter Herr und Gebieter über die Dorfgemeinden. Der Kreis Spassk im Gouvernement Kasan, wo wir uns augenblicklich befinden, zerfällt in drei Stani mit einer Gesammtbevölkerung von über 190 000, die sich auf eine Bodenfläche von 5247 Quadratwerst vertheilen.

Doch kehren wir zu unserer Gesellschaft zurück. Unmerklich haben sich die Herren nach einer hübsch verborgenen Ecke im Garten konzentrirt, währenddem die Damen auf der Glasveranda des Gutshauses verblieben. Ein Gartentisch und Bänke waren da und auf einmal zog Jemand eine Schnapsflasche aus der Tasche, ein Anderer — ich glaube, es war

der Pristaw — ein Gläschen, und „skoll" rief bereits der Thierarzt! Nach zwei oder drei Runden gelang es uns, unter Hinweis auf die wartenden Frauen durchzusetzen, daß Flasche und Gläschen abermals in den Taschen verschwanden. Der Stanowoi Pristaw eröffnete uns, daß er nunmehr zu seinem Bedauern zurück nach Romadan müsse. Wir theilten dieses Bedauern nicht. Die Uebrigen suchten uns zu überreden, mit ihnen nach dem Gutshof Maslowka zu fahren, wo man sehr lustig die Zeit zu verbringen gedenke. Der Besuch des sehr bedeutenden Gutes, von dem wir schon früher gehört hatten, lag nicht außerhalb unseres Pro-



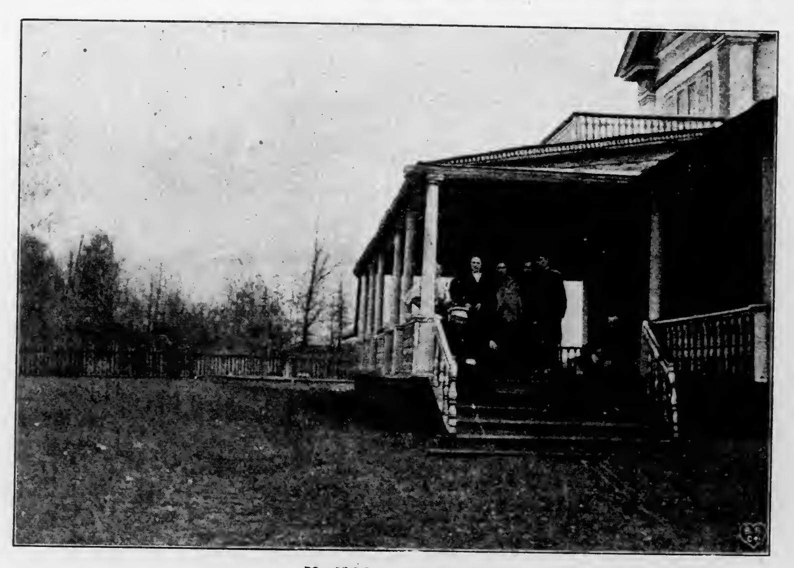
Parvus, Polizeichef, Thierarzt und Pope.

gramms — da uns zugleich darin sich ein Mittel bot, fürs Nächste den Umgarnungen der russischen Gastfreundschaft uns zu entziehen, so versprachen wir, noch am gleichen Tage, aber erst nachdem wir die in Aussicht genommenen Dörfer aufgesucht hatten, in Maslowka einzukehren. So trennten wir uns. Die Frau des Thierarztes, die Mitglied des Komites des Rothen Kreuzes ist, hat in liebenswürdiger Weise es übernommen, unser Führer auf den Dörfern zu sein, während die übrige Gesellschaft nach Maslowka abfuhr.

Am Abend waren wir, wie verabredet, in Maslowka eingetroffen. Wir dachten, diesen Besuch in einigen Stunden abfertigen zu können,

und hatten uns in Romadan für den nächsten Morgen Pferde bestellt, um unsere größere Tour nach Tschistopol zu beginnen. Allein es sollte anders werden.

In Maslowka waren wir Gäste des Gutsverwalters. Der Eigenthümer des Gutes ist ein Graf Mengen, der aber sein hiesiges Besitzthum niemals aufsucht. Der Gutsverwalter bewohnt mit seiner Familie das herrschaftliche Haus. Er begegnete uns sehr freundlich und führte uns in den Saal, wo wir einen Theil der Gesellschaft, die den Morgenausflug mitmachte, trafen. Bald erschien auch noch ein Herr, ein Deutscher,



Russischer Gutsbesitz.

der die Buchführung des sehr großen Gutes besorgt. Sein Deutsch war ziemlich slavisirt und noch mehr seine Art, sich zu geben.

Der Leser wird wohl schon selbst errathen haben, daß auch hier das obligate Schnapstrinken sich bald einstellte. Unsere Mittheilung, daß wir noch am gleichen Abend zurück wollen, wurde mit Entrüstung, als Beleidigung aufgenommen. „Das giebt's nicht", erklärte der Verwalter mit aller Bestimmtheit, „Ihre Pferde sind auch bereits zurückgeschickt, Sie können gar nicht fort. Sie bleiben hier über Nacht, am nächsten Morgen gebe ich Ihnen eine Troika unserer Pferde, und Sie sind viel schneller in Tschistopol, als die Schindmähren der Bauern je im Stande wären, es zu leisten." Auf unsere Entgegnung, daß unsere Sachen noch

in Romadan seien, erfolgte die Antwort: „Thut nichts, die Sachen werden geholt.“ Doch da waren ja außerdem die Fuhrwerke, die wir uns bereits für die Reise bestellt hatten? — „Die werden abbestellt. Lassen Sie nur mich machen. Sie bleiben hier und damit basta!“ Da blieb uns allerdings keine andere Wahl, als uns unter die aufgezwungene Gastfreundschaft zu fügen. Wir haben aber vorher uns das feierliche Versprechen geben lassen, daß am nächsten Morgen uns Pferde zur Verfügung gestellt werden für unsere Reise nach Tschistopol. — „Aber selbstverständlich! Ein Wort von Ihnen und die Pferde stehen vor der Thür. Doch heute — nicht!“

Auch hier gingen wir erst spät nach Mitternacht zu Bette. Als wir aber am nächsten Morgen nach dem Frühstück uns für die äußerst liebenswürdige Gastfreundschaft bedankten und den Wunsch äußerten, jetzt abzureisen, wurden noch heftigere Proteste erhoben, als am Vorabend. Das gehe unter keinen Umständen, das wäre die größte Kränkung, nun hätten wir hier übernachtet und da wollen wir schon fort, das sei nicht schön, da sollen wir doch wenigstens übers Mittagessen bleiben, außerdem sei es gar nicht möglich, in diesem Augenblick uns Pferde zu verschaffen, die Pferde hätten erst gestern eine große Fahrt gemacht, sie müssen jetzt ausruhen. Da hatten wir die Bescherung!

Indeß war uns diesmal, so sehr wir ein Interesse hatten, weiter zu fahren, der verlängerte Aufenthalt nicht ganz unwillkommen. Denn der Verwalter wie der Buchhalter gaben uns in sehr entgegenkommender Weise alle gewünschte Auskunft über die Bewirthschaftung des Gutes, gestatteten auch die Einsicht in die Geschäftsbücher, die manche interessante Aufschlüsse eröffneten. Auch ein anderer Herr, der vierzig Jahre am Orte ansässig war und vor vielen Jahren dasselbe Gut verwaltete, wußte Verschiedenes über die Noth der Zeit mitzutheilen.

Das Gut **Maslowka** im Kreise Romadan, Regierungsbezirk Spassk, Gouvernement Kasan, gehört offiziell den Erbinnen des Herrn von Knopping. **Graf Mengen**, der eigentliche Besitzer, ist mit einer von Knopping verheirathet. Das Gut umfaßt rund 5000 Deßjatinen, also 5500 Hektar. Davon sind 3019 Deßjatinen **Ackerland**, 1000 Deßjatinen **Wald**, der Rest sind Wiesen und unbrauchbares Land. An der üblichen **Dreifelderwirthschaft** wird auch hier nicht gerüttelt. In Folge dessen liegen stets an 1000 Deßjatinen brach. Von den übrigen 2000 sind rund 1200 im **eigenen Betrieb** und 800 werden den Bauern in **Naturalpacht** gegeben. Die Naturalpacht besteht darin, daß die Bauern das Feld bebauen, die Aussaat liefern, die Ernte besorgen und von dem Ertrag die Hälfte an das Gut abliefern. Die Verwaltung hat also hier nur danach zu

sehen, daß die Ernte von den Bauern rechtzeitig eingeliefert werde, und selbstverständlich erhält der Gutsbesitzer **zuerst** seinen Theil.

Der „eigene Betrieb“ der Gutsherrschaft trägt aber auch ein besonderes Gepräge. Die Bestellung der Felder mit eigenen Leuten und eigenem Inventar spielt dabei die geringste Rolle, die Hauptarbeit wird auch hier von den **Bauern** verrichtet. Die Bauern arbeiten zum Theil als Tagelöhner, doch das sind die wenigsten. Der Tagelohn beträgt 20 Kopeken (42 Pfennig) für den Mann, 15 Kopeken für die Frau, Verpflegung seitens des Gutshofs. Meistens aber übernimmt der Bauer bestimmte Arbeiten, die er mit seinen eigenen Pferden beziehungsweise seinem Ackergeräth ausführt. Zu diesem Zwecke existirt auf dem Gutshof ein äußerst spezifizirter Tarif. Es werden unterschieden:

1. Einzelarbeiten, wie Pflügen, Eggen, Säen; 2. Pauschalaufträge, z. B. es soll eine Deßjatine Brachland gepflügt werden, geeggt, zum zweiten Male gepflügt, zum zweiten Male geeggt, die Aussaat bestellt werden; 3. dieselben Arbeiten nach dem zur Verwendung gelangenden Geräth: das Ackern mit dem modernen Pfluge wird anders belohnt, als jenes mit der „Socha“, dem primitiven hölzernen Ackergeräth; 4. dieselben Arbeiten je nach der Jahreszeit: es giebt besondere Preise für den Frühling, für den Herbst, für den Monat Juni, für den Monat Juli, für den Monat August; 5. dieselben Arbeiten, je nachdem es sich um gedüngtes oder ungedüngtes Feld, um Brachland oder den in dem betreffenden Jahre abgeernteten Acker handelt; 6. Bestellung des Sommer- und des Wintergetreides.

Ich will nun einzelne Posten anführen. Es wird bezahlt:

	Pro Deßjatine Rubel
Das Pflügen von altem Brachland im Frühling	2,50
dito im Herbst	2,10
Das Pflügen von gewöhnlichem Brachland im Frühling	2,25
dito im Herbst	2,—
Das Pflügen von Ernteland im Frühling	2,30
dito im Herbst	2,—
Das Ackern mit der Socha im Herbst	1,20
dito im Juni	1,20
Doppelung mit der Socha	1,—
Das Eggen im Frühling	0,80
dito im Juli	0,60
dito im August	0,80
Bestellung des Wintergetreides:	
a) auf dem gedüngten grünen Brachland: Doppelung mit der Socha, Eggen, Säen mit der Hand und nochmaliges Ackern mit der Socha	2,75

	Pro Deßjatine Rubel
b) auf dem ungedüngten grünen Brachland: Pflügen mit dem Pflug, Eggen, Doppelung mit der Socha, zweites Eggen, Säen mit der Hand und nochmaliges Pflügen mit der Socha . . .	5,65

Bestellung des Wintergetreides:

Im Herbst pflügen, im Frühling eggen, Doppelung mit der Socha und Säen mit der Hand unter die Egge	4,70
Anfang Mai pflügen, eine Woche später Säen mit der Hand unter die Egge	3,30

Solcher Posten giebt es in dem Tarif, dessen Abschrift ich besitze, 61.

Betrachtet man sich dieses Verhältniß genauer, so findet man, daß es aus der Zeit der Leibeigenschaft übernommen ist. Es ist die Spezifikation der alten Hand- und Spanndienste der Bauern, die mit entsprechenden Aenderungen in einen Lohntarif umgeschrieben worden sind. Was uns dabei an dieser Stelle interessirt, ist, daß der landwirthschaftliche Betrieb der gleiche geblieben ist, wie auf der alten Gutsherrschaft, es ist ein Bauernbetrieb, der Gutsbesitzer figurirt mehr als Grundherr, denn als Landwirth.

„Der eigene Betrieb der Oekonomie liefert zweifellos größere Erträge, als die Wirthschaft der Bauern", erklärte der Gutsverwalter. Da aber, wie wir gesehen haben, auch der Betrieb des Gutes auf denselben Bauernbetrieb hinausläuft, so kann der Unterschied nicht in dem landwirthschaftlichen System liegen. Es müssen andere Momente der Wirthschaftsweise sein, welche den Effekt bedingen. Das Nächstliegende war, nach dem Maße der Anwendung von Dung zu fragen. Der Dung, der hier verwendet wird, ist ausschließlich Mist, aber die Anwendung ist eine minimale. Von den 1200 Deßjatinen wurden blos 104 gedüngt, der Rest hat keine Spur von Mist gesehen. Also daran konnte es nicht liegen. Schließlich haben sich folgende Vortheile für die Gutswirthschaft herausgestellt: 1. die Felder werden rechtzeitig bestellt, der Bauer kommt aus verschiedenen Ursachen mit der Bestellung seiner eigenen Felder nie zurecht; 2. die Feldbestellung, wenn auch seitens der Bauern, aber unter Aufsicht der Gutsverwaltung, geschieht viel sorgfältiger; 3. das Gut verwendet reine, gute Aussaat, während der Bauer ein ganz fragwürdiges Gemisch aussäet.

„In diesem Jahre", erklärte der Gutsverwalter, „haben die Bauern rein nichts geerntet, wir haben immerhin 29000 Pud von den Feldern geholt. Im Jahre 1897 hatten wir 67000 Pud, die Bauern aber hatten eine viel schlechtere Ernte." Wäre nun der Betrieb auf der Gutswirthschaft ein anderer, so würde dieses Ergebniß nicht überraschen, so

aber zeigt es, schon abgesehen von der primitiven Form des Betriebs, daß der Bauer gar nicht mehr im Stande ist, sein Land zu bewirthschaften. Der Bauer mit seinem elenden Gespann und noch elenderen Geräth erzielt auf dem Lande des Gutsherrn eine den Umständen entsprechende leidliche Ernte, — derselbe Bauer auf seinem eigenen Lande erntet nichts. Es hat sich offenbar ein Prozeß vollzogen, der die Grundlagen der selbständigen Bauernwirthschaft untergraben hat.

Noch drastischer war ein anderer Vergleich, nämlich der materiellen Ergebnisse der Mißernte für die Gutswirthschaft. Diese Ergebnisse werden illustrirt durch folgende aus den Geschäftsbüchern des Gutes ausgezogenen Zahlen:

Im Jahre	Roggenernte pro Deßjatine	Roggenpreis pro Pud	Geldertrag pro Deßjatine
1896	53 Pud	29 Kopeken	15,37 Rubel
1897	38 =	46 =	17,48 =
1898	24,5 =	72,5 =	17,76 =

Also je schlimmer die Ernte, desto größer der Gewinn der Gutsherrschaft. Denn die Preise stiegen in einem viel höheren Maße, als die Ernteerträge sich verringerten. Der Ernteertrag sank successive von 1896 bis 1898 auf weniger als die Hälfte, aber zu gleicher Zeit haben sich die Preise beinahe verdreifacht. Der Gutsbesitzer hatte gegenüber dem Bauern nicht nur den Vortheil, daß er immerhin etwas geerntet hatte, sondern diese geringe Ernte hat ihn reicher gemacht, als eine gute Ernte, währenddem der Bauer verhungert.

Daß es aber auch für den Gutsbesitzer einen Punkt giebt, an dem die Mißernte ihm Verluste bringt, zeigte für das Gut Maslowka die Hafererernte. Hier gestalteten sich die Zahlen folgendermaßen:

Im Jahre	Hafererernte pro Deßjatine	Haferpreis pro Pud	Geldertrag pro Deßjatine
1896	45 Pud	31 Kopeken	13,95 Rubel
1897	46 =	46,4 =	21,27 =
1898	11,5 =	70 =	8,05 =

Das kolossale Sinken der Ernte an Hafer im Jahre 1898 konnte durch den gestiegenen Preis bei Weitem nicht ausgeglichen werden.

Von den anderen Preisangaben des Gutes sei hier noch mitgetheilt, daß Kartoffeln von fünf Kopeken auf 40 Kopeken pro Pud (16,3 Kilogramm) gestiegen waren, Roggenstroh von 1 auf 3 Kopeken, Haferstroh von 2 auf 6 Kopeken, daß diesmal selbst Spreu zu 8 und 12 Kopeken pro Pud verkauft wurde, während sie früher mit $^3/_4$ und 1 Kopeke im Buche stand. Diese Preissteigerung setzte nicht erst 1898 ein, sondern sie war schon 1897 sehr erheblich. Denn auch das Vorjahr war nach allgemeiner Bekundung ein Hungerjahr für die Bauern.

Die Ansichten des Gutsverwalters über die Zukunft der Landwirthschaft in dieser Gegend waren sehr pessimistisch. Die klimatischen Verhältnisse verschlechtern sich, meinte er, fast von Jahr zu Jahr. Die atmosphärischen Niederschläge vermindern sich oder kommen zur Unzeit. Regnet es, so könne man fast mit Sicherheit rechnen, daß sich gleich der Nordwind einstellt und die Wolken davonjagt. Als wir diese Unterhaltung führten — es war am Abend unserer Ankunft — sammelten sich gerade Wolken am Himmel. Es hat lange nicht geregnet und wenn die Trockenheit noch eine Zeit lang anhalten sollte, konnte es für die Saat sehr verderblich werden. Der kleine Herr lief öfters die Treppe der gedeckten Veranda herunter, auf der wir saßen, um sich zu überzeugen, ob es noch nicht regne. Da fielen einige schwere Regentropfen, dann noch mehr und bald rieselte ein frischer Sommerregen, der lustig über unseren Köpfen trommelte. Aber der Gutsverwalter sah mißtrauisch diesem Spiele zu und meinte mürrisch: „Passen Sie auf! Der Nordwind wird schon auf sich nicht warten lassen.“ Der Zufall wollte es, daß sich thatsächlich bald Nordwind einstellte und der Regen verschwand. Aber am nächsten Morgen war alles naß. Es hat in der Nacht doch tüchtig geregnet!

Wenn von der Mißgunst der Zeit die Rede ist, nickt Gawril Pawlowitsch Chato-Borodin — der alte Herr, dessen ich bereits oben erwähnte — beifällig zu. Er weiß darüber auch mancherlei zu erzählen.

Der Mann ist ein Typus. Ein Gutsverwalter der alten Zeit, als noch der Gutsbesitzer der Herr seiner Bauern war. Damals war das Leben der Gutsherren eine Reihe von Festtagen. Die Ställe waren mit Reitpferden und Jagdhunden gefüllt. Die vielen Pferdeknechte, Hundewärter, Kutscher, Vorreiter, das zahllose Hofgesinde — Lakaien, Stubenmädchen, Hausmusikanten, Koch und Küchenjungen, Küchenfrauen 2c. 2c. — entwickelten in Hof und Haus ein emsiges Treiben. Stets standen auch fremde Equipagen im Hofe, da immer Jemand zu Besuch war. Hinter den Fenstern der Zimmerflucht des Hauses hörte man die lauten Stimmen der Herren und ihre schweren Tritte, das helle Lachen und Gepolter der Jugend. Abends erglänzten die Fenster in vielen Lichtern — man tanzte und sang und saß bis in die tiefe Mitternacht an den Spieltischen. Oder der kleine See am Garten — wir sitzen jetzt in einer Laube und haben die spiegelnde Wasserfläche vor unseren Augen — belebte sich von vielen Booten und Kähnen und die Gesellschaft amüsirte sich auf dem Wasser unter den heiteren Klängen der Musik einer starken Kapelle — „lauter eigene Leute“ — die auf einem der Boote untergebracht war. Jagden gab es immer, besonders aber im Herbste und Winter. Ja, das war

ein fröhliches Leben, ein Leben aus dem Vollen, in Saus und Braus. Jetzt ist die Herrlichkeit verschwunden. Jagdknechte, Reitpferde, Jagdhunde giebt es nicht mehr. Die Besitzer sind in die Residenz geflohen. Der weite Hofraum ist leer und still. Im großen Wohnhaus hat sich der Gutsverwalter mit seiner Familie bescheiden eingerichtet und ein Zimmer bewohnt der deutsche Buchhalter. Die Stimmen der wenigen Leute klingen seltsam hohl in den großen Räumen, ab und zu trifft der Fuß eine schwankende Diele des aus den Fugen gekommenen Bodens, die unter dem Gewicht sich krachend und knisternd biegt. Nur der Garten hat an seiner Herrlichkeit nichts verloren, eher gewonnen. Und Abends hörten wir die Nachtigall. Nun sitzt der greise, über 70 Jahre alte Gutsverwalter, eine hohe, schlanke Gestalt, selbst ein Rudiment jener alten Zeit, in der breiten Laube, stützt sein Haupt auf den Ellenbogen und erzählt uns fremden Reisenden von der alten Pracht und dem Wandel der Zeiten. Der jetzige Gutsverwalter und der Buchhalter, die an diese Erzählungen gewöhnt sind, hören ihm lächelnd zu.

„Nein, früher gab es gute Ernten. Damals war alles anders.

„Es gab viel Regen und auch viel Schnee. Im Frühling gab es viel Thauwasser. Es gab auch große Gewitter.

„Damals gab es viele Bäche. Es gab Torfland und es gab Sümpfe.

„Ringsherum waren Wälder. Die Wälder waren gewaltig groß. Es war ein düsterer Wald. Ich war ein leidenschaftlicher Jäger und kenne den Wald durch und durch. Tagelang und wochenlang wanderte ich durch den Wald. Ueberall in der Umgegend war Wald.

„Früher gab es Quellen und die Brunnen waren voll. Die Quellen sind versiegt. Jetzt gräbt man und gräbt noch so tief, man trifft kein Wasser.

„Es werden doch wohl schon an die fünfzehn Jahre sein, daß die Witterung sich verändert hat. Regen werden selten und es fällt wenig Schnee. Die Bäche sind ausgetrocknet. Das Wasser findet keinen Abfluß, es hat an vielen Stellen die Ufer durchbrochen und Graben gebildet, die dann austrockneten. Wo früher Sümpfe waren, ist jetzt Ackerland. Und das frühere Ackerland ist trocken und hart. Es giebt viel zu wenig Regen.

„Der Wald verdorrte. Besonders die Birkenbäume wurden stark mitgenommen. Nur die Eiche hält sich gut und die Linde. Es ist aber viel Eichenwald verhauen worden.

„Die Apfelbäume, die Birnen sind verloren. Ueberhaupt erging es den Fruchtbäumen schlecht.

„Früher wußten wir nichts von Wurmfraß. Jetzt kommen auch die Würmer auf.

„Es giebt viel zu wenig Ausdünstungen. Der Thau schwindet: Die Luft ist trocken.

„Wenn die alten klimatischen Verhältnisse nicht zurückkehren, hilft nichts mehr.

„Auch die Winde sind jetzt anders geworden. Früher gab es immer Südwind, jetzt aber, wenn es geregnet hat, stellt sich immer der Nordwind ein. (Das ist, wie oben berichtet worden, auch die Meinung des jetzigen Gutsverwalters.)

„Früher, als es noch Wärme genug gab und Regen, da beeilte man sich mit der Aussaat nicht. Früher wurde das Sommergetreide erst vom 18. April an gesät; dieses Jahr hat man schon am 8. April mit der Aussaat begonnen.

„Es sind traurige Zeiten und schwere Zeiten."

Damit schließt der alte Herr seinen Bericht. Es war mir interessant, zu erfahren, ob nicht seine klimatischen Beobachtungen durch schriftliches Material unterstützt werden können. Aber er wußte nur mitzutheilen, daß er früher, als er noch Gutsverwalter war, täglich dreimal meteorologische Beobachtungen zu machen hatte, das Material sei aber nicht mehr aufzufinden, wo es hingekommen sei, weiß kein Mensch.

„Das ist ja alles recht schön", ergreift der jetzige Gutsverwalter mit spöttischem Lächeln das Wort, „das mag auch alles richtig sein, aber sagen Sie uns doch, wie groß ungefähr waren die Ernten zu Ihrer Zeit?"

„Die Ernten waren sehr groß. Es waren reiche Ernten."

„Aber z. B. welche ist die reichste Ernte, deren Sie sich aus jener Zeit erinnern?"

„Nun", antwortete der Alte nach einigem Bedenken, „da haben wir z. B. einmal 30000 Pud geerntet."

Der Gutsverwalter lacht: „So viel haben wir ja beinahe im letzten Jahre geerntet!" Der Alte blickt ihn düster an und schweigt.

Es ist wohl anzunehmen, daß in jenen alten Zeiten die Anbaufläche bedeutend geringer war.

Langsam rückte die Mittagszeit heran. Wir haben wiederholt Versuche gemacht, unsere Freiheit wiederzuerlangen. Jedoch vergebens. Mit der größten Liebenswürdigkeit wurden wir festgehalten. Die Uhr zeigte zwölf und eins und zwei — wir kamen noch immer nicht vom Flecke. Einige „Nothhelfer" aus der Gesellschaft der Herren Swiencizki trafen ein. Darunter auch der mehrmals erwähnte Herr Brodsky. Er erzählte, daß er bereits vier Speisehäuser errichtet habe — er werde bis zu zehn gehen.

Das reichliche Mittagessen war bereits hinter uns. Aber die Pferde, von denen es gestern hieß, sie würden auf den ersten Wink uns zur Verfügung stehen, waren noch immer nicht zur Stelle. Wir befanden uns in einer fatalen Situation. Endlich, als wir beinahe jede Hoffnung aufgegeben hatten, hörten wir draußen das ungeduldige Stampfen der Troika. Das war ein ganz anderes Gespann, als die Bauern fuhren, die wir bisher hatten. Eine etwas alterthümliche, schwerfällige Equipage, aber geräumig und bequem; wohlgenährte, muntere Pferde; auf dem hohen Bock der kräftige Kutscher. Wir nahmen herzlichen Abschied von unseren Gastgebern, die ihre Liebenswürdigkeit allerdings ein bischen zu weit getrieben, aber es sicher sehr gut gemeint haben — die Pferde setzen kräftig an, und vorwärts geht es in raschem Trabe.

Wagenfahrt nach Tschistopol.

Die Felder. — Von den russischen Bränden und der Waldverwüstung. — Krasni Jar. — Die Landstraße. — Stadt oder Dorf?

Der Regen von gestern Nacht hat den Boden nicht sehr aufgeweicht. Der Staub hat sich gelegt, sonst aber ist die Feuchtigkeit bereits völlig vom Boden absorbirt worden. Die trockene Erde hat gierig das Naß aufgesogen. Der Himmel ist auch jetzt bewölkt und wir sehen am Horizont, daß es strichweise regnet.

Wir sitzen zurückgelehnt in unserer Equipage. Die abgekühlte Luft fächelt uns an. Das Auge trifft das Einerlei der Felder: Wintergetreide, Sommergetreide, Brachland, Sommergetreide, Wintergetreide, Brachland, Sommergetreide, Wintergetreide, Brachland und so weiter, ohne Unterlaß. Breite, grüne Flächen von bald spärlicherem, bald dichterem Graswuchs und dazwischen schwarze Streifen. Welche Zukunft bergen in sich diese endlosen Grasebenen? Das geheime Walten der Naturkräfte wird hier über das Wohl und Wehe, über das Leben selbst von Hunderttausenden Menschen entscheiden. Fällt die Ernte auch diesmal schlecht aus, so ist es das Todesurtheil der Bevölkerung. „Man kann das Elend nicht mehr mit ansehen", sagte mir der gewiß nicht sentimentale Gutsverwalter von Maslowka, als die Rede auf die Bauern kam, „wenn das noch ein Jahr so weiter geht, ich glaube, ich reiße aus."

Und wenn auch die klimatischen Verhältnisse sich günstig gestalten, ist damit schon das Unheil abgewendet? Der Bauer hat sein Feld mit der ungelenken Socha und dem geringen, schwachen Arbeitsvieh kaum gelockert, seine Aussaat war schlecht und ungenügend, wo soll da die üppige Ernte herkommen? Mit Grausen dachte ich daran, wie es hier zur Erntezeit aussehen wird. Wo soll der Bauer die Kraft und die Mittel hernehmen, um die Ernte zu bewältigen? Der Bauer liegt schon jetzt sterbenskrank und er soll noch Monate hungern, was wird aus ihm dann werden? Leute mit steifen Gliedern und geschwollenen Gelenken, wie sollen sie die Erntearbeit vollbringen? Es steckt in dieser Tragödie des sterbenden Bauern doch etwas anderes noch, als das ungünstige Walten der Natur!

Die Gegend ist vom Walde entblößt. Wir sehen keinen. Die Waldverwüstungen sind eine immer wiederkehrende Klage der Landwirthe des Wolgagebiets. Die Mißernten werden in direktem Zusammenhang gestellt mit dem Waldschwund. So wurde uns von einem Gutsbesitzer, mit dem wir im Dorf Starije Tschelni zusammentrafen, folgendes Beispiel angeführt: Im Regierungsbezirk Zarewokokscheisk sei der Boden schlechter, als im Regierungsbezirk Spassk (aus dem wir jetzt herauskommen), aber in Zarewokokscheisk gäbe es mehr Wald und deshalb seien dort die Ernten regelmäßig besser, als im Regierungsbezirk Spassk. Die Frage ist auch wiederholt in der russischen Literatur erörtert worden. Durch den Augenschein sich über diese Dinge ein abschließendes Urtheil zu verschaffen, ist selbstverständlich undenkbar. Je nachdem gerade der Weg geht, bekommt man den Eindruck, daß eine Gegend waldarm oder daß sie waldreich sei. Der Gesichtskreis reicht nicht weit; wenige Meilen rechts oder links von unserer Straße kann es ziemlich Wald geben, wenn wir auch nichts davon sehen.

Die Dörfer, an denen wir vorbeifahren, sehen armselig aus. Strohdächer, abgedeckte Ställe ꝛc. — das uns bereits bekannte Bild. Doch hier ist was Neues! Kohlschwarzer Boden, in dem zahlreiche Pflöcke stecken — eine immense Brandstätte. Ein großes Dorf, das bis auf ein kleines Häufchen Häuser abgebrannt ist. Aber wie! Es ist von den Häusern buchstäblich nichts übrig geblieben, als die ebenfalls fast bis an den Boden abgebrannten Eckpfosten. Was nicht zur Asche wurde, wurde zur Kohle, diese zerfiel in Staub und bedeckte den Boden mit einer schwarzen Schicht. Allerdings, wenn man die Isbas gesehen hat, begreift man, wie das möglich ist. Sie enthalten nichts als dürres Holz und Stroh — man setze ein brennendes Streichholz an der einen Ecke an und im Nu brennt das Ganze lichterloh. Und brennt erst ein Haus, so überträgt der leiseste Wind das Feuer auf die Nachbarhäuser — ein Funke genügt — bald steht ein ganzes Häuserviertel in Flammen. So verschwinden in Rußland jährlich viele Dörfer vom Erdboden.

Der Bewohner der steinernen Großstädte kennt nicht mehr den Schrecken des Brandes. Der Nachbar sieht aus seinem Fenster neugierig zu, wie an dem Hause gegenüber die Feuerwehr manipulirt, ja öfters thun es auch die Insassen des oberen Stockes, wenn es unten brennt. Man fühlt sich sicher hinter den feuerfesten Mauern und im Vertrauen auf die gut ausgerüstete Brandwehr. Es muß schon ein ganz exzeptioneller Fall sein, um unter der Bevölkerung eine Panik hervorzurufen. Ich sah in Dresden den Brand der Kreuzkirche, einen der größten Brände der letzten Jahre. Eine gewaltige Feuersäule stieg zum

Himmel, das zusammengeschmolzene Kupferdach floß in flammenden Bächen herunter, dröhnend fiel eine Thurmglocke zu Boden — und die ganze Stadt drängte sich um das brennende Kolossalgebäude in beinahe freudiger Schaulust und aus den offenen Fenstern der Nachbarhäuser sah man in blutigrothem Scheine zahllose nicht minder sorglose Gesichter. Wie anders ist doch das Bild aus der alten Zeit, das uns Schiller in seiner „Glocke" aufbewahrte!

> Kinder jammern, Mütter irren,
> Thiere wimmern
> Unter Trümmern;
> Alles rennet, rettet, flüchtet.

Die schwarze Brandstätte ist längst hinter uns, ich sitze zurückgelehnt in der bequemen Kutsche, halb träumend, halb wach; eine Erinnerung aus meiner Kinderzeit wird in mir lebendig, mehr Stimmung, als Bild. Das Stadtviertel, in dem wir wohnten — es war in einer russischen Provinzstadt — brannte an einem Abend ab. Aber ich kleiner Bub wußte erst nichts davon und spielte sorglos in der Zimmerecke. Die Fensterscheiben bekamen einen schönen rothen Glanz, das bemerkte ich und freute mich daran. Plötzlich wird die Thüre aufgerissen, ich sehe das verstörte Gesicht meiner Mutter, die zu mir eilt, mich wortlos beim Arme packt und mit mir davonstürmt. Meine Mutter läuft durch die Straße, ich trottle, fest am Arme gehalten, stolpernd, beinahe umfallend, ihr nach, verwirrt, begriffslos, selbst ohne Angstbewußtsein, erstaunt mit weit geöffneten Kinderaugen um mich schauend, und von allen Seiten um uns laufen Leute. Alles trägt Betten, Truhen, Möbelstücke. Man hört hastige, dumpfe Stimmen. Ein Stimmenwirrwarr im Halbdunkel der Nacht. Irgendwo knackt es und knallt. Ich möchte mich umsehen, doch ich kann nicht, weil ich rasch vorwärts geschleppt werde. Dann kommen wir auf einen breiten Platz, der in zwei Reihen mit allerlei Habseligkeiten, Möbelstücken, Betten 2c. gefüllt ist. An einer Stelle sind auch schon einige unserer Sachen. Aus Betten und Kissen wird ein Lager hergerichtet, da werde ich hineingesetzt mit der strengen Anweisung, mich nicht von der Stelle zu rühren. Daran denke ich auch nicht: alles um mich ist so seltsam, phantastisch, kam so überraschend, und in den vielen weichen Kissen sitzt es sich so mollig! Der weite Platz verliert sich in eine schwarze Finsterniß. Wie große Irrlichter sieht man die schwankenden Handlaternen den Raum durchstreifen, sie nähern sich uns oder verschwinden in der Dunkelheit. Erst sieht man in der Ferne einen rothen Lichtfleck, dann, immer näher, einen sich vergrößernden hellen Lichtkreis, hinter dem die unsicheren, schattenhaften Umrisse von Menschen, Fuhr-

werken, großen Möbelstücken erscheinen. Der Himmel ist schwarz, ohne Sterne, nur an einer Stelle sieht man einen Feuerschein, der bald größer wird, emporstrebt, eilig um sich greift und heller aufflammt, bald wieder sich zusammenzieht und sich dunkler färbt, um dann wieder rasch das verlorene Gebiet und darüber hinaus in Gluthflächen zu erobern. Hunde heulen. Aber bei alledem fühle ich mich in den großen, weichen Kissen wie hinter einer Verschanzung, so sicher, so ruhig, ich strecke mich und bald schlummere ich unmerklich ein, nicht ahnend des Verhängnisses, das eine ganze Stadt heimgesucht hatte.

„Prrr!" ruft unser Kutscher, läßt die Pferde halten und erweckt mich so aus meinen Träumereien. Wir sind im Dorfe Krasni Jar, etwas über die Mitte des Weges nach Tschistopol. Der Kutscher hat Anweisung, uns bis hierher zu fahren, nun müssen wir uns nach Pferden umsehen zu der Weiterfahrt.

* * *

An dieser Stelle mag eingeschaltet sein, daß nach der amtlichen russischen Statistik allein in den 49 Gouvernements des eigentlichen Rußlands durchschnittlich rund 160 000 Gebäude pro Jahr abbrennen; mehr als 90 Prozent davon entfallen auf die Dörfer. Der Gesammtschaden beträgt rund 150 Millionen Mark. Unter den Ursachen der Brände auf den Dörfern steht an hervorragender Stelle mit mehr als einem Zehntel sämmtlicher Fälle „die schlechte Einrichtung der Kamine und Oefen", was nach der primitiven Art des Ofenbaus auf den Dörfern durchaus nicht verwunderlich ist. Mit Ausnahme des Winters, an dem die wenigsten Brände stattfinden, vertheilt sich die Durchschnittszahl der Brände ziemlich gleichmäßig auf die anderen Jahreszeiten. Im Winter bietet die Schneedecke der Häuser Schutz gegen Feuer. In vielen Gegenden ist der Herbst durch seine Brände berüchtigt. Ganz auffallend ist das z. B. im Gouvernement Tula, wo auf den Herbst über 55 Prozent der Brände entfallen, während für den Winter blos 9,5 Prozent berechnet sind. In anderen Gegenden wieder prävalirt der Frühling. Das hängt offenbar mit den Winden zusammen.

Die Frage der Brände ist sehr wichtig in der Oekonomie des russischen Dorfes. Es ist nicht nur eine Geldfrage, obwohl der Verlust von 150 Millionen Mark jährlich keine Kleinigkeit ist.* Aber die rund 150 000 Bauernhäuser, die, abgesehen von der Volksvermehrung und

* In Deutschland, wo die Immobilien so gut wie ausnahmslos und das Mobiliar in den Städten meistentheils versichert ist, zahlen die Feuerversicherungen pro Jahr alles zusammen 50 Millionen Mark an Prämien.

Himmel, das zusammengeschmolzene Kupferdach floß in flammenden Bächen herunter, dröhnend fiel eine Thurmglocke zu Boden — und die ganze Stadt drängte sich um das brennende Kolossalgebäude in beinahe freudiger Schaulust und aus den offenen Fenstern der Nachbarhäuser sah man in blutigrothem Scheine zahllose nicht minder sorglose Gesichter. Wie anders ist doch das Bild aus der alten Zeit, das uns Schiller in seiner „Glocke“ aufbewahrte!

> **Kinder jammern, Mütter irren,**
> **Thiere wimmern**
> **Unter Trümmern;**
> **Alles rennet, rettet, flüchtet.**

Die schwarze Brandstätte ist längst hinter uns, ich sitze zurückgelehnt in der bequemen Kutsche, halb träumend, halb wach; eine Erinnerung aus meiner Kinderzeit wird in mir lebendig, mehr Stimmung, als Bild. Das Stadtviertel, in dem wir wohnten — es war in einer russischen Provinzstadt — brannte an einem Abend ab. Aber ich kleiner Bub wußte erst nichts davon und spielte sorglos in der Zimmerecke. Die Fensterscheiben bekamen einen schönen rothen Glanz, das bemerkte ich und freute mich daran. Plötzlich wird die Thüre aufgerissen, ich sehe das verstörte Gesicht meiner Mutter, die zu mir eilt, mich wortlos beim Arme packt und mit mir davonstürmt. Meine Mutter läuft durch die Straße, ich trottle, fest am Arme gehalten, stolpernd, beinahe umfallend, ihr nach, verwirrt, begriffslos, selbst ohne Angstbewußtsein, erstaunt mit weit geöffneten Kinderaugen um mich schauend, und von allen Seiten um uns laufen Leute. Alles trägt Betten, Truhen, Möbelstücke. Man hört hastige, dumpfe Stimmen. Ein Stimmenwirrwarr im Halbdunkel der Nacht. Irgendwo knackt es und knallt. Ich möchte mich umsehen, doch ich kann nicht, weil ich rasch vorwärts geschleppt werde. Dann kommen wir auf einen breiten Platz, der in zwei Reihen mit allerlei Habseligkeiten, Möbelstücken, Betten 2c. gefüllt ist. An einer Stelle sind auch schon einige unserer Sachen. Aus Betten und Kissen wird ein Lager hergerichtet, da werde ich hineingesetzt mit der strengen Anweisung, mich nicht von der Stelle zu rühren. Daran denke ich auch nicht: alles um mich ist so seltsam, phantastisch, kam so überraschend, und in den vielen weichen Kissen sitzt es sich so mollig! Der weite Platz verliert sich in eine schwarze Finsterniß. Wie große Irrlichter sieht man die schwankenden Handlaternen den Raum durchstreifen, sie nähern sich uns oder verschwinden in der Dunkelheit. Erst sieht man in der Ferne einen rothen Lichtfleck, dann, immer näher, einen sich vergrößernden hellen Lichtkreis, hinter dem die unsicheren, schattenhaften Umrisse von Menschen, Fuhr-

werken, großen Möbelstücken erscheinen. Der Himmel ist schwarz, ohne Sterne, nur an einer Stelle sieht man einen Feuerschein, der bald größer wird, emporstrebt, eilig um sich greift und heller aufflammt, bald wieder sich zusammenzieht und sich dunkler färbt, um dann wieder rasch das verlorene Gebiet und darüber hinaus in Gluthflächen zu erobern. Hunde heulen. Aber bei alledem fühle ich mich in den großen, weichen Kissen wie hinter einer Verschanzung, so sicher, so ruhig, ich strecke mich und bald schlummere ich unmerklich ein, nicht ahnend des Verhängnisses, das eine ganze Stadt heimgesucht hatte.

„Prrr!“ ruft unser Kutscher, läßt die Pferde halten und erweckt mich so aus meinen Träumereien. Wir sind im Dorfe Krasni Jar, etwas über die Mitte des Weges nach Tschistopol. Der Kutscher hat Anweisung, uns bis hierher zu fahren, nun müssen wir uns nach Pferden umsehen zu der Weiterfahrt.

* * *

An dieser Stelle mag eingeschaltet sein, daß nach der amtlichen russischen Statistik allein in den 49 Gouvernements des eigentlichen Rußlands durchschnittlich rund 160 000 Gebäude pro Jahr abbrennen; mehr als 90 Prozent davon entfallen auf die Dörfer. Der Gesammtschaden beträgt rund 150 Millionen Mark. Unter den Ursachen der Brände auf den Dörfern steht an hervorragender Stelle mit mehr als einem Zehntel sämmtlicher Fälle „die schlechte Einrichtung der Kamine und Oefen“, was nach der primitiven Art des Ofenbaus auf den Dörfern durchaus nicht verwunderlich ist. Mit Ausnahme des Winters, an dem die wenigsten Brände stattfinden, vertheilt sich die Durchschnittszahl der Brände ziemlich gleichmäßig auf die anderen Jahreszeiten. Im Winter bietet die Schneedecke der Häuser Schutz gegen Feuer. In vielen Gegenden ist der Herbst durch seine Brände berüchtigt. Ganz auffallend ist das z. B. im Gouvernement Tula, wo auf den Herbst über 55 Prozent der Brände entfallen, während für den Winter blos 9,5 Prozent berechnet sind. In anderen Gegenden wieder prävalirt der Frühling. Das hängt offenbar mit den Winden zusammen.

Die Frage der Brände ist sehr wichtig in der Oekonomie des russischen Dorfes. Es ist nicht nur eine Geldfrage, obwohl der Verlust von 150 Millionen Mark jährlich keine Kleinigkeit ist.* Aber die rund 150 000 Bauernhäuser, die, abgesehen von der Volksvermehrung und

* In Deutschland, wo die Immobilien so gut wie ausnahmslos und das Mobiliar in den Städten meistentheils versichert ist, zahlen die Feuerversicherungen pro Jahr alles zusammen 50 Millionen Mark an Prämien.

der dadurch bedingten Vermehrung der Wohngebäude, jedes Jahr neu zu errichten sind, nehmen ein beträchtliches Stück des Waldes weg. Wir haben verschiedentlich die einzelnen Balkenlagen der Blockhäuser gezählt und kamen zum Schlusse, daß man mindestens 20 Baumstämme für eine Isba braucht. Das macht einen jährlichen Verbrauch von mindestens drei Millionen Baumstämmen, allein um den jährlichen Brandschaden zu ersetzen! Bedenkt man, daß man doch zu Bauten kein Jungholz verwenden kann, so wird man in den Bränden nicht nur ein bedeutendes Moment der Waldverwüstung erblicken, sondern in ihnen die Tendenz erkennen, den Wald zu vernichten.

Die große Feuergefährlichkeit der russischen Häuser macht es nothwendig, daß dem Löschwesen eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Es war bereits aus dem Budget der Stadt Kasan zu ersehen, daß die jährlichen Ausgaben für Löschwesen größer sind als in einer deutschen Stadt von annähernd gleicher Größe.

Jedes Dorf hat seine ständige Brandwehr, deren Depot ein auf einem freien Platze in der Mitte des Dorfes gelegenes scheunenartiges Gebäude ist. Es ist gewöhnlich nach einer Seite hin offen und durch eine Zwischenwand in zwei Abtheilungen getheilt. Die eine Abtheilung dient als Requisitenraum; man findet hier eine meist sehr primitive Feuerspritze, einige gefüllte Wasserfässer, sowie Leitern und hölzerne Eimer, alles auf hölzernen Schlittenkufen. Die andere Abtheilung dient als Pferdestall. Tag und Nacht ist hier eine Wache. Bei Beginn der Dunkelheit gehen ein oder mehrere Wächter im ganzen Dorfe herum und geben der Einwohnerschaft stündlich viermal mit hölzernen Klappern ihre Anwesenheit und Pflichterfüllung kund. Diesen Wächtern liegen außerdem die anderen Obliegenheiten eines Nachtwächters ob.

Größere Ortschaften haben an mehreren Plätzen mächtige hölzerne Wasserreservoirs aufgestellt, die aus den Schöpfbrunnen gefüllt werden. Die Städte haben außerdem einen oder mehrere, meist hölzerne Wachthürme, von denen aus Tag und Nacht gespäht wird. Ferner gehen auch hier Nachtwächter mit Klappern herum als ständige Mahner, mit Licht und Feuer vorsichtig umzugehen. Aber trotz dem vielen Klappern der Nachtwächter ist der Brandschaden noch immer gewaltig groß, wie die oben mitgetheilten Zahlen beweisen.

* * *

Es gelang uns nicht, in Krasni Jar Pferde zu bekommen. An verschiedenen Häusern klopfte unser Kutscher an und fragte, ob Pferde zu haben wären. Wir brauchten drei Pferde zu einem Wagen oder zwei

Wagen zu zwei Pferden — soviel waren nicht zu haben. Wir fuhren also nach einem weiteren Dorfe, das sich in der Nähe des letzteren befand. Dort endlich wurde uns in einer Isba die Antwort, jawohl, Pferde seien zu haben, allein der Bauer sei nicht zu Hause, er sei im Schwitzbad. „Geh', hol' den Vater", rief die Bäuerin einem kleinen Mädchen zu, „sag', er müsse einspannen, es seien Herren da, die nach Tschistopol wollen."

Der Bauer ließ uns nicht lange warten. Er kam schnell gelaufen in Begleitung von einigen Hausgenossen und Nachbarn. Der Schweiß lief ihm in Strömen vom Gesicht, die Haare waren naß — offenbar nahm er sich keine Zeit, um nach dem heißen Dampfbad sich zu erholen. Schnell wird der uns bereits bekannte Bauernwagen aus dem Hofe gezogen. Beim Einspannen helfen die Nachbarn mit, unser Gepäck wird sorgfältig untergebracht, und wir selbst machen uns, so gut es eben geht, in dem engen Wagen zurecht. Zuletzt steigt unser neuer Kutscher mit einem Satz auf den Bock. „Nnoo, rühr' dich, mit Gott!" Die Pferde setzen von der Stelle im Galopp an.

Ach, wie anders fuhr es sich doch in der Gutsbesitzerskutsche! Man saß in der gut federnden Equipage so bequem, die Pferde trugen leicht den schweren Wagen, sie kamen nie aus dem raschen und regelmäßigen Trabe, — jetzt sitzen wir fest eingekeilt, wir umfassen uns gegenseitig, weil der eine Arm als überflüssiges Ding entschieden keinen Raum zwischen uns Beiden findet, und von Schlummern oder Träumen kann schon gar nicht die Rede sein, denn jede Unebenheit der Straße spüren wir und von Zeit zu Zeit bei einer größeren Vertiefung schüttelt es uns so, daß wir uns an den Wagenwänden festhalten müssen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Der Galopp dieser Bauernpferde steht sehr hinter dem Trab jener anderen zurück. Sie geben sich alle Mühe und humpeln, was sie können, sie scheinen aber ebenso wenig Hafer im Leibe zu haben, wie die Pferde, die uns nach Romadan führten.

Der Himmel hat sich aufgeheitert, es ist mondhelle Nacht. Die Glöcklein in der Duga bimmeln unaufhörlich. Die Zeit verstreicht langsam.

Von Wegen kann hier nicht gut die Rede sein. Es ist die reine Weglosigkeit. Wir sehen schon längst keine Radspuren. Mit bewundernswerther Sicherheit fährt der Bauer über Wiesen und Weiden dem angestrebten Ziele nach. Jetzt kommen wir gar in einen großen Birkenwald. Wir sehen weder einen Weg, noch Wegzeichen. Der Wagen fährt in zahllosen Krümmungen zwischen den einzelnen Bäumen, wo sich gerade ein genügend breiter Raum findet, um das Fuhrwerk durchzulassen. Keiner, der nicht hier jeden Grasfleck, jeden Waldwinkel kennt, würde sich da zurechtfinden.

Wie wir aus dem Wald herauskommen, sehen wir in der Ferne Lichter. Ist das ein Dorf, dann aber ein sehr großes. Oder ist das Tschistopol? Für eine Stadt wäre es wiederum etwas wenig Licht. So schwanken wir in unserer Entscheidung, bis wir hart an die Umzäunungen der ersten Häuser — gewöhnliche Bauernhäuser — herankommen. Da bringt unser Fuhrmann die Pferde zum Stehen, steigt ab und bindet die Ringe der Glöcklein an die Duga fest — denn es ist Polizeiverbot, durch eine Stadt mit Glockenspiel zu fahren. Folglich ist es Tschistopol.

Wir fahren durch dunkle Straßen, ewig lange. Einmal erglänzt links von uns der breite Strom der Kama. An einer nicht unbedeutenden Anhöhe rechts erblicken wir im hellen Mondschein eine große Kirche. Wir fahren hinauf, an der Kirche vorbei, und bald sind wir vor dem Gasthof, den wir uns in Romadan haben empfehlen lassen: „Nummern für Reisende. L. Archipoff."

Es war 11 Uhr Nachts, Alles schlief, und es dauerte lange, bis wir unsere „Nummern" (nummerirte Zimmer) erhielten. Unser Kutscher aber machte gleich Kehrt, um noch in derselben Nacht die 33 Werst nach seinem Dorfe zurückzulegen — er wollte sich die Spesen des Gasthofs sparen, denn er hoffte nicht, für die Rückfahrt einen Reisenden bekommen zu können.

In Tschistopol.

Im Hotel einer russischen Provinzstadt. — Beim Bezirksarzt. — Der Vorsitzende der Semskaja Uprawa. — Volksbelustigungen. — Vor Abgang des Dampfers. — Von dem russischen Kaufmannsstand.

Das erste Hotel der kaiserlich russischen Regierungsbezirksstadt Tschistopol ist nicht mit „allem Komfort der Neuzeit" ausgestattet, aber ein leidlich gutes Haus, wenn man berücksichtigt, daß es in einer Gegend liegt, wo die Sonne um zwei und eine halbe Stunde früher zu Bett geht, als in Stargard im Pommerland. Wir waren deshalb froh, daß wir hier in später Nachtstunde eine Bettstelle mit Matratze angewiesen bekamen. Wir mußten allerdings in den Kleidern schlafen, da der uns die Honneurs machende Hausknecht um diese Zeit keine Bettwäsche verabfolgen konnte. Die Strapazen der letzten Tage und der Verkehr mit unseren unaufhörlich Wodka spendenden Gastfreunden brachten uns bald einen gesunden Schlaf, den uns weder das schlechte Lager noch das nimmer rastende Ungeziefer rauben konnte.

Als wir aufwachten, war es acht Uhr Morgens und ein Feiertag, das Fest des wunderthätigen Nikolaus. Von der Straße herauf tönt der monotone Gesang der Prozession, die heute zu Gunsten des seligen Nikolaus abgehalten wird. Wir waschen uns nothdürftig mit Hilfe des an der Wand hängenden Blechkastens, der nur so lange tropfenweise Wasser giebt, als man mit dem Finger auf einen Knopf drückt. Diese Art des Waschens ist für Unsereinen eine Klippe bei der Russifizirung und schwerer anzugewöhnen, als das Wodkatrinken. Die Methode des Waschens durch Uebergießen der Hände läßt mich vermuthen, daß das Waschen in Rußland eine sehr alte Einrichtung ist. Bei den Gutsbesitzern und Bauern wurden uns die Hände aus einem Kruge übergossen, und in Maslowka kam eine Magd früh Morgens in das Schlafzimmer. Sie goß uns schweigend Wasser über die Hände und reichte uns dann ein Tuch zum Trocknen — ganz wie im alten Testament.

Ab und zu kam ein alter Diener, um sich nach unseren Wünschen zu erkundigen. Parvus hatte einen Gang zu machen und rieth mir,

wenn möglich nicht zu sprechen, damit die Wirthsleute nicht merken, daß wir Ausländer sind. Während seiner Abwesenheit kam der Diener zweimal. Ich sagte jedesmal auf sehr gut Russisch „Da, Da", was Ja bedeutet, damit er ja nicht merkt, daß ich Ausländer bin. Diesmal hat es außerdem gestimmt, er hat uns nämlich zum Frühstück französisches Brot und Kuchen gebracht. Bald kam auch der brodelnde Samowar auf den Tisch, Thee, Zucker und einige Konserven hatten wir bei uns, und wir konnten uns wieder an einem fuselfreien Frühstück laben.

An der Wand des Zimmers befindet sich ein Anschlag, der für das russische Hotelwesen sehr charakteristisch ist. Er lautet in wörtlicher Uebersetzung:

Taxe für Zimmer Nr. 2.

Für die Ankunft, beziehungsweise 24 Stunden Aufenthalt .	1 Rbl.	50 Kp.
Eine Stearinkerze	— =	10 =
Zwei Samowars pro Tag (24 Stunden) gratis	— =	— =
Jeder folgende Samowar	— =	10 =
Kissen für 24 Stunden je	— =	10 =
Leintuch	— =	10 =
Betttuch	— =	10 =

Jede Person, die ein Zimmer miethet, hat das Recht, auf dem Hofe drei Pferde unterzubringen, über diese Zahl hinaus wird für jedes Pferd mit Mann 5 Kopeken bezahlt.

Forderungen aus der Küche von sieben Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends. Essen à la carte.

Anmerkung: Personen, welche ein Zimmer haben, bezahlen nicht unter einem Tage, auch wenn sie das Zimmer früher frei gegeben haben. Nach dem ersten Tage wird die Rechnung gemacht für 1½, 2, 2½ ꝛc.

Zum Drucke erlaubt am 30. April 1898. Besitzer der Nummern:
Der Bezirksisprawnik: L. Archipow.
Tschechmjetieff.

So weiß man wenigstens, woran man ist.

Die Pässe hat man uns hier nicht abverlangt. Wir schreiben unsere Namen mit Bleistift auf einen Zettel, das genügt den Tschistopolitanern. In Rußland scheint der Osten mehr Kultur zu haben, als der Westen.

* * *

Unser erster Besuch in Tschistopol galt dem Bezirksarzt (Semski Wratsch), weil dieser, unter dessen Leitung die ärztliche Fürsorge auf den Dörfern steht, am meisten über den Gesundheitszustand der Bevölkerung orientirt sein mußte. Wir erfahren seine Adresse in der Apotheke. „Sie werden das Haus nicht verfehlen", sagte man uns, „es ist ein großes

Schild der Feuerversicherungsgesellschaft Nadeschda daran." Wie wir bald auf dem Schilde haben lesen können, war der Bezirksarzt selbst Generalvertreter jener Gesellschaft.

Herr Dr. Derjagin, ein schon älterer Herr, hat uns sehr liebenswürdig empfangen und zeigte sich sehr orientirt über die örtlichen Verhältnisse. Er berichtete auf unsere Anfrage, daß im Regierungsbezirk Tschistopol der Skorbut sehr stark verbreitet sei. Man zähle jetzt rund 10 000 Skorbutkranke, doch lasse die offizielle Registrirung sehr viel zu wünschen übrig. Bei der geringen Zahl des ärztlichen Personals sei es unmöglich, sämmtliche Fälle zu ermitteln. Die Epidemie habe noch im Winter begonnen und greife jetzt reißend um sich.

„Wie steht es mit Typhuserkrankungen?"

„Im Winter gab es sehr viel Typhus — Flecktyphus (der eigentliche ‚Hungertyphus'), wie auch andere Formen. Nunmehr ist die Typhusepidemie fast erloschen. Die Typhussaison ist vorbei. Wir haben hier den Typhus stets im Herbst und im Winter. Mit dem Frühling hört er auf. Die Fenster werden aufgemacht, die Leute gehen ins Feld, sie bewegen sich in der frischen Luft — damit nimmt auch die Typhusepidemie ihr Ende. Im Herbst, wenn die Bauern sich vor dem Luftzutritt in den stinkenden und feuchten Isbas abschließen, kehrt der Typhus wieder ein. Ein Nahrungsmangel ist bei den Bauern immer vorhanden, sie können den Krankheitserregern nicht Widerstand leisten. Deshalb auch jetzt der Skorbut, der eine direkte Folge der Hungersnoth ist."

„Was halten Sie von der Unterstützung, welche das Rothe Kreuz den Hungernden gewährt?"

„Die Hilfe des Rothen Kreuzes ist in jeder Beziehung ungenügend. Der Umfang seiner Hilfeleistung reicht bei Weitem nicht aus und die Rationen sind zu knapp bemessen. Das Rothe Kreuz wirthschaftet schlecht. Seine Verwaltung ist zu kostspielig. Die Gehälter, welche das Rothe Kreuz an seine Vertreter zahlt, von dem Verwalter und bis auf die Schwestern (Heilgehilfinnen) sind zu groß; zieht man diese Ausgaben von den zur Verfügung stehenden Summen ab, so bleiben für die hungernden Muschiks drei bis vier Kopeken pro Kopf und Tag. Damit kann man nicht viel leisten."

„Ist nach Ihrer Meinung die Hilfe, welche von privaten Hilfskomites gewährt wird, besser?"

„Gewiß, die privaten Komites leisten, so weit ihr Wirkungskreis reicht, Tüchtiges. Aber das ist eben der Haken, ihr Wirkungskreis ist sehr gering, viel kleiner noch, als jener des Rothen Kreuzes. Die privaten Komites bethätigen sich nur in einem sehr nahen Umkreis der Städte.

Für mehr reichen ihre Mittel nicht aus. Aber sonst machen sie ihre Sache recht gut. Ich habe Skorbutkranke, welche die Unterstützung des Rothen Kreuzes erhielten, an die Speisehäuser der privaten Komites verwiesen, und dort erst erholten sie sich."

„Giebt es auch Recidive von Skorbut?"

„Massenhaft! Wenn man den Bauer nicht mehr ernährt, wird er eben wieder krank. Das ist sehr einfach. Wo aber soll der Bauer das Brot hernehmen, da er nichts geerntet hat?"

„Im Regierungsbezirk Spassk wurde uns über Regenlosigkeit geklagt. Man hegt dort Befürchtungen für die kommende Ernte."

„Hier hat es geregnet. Das Sommergetreide mag etwas unter den Frühjahrsfrösten gelitten haben. Sonst können wir uns über die Witterung nicht beklagen. Aber was nützt das? Die Felder sind schlecht bestellt. Die Bauern hatten keine Arbeitsthiere und auch keine Aussaat."

„Hat hier die Regierung nicht auch Pferde geliefert?"

„Gewiß! Doch diese von der Regierung gelieferten Pferde waren durchweg untauglich. Viele sind unterwegs umgefallen, die anderen mußten hier erst aufgefüttert werden."

„Wird hier viel Getreide gebaut?"

„Der Regierungsbezirk Tschistopol war sonst die Kornkammer des Gouvernements Kasan. Tschistopol ist der hauptsächliche Stapelplatz für Getreide an der ganzen Kama. Es gab Zeiten, wo man hier über eine Million Tschetwert* Getreide verfrachtet hatte. Das ist jetzt alles anders geworden. Den jährlichen Getreideumsatz von Tschistopol schätzt man jetzt auf höchstens 400000 bis 500000."

„Ist diese Veränderung seit der Hungersnoth von 1891 eingetreten?"

„O nein, die Aenderung begann viel früher. Sie begann Ende der achtziger Jahre. In den Jahren 1891 und 1892 war schon die nackte Hungersnoth. Aber die sinkende Tendenz der Ernten, die Mißernten stellten sich schon früher ein."

„Meinen Sie, daß man dieses Jahr in eine Reihe stellen kann mit den Hungerjahren 1891 und 1892?"

„Dieses Jahr ist viel schlimmer, denn es wurde gar nichts geerntet: kein Roggen, kein Hafer, keine Erbsen, gar nichts."

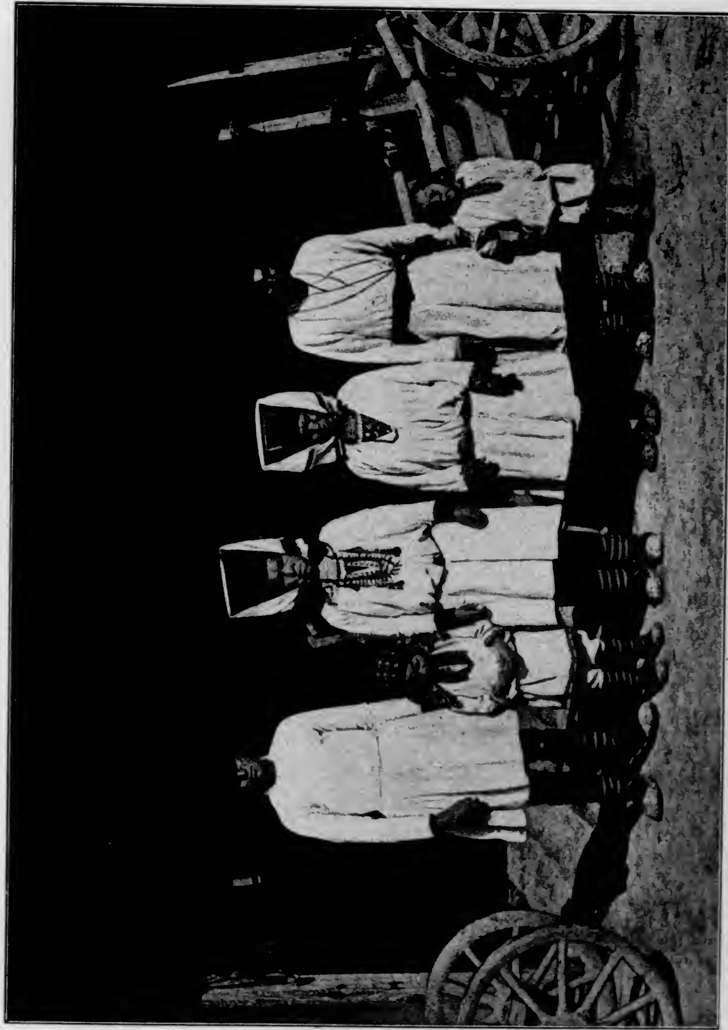
„Meinen Sie, daß diese häufigen Mißernten mit der Bodenbeschaffenheit zusammenhängen?"

„Es ist hier überall ein vorzüglicher Ackerboden."

* 1 Tschetwert = 2,099 Hektoliter.

* * *

Den am Orte ansässigen Vorsitzenden des Rothen Kreuzes, Herrn **Kartischeff**, dessen Adresse wir uns ebenfalls verschafft hatten, haben



Tscheremissen. (Finnische Völkerschaft an der Wolga und Kama.)

wir leider nicht zu Hause getroffen. Mehr Glück hatten wir beim Vorsitzenden der Semskaja Uprawa (Verwaltungsausschuß des Bezirksraths).

Herr Roschdestwensky ist ein freundlicher, kleiner, sehr beweglicher Herr mit stark ergrautem Kopfhaar. Er zeigt sich uns in jeder Beziehung entgegenkommend. Seine Mittheilungen decken sich im Wesentlichen mit jenen des Bezirksarztes. In Bezug auf die Skorbut-Epidemie, von deren äußerst starken Verbreitung er ebenfalls zu berichten weiß, hat er seine besonderen Wahrnehmungen.

„Wie soll man sich z. B. das erklären", erzählt er uns: „Im Dorfe Russkija Mojni wurde rechtzeitig eine reichliche Unterstützung gewährt und es gab auch bis zur Charwoche nur einen einzigen Fall von Skorbut, aber von da an beginnt es, obwohl die Unterstützung noch immer in gleicher Weise fortgeführt wird, und der Skorbut greift um sich. Am Fleischmangel kann es nicht liegen oder vielmehr der Skorbut scheint hier gerade durch die Fleischernährung bedingt worden zu sein. Das hängt so zusammen: Während der großen Fasten ißt der Bauer kein Fleisch. Mit der Charwoche hört das Fasten auf, der Bauer bekommt wieder Fleisch zu essen. Nun hat er aber sein Vieh schon im Herbst geschlachtet. Er hat es schlecht aufbewahrt, mit dem Beginn des Frühjahrs ist das Fleisch bereits total verdorben, er ißt es dennoch und da stellt sich der Skorbut ein. Eine ähnliche Beobachtung ist bei den Tschuwaschen* gemacht worden. Sie haben im Herbst viel Hasen geschossen und zehrten bis in den Frühling dran. Jetzt sind sie Alle, Arm und Reich, ohne Unterschied, skorbutkrank. Auch die Aerzte sind auf diesen Zusammenhang zwischen Skorbut und dem Genuß von verdorbenem Fleisch aufmerksam geworden. Allerdings wurden keine bakteriologischen Untersuchungen vorgenommen."

Als wir später unter Leitung des Herrn Roschdestwensky das Semstwospital besichtigten, trafen wir abermals mit Herrn Dr. Derjagin zusammen und zwischen Beiden entspann sich ein Streit über den Zusammenhang zwischen Skorbut und Fleischgenuß. Der Doktor wollte diese Erklärung des Skorbuts nicht gelten lassen und führte zur Bestätigung seiner Ansicht nicht minder zahlreiche Beispiele an. Einigkeit herrschte nur über die Thatsachen:

daß die Bauern heuer sehr viel Vieh und zwar frühzeitig geschlachtet hatten, weil sie wenig Hoffnung hatten, es über den Winter durchzufüttern;

daß dieses Fleisch, wo es nicht verbraucht, längst verdorben ist und als solches genossen wird;

daß der Uebergang zu einer genügenden Ernährung den Skorbut heilt.

* Eine nicht slavische Völkerschaft, die in jenen Gegenden wohnt.

Nach der Mittheilung des Herrn Roschdestwensky war auch das Jahr 1897 ein Hungerjahr. Er will immerhin die Hauptursache der Hungersnoth in den klimatischen Verhältnissen sehen. Als Beweis beruft er sich auf die Thatsache, daß auch die Gutsbesitzer eine Mißernte hatten. Wir fragen, ob man auf den Gutswirthschaften versucht habe, tiefer zu pflügen, und welche Resultate dabei erzielt wurden.

„Solche Versuche sind viele gemacht worden. Das erste Jahr erhält man ein schlechtes Ergebniß, dann aber sind die Resultate gut. Es werden hier von den Gutsbesitzern sehr viele moderne Pflüge gekauft. Das Semstwo hält ein Musterlager und vermittelt die Einkäufe von modernen Ackergeräthschaften. Die Umsätze steigen von Jahr zu Jahr und erreichen bereits eine bedeutende Summe."

„In Spassk wurde uns viel über die Veränderungen der klimatischen Verhältnisse geklagt. Man soll die Beobachtung gemacht haben, daß die Summe der atmosphärischen Niederschläge sich vermindert habe."

„Ich kann es auch für die hiesige Gegend bestätigen. Ich bin alteingesessen und kenne die lokalen Verhältnisse genau. Gewiß hat die Feuchtigkeit abgenommen. Es gab früher viel mehr Niederschläge."

„Glauben Sie auch, daß das auf die fortschreitende Entwaldung zurückzuführen sei?"

„Ich will den Zusammenhang nicht bestreiten. Doch von unserem Regierungsbezirk kann man nicht behaupten, daß er an Waldmangel leidet. Uns haben die Winde viel geschadet. Im Winter haben sie den Schnee von den Feldern zusammengefegt und an die Wälder getragen — so wurde die Ackerkrume entblößt und die junge Saat den starken Frösten preisgegeben. Im Sommer stellte sich ein brennend heißer Ost ein, der die Felder förmlich versengte. Und dann kamen Stürme, welche die spärliche Körnerernte vom Halm weg verschütteten. An vielen Feldern konnte in Folge dessen von einer Ernte gar nicht die Rede sein."

Auch Herr Roschdestwensky sieht in der regelmäßig wiederkehrenden Hungersnoth das Ergebniß eines lange vorbereitenden Prozesses, den er sich aber nicht zu erklären vermag. Er hat die Beobachtung gemacht, daß das Gebiet der Mißernte jedesmal ein Dreieck bildet, dessen Spitze an der Wolgamündung liegt und das, sich mehr oder weniger nach Ost und West ausweitend, seine Basis dem Norden zukehrt. Er illustrirt das durch ein reiches Kartenmaterial über die Ernteerträge, das seine Ansicht sehr anschaulich macht. Eine Erklärung für diese Erscheinung vermag er nicht anzugeben.

Die Bedeutung von Tschistopol als Getreidemarkt sei im steten Sinken. Das liege nicht nur an den Mißernten.

„Im Jahre 1893/94 war uns die gute Ernte schlimmer, als eine Mißernte — so sehr sanken damals die Preise."

Vom Rothen Kreuz hält der Vorsitzende der Semskaja Uprawa ebensowenig wie der Bezirksarzt. Diese Art Hilfeleistung sei nicht viel werth.

„Was sie den Bauern vorsetzen, ist keine Nahrung, sondern ein Schweinefutter, etwas Hirse, ein Brocken Schmalz und abgekochtes Wasser, keine Spur von Fleisch."

„Nun aber noch eine Frage. Wie hielten es denn die Bauern dieses Jahr mit der Steuerzahlung?"

„Es sind gar keine Steuern eingegangen; denn der Bauer hat kein Getreide, folglich auch kein Geld."

* * *

Am Nachmittag machten wir einen Rundgang durch die Stadt. Sie besteht aus Holzhäusern, die in sehr breiten, geradlinig angelegten Straßen liegen. Die wenigsten Straßen sind gepflastert und stellenweise ist etwas Grün angepflanzt, und in der Nähe des Kreisspitals ist ein richtiger Stadtpark mit Bäumen und Sträuchern, in dem uns Herr Roschdestwensky nicht ohne Stolz herumführte.

Auf einem großen Platz stand ein Karussell und eine Schaubude und darum herum viel Volk, das heute zu Ehren des heiligen Nikolaus emsig an Sonnenblumenkernen herumknabberte, so daß der Boden gänzlich mit den Hülsen bestreut war. Das Karussell war reichlich mit Stickereien von Gold, Silber und Glasperlen versehen, das Panorama war aus grauem Segeltuch und hatte keinerlei äußeren Schmuck. Jedes der beiden Institute besitzt eine weithin tönende Drehorgel, die ich als Landsleute erkenne. Das Panorama besitzt eine Berlinerin, die des Karussells stammt aus Waldkirch in Baden. Es ist ein erhebendes Gefühl für einen Deutschen, daß er sich auf dem ganzen Globus von einer nationalen Drehorgel etwas vorquietschen lassen kann. Die Berlinerin trieb es auch wirklich arg. Während die Schwarzwälderin nach einigen getragenen russischen Melodien das schöne Lied vom kleinen Postillon zum Vortrag brachte, schmetterte ihre Kollegin von der Spree den greulichen Sang von der Holzauktion, die im Grunewald stattfinden soll, in die sonst so klare Luft. Das war bitter.

Da wir keine Neigung zum Karussellfahren verspürten, so statteten wir dem Panorama einen Besuch ab. Laut Plakat am Eingang beträgt der Eintrittspreis 20 Kopeken für Erwachsene und 10 Kopeken für Kinder und Militär ohne Charge. Da sie mich nicht als Kind anerkennen wollten und ich mich nicht gut als Militär ohne Charge ausgeben konnte — ich bin nämlich Gefreiter der Landwehr zweiten Aufgebots —, so hatte ich den vollen Preis zu zahlen, ebenso wie Parvus, den sein Name ebenfalls nicht von dieser Verpflichtung befreien konnte. Einen der vielen am Eingang herumlungernden Buben nahmen wir mit uns hinein. Es war das Geld werth. Wir sahen durch große runde Gläser eine furchtbar schön gemalte Stadt. Ein mit Bleistift geschriebener Zettel, der außen angebracht war, sagte, es sei Nischni-Nowgorod, dann kam Moskau, dann eine Stadt mit einem Fluß, die zwischen himmelhohen Felsen lag. Ich hielt es zuerst für Tiflis im Kaukasus, der Zettel aber sagte, es sei Ems in Deutschland. Aehnlich waren Genf und Nizza, die Krönung des Zaren, die Schlacht bei Adrianopel und eine Ueberschwemmung in Schlesien, bei der es schrecklich herging. Dann kamen Photographien von Bildern aus dem Alten und Neuen Testament, Szenen aus französischen Opern, Mignon, Faust, Jüdin, Hugenotten, Robert der Teufel 2c. 2c. Sämmtliche Sachen fanden beim Publikum viel Beifall. Ein Eingeborener neben mir sagte fortwährend: „Choroscho, choroscho" (gut, sehr gut). Der kleine Kerl, den wir mitgenommen hatten, konnte sich vor Staunen und Verwunderung kaum fassen.

Wir verließen die Stätte der Kunst und pilgerten über den Markt, um etwas Proviant für die Reise zu kaufen. Bei einem Wursthändler traten wir ein und erkundigten uns nach dem Preis des Schinkens. Er sagte auf Deutsch: „Dreißig Kopeken das Pfund." Es stellte sich heraus, daß der Mann ein Däne war, der schon seit vier Jahren in Tschistopol lebt, um Wurstwaaren zu verkaufen. Während wir mit ihm sprachen, trat ein Bauer in den Laden, um zu kaufen. Der Däne legte ihm eine Probe vor, die auf der Schnittfläche aussah wie grauer Kaviar mit einem Stich ins Blaue. Der Kunde besah und beroch die Speise für die allwissenden Götter von allen Seiten vorsichtig und machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Der Däne erklärte uns auf Befragen, das sei sogenannte Abfallwurst. Früher habe er die „Abfälle" weggeworfen, aber seit zwei Jahren, seit die Bauern halt gar nichts mehr zu essen hätten, mache er Wurst daraus und bringe sie zu zwei Kopeken das Pfund ganz gut los. Nach langem Ueberlegen kaufte der Bauer ein Stück von Größe und Form eines Schwartenmagens, steckte es in einen Sack und trollte sich damit, um seine Familie zu ernähren.

Wir hatten unsere Geschäfte in Tschistopol erledigt und gingen jetzt zu Archipows Nummern zurück und bezahlten die Rechnung. Wir ließen uns dann durch einen Iswoschtschik nach dem Landungsplatz fahren, um das Schiff zu erwarten, das uns diese Nacht die Kama hinaufbringen sollte.

* * *

Das Schiff sollte um fünf Uhr abgehen. Wir waren schon um halb fünf am Landungsplatz, allein vom Schiffe, das am Platze jedenfalls noch eine bedeutende Fracht zu löschen hatte, war keine Spur zu sehen. Wir fragen im Schiffskontor an, wann das Schiff kommt. Antwort: „Um fünf Uhr!" Es wird fünf, es wird halb sechs, es wird sechs — man sieht kein Schiff. Auf der Landungsbrücke drängt sich eine Menge. Es ist ein groteskes Gemisch von europäischer Kleidung, Uniformen und grober Bauerntracht. An einer Stelle hat sich eine Bauernfamilie auf den Boden niedergelassen, die Frau klaubt lange im großen Rucksack, zieht dann ein Brot heraus und schneidet behutsam einige Stücke herunter, die auf der Stelle verzehrt werden. An der Kasse ist während der ganzen Zeit ein fortwährendes Kommen und Gehen und lautes Handeln. Die Bauern kaufen ihre Fahrkarten gruppenweise, weil es für die Deckpassagiere Gruppenbillete giebt, die billiger sind. Man sieht also erst, wie sich ein Haufen Bauern zusammenthut. Es wird darin eifrig disputirt. Es gilt ja erst die wichtige Thatsache festzustellen, ob sie alle nach dem gleichen Orte fahren. Auf einmal entwirrt sich der Knäuel und Jemand eilt laufenden Schrittes zur Kasse. Er frägt an, wieviel Personen nöthig seien, um ein Gruppenbillet zu erhalten. Die Anderen warten mit Spannung. Der Abgesandte kehrt zurück und nun giebt es wieder ein langes Hin- und Hergerede. Endlich greifen die Bauern in ihre Busen, in ihre Hosentaschen und ziehen ihre schmalen Beutel heraus, aus denen sie das nöthige Geld, lauter Kupferstücke, hervorholen. Das wird dem früheren Abgesandten, der offenbar der Beschlagenere ist, eingehändigt und er begiebt sich damit zum zweiten Male zur Kasse, der ganze Haufen diesmal hinter ihm. Neben seinem Kopfe erscheinen noch zwei oder drei an der Schalteröffnung und hinter diesen dicht gedrängt der Haufen Anderer. Das Geld wird hingelegt, der Kassier zählt nach, es *stimmt nicht*. Er erklärt den Leuten, das Geld reiche nicht aus, für zwölf Personen bis Jelabuga sei es nicht genügend Geld, der Betrag sei so und so viel. „Zwölf? Aber wir sind ja keine zwölf, wir sind blos elf!" — „Dann bedauere, dann gilt es nicht, es müssen zwölf sein!" — „Herr, erweisen Sie eine Gottesgnade, wo sollen wir den Zwölften hernehmen, wir sind blos elf." Der Kassier schimpft und flucht, er jagt die Menge fort. Sie treten abseits, gestikuliren und debattiren, dann sind sie wieder an der Kasse. Es war ihnen nicht gelungen, den Zwölften ausfindig zu machen, aber sie möchten doch zum billigeren Preise fahren und tragen deshalb ihre Bitte noch einmal vor. Meistens giebt der Kassier nach. Nun ist aber die Plackerei noch nicht zu Ende, denn das Geld reicht noch immer nicht,

lebt sich in die Stimmung hinein, sich von den Ereignissen tragen zu lassen. Das thut unendlich wohl. Es verscheucht die fieberhafte Besorgniß und schafft einen Gemüthszustand der Wurstigkeit, einen orientalischen Fatalismus. Und dann läßt man die Uhr in der Tasche ruhen, vergißt sie womöglich aufzuziehen und sieht nach dem Sonnenstand. Wann geht das Schiff? Früh — um die Mittagszeit — Abends! Man begiebt sich frühzeitig zum Landungsplatz — es ist ja möglich, daß das fahrplanmäßige Schiff von gestern erst heute ankommt, oder das vom Morgen in später Nachmittagsstunde, so hat man Gelegenheit, sogar früher abzufahren, als nach dem Fahrplan — man sieht sich das fließende Wasser an oder geht in eines der benachbarten Theehäuser, die ja zu dem Zwecke da sind. So Gott will, kommt man auch einmal vorwärts.

Auch wir gingen in ein Theehaus und nahmen auf einer offenen Veranda Platz, von der aus wir einen prächtigen Ausblick auf die *Kama* hatten. Mehrere Tische waren besetzt. Uns nebenan saß eine Gesellschaft, die wacker der Wodkaflasche zusprach. Die Gesichter waren geröthet, die Unterhaltung lebhaft. Aus dem laut geführten Gespräch erfuhren wir, daß es Kaufleute waren. Aber wie anders sahen sie aus, als jener Kaufmannstypus, den man aus der russischen Literatur kennt und den ich vor anderthalb Jahrzehnten aus dem Leben kannte! Schon äußerlich keine Spur von dem traditionellen langen Kaftan, dem in bäuerlicher Art rund geschorenen Kopfhaar 2c. Sie waren alle tadellos modern gekleidet, trugen gebügelte Wäsche, Manschetten — kurz, wenn man ihnen auf den Straßen von Berlin oder Wien begegnete, würden sie durch ihr Aeußeres in keiner Weise auffallen. Es hat sich in dieser Beziehung ein vollständiger Rollenwechsel zwischen dem russischen adeligen Gutsherrn und dem russischen Kaufmann vollzogen. Früher war es der Adel, der die neuesten französischen Schnittmuster nach Rußland verpflanzte, — der Kaufmann dagegen trug den Kaftan, fettete das Haar mit Leinöl und roch nach Juchten. Wie anders jetzt! Die meisten adeligen Gutsherren, denen wir begegneten, trugen die „Nationaltracht", die nichts anderes war als die alte Kaufmannskleidung, während die Kaufleute sich äußerlich uns als Träger der europäischen Kultur repräsentirten. Als ich später in Ssamara einer Dame, die selbst vom Adel war, diese Beobachtung mittheilte, meinte sie: „Das stimmt. Aber wir wundern uns nicht mehr darüber. Der Kaufmann hat die wohlgespickte Börse, der Adelige trägt nur noch in seiner Rocktasche den Hypothekenschein auf sein Gut." Der Unterschied zeigte sich denn auch nicht nur in der Kleidung. Der alte *adelige Stolz* mag auf den Spitzen, die über die Staatsquellen verfügen, nicht sehr abgenommen haben, im unteren

und mittleren Adel ist er verschwunden, mit dem Standesdünkel, der Ueberhebung gegenüber dem „Krämer“ und „Wucherer“ ist es vorbei. Und an dem Kaufmann merkt man nichts von jener devoten Stellung, die er dem privilegirten Stand gegenüber annahm, der Ehrfurcht, welche die alte in den Traditionen der Leibeigenschaft erzogene Generation der Kaufleute selbst dann noch nicht hat abstreifen können, als sie bereits in ihren Geldkästen die Hypotheken der adeligen Gutsherrschaften wohl verbarg. Der Kaufmann tritt jetzt selbstbewußt und sicher auf, und hat er früher den verkrachten Adeligen, als er sich obenauf fühlte, mit galligem Spott überschüttet, so blickt er jetzt auf ihn mit offener Verachtung — er fühlt sich als Sieger auf der ganzen Linie, als Herr der Situation.

Unsere deutsche Unterhaltung fiel den Herren am Nachbartisch auf. Einer von der Gesellschaft erhob sich, trat an uns heran und ließ sich auf einem freien Stuhle an unserem Tische nieder.

„Sie entschuldigen“, begann er mit einer rauhen Stimme und sehr laut, „Sie sind doch keine Russen?“

„Wir kommen aus Deutschland.“

„So, dachte ich es mir doch! Und was wollen Sie hier? Suchen Sie Gold?“

„Das nicht. Aber sind denn hier Goldfunde?“

Unser nicht sehr freundlicher Interviewer lacht laut auf. „Nein, Gold giebt es hier nicht! Ich meinte nur so. Zu welchem Zwecke Sie hergekommen sind, das weiß ich schon. (Nach einer Weile, indeß wir ihn neugierig anblicken) Sie wollen die Hungersnoth studiren!“

„Das mag nicht ganz unzutreffend sein. Wir interessiren uns um die landwirthschaftlichen Zustände, um die Getreideproduktion und den Getreidehandel.“

Woher mag der Mann zu dieser Wissenschaft gekommen sein? Versteht hier Jemand deutsch? Doch wir haben in unserem Gespräch den Zweck unserer Reise gar nicht berührt, wir sprachen von der Ankunft des Dampfers und anderen unverfänglichen Dingen. Jedenfalls wäre es von Werth, zu erfahren, auf welchem Wege er sich diese Kenntniß verschaffte. Indessen fährt er fort:

„Getreidehandel! Papperlapapp, Sie wollen wissen, wie es dem Bauern geht.“

„Auch das. Doch sind ja die Bauern nicht die einzigen Landwirthe hier. Die Zustände auf der Gutswirthschaft interessiren uns nicht minder.“

„Mit der Gutswirthschaft ist jetzt nicht viel los. Glauben Sie nur mir. Ich kenne die Verhältnisse genau.“

„Nach Allem, was wir erfahren haben, sind hier die Bodenpreise sehr niedrig und der Boden ist gut. Ich meine, wenn man hier Land kauft und rationell wirthschaftet und kapitalkräftig genug ist, um ein paar Jährchen auszuhalten, so würde man schließlich wohl kein schlechtes Geschäft machen.“

„Das ist nichts. Wenn ich Kapital anlege, muß ich auch meinen Preis haben. Dann kostet mir das Korn noch einmal so viel. Wie soll ich es dann los werden? Wenn die Ernte gut ist, weiß man hier auch sonst nicht, wo man das Getreide hin thun soll. Und wenn die Dürre eintritt, sitze ich da mit meinen Maschinen. Auch muß man dessen gewärtig sein, daß der Bauer mir vielleicht den rothen Hahn aufs Dach setzt (Brandstiftung) oder im Maschinenschuppen Alles in Trümmer schlägt. Dann geh' nur, such' den Schuldigen! Kein Mensch weiß von etwas! Habe ich ihn auch, was soll ich von ihm nehmen?

„Wenn ich z. B. Land besitze, gebe ich es an die Bauern ab. Und wenn ich mit den Bauern umzugehen verstehe, habe ich meinen Nutzen, aber noch mehr Schinderei und Unannehmlichkeiten. Nein, das ist heutzutage kein Geschäft mehr. In früheren Zeiten, ja, da war es anders. Aber heutzutage läßt man lieber die Hände davon.“

„Wir haben gehört, daß unter den wiederholten Mißernten auch der Getreidehandel bedeutend gelitten habe.“

„Und ob! Fragen Sie doch im Schiffskontor an, ob die heuer was verspürt haben von einem Getreidehandel. Das wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Uebrigens, wollen Sie mit ‚Kamensky‘ fahren? Dort kommt das Schiff. Beeilen Sie sich nicht, bis das Schiff gelöscht hat, vergeht noch eine gute Stunde.“

„Sie scheinen nicht nur zu wissen, woher wir kommen, sondern auch, wohin wir reisen?“

„Nun, das stand doch in der Zeitung. Zwei Deutsche bereisen das Hungergebiet und fragen die Bauern aus. Wie ich Sie sprechen gehört habe, da sagte ich mir: das sind die Brüder! Nichts für ungut. Glückliche Reise! Sehen Sie sich nur die Bauern an. Ha, ha!“

Wir beeilten uns zum Landungsplatz, um uns rechtzeitig gute Kabinen zu sichern.

---

und mittleren Adel ist er verschwunden, mit dem Standesdünkel, der Ueberhebung gegenüber dem „Krämer" und „Wucherer" ist es vorbei. Und an dem Kaufmann merkt man nichts von jener devoten Stellung, die er dem privilegirten Stand gegenüber annahm, der Ehrfurcht, welche die alte in den Traditionen der Leibeigenschaft erzogene Generation der Kaufleute selbst dann noch nicht hat abstreifen können, als sie bereits in ihren Geldkästen die Hypotheken der adeligen Gutsherrschaften wohl verbarg. Der Kaufmann tritt jetzt selbstbewußt und sicher auf, und hat er früher den verkrachten Adeligen, als er sich obenauf fühlte, mit galligem Spott überschüttet, so blickt er jetzt auf ihn mit offener Verachtung — er fühlt sich als Sieger auf der ganzen Linie, als Herr der Situation.

Unsere deutsche Unterhaltung fiel den Herren am Nachbartisch auf. Einer von der Gesellschaft erhob sich, trat an uns heran und ließ sich auf einem freien Stuhle an unserem Tische nieder.

„Sie entschuldigen", begann er mit einer rauhen Stimme und sehr laut, „Sie sind doch keine Russen?"

„Wir kommen aus Deutschland."

„So, dachte ich es mir doch! Und was wollen Sie hier? Suchen Sie Gold?"

„Das nicht. Aber sind denn hier Goldfunde?"

Unser nicht sehr freundlicher Interviewer lacht laut auf. „Nein, Gold giebt es hier nicht! Ich meinte nur so. Zu welchem Zwecke Sie hergekommen sind, das weiß ich schon. (Nach einer Weile, indeß wir ihn neugierig anblicken) Sie wollen die Hungersnoth studiren!"

„Das mag nicht ganz unzutreffend sein. Wir interessiren uns um die landwirthschaftlichen Zustände, um die Getreideproduktion und den Getreidehandel."

Woher mag der Mann zu dieser Wissenschaft gekommen sein? Versteht hier Jemand deutsch? Doch wir haben in unserem Gespräch den Zweck unserer Reise gar nicht berührt, wir sprachen von der Ankunft des Dampfers und anderen unverfänglichen Dingen. Jedenfalls wäre es von Werth, zu erfahren, auf welchem Wege er sich diese Kenntniß verschaffte. Indessen fährt er fort:

„Getreidehandel! Papperlapapp, Sie wollen wissen, wie es dem Bauern geht."

„Auch das. Doch sind ja die Bauern nicht die einzigen Landwirthe hier. Die Zustände auf der Gutswirthschaft interessiren uns nicht minder."

„Mit der Gutswirthschaft ist jetzt nicht viel los. Glauben Sie nur mir. Ich kenne die Verhältnisse genau."

„Nach Allem, was wir erfahren haben, sind hier die Bodenpreise sehr niedrig und der Boden ist gut. Ich meine, wenn man hier Land kauft und rationell wirthschaftet und kapitalkräftig genug ist, um ein paar Jährchen auszuhalten, so würde man schließlich wohl kein schlechtes Geschäft machen."

„Das ist nichts. Wenn ich Kapital anlege, muß ich auch meinen Preis haben. Dann kostet mir das Korn noch einmal so viel. Wie soll ich es dann los werden? Wenn die Ernte gut ist, weiß man hier auch sonst nicht, wo man das Getreide hin thun soll. Und wenn die Dürre eintritt, sitze ich da mit meinen Maschinen. Auch muß man dessen gewärtig sein, daß der Bauer mir vielleicht den rothen Hahn aufs Dach setzt (Brandstiftung) oder im Maschinenschuppen Alles in Trümmer schlägt. Dann geh' nur, such' den Schuldigen! Kein Mensch weiß von etwas! Habe ich ihn auch, was soll ich von ihm nehmen?

„Wenn ich z. B. Land besitze, gebe ich es an die Bauern ab. Und wenn ich mit den Bauern umzugehen verstehe, habe ich meinen Nutzen, aber noch mehr Schinderei und Unannehmlichkeiten. Nein, das ist heutzutage kein Geschäft mehr. In früheren Zeiten, ja, da war es anders. Aber heutzutage läßt man lieber die Hände davon."

„Wir haben gehört, daß unter den wiederholten Mißernten auch der Getreidehandel bedeutend gelitten habe."

„Und ob! Fragen Sie doch im Schiffskontor an, ob die heuer was verspürt haben von einem Getreidehandel. Das wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Uebrigens, wollen Sie mit ‚Kamensky' fahren? Dort kommt das Schiff. Beeilen Sie sich nicht, bis das Schiff gelöscht hat, vergeht noch eine gute Stunde."

„Sie scheinen nicht nur zu wissen, woher wir kommen, sondern auch, wohin wir reisen?"

„Nun, das stand doch in der Zeitung. Zwei Deutsche bereisen das Hungergebiet und fragen die Bauern aus. Wie ich Sie sprechen gehört habe, da sagte ich mir: das sind die Brüder! Nichts für ungut. Glückliche Reise! Sehen Sie sich nur die Bauern an. Ha, ha!"

Wir beeilten uns zum Landungsplatz, um uns rechtzeitig gute Kabinen zu sichern.

Die Kama hinauf.

Auf dem Passagierdampfer. — Vom Getreidehandel der Kamabassins. — Ein Morgen auf dem Wasser. — Eine Kahnpartie.

Mit dem üblichen Drängen und Stoßen erreichten wir eine sehr schöne, auf dem Oberdeck gelegene Kajüte. Es war ein großer, eleganter Dampfer der Kamenskygesellschaft, mit der wir von Nischni-Nowgorod nach Kasan gefahren waren und vor der uns Herr Brodsky, der Moskauer Journalist und Wohlthäter, in Romadan ausdrücklich gewarnt hatte. „Sie sind mit ‚Kamensky' gefahren?" hatte er mich erstaunt gefragt, „das ist nicht gut, ‚Kawkas und Merkur' haben viel bessere Schiffe." Als er mich nach Ablauf von fünf Minuten, während dessen sein Redestrom ohne Unterlaß geflossen war, wieder nach der Schiffsgesellschaft gefragt und dieselbe Antwort von mir bekommen hatte, sagte er: „mit ‚Kawkas und Merkur' sollte man nicht fahren, die besten Schiffe findet man bei ‚Ssamoljet'."

Nun, wir für unseren Theil waren mit dem Schiffe recht zufrieden. Auf dem Oberdeck war ein schönes Speisezimmer mit Glasfenstern an drei Seiten. Es war hier ein älteres Ehepaar mit zwei erwachsenen Töchtern, einer Gouvernante, die einen englischen Roman der bekannten Tauchnitz-Ausgabe las, und einem fetten Mops. Wir genossen den Abend auf Deck. Es war eine milde prachtvolle Nacht und der Mondschein lag auf dem Flusse. Die Formation der Ufer ist ähnlich wie an der Wolga, nur sind die Hügel steiler abfallend und felsiger, da sie aus Kalk und Kreide bestehen. Unser Ziel ist das links der Kama gelegene Menselinsk im Gouvernement Ufa, wir erfahren aber vom Kapitän, daß auf dem linken Ufer eine Landung wegen der Ueberschwemmung unmöglich sei, er würde uns am rechten Ufer ans Land setzen und wir könnten Menselinsk von dort aus mittelst eines Ruderboots erreichen.

Die Kama, auf tatarisch Tschislan Idel, das heißt der Weiße Fluß, genannt, ist ungefähr 1800 Kilometer lang und durchfließt die Gouvernements Perm, Ufa, Wjatka und Kasan. Außer Russen und Tataren hausen an ihrem Ufer Wogulen, Wotjaken, Mesterjaken, Baschkiren,

von dort nach Petersburg. Von Ribinsk bis zum Petersburger Hafen werden an Fracht und Spesen als Minimum 16 Kopeken angegeben. Das macht mit den bereits erwähnten 13 und 2 zusammen 31 Kopeken per Pud. Die Seefracht von Petersburg nach London schwankt zwischen $4^1/_2$ und 7 Kopeken pro Pud. Rechnen wir 5 Kopeken, so haben wir bereits 36 Kopeken an Fracht und Spesen, um einen Pud Getreide von der Produktionsstätte, 100 Werst im Umkreis von Tschistopol, bis zum Weltmarkt zu transportiren. Auf den Meterzentner macht das 216 Kopeken oder 4,85 Mark. Die Transportkosten von Chicago nach London schwanken zwischen 28 und 40 Cents pro Pfundzentner, oder in Mark umgerechnet, pro Meterzentner 2,24 bis 3,40 Mark. Der Unterschied in Fracht und Spesen zu Gunsten Amerikas ist 1,45 bis 2,60 Mark pro Meterzentner. Dabei ist die zurückzulegende Strecke von Chicago nach London mehrmals so groß, als jene von Tschistopol nach London.

So liegen die Verhältnisse im ganzen Kamagebiet, nur daß die Fracht in Tschelni, dem Hauptstapelplatz für den oberen Fluß, entsprechend höher ist. Das gesammte Kamagebiet besitzt nicht eine einzige Zufuhrbahn. Von den Nebenflüssen der Kama kommen als schiffbar die Wjatka und die Bjelaja in Betracht. Auch diese Gebiete haben keine andere Transportmöglichkeit, als die Kama beziehungsweise Wolga und besitzen Handelsplätze, die direkt nach Ribinsk verfrachten. Nichtsdestoweniger hat das Kamagebiet in früheren Jahren gewaltige Getreidemassen, besonders Roggen, auf den Markt geworfen. Im Jahre 1885/86 z. B. wurden aus dem Bassin der Kama 11 813 000 Pud Roggen exportirt. Das sind 197 000 Meterzentner, ein Viertel und bis zu einem Drittel der deutschen Roggeneinfuhr.

Ich finde es ferner durch die amtliche Enquete bestätigt, daß der Rückgang des Getreidehandels auf der Kama schon Ende der achtziger Jahre einsetzte. Nach den Ermittlungen des Herrn Klopoff betrugen die Getreideverfrachtungen auf der Kama und ihren Nebenflüssen, mit Ausschluß der Wjatka:

Im Jahre	Pud
1885/86	24 926 213
1886/87	13 955 456
1887/88	6 951 847

Der offizielle Berichterstatter erklärte schon damals diesen Rückgang durch die regelmäßig wiederkehrenden Mißernten.

* * *

Am anderen Morgen ist prachtvolles Wetter; die Luft ist etwas dunstig, so daß ein heißer Tag zu werden scheint. Kein Lüftchen regt

sich und das Wasser der Kama ist glatt wie ein Spiegel. Die weißgrauen Uferwände sind stellenweise 30—40 Meter hoch und tragen etwa einen halben Meter schwarzer Erde und darüber grünen Rasen oder auch Wald und hier sieht man neben der Birke auch Eichen und Kiefern und ungeheure Haselnußbüsche, deren Früchte theilweise zu Oel geschlagen werden. An vielen Stellen treten die Uferhügel zurück, und so weit das Auge reicht, ist Wasser.

Die Gesellschaft von gestern sitzt im Salon und frühstückt. Nach dem Frühstück nehmen die Mädchen eine Handarbeit, die Gouvernante liest, die ältere Dame spielt mit dem Mops und der alte etwas gichtbrüchige Herr fängt mit uns ein Gespräch an. Er hat eine Besitzung in Sibirien und fährt jetzt dorthin. Das Schiff benützt er bis Perm und von dort aus die Bahn. Er räth uns sehr, eine Strecke mit ihm zu fahren — da wir ja doch „zum Vergnügen" reisten — und schildert uns die landschaftlichen Reize der Gegend in den rosigsten Farben. Wir können seiner freundlichen Einladung leider nicht Folge leisten; schon kommt zur Linken Stary Pianybor in Sicht, und in einer halben Stunde sollen wir dort landen. Wir verabschieden uns von der Gesellschaft, packen unsere Effekten in die Reisetaschen, den Proviant und die Papyros, die an Stelle unseres ausgegangenen Zigarrenvorraths getreten sind, in einen Bastsack und begeben uns auf Deck, um der kommenden Dinge zu warten. Zur Rechten ist eine ungeheure Wasserwüste, aus der an vielen Stellen Baumgruppen hervorragen und hinter diesem Wasser liegt Menselinsk, das Ziel unserer heutigen Reise.

Um die Mittagsstunde legt unser Dampfer in Stary Pianybor im Gouvernement Wjatka an. Wir erkundigten uns bei dem nie an Landungsplätzen fehlenden Polizisten nach einem Boote. Er nahm eine militärische Haltung an und erklärte, er werde sofort nachsehen. Es dauerte auch gar nicht lange und ein ziemlich geräumiges Boot, das mit zwei Ruderern bemannt war, stand zu unserer Verfügung. Rasch stiegen wir ein und verstauten das wenige Gepäck, das wir mit uns führten, der Polizist grüßte feierlich zum Abschied, und von kräftigen Ruderschlägen getrieben, glitt das Boot über das Wasser. Zunächst ging's über den Flußlauf der Kama, wie man schon an der Strömung bemerken konnte, dann wurde das Wasser ruhig und seichter und unser Kurs ging in vielen Windungen zwischen Bäumen und Untiefen. Es ist Mittagszeit und die Sonne brennt unbarmherzig auf die spiegelnde Wasserfläche, die Mosquitos machen sich unangenehm bemerkbar und in dieser Weise geht es eine Strecke von zwanzig Werst.

Das Boot ist ein Einbaum und trägt ein mit Brettern aufgenageltes erhöhtes Bord. Es ist schlank und gefällig gebaut und bewegt sich ziemlich leicht. Ein kräftiger Bursche von ungefähr zwanzig Jahren handhabt zwei mit Lederriemen befestigte Ruder, während ein alter Mann ihn mit einem Handruder unterstützt und gleichzeitig die Steuerung besorgt. Sie tragen beide lederne Handschuhe, um sich die Hände vor Blasen zu schützen. Der Alte am Steuer dreht sich von Zeit zu Zeit aus Tabakstaub und etwas Zeitungspapier eine Zigarette. Wir geben ihm von den unsrigen. Er ist sehr erfreut darüber und Parvus fängt mit ihm eine Unterhaltung über die Zustände an.

Der Alte zeigte sich sehr gesprächig.



Kama-Ueberschwemmung.

„Eine Noth ist hier, Herr, mit einem Worte: der Hunger! Nichts zu essen! Selbst die wohlhabenden Bauern haben nichts mehr. Dann wiederum kein Futter für die Pferde. Viele Pferde sind umgefallen. Vom anderen Vieh ist viel geschlachtet worden. Die Regierung hat Pferde geliefert, gewiß. Gott vergelte es der Zarengnade. Es sind aber alles junge, schwache Pferde. Mit solchen Pferden kann man nicht viel ackern. Dann aber, wir haben keine Futtermittel, wir können die Pferde nicht auffüttern.

„Wenn die Hilfe des Zaren nicht wäre, müßten wir Alle hinsterben. Aber schwer ist es, sehr schwer. Das Volk jammert."

Ich frage, ob es Skorbutkranke gebe auf den Dörfern.

„Kranke giebt es heuer sehr viele, Herr. Besonders in den kleinen Isbas. Es ist ein starkes Siechthum im Volke."

„Wie steht es hier mit der Fischerei?"

„Fische giebt es jedwelcher Art. Es giebt Hechte, Barsche giebt es, auch Schleie, Sterlet. Früher gab es viel Stör. Jetzt giebt es keinen mehr. Es werden etwa fünf Jahre sein, daß wir keinen mehr gefangen haben. Es sind böse Zeiten. Es will nichts mehr gedeihen. Die Aussaat kommt nicht auf. Eine Trockenheit herrscht, Winde. Bei uns pflegte es wochenlang zu regnen, jetzt giebt es wenig Regen. Deshalb auch die Mißernten. Auch wieder wegen dem Waldschwund. Wo es Wald giebt, da giebt es Regen, da gedeiht auch das Getreide. An der Bjelaja (Nebenfluß der Kama) giebt es noch große Wälder, da gab es auch Regen und die Ernte war gut. Bei uns sind die Wälder ausgehauen. Jetzt kommt nichts mehr auf. Früher gab es große Fichtenwälder, jetzt will die Fichte nicht mehr gedeihen. Die Bäche sind ausgetrocknet, die Sümpfe sind niedergetreten."

Wagenfahrt durch die Gouvernements Ufa und Ssamara.

Die Stadt Menselinsk. — Unerwartetes Dorfidyll. — Skorbut und Elend. — Eine ungemüthliche Auseinandersetzung. — Bugulma. — Von Station zu Station. — Russische Wege und russische Fahrten. — Ein Gewitter in der Steppe. — An der sibirischen Eisenbahn. — Rückblick.

Um fünf Uhr Abends erreichten wir bei Menselinsk festes Land. Der Bootsmann verlangte von uns für die vierundeinhalbstündige ununterbrochene Arbeit — er muß außerdem noch den ganzen Weg zurückrudern — drei Rubel für sich und seinen Gefährten; er erklärte aber sofort, daß er weniger nehmen werde, wenn wir diese Forderung zu hoch fänden. Wir bewilligten sie ihnen und sie zogen dankend ab.

Kaum waren wir gelandet, so kam ein Bauer mit einem elenden Wagen herangaloppirt, um sich uns als Iswoschzik anzubieten. Der Bauer war barfuß, das Pferd klapperdürr und der Wagenkorb leer. Auf die Frage nach dem üblichen Sitzstroh sagte er, dieses Jahr habe er keines. Wir setzten uns also mit unserem Gepäck in den leeren Korb und holperten nach Menselinsks erstem Hotel, den Kommerischeskija Nomera von Andrejeff.

Das „Hotel" ist ein großes Blockhaus mit zwei Stockwerken. Nachdem wir sammt einem Burschen, der sich uns als Gepäckträger angeboten hatte, eine geraume Zeit in der Hausflur gewartet und uns durch Rufen und allerlei Geräusche bemerkbar zu machen versucht hatten, erscheint ein etwas verschlafener Diener, der uns vorläufig ein kleines Zimmer anweist, da unser Schlafzimmer erst hergerichtet werden müsse. Nach kurzem Aufenthalt machen wir uns deshalb auf, um die Stadt anzusehen und, wenn möglich, den Bezirksarzt zu sprechen.

War schon in Tschistopol nichts von einem kommerziellen Leben zu bemerken, so macht Menselinsk den Eindruck einer verlassenen Stadt. Hier ist alles todt. Nur hie und da begegnen wir einem zerlumpten Bauern, der uns mit höchster Verwunderung anglotzt. Doch beweisen die zahlreichen Droschken eigenthümlicher Konstruktion, die auf dem Markte,

gerade vor unserem Gasthof halten, daß man hier auch lebhaftere Zeiten gesehen hat. Jetzt rührt sich keines der Gespanne vom Flecke, und die Kutscher in zerrissenen Mänteln stehen in Gruppen und plaudern miteinander. Sie kommen jeden Morgen zur Haltestelle, weil sie sonst nichts zu thun haben, und fahren Abends ohne eine Kopeke Verdienst heim. Im geräumigen Gasthof scheinen wir die einzigen Gäste zu sein. Auch hier ist alles groß eingerichtet. Der gewaltige Speisesaal ist auf große Gesellschaften berechnet. Aber obwohl wir den ganzen Abend dort verbracht hatten, sahen wir nur einmal zwei Herren kommen, die an einem Tische Platz nahmen. „Es ist heuer nichts mehr los", klagte der Kellner, „der Handel sinkt, es kommt Niemand nach der Stadt." Wir kamen uns seltsam vor in dem leeren, großen Raum, in dem jeder Laut, jeder Tritt so hohl tönte.

Da wir erst am nächsten Morgen unsere Wagenreise antreten konnten, haben wir Nachmittags dem Semstwo-Arzt einen Besuch abgestattet. Wir fanden auch hier die Klagen, die wir schon oft hörten. Bereits im März wurden im Regierungsbezirk Menselinsk 5000 Skorbutkranke einregistrirt. Doch gebe die Registrirung die wirkliche Zahl der Kranken nicht an. Sie erreiche sie bei Weitem nicht. Das ärztliche Personal sei ungenügend, um sämmtliche Fälle zu ermitteln. Die Einwohnerschaft des Regierungsbezirks betrage ca. 400 000. Sie lebt nur vom Ackerbau. Da so gut wie gar nichts geerntet wurde, so leide diese ganze Bevölkerung Hunger. „Wovon diese Leute leben? Sie verkaufen, was sie verkaufen können, davon leben sie, oder auch sie sterben, werden skorbutkrank. Sie erhalten auch Semstwo-Unterstützung." Der Skorbut greife in erschrecklichem Maße um sich. Hier gebe es auch noch Flecktyphus, trotz der für diese Epidemie weniger günstigen Jahreszeit. Die Zustände seien traurig. Es sei jetzt viel schlimmer noch als 1891 und 1892.

Vom Krankenhaus aus kehrten wir durch die breiten, menschenleeren Straßen nach unserem Gasthaus zurück. Hier in Menselinsk hatten wir nichts mehr zu suchen und so bestellten wir für den nächsten Morgen um fünf Uhr Wagen und Pferde, um, wenn möglich, in einem Tage die Bezirksstadt Bugulma im Gouvernement Ssamara zu erreichen.

In Rußland macht man Wagenreisen entweder mit der kaiserlichen Post, deren Stationen meist an der Heerstraße liegen, oder mit den von den Semstwos (Regierungsbezirksverwaltungen) organisirten Fahrverbindungen. Keine der beiden Posten führt regelmäßige Fahrten aus. Man bezahlt pro Werst und Pferd drei bis fünf Kopeken, außerdem Stationsgeld, Chausseegelder und — Trinkgelder. Die Pferde sind meist gut, die Wagen immer sehr schlecht. Wir bestellen unsere Wagen

beim Semstwo, und der Obmann versichert uns, daß sie punkt fünf Uhr vor dem Hause sein werden.

Der Oberkellner, Portier, Hausknecht, Chef, Piccolo, und was sonst noch der Mann alles war, hatte uns unterdessen das Schlafzimmer parat gemacht und aus der geöffneten Thür strömt uns ein starker Petroleumgeruch entgegen. Zuerst kommt uns der Gedanke, daß hier eine Lampe zerbrochen wurde, bei näherer Besichtigung entdeckten wir, daß alle Risse in Wänden und Fußboden mit Erdöl gestrichen sind, welches hier offenbar einen unlauteren Wettbewerb mit Zacherlin betreibt. Dazu ist das Zimmer sehr heiß und hat Doppelfenster, die nicht zum Oeffnen eingerichtet sind, und wir haben so eine äußerst angenehme Nacht in Aussicht.

Da es uns durchaus nicht pressirte, in die insektentödtende Atmosphäre unseres Schlafzimmers zu kommen, ließen wir uns im geräumigen Speisesaal nieder. Der uns bedienende Universalmensch brachte in nicht allzu großer Eile ein ganz genießbares Abendessen, einen Samowar und eine Flasche Wodka oder Stolowoje Wino (Tischwein), wie der Schnaps der Bessersituirten genannt wird. Wir tranken Jeder ein Gläschen davon zur Sakußka, den Rest der Flasche ließ der stets geschäftige Kellner verschwinden und wir fanden ihn erst am folgenden Morgen wieder auf der Rechnung. Es war schon nach elf Uhr, als wir den Speisesaal verließen, um uns zur Ruhe zu begeben.

Um vier Uhr Morgens pochte Andrejeffs vielseitiger Diener unserem Wunsche gemäß an die Thür, um uns zu wecken. Es war das allerdings unnöthig, denn das schlechte Bett und die heiße übelriechende Luft ließen uns gar nicht zu einem richtigen Schlaf kommen; dazu waren die Fliegen trotz des Petroleums schon seit einer Stunde recht munter. Wir waschen uns so gut es geht mit der tropfenspendenden Einrichtung, der Kellner bringt den Samowar und wir bereiten uns Thee. Nach dem Frühstück packen wir, bezahlen die Rechnung und setzen uns im Speisesaal an ein offenes Fenster, um die Ankunft unserer Gefährte zu erwarten. Um fünf Uhr rührt sich in weiter Runde noch gar nichts, um halb sechs Uhr ebenso wenig. Wir sind daran gewöhnt, daß die Zeit furchtbar vertrödelt wird, aber die Sonne brennt schon sehr heiß und wir haben eine lange Tagereise vor uns. Endlich kurz vor sechs Uhr kommen zwei Wagen über den Platz geholpert. Einer hatte leidlich gute Pferde und sein Wagen ein ledernes Verdeck; er will mit seinen Pferden sechzig Werst fahren. Der Andere hat ein elendes Gespann und einen gleichwerthigen Wagen, in dessen Korb ein wenig schlechtes Schilfstroh liegt. Er verpflichtet sich, mit seinen Rosinanten fünfund-

zwanzig Werst zurückzulegen. Nachdem wir dem Vorsteher der Semstwo-pferde das Buch unterschrieben und vier Kopeken pro Werst und Pferd bezahlt hatten, fahren wir im Galopp zur Stadt hinaus und dann etwas langsamer über einem etwa 500 Meter langen Damm mit einer Brücke, die über einen kleinen, jetzt überschwemmten Fluß führte. Der Damm war gepflastert, aber fragt mich nur nicht wie. Unsere Reisekoffer hätten die Löcher kaum ausfüllen können und in Folge dessen war dieser Theil der Fahrt nicht sehr schön.

* * *

Jenseits des Flusses von Menselinsk ging die Route auf schlecht kenntlichen Wegen, theils zwischen Aeckern, theils durch Steppe und Wald. Es war kein Hochwald, aber doch Wald, junge Birken und zahllose Liguster, die gerade in vollster Blüthe standen und die ganze Luft mit ihrem Aroma anfüllten. Auffallend war der Unterschied in der Bodenfeuchtigkeit in den Wäldern und im offenen Felde. Im Holze war nirgends Staub, dagegen zahlreiche Pfützen und Wassertümpel; im Felde aber war der Boden voller Risse und der Weg furchtbar staubig. Ich saß im zweiten Wagen und konnte vor Staub kaum die Augen offen halten. Vergebens wurde der Rosselenker aufgefordert, einen größeren Abstand zu halten. Er versuchte es auch ein paar Mal, aber seine Pferde rannten dem Vordergespann immer nach wie die Droschkengäule auf den Standplätzen. Um halb neun Uhr sind wir in Karan angekommen und haben die ersten 25 Kilometer zurückgelegt.

Endlich nach der Monotonie des Elends ein Bild der Wohlhabenheit! Karan ist ein reiches Dorf. Vielleicht würde es besser heißen: ein sattes Dorf. Denn man sieht hier nichts von dem glitzernden Reichthum der Städte, man sieht nur einen reichen Vorrath an Allem, was zum Lebensbedarf gehört. Man sieht nirgends das zerwühlte, morsche Stroh und die schwarzen Lücken der aufgerissenen Strohdächer, schiefe Wände, abgerissene Zäune, alles ist hier ganz, sauber, macht einen Eindruck der Stärke und Sicherheit, das Stroh auf den Dächern liegt in dicken, festen Bündeln, man sieht, daß man hier damit nicht zu sparen brauchte, viele Isbas sind mit Schindeln gedeckt. Eine geschäftige Regsamkeit in Hof und Haus. An einer Stelle macht sich ein Bauer am Zaune was zu schaffen, dort sehen wir einen Anderen im Hofe mit der Mistgabel hantiren, währenddem aus dem nahen Stall das Stampfen und Scharren der Pferde vernehmbar wird, grobknochige Bäuerinnen mit Eimern, Schüsseln, Besen gehen in den Isbas aus und ein, wir hören sie nach den Kindern rufen, hier öffnet sich ein Thor

und ein junger Bursche auf einem ungesattelten Pferde eilt hurtig davon, Kinder sammeln sich auf der Straße und sehen uns neugierig zu, sie begleiten uns mit heiterem Lärm und laufen dem Wagen nach — wir sind an diesen Anblick nicht gewöhnt und erstaunt, soviel Leben und soviel Menschen in einem russischen Dorfe zu sehen. Es ist wie ein warmer Brotgeruch in der Luft und zwar der säuerliche Geruch des Roggenbrots.

Einst muß es auch auf den anderen Dörfern, wo jetzt der Hunger haust, so ausgesehen haben. Doch ist der Unterschied so groß, daß wir in jenes Elend kaum noch die alte Wohlhabenheit zurückdenken können.

In Karan ist Pferdewechsel für das eine Gespann. Der russische Bauer, bei dem wir absteigen, hat fünf Pferde im Stalle. In der sauberen Stube sahen wir ein Glasschränkchen, in der schönen Ecke mehrere Heiligenbilder, darunter ein großes in einem schweren mit Kupfer beschlagenem Rahmen, davor ein brennendes Oellämplein. Auch giebt es hier eine Theemaschine und wir lassen uns Thee bereiten, indeß die Pferde angeschirrt werden. Die Bäuerin reicht uns zum Thee vorzügliches, frisches Roggenbrot, Sahne, Butter, Eier. Unser Jamschzik bekommt außerdem einen Teller gebratener Kartoffeln mit saurem Rahm.

Woher nur auf einmal diese Opulenz? Ich frage den Hauswirth, ob hier die Bauern einen Nebenverdienst haben.

„Es giebt hier gelegentlich Fracht zum Hafen, nach Kasan, nach Ufa. Aber nicht viel. Wir sind Ackerbauern. Wir beschäftigen uns mit Getreidebau."

„Hier scheint die Ernte sehr gut gewesen zu sein?"

„Der Winter war gut, darum war auch die Ernte gut. Bei uns giebt es Wälder, darum sind auch die Ernten gut. Wir können uns nicht beklagen. Bei uns ist es gut."

„Giebt es auf dem Dorfe viel Pferde?"

„Pferde giebt es genug. Mancher hat drei Pferde, mancher vier, es giebt welche, die auch mehr haben."

„Werden hier die Felder gedüngt?"

„Wir düngen. Was soll man denn anders mit dem vielen Mist machen."

Unser bisheriger Jamschzik bemerkt seinerseits:

„Die haben es gut. Sie haben Wald. Bei uns in der Wolost Karmolinsk giebt es keinen Wald, darum haben wir auch schlechte Ernten. Bei uns geht es sehr schlimm zu. Die Leute hungern."

Als der Bauer sich auf eine Weile zu den Pferden entfernte, wandte sich die Bäuerin an uns und bat um ärztlichen Rath. Sie be-

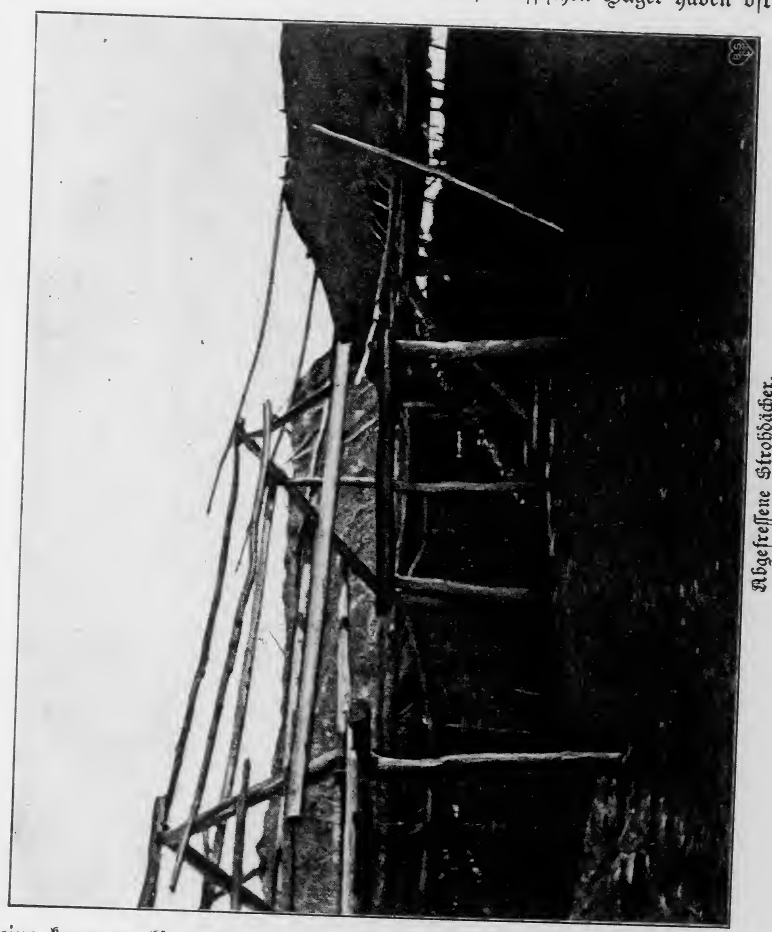
klagte sich u. A. über Kopfschmerzen und Ohrensausen. Auf die Frage, ob sie einen Fall oder Stoß erlitten, sagte sie, daß ihr Mann sie gelegentlich stark schlage und auch auf den Kopf. Sie erzählte es als etwas gewöhnliches, ohne sich zu beklagen. Als der Mann hereintrat und sie über ihr Kranksein sprechen hörte, warf er ihr einen scharfen Blick zu. Sie schwieg und entfernte sich.

Wir fuhren nun mit theilweise neuen Pferden weiter. Die Dörfer, an denen wir vorbeifahren, sehen gut aus, wenn auch nicht so wohlhabend wie Karan. Es waren russische und tatarische Ansiedelungen darunter. Man empfindet es fast als physische Erleichterung, nach dem vielen gräßlichen Elend, den starren, stumpfen, verzerrten, todtenbleichen Gesichtern, den öden Dorfstraßen und der lautlosen Kirchhofsruhe endlich munteren Menschengestalten zu begegnen. Eine junge Bäuerin kommt vom Bach, wo sie Wasser schöpfte. Sie ist hoch, schlank, munter und schreitet mit den zwei vollen Eimern, die ihr auf einem Schulterjoch zu beiden Seiten hängen, leicht und graziös aus, als wenn sie die Last gar nicht spürte. Sie bleibt stehen, deckt sich mit der linken Hand die Augen gegen die Sonne und sieht uns lange nach. In dieser Gegend sehen auch die Getreidefelder viel üppiger aus. Es gab eine gute Ernte und es wird wohl auch keine schlechtere in diesem Jahre geben.

Aber bald hörte das Idyll auf. Plötzlich, wie in einer Laterna magica, ändert sich das Bild. Es erscheinen wieder die aufgerissenen Strohdächer und die Dorfstraßen werden menschenleer. Der Wald wurde immer spärlicher und bald hörte er gänzlich auf.

Das erste Dorf, in dem wir Umschau halten, heißt Aroslan. Es ist hier genau so, wie im Regierungsbezirk Spassk. Das Maß des Elends ist voll und das hat alles gleich gemacht. Wüßten wir nicht, daß wir mehrere hundert Kilometer zu Wasser und zu Lande gereist sind, um von Romadan hierher zu gelangen, könnten wir glauben, daß wir uns noch immer in dessen nächster Umgebung aufhalten. Fast jede Isba, in die wir eintreten, birgt Skorbutkranke. Einige berichten, daß sie schon mehrere Monate krank sind. Im Hause des Chantimer Michomotschin wurde uns erklärt, daß seit fünfzehn Tagen jede Unterstützung ausbleibt. Es fällt besonders die Zahl der kranken Frauen auf. Und dann das uns so sehr bekannte Lied: keine Futtermittel, kein Vieh, schlecht bestellte Felder 2c. Das alles kennen wir schon. Ich glaube, wir haben das tiefste materielle Elend gesehen, das es giebt, schlimmer kann es gar nicht sein. Ganze Familien ohne Nahrung, ohne Kleidung, ohne schützendes Obdach — darüber hinaus bleibt nur noch ein thierisches Dasein.

Wir fahren weiter. Solange wir Wald hatten, war der Boden feucht und wir sahen viele saftige Wiesen. Seitdem der Wald aufgehört hat, ist der Boden trocken und wir bekommen wieder viel Staub. Die Landschaft ist ein sanftes Hügelland. Diese russischen Hügel haben oft



Abgefressene Strohdächer.

eine kaum merkbare Steigung, sie sind aber ungemein weit. Die endlose Hügelkette zu durchqueren scheint nie ein Versuch gemacht worden zu sein. Der Weg schlängelt sich in zahllosen Windungen am Fuße des Gebirges. Aber so sorgfältig er auch jede Steigung zu vermeiden sucht, kommt man doch streckenweise einige Meter hinauf, dann wird der Weg schief, denn von einer Kunststraße ist keine Spur, der Wagen

neigt sich sehr bedenklich zur Seite und man muß sich mit beiden Händen festhalten, um nicht bei der raschen Galoppfahrt hinausgeschleudert zu werden.

Nach einigen Stunden Fahrt, um zwei Uhr Nachmittags, hatten wir wieder Gespannwechsel. Diesmal ist es ein Tatar, der die Post hält. Seine Behausung sieht sehr armselig aus. Nach einer kurzen Rast fahren wir weiter. Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns herab und der Staub ist sehr lästig, besonders für den zweiten Wagen. Damit Jeder in den richtigen Genuß tritt, wechseln wir mit dem Vorfahren ab.

Wir sehen fast keinen Wald mehr, dagegen viel unbebautes Land. Es ist das Steppengebiet des Gouvernements Ssamara. Die Trockenheit muß hier thatsächlich sehr bedeutend gewesen sein. Wir begegnen öfters ausgetrockneten Sümpfen. Je weiter man in das Gouvernement Ssamara hineinkommt, desto trostloser sehen die Felder aus.

Eine Zeit lang fahren wir durch ein breites Thal, durch das sich ein wasserarmer, brauner Fluß in vielen Windungen schleicht. Rechts und links ist das Thal durch kahle Höhenzüge begrenzt. Raben und Krähen machen das einzige Geräusch, keine Singvögel, keine blöckenden Herden, selten das schwache Wiehern eines halbverhungerten Pferdes. Auf dem westlichen Rücken stehen hintereinander zwei Pferde, völlig regungslos, wie aus Stein, ihre Silhouetten heben sich schwarz und gespensterhaft von dem wolkenlosen Himmel ab. Die Entfernung der Dörfer ist sehr groß, die Wege völlig menschenleer.

Wir fahren an einer Ansiedelung vorbei. Eine halb verfallene Hütte mit dem Rest eines Strohdachs, eine zweite ohne Dach und Fenster. Der frühere Besitzer ist entweder gestorben oder hat sie verlassen. Hier passirte uns etwas, woran wir uns nur mit Bedauern erinnern. Unsere Wagen fahren des Staubes wegen in bedeutender Entfernung voneinander, beide in sausendem Galopp. Als nun der erste Wagen vorbeifuhr, war an den Hütten nichts zu merken, sie schienen menschenleer. Kaum aber erreichte der zweite Wagen, in dem Dr. Lehmann saß, die Stelle, als aus einer der Hütten ein alter, weißbärtiger Tatar eilig hervorkam, an den Wagen lief und mit verzweifelten Geberden zu flehen schien, sein Haus zu betreten. Freund Lehmann versucht sich dem Kutscher verständlich zu machen, damit er das Vordergefährt anruft und zum Stehen bringt; doch der tatarische Kutscher versteht das Russisch nicht minder schlecht, als es mein wackerer Reisegenosse spricht; indessen stürmen die Pferde davon. Erst beim nächsten Pferdewechsel, viele Kilometer weit von der Stelle, erfuhr ich von dem

Vorfall. Wer weiß, welches Elend den Greis bewogen hat, uns um Hilfe anzuflehen, und wie lange Zeit noch vergehen mochte, bis ein anderes Gefährt an seiner verfallenen Hütte vorbeisaust?

In dieser Gegend sehen wir viel Flugsand. In weiter Ferne erscheint es wie ein bläulicher Nebel. Es ist aber nichts als große Staubwolken, die, wenn man näher herankommt, Himmel und Erde in eine graue Masse vereinigen, Reiter und Roß einhüllen, den Horizont verbergen und wie eine undurchdringliche Wand erscheinen. Auf ihrem langsamen Fortschreiten breiten diese Wolkenmassen ein dickes Polster auf die Erde, bedecken den gepflügten Acker, die bereits aufgehende Saat mit einer Sandschicht, aus der das spärliche Gras kaum noch zu sehen ist — jedes keimende Leben wird dadurch erstickt.

Der Tatar, der mir als Jamschzik dient, heißt Chairula Chaibabulin. Es ist ein mageres, bewegliches Männchen in einem zerrissenen Lodenmantel, dessen breite Schöße ihn fast doppelt umwickeln. Er rutscht unaufhörlich auf dem Sitzbock und spricht in dumpfen tatarischen Guturallauten zu seinen Pferden. Auch die russischen Jamschziks haben die Gewohnheit, in ihre Pferde hineinzureden. Man hört es ohne Unterlaß: „No, no—o, Schimmel, he, da, Fuchs, vorwärts, Grauer (Peitschenhieb). No, no—o, ihr Faulenzer, rührt euch, he, he.“ . . . . Wenn aber der Jamschzik sich vom Sitzbock hebt, die Zugleinen straffer anspannt, mit der Zunge schnalzt und ausruft: „He, ihr Täubchen!“ dann stürmen die Gäule wie rasend davon.

Von diesem Chairula Chaibabulin erfahre ich Folgendes: Mehr als die Hälfte der Felder seien unbestellt geblieben. Die Aussaat fehlte. Der Bauer — sein Name ist Oblokoff —, bei dem er jetzt als Knecht dient, sei ein sehr reicher Bauer. Er sei der reichste Bauer in der ganzen Umgegend. Gewöhnlich lasse er 120 Deßjatinen Acker bestellen, diesmal aber habe er blos 60 bestellt. Die 180 Bauernhöfe des Dorfes hätten jetzt zusammen nur 80 Kühe und höchstens 100 Pferde. Viel Vieh sei umgefallen. „O, Herr, viel ist umgefallen!“ Bei seinem Wirth allein seien 12 Pferde umgefallen — „also weil das Futter nicht ausreichte.“ Die Regierung habe Pferde gegeben, für das ganze Dorf zwei Stück. Das sei aber alles noch nichts gegenüber den Zuständen in seinem Heimathdorf. Dieses befinde sich in der Jeroklinskaja Wolost. „Bei uns ist eine Noth, kaum wiederzugeben. Da giebt es nichts als lauter Arme.“ Von 96 Bauernhöfen hätten nur 30 Pferde. „Herr, wir sind fünf Menschen zu Hause. Ein Pferdchen war da, eine Kuh, sechs Stück Schafe, eine Ziege — alles fertig!“ Ob er seine Steuern gezahlt habe? Nein, die großen Steuern habe er nicht gezahlt, aber

die Semstwosteuern habe er bezahlt, 1 Rubel 80 Kopeken. Er habe sein Pferd nicht verkauft, es sei umgefallen, weil kein Futter mehr war. Er habe blos die Haut abgezogen. Die Bauern, die keine Pferde haben, miethen sich, um die Felder zu bestellen, bei ihren Nachbarn Pferde, wofür sie dann die Hälfte der Ernte abzugeben haben. Auf den kleinen Dörfern könne man aber überhaupt keine Pferde kriegen, da versuchen es die Bauern, mit dem Spaten ein Stückchen Ackerland zu bearbeiten. Ob Kranke da wären? „O, Herr, viele Kranke giebt es. Verschiedene Krankheiten sind da: mancher hat Skorbut, manchem hat es die Beine abgenommen, mancher hat den Durchfall, mancher liegt im Fieber.“

Wir begegnen Auswanderern. Eine ganze Familie zieht durch die Steppe. Frau und Kinder ziehen den mit den Habseligkeiten beladenen Wagen, der Mann reitet auf einem elenden Rosse hinterdrein. Alle zerlumpt und bis zum Aeußersten abgemagert.

Auf dem letzten Pferdewechsel vor Bugulma kam es zu einer erregten Szene. Erst gab es Schwierigkeiten mit der Auszahlung der Jamschzziks. Jeder von ihnen hatte vier Rubel zu beanspruchen. Wir hatten aber nicht so viel Einzelgeld, um Jedem seinen Theil besonders zu bezahlen, und da sie blos Knechte waren, während die Pferde demselben Bauern gehörten, so bezahlten wir sie gemeinsam und gaben ein Fünfrubelstück und drei einzelne Rubel. Das wollte aber erst gar nicht gehen. Es dauerte ziemlich lange, bis wir ihnen klar gemacht haben, daß $4 + 4 = 8$ und daß $5 + 3$ ebenfalls 8 gleich sind. Nun blieb aber noch das obligate Trinkgeld zu erledigen. Ich gab Einem von den Jamschzziks, einem jungen Burschen, einen Silberrubel, damit er ihn wechseln lasse. Er entfernte sich schleunigst. Wir tranken Thee, dann ging ich hinaus, um nach dem Rechten zu sehen. Im Hofe stürzt ein alter Tatar auf mich zu und händigt mir für einen Rubel Kleingeld aus. Nach einigen Minuten kommt er wieder. „Herr!“ — „Was willst Du?“ — „Den Rubel.“ — „Welchen Rubel?“ — „Den ich gewechselt habe.“ — „Ja, hast Du denn den nicht gekriegt?“ — „Nein!“ — „Ich habe ihn aber dem Burschen gegeben!“ — „Ich habe nichts gekriegt.“ Indessen sammelte sich um uns ein Haufen Tataren, die eifrig gestikulirten und in ihrem Kauderwelsch laut schrieen. Die Gesellschaft sah nicht gerade vertrauenerweckend aus. Ich lasse den Jamschzik, dem ich den Silberrubel gegeben habe, kommen. Der Aufruhr um mich herum steigert sich mit jedem Augenblick. Es ist ein derartiges Durcheinander von Stimmen, daß man nichts mehr verstehen kann. Der junge Jamschzik leugnet mir ins Gesicht, daß er das Geld erhalten habe. Er zieht seine schmierige Geldtasche heraus und zeigt allen Leuten, daß

er darin nichts mehr habe, als die drei Rubel, die ihm für die Fahrt ausgehändigt wurden. Nun ziehe ich meinerseits einen Rubel heraus und gebe ihn dem anderen Jamschzik: „Hier hast Du einen Rubel Trinkgeld. Verstanden? Der Rubel gehört Dir. Niemand soll was davon abkriegen. Das ist ausschließlich Dein Eigenthum. Ich schenke Dir einen Rubel.“ — „Danke schön, Euer Wohlgeboren! Seien Sie unbesorgt, von mir kriegt Niemand was.“ Ich wollte damit den Unbetheiligten zeigen, daß es mir nicht auf den Rubel ankommt. Doch, wie ich bald merkte, gab es hier keine Unbetheiligte, sondern das Ganze war eine abgekartete Sache, eine Aufführung mit vertheilten Rollen.

Ich wende mich an den alten Tataren, der mir das Kleingeld gebracht hat. „Wer hat Dir den Auftrag gegeben, den Rubel zu wechseln?“ — „Der da!“ Er zeigt auf einen mir gänzlich unbekannten Tataren. Ich halte mich nun an diesen. „Wer hat Dir den Auftrag gegeben?“ — „Der da!“ Er zeigt auf einen Dritten. „Hast Du von ihm auch den Rubel gekriegt?“ — „Nein.“ Ich wende mich an den Zuletztgenannten. „Wer hat Dir den Auftrag gegeben, den Rubel zu wechseln?“ So ging es durch mehrere Zwischenglieder, bis die Reihe an den jungen Burschen kam, dem ich den Rubel zum Wechseln gegeben habe. „So! Der hat den Rubel. Ich habe ihm den Rubel gegeben. An ihn haltet Euch. Ich aber kenne Euch Alle gar nicht. Ich kenne nur Diesen da, dem habe ich einen Rubel gegeben. Mit dem rechtet. Wir haben uns genug mit Euch aufgehalten. Einspannen! Wir wollen weiter fahren.“

Das gab nun ein Halloh! Einige fuhren den halbgeschirrten Pferden in den Zaun, andere liefen, um das Thor zu schließen, die Uebrigen drängten sich an mich heran, fuchtelten mit den Armen und schrieen aus vollem Halse. Mein Freund sah sich die Situation von der Seite an und sie erschien ihm ein bischen kritisch. Nicht ohne Annehmlichkeit dachte er an den geladenen Revolver, den er in der Hosentasche barg. Nun war es nöthig, die letzten Trümpfe auszuspielen.

Ich setzte mich in Positur, mit gespreizten Beinen, die eine Hand in die Seite gestützt mit gebogenem Arm, und begann mit überlauter Stimme, wie die russischen Tschinowniks zu den Bauern zu sprechen pflegen:

„Was ist denn das?! Das ist ja hier eine Diebesbande, eine Räubergesellschaft! So werden hier Reisende aufgenommen? Was treibt Ihr, Ihr Hallunken?! Wartet nur, ich werd' Euch! Wo ist der Starosta? Her mit dem Starosta! Ich will den Starosta haben!“

Das schien nicht ohne Wirkung zu bleiben. Die Stimmen dämpften sich, man tuschelte. Nun trug ich erst recht auf. Ich hörte auf nichts, wollte nichts hören und schrie in Einem fort:

„Den Starosta her! Wo bleibt der Starosta? Wird's denn endlich? Ihr Schufte müßt ins Loch! Sibirien ist für Euch noch nicht genug. Solche Kanaille! Her mit dem Starosta! Den Starosta will ich haben!"

Da geschah etwas Unerwartetes. Der junge Kerl, dem ich den Rubel zum Einwechseln gab, griff in seinen Busen, zog einen schmutzigen Lappen heraus, wickelte ihn auseinander und brachte meinen blitzblanken Silberrubel zum Vorschein, den er sofort und schweigend dem alten Tataren, der mir das Kleingeld überbrachte, darreichte. „Ja, seht Ihr", rief ich. Niemand antwortete, sie gingen mißmuthig auseinander, einige sprachen leise auf tatarisch zu dem Burschen, der schweigend mit zusammengezogenen Brauen dastand und nur ab und zu ein kurzes Wort erwiderte.

* * *

Parvus' zornsprühende Rede hatte die Bande entschieden eingeschüchtert. Wir fuhren nun weiter. Einer der Hauptschreier, ein baumlanger Tatar, war mein Kutscher. Es war prachtvoller Vollmond und der Weg ging durch dichten Wald. Ich war sehr schläfrig, getraute mich aber nicht einzunicken, weil mir das Benehmen der Tataren im letzten Dorfe sehr verdächtig vorkam, und es gar nicht schwierig ist, einen Fremden hier spurlos verschwinden zu lassen. Ich sorgte deshalb dafür, daß mein Kutscher sich nicht allzuweit von Parvus' Wagen entfernte und hielt auf alle Fälle mein Schießzeug in der Tasche bereit. Nachdem wir den Wald verlassen hatten, ging es wieder über offenes Feld, bergauf und bergab, über die langgestreckten Ausläufer des Urals. Um Mitternacht kamen wir zu Telegraphenstangen und damit wußten wir, daß wir jetzt auf einer Heerstraße waren. Die Fahrt auf dem Staatsweg war um Vieles schlechter, als auf den schlecht markirten Feldwegen. Das Stroh in meinem Wagenkorb war durch das lange Sitzen schon stark zusammengedrückt, und ich flog jedesmal mit einem Rucke in die Höhe, wenn der federlose Wagen im raschen Tempo über die Löcher und Gräben der Chaussee rollte. Am Wege fanden sich wieder ab und zu Dörfer, und zwar russische, wie man an den großen Kuppeln der Kirchen erkennen konnte. Der Mond ist am Sinken, als ein größerer Ort in Sicht kommt. Bald haben wir ihn erreicht und in gestrecktem Galopp fahren unsere Wagen durch die breite Straße auf ein unscheinbares Gebäude zu, vor dem sie Halt machen. Es ist die Poststation von Bugulma, das Ziel unserer heutigen oder vielmehr gestrigen Fahrt. Die Strecke beträgt 150 Werst und es ist zwei Uhr Morgens.

Die Station liegt mitten im Orte. Nach längerem Klopfen öffnete ein hagerer Mann in den mittleren Jahren die Thür. Wir entlohnten

unsere Kutscher und traten in ein geräumiges dreifensteriges Zimmer mit hölzernen Wänden. Ein Tisch und drei hölzerne Bänke mit Lehnen, die früher einmal gepolstert gewesen sein mögen, jetzt aber nur einen schadhaften Leinüberzug hatten, war das ganze Mobiliar. Wir waren von Kopf zu Fuß in braunen Staub gehüllt und sehr durstig. Da wir den Samowar in der späten Nachtstunde nicht anzünden lassen wollten und der Genuß des Wassers für uns wegen der Typhus- und Echinococcusgefahr gar nicht in Frage kam, waren wir dem Posthalter sehr dankbar, als er mit einer Flasche Bier aus Ssamara anrückte. Das Bier war etwas



Troika auf der Heeresstraße.

warm, aber man konnte sich doch den Staub aus der Kehle spülen. Wir machten es uns nun auf den hölzernen Sophas bequem und legten uns schlafen.

Als wir aufwachten, schien die Sonne blaß durch die Fenster. Der Posthalter stand mitten im Zimmer und frug nach unseren Wünschen. Wir bestellten einen Samowar und Waschwasser. Er erschien bald darauf mit einem großen Kruge und goß uns daraus über die Hände. Das Waschen war nicht ganz überflüssig, da sich allein in unseren Bärten gewaltige Staubmassen niedergelassen hatten. Unser Haupthaar hatten wir, soweit solches vorhanden war, durch unsere Reisemützen aus weißer Leinwand gegen Verstaubung geschützt. Nach dem Waschen kam der

Samowar und wir frühstückten von dem Inhalt unseres Bastsackes: Brot und Oelsardinen.

Bugulma ist eine Bezirksstadt im Gouvernement Ssamara, hat 8445 Einwohner, breite, ungepflasterte Straßen mit meist niedrigen hölzernen Gebäuden, ein Gerichtsgebäude, ein Gefängniß und ein Krankenhaus. Dieses wollen wir jetzt besuchen. Es hat sich ein starkes Gewölk zusammengezogen und der Wind heult und treibt mächtige braune Staubwolken durch die Straßen, so daß man kaum einige Schritte weit sehen kann. Dazu blitzt und donnert es unaufhörlich. Wir gehen in der uns angegebenen Richtung. Der Weg führt über einen Bach, der von Fußgängern auf einem schmalen Brette überschritten wird, während die Wagen durch das Wasser fahren müssen, und finden uns bald nicht mehr zurecht. Eine modern gekleidete Dame, die in der Hand ein großes Kouvert mit aufgedrucktem rothen Kreuze trägt, begegnet uns. Auf unsere Frage bringt sie uns auf den richtigen Weg.

Das Krankenhaus ist eine ziemlich umfangreiche Anlage und besteht aus mehreren Blockhäusern, die in einem großen Garten liegen. In einem dieser Blockhäuser hält der Arzt Sprechstunde. Im Vorplatz und auf der Treppe ist alles dicht gedrängt mit Bauern jeden Alters und Geschlechts besetzt. Wir treten in den Ordinationsraum. In dem geräumigen Zimmer sitzen an einem langen Tische der Arzt, ein Feldscher und zwei Feldscherinnen, von denen eine das Tatarische beherrscht, die alle Zigaretten rauchen. Alle sind sehr beschäftigt und man nimmt von uns zuerst keine Notiz. Der Arzt war ein noch jüngerer Mann, der die Sache sehr ernst zu nehmen schien. Nach einiger Zeit kam er auf uns zu und sagte in gutem Deutsch: „Wie kommen Sie hierher, was wollen Sie hier, speziell bei mir?" Unsere Antworten schienen ihn nicht ganz zu befriedigen. Er meinte, es sei doch merkwürdig, wenn zwei Ausländer in diese abgelegene Gegend kämen; da müßten doch ganz besondere Gründe vorhanden sein. Das Erstaunen war aber auf meiner Seite, als er mir sagte, er habe mich vor einigen Jahren an einer deutschen Universitätsklinik gesehen. Das stimmte ganz genau, aber ich hätte mir niemals träumen lassen, in dieser abgelegenen Gegend einem Menschen zu begegnen, der mich kennt. Sonst hatte der Herr nichts von der Zuvorkommenheit seiner russischen Kollegen an sich. Er behandelte uns sehr kurz und lud mich gar nicht ein, sein Spital zu besichtigen. Es schien mir, daß er während seines Aufenthalts im Ausland die höhere Kultur nicht nur von der vortheilhaften Seite kennen gelernt hat.

Wir wollten nun nicht länger stören und machten uns auf den Rückweg. Unterwegs traten wir bei einem Krämer ein. Als uns die

junge Verkäuferin ein Glas mit Pfeffermünztabletten vom Schranke holte, glitt es ihr aus der Hand und fiel klirrend zu Boden. Der im Laden anwesende Chef verhielt sich dabei völlig passiv. Kein Wort des Tadels ging über seine Lippen, sein Gesicht bewahrte dieselbe gleichmäßige Ruhe, die es vorher hatte. Möglicherweise wird er ihr nach unserem Weggang ein Privatissimum über den Fall lesen, auf jeden Fall aber bewahrte er vor uns Fremden seine Würde und zankte sie nicht, wie ich es unseren heimischen Sitten gemäß bestimmt erwartet hatte.

Das Gewitter hat sich unterdessen verzogen. Es hat nur wenige Tropfen geregnet und die Sonne scheint wieder. Wir gehen deshalb auf die Poststation, um Pferde für die Weiterreise zu bestellen. Der Postmeister führt uns auf den Hof, damit wir uns einen passenden Wagen aussuchen sollen. Die Auswahl ist nicht groß. Es sind die gewöhnlichen leichten, hölzernen Wagen mit hölzernen Achsen. Federn giebt es nirgends. Das Vordergestell ist mit dem Hintergestell durch einige Stangen verbunden und darauf ruht der Weidenkorb, in dem der Fahrgast mittelst etwas Stroh verpackt wird.

Die Pferde sind meist klein und häßlich und starren vor Schmutz. Sie haben einen langen Schweif und eine lange Mähne, die aber oft nicht flattern, sondern mit Hilfe des Schmutzes eine starre filzige Masse bilden. Dabei sind sie sehr zäh und ausdauernd. Es ist oft erstaunlich, wie ein Thier, das nicht viel größer ist als ein Kalb, einen Mann in allen Gangarten trägt. Die tatarischen Pferde, die hier von den Bauern meist verwendet werden, sind durchaus verschieden von den schwarzen russischen Pferden, die man in Petersburg und Moskau so häufig sieht, jene schönen kräftigen Thiere, die unter dem Namen Orloffer Traber bekannt sind.

Wir suchten uns den Wagen aus, der uns als der beste erschien, und ließen ihn als Troika, das heißt mit drei Pferden bespannen. Während des Anspannens, das sehr lange dauert, begeben wir uns wieder in das Posthaus, um uns durch Speise und Trank für die Reise zu stärken. An der Wand ist die von den Semstwos festgesetzte Fahrordnung angeschlagen, der ich folgende Bestimmung entnehme:

„Der Fahrgast kann den Jamschzik nicht zwingen, weiter als eine Station zu fahren.

Die Fahrgeschwindigkeit auf der Chaussee beträgt 12 Werst pro Stunde. Auf den anderen Wegen sind zu fahren 10 Werst im Sommer und im Winter, 8 Werst im Frühling und im Herbste.

Die kaiserlichen Feldjäger werden immer 15 Werst auf der Chaussee, 12 Werst auf allen Wegen und zu jeder Jahreszeit gefahren.

Zum Umspannen auf der Station darf bei Tag nicht mehr als 15 Minuten, bei Nacht nicht mehr als 30 Minuten verwendet werden.

Sollte ein Pferd unterwegs oder auf der folgenden Station umfallen und es wird bewiesen, daß es dadurch geschehen ist, daß der Fahrgast den Jamschzik gezwungen hat, mehr als eine Station oder schneller zu fahren als die Vorschrift ist, so wird von dem Schuldigen für das abgehetzte Pferd eine Summe erhoben, die für diesen Fall mit dem Posthalter vereinbart ist (65 Rubel)."

Aus dieser Verordnung geht hervor, daß der Kutscher sich niemals weigern darf, den Befehl des Fahrgastes auszuführen. Nur wenn ein Pferd dabei zu Grunde geht, hat der Fahrgast für den Schaden aufzukommen.

Um die Mittagszeit fuhr unsere Troika von der Poststation ab, um uns durch das Gouvernement Ssamara weiter nach Süden zu befördern. Eines der letzten Häuser von Bugulma war ein großes scheunenartiges Blockhaus, vor dem viele Bauern versammelt waren. Es war eines der Arbeitsnachweisbureaus, die an mehreren größeren Orten des Hungergebiets gebildet wurden, um Arbeitsgelegenheit nach auswärts zu vermitteln. Als wir weiterfuhren, begegneten wir mehreren größeren Trupps von Landarbeitern, die mit Bündeln beladen in langen Kolonnen der Bezirksstadt Bugulma zuschritten. Die Straße führt auf eine Anhöhe durch ein Gehölz. Hier liegen noch gewaltige Schneemassen, trotzdem die Sonne schon seit einer Reihe von Tagen ganz barbarisch brennt. Nachdem wir das Gehölz hinter uns hatten, kamen wir auf die Chaussee. Es ist eine sehr breite, offenbar militärisch angelegte Straße, die auf einem Höhenzug sich in pfeilgerader Richtung hinzieht. Auf jeder Seite ist ein breites Trottoir und diese werden von je zwei Reihen großer Birken beschattet. Die Chaussee selbst ist in dem denkbar verwahrlosesten Zustand. Keine Spur von Pflege wurde ihr zu Theil. Der Fahrdamm ist voll Gräben, Furchen und Löchern und ebenso die Trottoirs. Die Birken sind an vielen Stellen verdorrt und noch öfter abgeholzt und wahrscheinlich in die Oefen der hungernden und frierenden Bauern gewandert. Kein Mensch geht oder fährt auch auf dieser Chaussee. Wer dieses Weges ziehen muß, benützt das daneben liegende Land, und es hat sich auch auf beiden Seiten ein harter Weg ausgebildet. Auch unser Kutscher schimpft auf den schlechten Weg und verläßt dann mit unserer Zustimmung diese staatliche Einrichtung, um auf Umwegen über die Dörfer besser und rascher zum Ziele zu kommen. Der Feldweg, den er einschlug, war auch viel besser, aber das Terrain war sehr hügelig. Er fuhr aber trotzdem sehr gut. Kurze steile Berge nahm er immer im

Galopp und dann gings weiter im flotten Trabe, das heißt im Trabe läuft in der Troika nur das mittlere Pferd, das in der Duga geht, die beiden „Ausläufer" galoppiren stets. Kurz vor der nächsten Station geht's einen langen steilen Berg hinunter und das Mittelpferd kann den Wagen nicht mehr halten. Bremsvorrichtungen giebt es nicht und die ganz lose angeschirrten Ausläufer können überhaupt nicht zurückhalten. Wir rasen also in sausendem Galopp den Berg hinab auf das Dorf zu. Zum Glück kommt an einer Krümmung des Weges eine offene Wiese. Auf diese fährt unser Kutscher hinaus und in einem großen Bogen eine Anhöhe hinauf, wodurch das Gefährt zum Stehen kommt. Kaum sind wir wieder auf dem Wege, als der Wagen zum zweiten Male Herr über das Mittelpferd wird. In rasendem Tempo passiren wir eine schmale, mit hölzernen Geländern versehene Brücke. Wir sehen schon die Katastrophe vor Augen, aber die Pferde zwängen sich dicht zusammen und ihrer Geschicklichkeit haben wir es hauptsächlich zu verdanken, daß wir die schmale Passage ohne Unfall überwinden. Die Troika rast weiter durch die breite, menschenleere Dorfstraße und hält bald darauf vor der Station.

Der Pferdehalter ist hier ein Bauer. Die Pferde müssen erst von der Weide geholt werden. Er lädt uns deshalb ein, in sein Haus einzutreten und bewirthet uns mit Quaß, und zwar mit echtem, für den wir ihm, in Ermangelung eines Besseren, sehr dankbar waren. Wir finden hier eine Beschreibung des Weges bis zur nächsten Station. Es heißt da:

„Bei der 5. Werst kommt ein Berg. Beim Hinunterfahren bremsen.*

Bei der 8., 10., 13., 16., 18. und 26. Werst sind große Gräben mit Brücken.

Auf der 11. Werst ist ein kleiner Bach mit zwei Brücken.

Auf der 27. Werst beim Abfahren bremsen; dann kommen zwei große Gräben und ein Bach mit Brücken."

Wir machten uns eine Notiz davon, fanden aber, wie es sich bald herausstellte, daß das Verzeichniß der Hindernisse damit noch nicht erschöpft war. Nach einem längeren Aufenthalt in der Bauernstube, der zum großen Theile mit ärztlichen Konsultationen dahinging, trat unser neuer Kutscher herein und meldete, daß angespannt sei. Die Luft war drückend schwül und wir gaben unserer Befürchtung Ausdruck, daß es bald regnen werde. Der Bauer lächelte ungläubig. Dieses Jahr regne

---

* Soll wohl heißen: Das Pferd in der Duga zurückhalten, da ja, wie gesagt, eine Bremsvorrichtung nicht vorhanden ist.

es nicht, sobald sich ein Gewitter zusammengezogen habe, verjage es der Wind wieder. Schließlich gab er uns aber doch ein Schafleder und eine Filzdecke mit auf den Weg.

Der Kutscher hatte gute Pferde. Wir versprachen ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er rasch fahren würde. Er versprach es zu thun und er fuhr uns die ersten 15 Werst ausgezeichnet. Dann erhob sich am südlichen Horizont ein brauner Streifen, der immer breiter wurde. Der Wind erhebt sich zum Sturme und in kurzer Zeit sind wir in dichte, schwarzbraune Massen eingehüllt, daß wir die Augen nicht öffnen können. In richtiger Ahnung des Kommenden ziehen wir unsere Mäntel an, setzen uns auf das Schafleder, damit das Sitzstroh nicht naß wird und decken uns mit der Filzdecke zu. Kaum sind wir damit fertig, dann geht es auch schon los und wie! Es goß wie mit Kübeln und hagelte große Eisstücke dazwischen. Die dicke Filzdecke hielt dem Guß Stand, aber das Schafleder unter uns spielte uns einen Streich. Das Wasser, das mir an der Außenseite des Mantels abfloß, sammelte sich, dem Gesetz der Schwere huldigend, in der von mir in das Sitzleder eingedrückten Mulde und in kaum einer Minute hatte ich ein zwar etwas kühles aber ziemlich bequemes Sitzbad. Die improvisirte Sitzwanne war natürlich sehr rasch gefüllt, das überfließende Wasser suchte sich einen Ausweg und fand ihn auch, nämlich durch meine Beingehäuse in die Stiefel, so daß ich mich neben dem Sitzbad auch noch eines ausgiebigen Fußbades erfreuen konnte. Mehr kann man nicht verlangen. Wir thaten es auch nicht, bekamen es aber doch reichlich, nämlich in Gestalt von Koth, der sich theils als dünnflüssiger schwarzer Brei, theils in zähen Brocken von den Rädern und Pferdehufen loslöste und unaufhörlich über uns ergoß und dabei bei Freund Parvus, wie er mir, den Mund abwischend, berichtete, nur edle Theile traf. Bei mir traf er auch unedle Theile und als wir auf der nächsten Station angelangt waren, sahen wir aus wie ein paar Neger, die in einen Morast gefallen sind. Der Regen hatte schon längst aufgehört, aber die Wege waren in einem trostlosen Zustand. Ueberall hatten sich tiefe Gräben und Spalten gebildet, in denen schwarze Bäche flossen. Trotz des aufgeweichten Bodens fuhr der Kutscher meistens Galopp und es gelang ihm, die folgende Station mit nur 20 Minuten Verspätung zu erreichen.

Die Pferde dampften und die hintere Achse des Wagens war zerbrochen, so daß der Wagen sehr breitspurig dastand und wahrscheinlich bald in Stücke gegangen wäre. Während des Umspannens reinigen wir uns nothdürftig auf der Station und bestellen einen Samowar. Außer uns ist auf der Station noch ein tatarischer Kaufmann mit seinem Sohne.

Sie haben hier das Gewitter abgewartet und wollen heute nicht mehr weiterfahren.

Sobald der neue Wagen bespannt ist, fahren wir weiter. Der Schmutz von Rädern und Hufen spritzt nach wie vor und um zehn Uhr Abends erreichen wir unsere vorletzte Station. Hier haben die Semstwos keine Pferdestation und wir werden von unserem Kutscher zur Reichspost gefahren. Das Gebäude unterscheidet sich nicht von den früheren Poststationen und Bauernhäusern, nur steht auf der Straße ein schwarz und weiß angestrichener Pfahl, an dem eine Tafel mit dem russischen Adler und die Aufschrift „Kaiserliche Poststation“ angebracht ist.

Wir hören hier, daß es noch 36 Werst bis Buguruslan sind und daß der Zug nach Ssamara um fünf Uhr Morgens geht. Der Posthalter will uns überreden, hier etwas zu schlafen und später zu fahren, er wolle uns schon rechtzeitig zum Zuge expediren. Wir haben aber mit der russischen Pünktlichkeit unsere Erfahrungen gemacht und beschließen deshalb, direkt nach der Eisenbahnstation zu fahren. Die Nacht ist sehr dunkel und es fällt ein feiner Regen. Der kaiserlich-russische Postwagen ist durchaus nicht besser als die anderen Wagen, in denen wir bis jetzt gefahren sind. Er hat nur ein aufklappbares Verdeck als Schutz gegen Regen. Dieses Verdeck besteht aus einem hölzernen Rahmen, über den ein Leder gespannt ist und ist so niedrig, daß man sich stark bücken muß, um nicht bei jeder Unebenheit des Weges mit dem Kopf an den Rahmen zu stoßen. Die Fahrt wird in Folge dessen sehr unbequem, von Schlaf ist da keine Rede. Der Kutscher, ein junger Bursche mit blonden Haarsträhnen, redet fortwährend mit den Pferden in einer hohen singenden Stimme. So geht es fort durch Felder und Dörfer und zum Schlusse durch eine größere Ortschaft. Es ist Buguruslan. Der Bahnhof ist noch drei Werst weiter und wir lassen uns direkt dorthin fahren. Um 2¼ Uhr Morgens bekommen wir wieder Eisenbahnschienen zu Gesicht, die ersten seit Nischni-Nowgorod.

Die Bezirksstadt Buguruslan ist eine Station der großen sibirischen Eisenbahn, die von Moskau über Ssamara, Ufa, Omsk nach Irkutsk geht und bald bis zum Stillen Ozean vollendet sein wird. Unsere Station liegt zwischen Ssamara und Ufa. Da der Zug nach Petersburger Zeit abgeht, so bleiben uns noch bis zur Abfahrt reichlich drei Stunden zum Ausruhen übrig. Der Boden des Schalterraums war dicht bedeckt mit schlafenden Muschiks und eine große Anzahl lagen auf dem unbedeckten Perron und schliefen in ihren Schafpelzen trotz des feinen Regens und der Kälte. Wir gingen in den Wartesaal der ersten Klasse und schliefen dort, Einer auf einer hölzernen Bank, der Andere auf dem Fußboden,

bald fest ein. Als wir aufwachten, war vom Zuge noch nichts zu bemerken. Wir wuschen uns an einem Brunnen und kauften Billets. Der Zug würde heute nicht viel Verspätung haben, hieß es. Das war natürlich relativ zu verstehen, denn die fahrplanmäßige Abfahrtszeit war schon längst vorbei, als die Lokomotive in grauem Morgennebel in Sicht kam. Wir hatten Billets für die zweite Klasse genommen, aber die Wagen waren mit Schlafenden vollständig überfüllt und eine entsetzliche Luft hatte sich während der Nacht darin angesammelt, so daß wir beschlossen, bis Ssamara die erste Wagenklasse zu benützen, um so mehr, als es uns darauf ankam, unter Tags möglichst frisch und leistungsfähig zu sein. Der Schaffner wies uns ein schönes leeres Koupé an, und wir schliefen einige Stunden prächtig. Als wir aufgewacht waren, hielt der Zug auf einer größeren Station. Der Kondukteur rief 35 Minuten Aufenthalt aus und wir gingen an das Buffet, um uns etwas zum Essen zu verschaffen. Wir bekommen auch sehr gut gekochten Sterlet mit Pilzen, Kapern und Tomatensauce. Nach kaum zehn Minuten läutet es. Wir denken erst, das geht uns nichts an, denn 35 Minuten Aufenthalt sind in Rußland eher 36 als weniger, gehen aber trotzdem auf den Perron und sehen, wie unser Zug sich bereits im schönsten Gange befindet. Wir konnten gerade noch den letzten Wagen erreichen. Der Schaffner erklärte auf Vorhalt, er habe auch nicht gewußt, daß der Zug heute weniger Aufenthalt habe, das könne man nie wissen.

Der Schaffner war sonst sehr selbständig, denn die Nachzahlung, die wir auf unser Billet zu leisten hatten, überließ er unserer eigenen Schätzung und war mit dem Betrag, den wir für angemessen erachteten, völlig einverstanden.

Die Bahn führte nun auf einem Damm über eine große Strecke überschwemmtes Land, und um zwölf Uhr Mittags waren wir in Ssamara.

* * *

Die Fahrt von Menselinsk bis Bugulma ging hauptsächlich durch tatarische Dörfer. Von Bugulma bis Buguruslan waren es lauter russische Dörfer. Hier schien es den Leuten etwas besser zu gehen. Man traf hie und da Viehherden, die allerdings zur Größe der Wiesen in keinem Verhältniß standen, aber immerhin mehr, als im Gouvernement Kasan. Dort waren oft auf einer Weide von der Größe eines Quadratkilometers zwei bis drei Pferde. Hier sieht man auch Schafe. Ferner haben wir alles zusammen etwa ein Dutzend Schweine gesehen. Wiederholt hatten wir Hundebegleitung und einmal sahen wir eine Katze, ein ungewohnter Anblick in diesen Gegenden.

Skorbutkranke gab es auf allen Dörfern, wo wir Umfrage hielten. In mehreren wehte die weiße Flagge des Rothen Kreuzes, die an den Skorbutspitälern angebracht wird. Nach Mittheilung des Semstwoarztes in Bugulma wurden in diesem Regierungsbezirk allein 5000 Skorbutkranke registrirt.

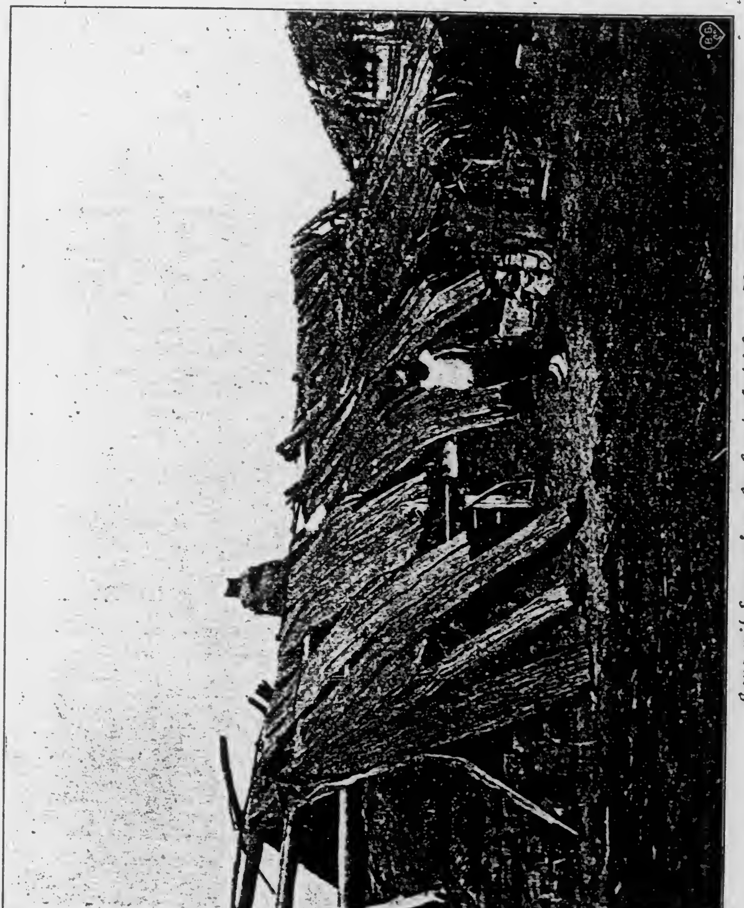
Die Auskünfte, die wir erhalten haben, unterscheiden sich in nichts von dem, was uns in anderen Orten mitgetheilt worden ist. Die bekannte Reihenfolge: schlechte Ernte, Futtermangel, Viehverkauf, Nahrungsmangel, Skorbut. Wo der Skorbut noch nicht in einer ausgesprochenen Form aufgetreten ist, äußerste Abzerrung, Kräfteerschöpfung, Anämie. Daß es innerhalb des allgemeinen Ruins auch einzelne wohlhabende Bauern geben mochte, die — wie die Gutsbesitzer — gerade aus der äußersten Noth der Bauernmasse für sich Nutzen ziehen, wollen wir nicht bestreiten, aber für den augenblicklichen Beobachter verschwanden sie in der großen Masse des Elends.

Die Bevölkerung leidet stumm und stumpf. Es ist äußerst schwer, die Leute zum Sprechen zu bringen. Sie liegen unbeweglich und starren mit halbgebrochenem Auge in die Leere, wie zu Tode verwundete Thiere. Man verzeihe den Vergleich, aber ich kenne im menschlichen Leben nichts, was man jener Geistesabwesenheit, jenem Erlöschen jedes Hoffnungsstrahls im Auge, das die Starrheit des Todes noch nicht erlangt und die Gluth des Lebens bereits verloren hat, an die Seite stellen könnte. Eines der ergreifendsten Bilder, die wir überhaupt im russischen Hungergebiet gesehen hatten, war jenes in einer elenden Hütte im Dorfe Gitscha, Regierungsbezirk Bugulma. Schon die Behausung zeigte die abenteuerlichste Form einer menschlichen Wohnung, die man sich denken kann. Auf einem niedrigen Unterbau aus Stein, offenbar Ueberreste eines zerfallenen Gebäudes, waren Erde und Moos aufgeschichtet; einige dünne Balken bildeten eine Art First, darüber lagerten lose lange Streifen Baumrinde, auch wenige morsche Bretter, manche kurze Stücke, die kaum noch Deckung gaben, andere lange, die bis zum Boden reichten, zwischen allen breite Lücken, durch die sich der Regen in Strömen ergießen konnte, als Befestigung über dieser wunderbaren Bedachung etwas Erde, aber nur stellenweise, und etliche Steine; in der Mitte des Daches ein roh aus Lehm geformter, kurzer Rauchfang. In diesem Hause, in dem man nicht aufrecht stehen konnte und dessen einzigen Lichtzugang die Lücken des Daches und die offene Thüre bildeten, lagen auf nackter Erde eine Frau und zwei Kinder. Diese Familie verbrauchte Alles, was sie hatte. Als nichts mehr übrig blieb, verließ der Bauer sein Heimathdorf und ging in die Fremde, um Arbeit zu suchen. Wo er

jetzt war, wußte kein Mensch. Mag es ihm auch gelungen sein, Arbeit zu finden — dazu mußte er viel Glück haben —, so werden doch die 15 oder 20 Kopeken Tagelohn, die er erhält, kaum ausreichen, um ihn selbst zu ernähren. Höchstwahrscheinlich aber ist er in der Masse von Bettlern und Vagabunden verschwunden, die jetzt die Städte des Hungergebiets füllen, elende Menschen, denen wir bereits in Kasan begegnet waren und die wir in Ssamara näher kennen lernen sollten. Indem der Mann fortging, hat er damit alles gethan, was er zur Rettung seiner Familie thun konnte: denn da die von der Regierung beziehungsweise vom Semstwo gewährte Getreideunterstützung die erwachsenen Männer ausschließt, so hat er durch seine Anwesenheit blos die Brotrationen der Frau und der Kinder gekürzt. Nun war er fort, was hat es genützt? Als wir die Familie sahen, trafen wir die Frau im äußersten Stadium des Skorbuts. Zersetztes Zahnfleisch, angeschwollene Gelenke 2c. Sie sah uns theilnahmslos an und sprach kein Wort. Statt ihrer erklärte der Dorfälteste die Situation. Die Kinder zeigten noch keine direkten Zeichen des Skorbuts, waren aber auffallend blutarm, bleich, mager und hatten gräßlich aufgetriebene Bäuche. Weil diese aufgeblähten Bäuche kennzeichnend sind für die reine Brotnahrung, haben wir den einen Buben nebst der oben beschriebenen Hütte photographirt. Der Frau gaben wir einen Rubel und vor ihren Augen dem Kinde 20 Kopeken — das war für diese Leute unter den gegebenen Verhältnissen ein Vermögen, zweifellos würde die Bäuerin, wenn sie nicht so heruntergekommen wäre, als Antwort dem vielen Dank und den Segnungen kein Ende finden, diesmal sprach sie kein Wort; keine Bewegung, nicht einmal ein Zucken des Mundes deutete an, daß sie des Geldes froh war, sie blieb regungslos, behielt die Münze in der Hand und starrte mit demselben stupiden, verwilderten und leidenden Gesichtsausdruck in die Leere. Das wirkte geradezu unheimlich. Wir standen beschämt da, denn es war offenkundig, daß unser Almosen hier zu spät kam und in keinem Verhältniß zur Noth stand. Auch der Dorfälteste merkte die peinliche Situation und beeilte sich, im Namen der Frau uns seinen Dank auszusprechen.

Es giebt Grenzen der Empfindsamkeit, wie auch unsere Sinneswahrnehmungen ihre Grenzen haben. Allzu scharfes Licht blendet, es erweckt nicht mehr den gewohnten Lichteindruck, sondern ein fremdes, schmerzhaftes Gefühl. Allzu starkes Geräusch betäubt. Einen ähnlichen Effekt bewirkte in uns die fortgesetzte Beobachtung der elenden, skorbutkranken Bauern — wir wurden abgehärtet, stumpf. Während der ganzen Fahrt von Menselinsk bis Buguruslan, ca. 250 Kilometer zu

Pferde, haben wir mit Ausnahme der bereits erwähnten Gruppe Karan und Umgebung kein einziges wohlhabendes Dorf gesehen. Abgerissene Dächer, verfallene Häuser, abgezehrtes Vieh und abgezehrte Menschen, Skorbut, Skorbut und immer wieder Skorbut! Unmerklich wurde es



Haus mit hungerndem Knaben (aufgetriebener Bauch).

in unseren Augen zur Norm, zu etwas Gewöhnlichem, Alltäglichem, was gar nicht anders sein konnte. Ein Gefühl des Unbehagens begleitete uns die ganze Zeit, aber nicht mehr als das. Es waren keine Eindrücke mehr, die in uns Gefühle weckten, sondern Thatsachen, die wir konstatirten.



Es liegt uns fern, die Wahrnehmungen unseres kurzen Streifzugs als maßgebend für das gesammte gewaltige Gebiet der beiden Regierungsbezirke des Gouvernements Ssamara, die wir durchquert haben, betrachten zu wollen. Wir haben aber später in Ssamara amtliche Ermittlungen kennen gelernt, deren Ergebnisse unsere Beobachtungen in jeder Beziehung rechtfertigten und verallgemeinerten.



Bauernwirthschaft und Hungersnoth in Ssamara.

Eine amtliche Hungerstatistik. — Grundbesitz und Bodenbewirthschaftung. — Waldverwüstung. — Die Besitzverhältnisse unter den Bauern. — Der bäuerliche Nebenerwerb.

Im November 1898, als bereits die Thatsache der Hungersnoth feststand, hat das statistische Amt des Gouvernements Ssamara Ermittlungen über den Nothstand angestellt. Das Amt erhielt auf seine Anfragen 605 Antworten von Behörden und ortsansässigen Persönlichkeiten aus verschiedenen Theilen des Gouvernements.

Das statistische Amt schickt seiner Darstellung der Ergebnisse dieser Enquete eine vergleichende Uebersicht der Ernteergebnisse voraus, die an sich schon kennzeichnend genug ist. Die Ernte von 1898 wird mit der des Hungerjahrs 1891 verglichen und dem fünfjährigen Durchschnitt der Jahre 1892, 1893, 1895, 1896, 1897. Danach wurden im ganzen Gouvernement durchschnittlich pro Deßjatine in Pud geerntet:

	1891	1898	Fünfjähriger Durchschnitt
Roggen	16,7	12,7	35,8
Hafer	10,3	9,3	35,7
Weizen	13,3	14,5	33,2

Der amtliche Bearbeiter erläutert diese Zahlen folgendermaßen: „Die durchschnittliche Roggenernte im Gouvernement erreichte im verflossenen Jahre nur 35,5 Prozent des Durchschnitts der letzten fünf Jahre, obwohl sich unter den letzteren ein Jahr mit bedeutender Mißernte, nämlich 1897, befand. Geschweige schon, daß die sehr scharf ausgeprägte Mißernte von 1897 noch immerhin viel günstiger war, als die heurige Mißernte, finden wir, daß selbst im Hungerjahr 1891 die Roggenernte erheblich höher war, als diesmal: der heurige Roggenertrag beträgt 76 Prozent, also nur Dreiviertel der Ernte von 1891. Mit dem Hafer steht es womöglich noch schlimmer. Die durchschnittliche Haferernte für 1898 war um 73,9 Prozent geringer, als im fünfjährigen Durchschnitt und um etwa 10 Prozent geringer, als im Hungerjahr 1891. Nur der Weizen hat in diesem Jahre eine größere Ernte geliefert, als 1891, immerhin war der Ertrag blos 40,7 Prozent des fünfjährigen Durchschnitts."

Führt man denselben Vergleich zwischen dem Hungerjahr 1891, der Ernte 1898 und dem fünfjährigen Durchschnitt nach den einzelnen Regierungsbezirken durch, so erhält man folgende Erträge pro Deßjatine:

Regierungsbezirk Bugulma. Roggen 25,0 : 11,5 : 37,5. Hafer 15,3 : 8,0 : 30,1. Für Weizen fehlen die Angaben.

Regierungsbezirk Stawropol. Roggen 28,0 : 11,8 : 47,3. Für Hafer 1891 keine Angaben, 1898 war der Ertrag 6,2, dagegen der fünfjährige Durchschnitt 36,8. Weizen 15,0 : 5,9 : 41,3.

Regierungsbezirk Buguruslan. Roggen 20,4 : 11,5 : 43,3. Hafer 17,8 : 8,1, 34,7. Weizen 18,4 : 19,8 : 36,6.

Regierungsbezirk Ssamara. Roggen 24,1 : 11,5 : 40,1. Hafer 13,0 : 7,7 : 40,6. Weizen 24,3 : 13,1 : 34,1.

Regierungsbezirk Busuluk. Roggen 10,6 : 13,0 : 33,6. Hafer 7,1 : 14,6 : 38,3. Weizen 10,5 : 21,3 : 32,9.

Regierungsbezirk Nikolajewsk. Roggen 4,4 : 12,1 : 25,5. Hafer 6,0 : 8,6 : 38,3. Weizen 6,8 : 12,5 : 26,2.

Regierungsbezirk Nowo-Usensk. Roggen 3,7 : 15,3 : 25,8. Hafer 2,5 : 7,7 : 30,9. Weizen 5,0 : 10,0 : 28,1.

Es ergiebt sich daraus:

Erstens, daß in sämmtlichen Regierungsbezirken ohne Ausnahme und in allen drei Getreidearten eine gewaltige Mißernte stattfand.

Zweitens, daß in vier Regierungsbezirken von der Gesammtzahl sieben die Noth noch viel größer sein mußte, als 1891.

Drittens, daß die Regierungsbezirke Bugulma und Buguruslan, durch die wir gereist waren, noch nicht einmal die schlimmsten waren, sondern die Zustände in den Regierungsbezirken Stawropol und Ssamara noch um ein Erhebliches schlimmer sein mußten.

Viertens, daß auch in den drei Regierungsbezirken, in denen die Ernte von 1898 relativ günstiger war, als 1891, die Erträge von den anderen Regierungsbezirken nicht bedeutend abweichen. Der Unterschied liegt mehr in der Ernte von 1891, als in jener von 1898.

Fünftens, daß die diesmalige Mißernte überhaupt einen viel allgemeineren und gleichmäßigeren Charakter trägt. Im Jahre 1891 sahen wir z. B. in der Roggenernte Gegensätze von 3,7 Pud (Nowo-Usensk) und 28,6 (Stawropol), während 1898 das Minimum und Maximum der Roggenernte blos 11,5 und 15,3 waren. Die Noth mag also 1898 in einzelnen Bezirken weniger scharf gewesen sein, als 1891, aber sie gewann umsomehr an Verbreitung.

Allein die vier Regierungsbezirke, in denen sich die Zustände gegenüber der Hungersnoth von 1891 verschlimmerten, umfassen eine ländliche Bevölkerung von rund 1 200 000. Die gesammte ländliche Bevölkerung des Gouvernements Ssamara ist 2 600 000.

Die Hauptfrage der amtlichen Hungersnothenquete war: „Bis zu welchem Termin wird die Mehrheit der Bevölkerung mit ihren eigenen Getreidevorräthen auskommen können?" Darauf antworteten 97 Kreisverwaltungen. Von diesen berichteten 62 Kreise, daß bei der Mehrheit der Bauern die eigenen Vorräthe bereits (im November!) erschöpft oder nahe dran seien: im Laufe des Dezembers und Januars müßte der Rest verzehrt werden; 13 weitere Kreisverwaltungen berichteten, daß die Vorräthe bis Februar, höchstens März reichen würden; 3 andere, daß es bis zum Frühling reichen würde; 13 fernere, daß die Vorräthe bis zur nächsten Ernte jedenfalls nicht reichen würden. Und nur aus 6 Kreisen kam die Antwort, daß die Mehrheit mit dem eigenen Getreide auskommen würde.

Außer diesen summarischen Antworten der Kreisverwaltungen trafen aus 404 einzelnen Dörfern Antworten ein. Das statistische Amt faßt das Ergebniß dieser einzelnen Ermittlungen folgendermaßen zusammen: „Genau die Hälfte dieser 404 Dörfer befindet sich in einer Lage, wonach die Mehrheit ihrer Einwohner schon im Laufe der Monate Dezember bis Januar ihre letzten Vorräthe verbrauchen wird, und 96 bleiben schon bis zum 1. Dezember ohne Brot, mit anderen Worten, 73,9 Prozent oder Dreiviertel werden schon bis zum Neujahr (1899) keine Nahrungsmittel besitzen. Im Laufe des Februars und März kommen zu diesen noch 35 hinzu; schließlich für 40 Dörfer wird durch die Berichte blos die Thatsache konstatirt, daß bei der Mehrheit der Bevölkerung die Getreidevorräthe bis zur nächsten Ernte nicht ausreichen werden. Die 30 Dörfer, in denen kein Getreidemangel vorausgesehen wird, verschwinden so in der Masse der Nothleidenden. Ueber die Hälfte der mit Getreide versorgten 30 Dörfer entfallen auf den Regierungsbezirk Busuluk, dagegen giebt es im Bezirk Stawropol kein einziges solches Dorf. Am frühesten trat Brotmangel ein bei der Bevölkerung der Regierungsbezirke Bugulma und Stawropol, in denen circa die Hälfte der beschriebenen Dörfer schon vor dem 1. Dezember Brotmangel litten."

Einige besonders krasse Fälle seien noch zur Charakteristik angeführt.

Im Regierungsbezirk Bugulma, Dorf Popowka, Kreis Iwanoff, „ernährte sich die größere Hälfte der Bauern seit September 1898 von der Semstwounterstützung". Aus dem Kreise Borissoglebsk wurde berichtet, daß dort „Zweidrittel der Einwohnerschaft seit dem Monat August kein Brot besaß". Im Dorfe Kulscharinowo, Kreis Almetjeff, „reichte bei der Mehrheit das Brot nur bis zum 1. Oktober". (Ueber diesen Kreis berichtete mir auch mein tatarischer Jamschzik.) Im Kreise Dimsk „besitzt die Mehrzahl schon längst, seit Oktober kein Brot".

Auch im Regierungsbezirk Stawropol sind in einer Anzahl namentlich aufgeführter Dörfer die Getreidevorräthe schon zum 1. Oktober ausgegangen und einige erhielten vom 1. Oktober an die Semstwounterstützung. Im Dorfe Allagulaff war das Brotgetreide schon im September alle und in Nowo-Matjuschkin hat das Getreide kaum gereicht, bis man mit den Erntearbeiten fertig wurde. Das Letztere will besagen, daß das Bischen, welches geerntet wurde, sofort gedroschen, gemahlen, gebacken und verzehrt wurde — für mehr reichte es nicht aus.

Aehnliche Mittheilungen liefen aus den Regierungsbezirken Buguruslan, Ssamara, Nikolajeff und Nowo-Usensk ein.

Nach diesen amtlichen Ermittlungen erscheint es nicht mehr als Uebertreibung, daß die Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung des Gouvernements Ssamara, anderthalb bis zwei Millionen Menschen, durch die Mißernte von 1898 vor das Problem des Hungertodes gestellt wurde.

Der Leser kennt schon aus unseren früheren Schilderungen, wie sich auf dieser Grundlage der Prozeß der Auflösung der Bauernwirthschaft und des körperlichen Ruins der Bauernfamilie abspielt. Die Enquete von Ssamara — die verdienstvolle Bearbeitung des Materials ist von W. W. Portugaloff — zeigt uns die Auflösung der Bauernwirthschaft in ihren einzelnen Zusammenhängen.

Das Erste, worauf der Bauer bedacht ist, nachdem er festgestellt hat, daß sein Getreidevorrath ihm nicht reichen wird, ist, sich Getreide zu verschaffen. Aber wie? Das Einfachste wäre, er kauft sich das nöthige Getreide auf Kredit. Daß die Frage der Uebertheuerung für ihn dabei keine Rolle spielt, leuchtet ein. Es ist ja die äußerste Noth, die ihn antreibt, die Frage der Rettung des nackten Lebens. Er ist deshalb bereit, jeden beliebigen Preis zu zahlen, für die Zukunft die gewagtesten Verpflichtungen einzugehen, nur wenn er jetzt den Sack Roggenmehl erhält. Wäre nun die Hungersnoth blos die Folge einer gelegentlichen Mißernte, so hätte der Bauer noch immerhin die Möglichkeit, durch Ausnützung seines Kredits sich über dem Wasser zu halten. Allein, die Dinge stehen anders. „Die Verschuldung der früheren Jahre, die besonders in Folge der Mißernte von 1897 sich vermehrt hatte, machte den Geldverleiher sehr mißtrauisch in dem Punkte, ob es möglich sein würde, die Schuld vom Bauern einzutreiben. In den Mittheilungen unserer Korrespondenten treffen wir durchweg Erklärungen von lakonischer Kürze, aber vollkommener Bestimmtheit, wonach heuer Niemand mehr Getreide auf Kredit abgiebt, da man den Schuldnern nicht mehr glaubt." „Getreide wird nur baar gekauft, weil die Verkäufer aus Furcht vor der bevorstehenden Noth,

Getreide auf Kredit nicht abgeben. — Kredit gewährt Niemand. — Von Kredit kann gar nicht mehr die Rede sein, solche Wohlthäter giebt es nicht mehr. — Kredit giebt es nicht." So lauteten die Antworten der Berichterstatter des statistischen Amtes.

Um aber Getreide für baares Geld zu kaufen, mußte der Bauer zunächst etwas verkaufen. Was? Da fand in einzelnen Gegenden eine eigenthümliche Transaktion statt. „In den südlichen Regierungsbezirken, die hauptsächlich Weizen bauen, wurde sehr oft ein vollständiger Ausverkauf der Weizenernte (ohne auch nur für Aussaat übrig zu lassen), um mit dem Erlös Roggen für den eigenen Konsum zu kaufen, konstatirt." Die einzelnen Berichte lauten: „Es wurde das für den eigenen Unterhalt nothwendige Getreide verkauft, das heißt Weizen verkaufte man und kaufte Roggen." — „Daß erst gutes Brotgetreide, das heißt Beloturkaweizen, verkauft, dagegen Roggen gekauft wird, nachher das Geld verbraucht wird und auch kein Brot mehr übrig bleibt — solche Dinge kommen ebenfalls vor." — „Das Getreide wurde verkauft, um die eigene Familie zu ernähren, und zwar wurde besseres Getreide verkauft, um schlechteres zu kaufen." Und Anderes mehr.

Der Augenblick tritt schnell heran, wo andere Gegenstände der Bauernwirthschaft zum Verkauf gelangen. „Der wirthschaftlich schwache Bauer hielt vor nichts zurück, um es auf den Markt zu bringen und sich Brot zu verschaffen: es wurden ganze Gebäude verkauft, Holz, Reisig, Koumeths, Aussaatgetreide, Geflügel, Nutz- und Arbeitsvieh, Land wurde in Pacht gegeben, Ackerland wie auch Wiesen u. s. w. Aber das vorzüglichste Objekt zum Austausch gegen Brot war das Vieh." Ferner wird mitgetheilt, daß einen exorbitanten Umfang der Ausverkauf des Mobiliars — der Ackergeräthe wie der Hausgegenstände — angenommen habe. Daß dabei die Preise aller Gegenstände und vor Allem des Viehes in horrender Weise sanken, ist selbstverständlich und wird durch zahlreiche Mittheilungen bestätigt. So werden denn in der Enquete eine ganze Reihe von Dörfern genannt, in denen viele Bauern ihr letztes Viehstück verkauft haben. Das Alles war — man beachte es wohl — bereits im November 1898, also im Anfang des Winters. Daraus kann man sich eine Vorstellung machen, wie sich die Dinge weiter entwickelten.

Als wir Mitte Mai 1899 Ssamara besucht hatten, waren im Gouvernement, trotzdem das Semstwo bereits seit Ende September 1898 Getreide an die Bauern vertheilte, 25 000 Skorbutkranke amtlich registrirt.

* * *

Das Gouvernement Ssamara ist das wichtigste Getreidegebiet des Wolgabassins. Es verlohnt sich deshalb, auf die landwirthschaftlichen Zustände dieser Provinz näher einzugehen. Die Statistik des Semstwo giebt uns darüber reichliche Aufschlüsse.

Schon die Entstehung dieser Statistik ist kennzeichnend. Die unmittelbare Veranlassung zur Errichtung eines ständigen statistischen Bureaus seitens des Gouvernements war nämlich die „Mißernte" oder richtiger die Hungersnoth von 1879/80. Das Bureau hat bis dato acht Bände einer allgemeinen Statistik veröffentlicht — je einen Band für die einzelnen Regierungsbezirke und eine allgemeine Uebersicht für das Gouvernement — außerdem mehrere Jahrgänge landwirthschaftlicher Uebersichten.

Das Gouvernement Ssamara umfaßt ein Gebiet von 137176 Quadratwerst, es ist also größer als ganz Süddeutschland sammt dem Königreich Sachsen. Seine landwirthschaftliche Fläche beträgt 13689191 Deßjatinen. Die Bevölkerungsdichtigkeit betrug in den achtziger Jahren 19 Personen pro Quadratwerst. Die Semstwostatistik bemerkt dazu: „Gewiß würde das Gouvernement Ssamara von einer doppelt so großen Bevölkerung besiedelt sein können, wenn seine landwirthschaftliche Bevölkerung eine intensive rationelle Kultur betrieben hätte; aber bei der üblichen äußerst extensiven Kultur, die eine doppelt große Ackerfläche erfordert, würde eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung zweifellos einen erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung zur Auswanderung nöthigen."

Die Vertheilung der landwirthschaftlichen Fläche nach dem Grundbesitz zeigt folgende Uebersicht:

Von der gesammten landwirthschaftlichen Fläche gehören

dem Staate	11,2	Prozent
der Krone	6,3	„
der Kirche und den Klöstern	0,4	„
adeligen Gutsbesitzern	13,2	„
Gutsbesitzern aus der Kaufmannschaft und dem Bürgerstand	8,4	„
den Bauerngemeinden	60,5	„

Dreifünftel der landwirthschaftlichen Fläche gehören also den Bauerngemeinden, aber auch von dem Rest, zumal den Ländereien des Staates und der Krone wird der weitaus größte Theil an die Bauern verpachtet, so daß die gesammte Betriebsfläche der Bauerngemeinden auf 77,3 Prozent des Ganzen angegeben wird. Dieser Prozentsatz erhöht sich noch ganz bedeutend, wenn man den unter Wald befindlichen Boden abzieht, geschweige schon von den eigenthümlichen Formen des Gutsbetriebs, wie wir sie im Gouvernement Kasan kennen gelernt hatten. Die Getreideproduktion dieses Gebiets liegt also in den Händen der Bauern.

Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Sieht man von den deutschen Kolonisten mit 8,7 Prozent der Gesammtzahl (man zählte 180422 Deutsche) ab, so kommen noch die Tataren mit 10,2 Prozent und mehrere kleinere Völkerschaften in Betracht. Die russische Stammbevölkerung bildet 70 Prozent.

Der Boden dieses immensen Gebiets ist Schwarzerde, gemischt mit Thon oder Sand. Die Dicke der Bodenschicht ist verschieden. Als größte Zahl werden 140—175 Zentimeter angegeben, als niedrigste 14—18 Zentimeter; die häufigsten Messungen ergeben 35—70 Zentimeter.

Auf die Frage nach dem Ackerbausystem weiß uns die Statistik des Gouvernements Ssamara nur folgende Auskunft zu geben.

„In früheren Zeiten war im Gouvernement die Steppenwirthschaft (wilde Feldgraswirthschaft) verbreitet, aber in der letzten Zeit (bezieht sich, wie sämmtliche Angaben, auf die achtziger Jahre) dringt die Dreifelderwirthschaft mit Düngung selbst in ein solches Steppengebiet wie der Regierungsbezirk Busuluk. In der Gegenwart ist eine ungeheure Mannigfaltigkeit der angewandten Ackerbausysteme. Diese Mannigfaltigkeit ist nicht etwa durch Erwägungen über die Vortheilhaftigkeit dieses oder jenes Ackerbausystems im Verhältniß zur Bodenqualität, zur Bebauungsart rc. bedingt worden. Gewöhnlich geben die Bauern auf die Frage, warum ihre Felder so bunt aussehen, die Antwort: „Wir haben schon alles versucht . . . Alles gedeiht schlecht. Jetzt versuchen wir es einmal in der Art — wer weiß, was daraus wird."

„Die Unregelmäßigkeit, das Durcheinander der Ackerbausysteme — berichtet weiter die Statistik — wächst in der Richtung von Nord zu Süd. Die Buntfelder, Ein- und Zweifelder, betragen im Regierungsbezirk Bugulma blos 1,1 Prozent." Dagegen:

Regierungsbezirk	Buguruslan	6,2	Prozent
„	Stawropol	11,0	„
„	Ssamara	16,7	„
„	Busuluk	19,8	„
„	Nikolajewsk	60,4	„
„	Nowo-Usensk	68,0	„

Der Rest des Ackerlandes steht unter Drei- und Vierfelderwirthschaft.

Man kann also den russischen Bauer wenigstens in diesem Gebiet nicht als überzeugten beziehungsweise routinirten Anhänger der Dreifelderwirthschaft annehmen. Vielmehr kann hier von einem Ackerbausystem überhaupt nicht gut die Rede sein, es sei denn, daß man die Systemlosigkeit selbst zum System erhebt. Es ist ein blindes, ungeregeltes, durch keine wissenschaftlichen Kenntnisse geläutertes Tasten und Suchen

nach der vortheilhaftesten Bebauungsart des Bodens. Das Einzige, was sich festhalten läßt, ist, daß ein allgemeiner Drang zur Erweiterung des **Körnerbaus** stattfindet, der ohne Fruchtwechselsystem zur Erschöpfung des Bodens führen muß.

Wie steht es mit der **Düngung** des Bodens, deren bereits oben Erwähnung gethan wurde? Die Statistik berichtet:

„Im Regierungsbezirk Ssamara wird Düngung der Felder in vielen Gemeinden des nördlichen und in einigen des zentralen Gebiets angewandt, die zusammen 15 Prozent sämmtlicher Gemeinden dieses Regierungsbezirks ausmachen.

Im Regierungsbezirk Busuluk ist, trotz der bedeutenden Erschöpfung des Bodens, nur die Düngung der Gärten und Hanffelder allgemein verbreitet.

Im Regierungsbezirk Buguruslan ist die Düngung der Felder in 10 (zehn!) Gemeinden des Nordens eingeführt.

Im Regierungsbezirk Stawropol werden von 200 Dörfern in 76, also 37 Prozent, die Felder gedüngt, wenn auch ungenügend: es werden meistens die den Ansiedelungen zunächst liegenden Parzellen gedüngt.

Endlich im Regierungsbezirk Bugulma werden in 92 Gemeinden **Versuche** mit der Düngung der Felder gemacht."

Diese Angaben lassen sich aus einer anderen Quelle vervollständigen. Im Jahrgang 1887 der vom russischen Ackerbauministerium herausgegebenen landwirthschaftlichen Jahresberichte finde ich die Ergebnisse einer von diesem Ministerium 1884 unternommenen allgemeinen Enquete über die Verwendung von Dung. Ich entnehme daraus folgende auf das Gouvernement Ssamara bezügliche Daten:

Unter Sommergetreide wird überhaupt nicht gedüngt.

Das **gedüngte Land** bildet bei den Gutsbesitzern 0,4, bei den Bauern 0,7 Prozent des gesammten Ackerlandes.

Auf eine Deßjatine **gedüngten Landes** entfallen durchschnittlich 3000 Pud (50 000 Kilogramm) Mist. Schwankungen: 1500—4000 Pud.

Auf eine Deßjatine des gesammten Ackerlandes entfallen 20 Pud (326 Kilogramm) Mist.

Auf 100 Deßjatinen Ackerland werden 30,9 Stück Pferde und Rindvieh gezählt.

Ueber die Anwendung anderer Dungarten als Mist wird aus diesem Gebiet nicht berichtet.

Jetzt die Frage nach dem **Ackergeräth**. „Die Mehrzahl der Bevölkerung des Gouvernements Ssamara gebraucht zur Bearbeitung des Bodens den alten ungelenken **Ssaban**. Dieser wird ganz aus Holz ge-

macht mit Ausnahme des Pflugschars und des Pflugmessers. Das Pflugschar ist ein 35 Zentimeter breites, dreieckiges Eisenstück in Gestalt eines dicken höckerigen Keils, der nur schwer in den Boden dringt. Die wesentlichen Mängel des Ssaban bestehen darin, daß das gerade stehende Streichbrett die Scholle schlecht wendet, so daß diese oft nach hinten fällt, und daß das höckerige Pflugschar einen starken Widerstand leistet. Solche Ssabane sind überall im Gouvernement verbreitet. Die bäuerliche Bevölkerung hat selbst längst die Unzulänglichkeit dieses Ackergeräths erkannt, aber sie weiß nichts Besseres an seine Stelle zu setzen. Die Bauern in den Regierungsbezirken Buguruslan, Bugulma und Ssamara sehen sich durch die Mängel des Ssabans immer mehr veranlaßt, zu der primitiven **Socha** zurückzukehren. Es macht sich ein vollständiger Rückschritt bemerkbar. Aber man fühlt sich mit diesem Zustand immerhin etwas versöhnt, wenn man erfährt, daß z. B. in den Regierungsbezirken Stawropol, Buguruslan und Bugulma alle Bauern das Roggenfeld doppelt und dreifach pflügen. Dagegen kennt die Mehrzahl der Bevölkerung im Regierungsbezirk Busuluk bis auf den heutigen Tag nur das einmalige Ackern. Kein Wunder deshalb, daß man im Regierungsbezirk Busuluk sich schon längst nicht mehr erinnern kann, eine gute Ernte gehabt zu haben." Das ist **vor der Hungersnoth** 1891 geschrieben!

Währenddem die primitiven Formen des Ackerbaus behalten wurden, stiegen die Anforderungen, welche der Bauer an die Nährkraft des Bodens stellte. Das Ackerland wurde ausgedehnt auf Kosten der Brache, der Wiesen und Weiden. Zu gleicher Zeit wurde die Aussaatmenge pro Deßjatine vermehrt. Das letztere ist bereits eine Folge der sich verringernden Ernteerträge und zugleich die Ursache einer gesteigerten Erschöpfung des Bodens. Den unter diesen Bedingungen bereits in den achtziger Jahren erreichten Zustand charakterisirt die Statistik folgendermaßen:

„Alle bäuerlichen Ackerfelder werden von der Bevölkerung selbst als ‚alter', ‚weicher', ‚ausgeackerter' Boden bezeichnet . . . Wir sehen denn auch auf unserem Boden eine welke Vegetation, eine allmälige **Ausartung der Kulturpflanzen**."

Es wird eine Verdrängung der besseren Weizenarten durch geringere, schließlich des Weizens selbst durch Roggen konstatirt. Dieser Prozeß habe schon in den fünfziger Jahren begonnen und greife unaufhaltsam um sich. „In den südlichen Regierungsbezirken hat man bis zum Hungerjahr 1883 von **Roggen** keine Ahnung gehabt — jetzt ist es auch hier ein willkommenes Brot. In den Regierungsbezirken Ssamara und Busuluk verwandelt sich Beloturka (der berühmte russische Weizen), wenn man sie auf weichen Boden sät, in zwei bis drei Jahren

in ein minderwerthiges Entartungsprodukt.“ Im Besonderen ergiebt sich aus den Berichten über die einzelnen Landestheile:

Regierungsbezirke Nikolajewsk und Nowo-Usensk: Verringerung der Anbaufläche für Weizen und Hirse. Vergrößerung für Hafer.

Regierungsbezirk Ssamara: Verringerung der Anbaufläche für Weizen, Buchweizen, Hirse, Gerste. Vergrößerung für Hafer.

Regierungsbezirk Buguruslan: Verringerung der Anbaufläche für Weizen, Buchweizen, Hirse, Gerste, Erbsen, Hanf. Vergrößerung für Hafer, Roggen, Flachs, Kartoffeln.

Regierungsbezirk Busuluk: Verringerung der Anbaufläche für Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen, Erbsen, Flachs. Vergrößerung für Hafer und Roggen.

Regierungsbezirk Stawropol: Verringerung der Anbaufläche für Weizen, Gerste, Erbsen. Vergrößerung für Hafer, Roggen, Hirse, Buchweizen, Linsen, Sonnenblumen, Flachs.

Regierungsbezirk Bugulma: Verringerung der Anbaufläche für Weizen, Buchweizen, Spelz, Erbsen, Hirse, Gerste, Linsen. Vergrößerung für Hafer und Roggen.

Unsere Statistik berichtet ferner: „Als Folge einer einseitigen und intensiven Kultur bei schlechter Bebauung des Bodens wird überall eine Ueberwucherung des Unkrauts auf den Feldern und das Erscheinen schädlicher Insekten konstatirt ... Das Unkraut wächst auf dem ganzen Gebiet des Gouvernements sehr üppig und erdrückt das Sommergetreide ... Und was am allermerkwürdigsten ist: selbst die besseren Arten des Unkrauts, die man als Futtermittel verwenden kann, werden durch schlechtere verdrängt.“

Neben der Bodenerschöpfung bewirkt die fortschreitende Entwaldung eine Verschlimmerung der Bedingungen des Ackerbaus. Wir haben ja darüber wiederholt klagen hören. Für das Gouvernement Ssamara finden wir folgende Zahlen über den Waldbesitz der Bauern (in Deßjatinen):

Regierungsbezirke	Zahl der Gemeinden, die Wald besitzen	Waldbestand nach den amtlichen Akten	Davon bereits verhauen (nach Ermittlung)	Wirklicher Waldbestand
Bugulma	241	38 104,8	17 847	20 257
Buguruslan . . .	177	67 170,7	4 597	62 573
Stawropol . . .	85	24 029	5 476,4	18 553
Ssamara	208	17 107,8	7 702,6	9 405,2
Nikolajewsk . . .	76	10 598,4	2 320	8 278
Nowo-Usensk . . .	32	8 340,3	3 326,1	5 014,2
Busuluk	263	39 192,9	4 301	34 891
	1082	204 543,9	45 570,1	158 971,4

6031 Bauerngemeinden, das sind 48,7 Prozent der Gesammtzahl, besitzen gar keinen Wald. Bei den übrigen hat sich, wie die angeführte

bezirk trifft man auf den Bauernfeldern so lange Gräben, daß der Umweg um den Graben manchmal fast 6 Werst beträgt.“

Was nun das Verschwinden von fließenden Wassern anbetrifft, so ist statistisch ermittelt worden:

Im Regierungsbezirk Stawropol sind fünf kleine Flüsse und sechs Seen verschwunden.

Im Regierungsbezirk Busuluk verschwanden vier Flüßchen und vier Seen.

Im Regierungsbezirk Ssamara verschwanden sechs kleine Flüsse.

Im Regierungsbezirk Buguruslan verschwanden zwei kleine Flüsse.

In den Regierungsbezirken Nikolajewsk und Nowo-Usensk werden viele Flüsse nur noch durch Eindämmung mit Mist kaum aufrechterhalten.“

Viele Dörfer haben in ihrer Nähe überhaupt kein fließendes Wasser mehr. Die Brunnentiefe ist 45 bis 60 Meter. Nach Mittheilungen, die uns Herr Dr. M. Gran in Ssamara gemacht hat, wurde von ihm 1893 im Regierungsbezirk Bugulma auch eine Senkung des Wasserniveaus der Brunnen festgestellt.

Die fortgesetzte Bodenausraubung und Waldverwüstung macht die Thatsache der sich regelmäßig wiederholenden Mißernten sehr erklärlich. Allein um die Hungersnoth zu begreifen, bedarf es noch vor Allem der Einsicht in die **Vertheilung des Grundbesitzes innerhalb der Bauerngemeinde.**

Das Land der Bauern im Gouvernement Ssamara ist, mit sehr geringen Ausnahmen, **Gemeineigenthum.** Dieses russische Gemeineigenthum am Grund und Boden ist bekanntlich so zu verstehen, daß der einzelne Bauer nur das **Nutzungsrecht** an seiner Parzelle hat, die ihm auf Beschluß der Gemeinde gekürzt, vergrößert, durch eine andere ersetzt und, wenn er seine Steuern nicht bezahlt, gänzlich entzogen werden kann.

Die erste Differenzirung des Grundbesitzes der Bauern in Ssamara ist durch das Befreiungswerk von 1861 geschaffen worden. Erstens wurde bei der Auseinandersetzung zwischen den Bauern und Grundherren in den verschiedenen Gegenden des Gouvernements ein verschiedener Maßstab angewandt. So erhielten z. B. die Bauern auf Staatsland zwischen 6,8 und 15 Deßjatinen Land pro „Seele“. Zweitens haben die Bauern je nach der Kategorie der Grundherrschaft, unter der sie standen, verschieden gut abgeschnitten: am besten erging es den Bauern auf den Staatsdomänen, sie haben das meiste Land erhalten, schon minder gut daran waren die Bauern des Kronlandes, dann folgte das Gros der Bauern der Gutsbesitzer; am jämmerlichsten waren jene Bauern mit

Land bedacht, die der Operation des Loskaufs nicht zustimmen wollten, und auch hier werden zwei Arten unterschieden. So lieferte die Bauernbefreiung eine wahre Musterkarte von ärmeren und reicheren Bauerngemeinden mit einem Grundbesitz von 1 Deßjatine bis 15 Deßjatinen pro „Seele“.

Die Bauerngemeinden haben ihr Recht der Revision und Neuvertheilung der Bodennutzungsrechte in ihrer Mitte verschieden gehandhabt. Der geringere Theil, ca. 14 Prozent, hat mit dem Wachsthum der Bevölkerung eine Neuvertheilung des Bodens vorgenommen. Als Folge trat eine Verminderung der Landesantheile jedes einzelnen Bauernhofs ein. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Gemeinden begnügte sich mit einem regelmäßigen Umtausch der Parzellen, ohne eine neue Vertheilung des Landes vorzunehmen. Die Nutzungsrechte wurden innerhalb der Familie vererbt, wie unter Privateigenthum der Grundbesitz. Das Ergebniß war, da der Vermehrung der Bevölkerung hier gar keine Rechnung getragen wurde, die Bildung von besitzlosen Bauern, beziehungsweise von solchen, die keine Nutzungsrechte besaßen. Schließlich entstanden noch überall in Folge der allgemeinen Verarmung Bauern, die keine Wirthschaft besitzen, also keine Mittel, um die ihnen noch zustehenden Landestheile zu bearbeiten. Wir skizziren hier nur diese Verhältnisse, mit denen wir uns an anderer Stelle näher beschäftigen werden, um die innerhalb der Bauerngemeinde eingetretene Differenzirung zu erklären.

Sehen wir uns nun an, wie sich das Schlußergebniß nach der uns vorliegenden statistischen Aufnahme in den achtziger Jahren darstellt.

Bauernhöfe, die keine Landantheile mehr besaßen, wurden 21 606 gezählt mit einer Bevölkerung von 59 266. Dazu kamen 3719 Höfe von „Ortsansässigen“, das heißt von Bauern, die aus dem politischen, beziehungsweise fiskalischen Verband der Bauerngemeinde ausgetreten waren, die mit ihren Angehörigen eine Bevölkerung von 21 556 ausmachten. Beide Gruppen der Besitzlosen zusammen: 25 325 Bauernhöfe, 80 822 Personen.

Die Gesammtzahl der Bauernhöfe, denen Landantheile gehörten, war 324 528. Davon waren aber nur 71,8 Prozent im Stande, ihr Land mit eigenem Inventar vollständig zu bearbeiten. Dagegen haben 10,3 Prozent nur einen Theil ihres Landes bestellen können, 7,4 Prozent waren genöthigt, fremdes Inventar zu miethen, und schließlich 10,5 Prozent haben ihr Land überhaupt nicht mehr bestellen können.

Gewiß haben die Bauern die Möglichkeit, Land zu pachten, die sie auch, wie schon früher hervorgehoben worden ist, reichlich ausnützen. Allein gerade den ärmeren Bauern nützt das am allerwenigsten, da sie

nicht einmal ihre eigene Parzelle bebauen können. Die wirthschaftliche Potenz des Bauern, ob er eigenes oder gepachtetes Land bearbeitet, hängt in erster Linie von seinem Viehbesitz ab. Werfen wir deshalb einen Blick noch auf diesen Faktor der Landwirthschaft.

Da wird zunächst, soweit ein Vergleich möglich, eine Verringerung der durchschnittlichen Zahl pro Kopf konstatirt. Es waren nämlich pro Bauernhof im Gouvernement:

	Nach der Zählung von 1867	Nach der Zählung von 1883/89
Arbeitspferde . . .	3,2	2,7
Schafe	7,1	6,3

Während etwa 20 Jahre hat sich die Zahl der Pferde um 0,5 pro Hof vermindert — ein sehr kennzeichnendes Merkmal des Rückgangs der Bauernwirthschaft bereits vor der Hungersnoth 1891.

Für den Betrieb des Ackerbaus in diesem Gebiet wird der Besitz von zwei Arbeitsthieren als unerläßliches Minimum betrachtet, was man gerne acceptiren wird, wenn man sich an die primitiven Ackergeräthe erinnert. Unter dieser Voraussetzung wird man folgende kurze Tabelle zu würdigen verstehen:

Von 100 Bauernhöfen, die Landesantheile besaßen, waren:

In den Regierungsbezirken	Ohne Arbeitsthiere	Mit nur 1 Arbeitsthier	Zusammen
Nowo-Usensk	20,5	14,6	35,1
Nikolajewsk	13,5	16,5	30
Busuluk	11	22,5	33,5
Ssamara	14,6	21,5	36,1
Stawropol	17	27,5	44,5
Buguruslan	10,5	20,8	31,3
Bugulma	16,1	30,7	46,8
	14,7	22	36,7

Früher wurde ermittelt, daß nur knapp 72 Prozent der landberechtigten Bauern ihre Landestheile vollständig selbst bestellen; zieht man die übrigen 28 Prozent selbst in ihrem ganzen Betrag von den soeben ermittelten 36,7 Prozent ab, so bleiben noch ca. 9 Prozent. Die Letzteren sind solche, die zwar ihr Land selbst und nur mit eigenem Inventar bestellen, aber doch ungenügend Arbeitsthiere besitzen, woraus die Schlußfolgerung gezogen werden muß, daß sie ihren Grund und Boden selbst im Vergleich zu der allgemeinen primitiven Kulturart äußerst mangelhaft bestellen; von den ebenfalls früher ermittelten 10,3 Prozent, die blos einen Theil ihres Landes bestellen, unterscheiden sie sich wohl nur dadurch, daß sie von vornherein über geringe Landparzellen verfügen.

Die absolute Zahl der Bauernhöfe, die kein oder nur ein Stück Arbeitsvieh besitzen, ist 110604, die dazu gehörige Gesammtbevölkerung wird auf rund 600000 angegeben. Früher haben wir 25325 Bauernwirthschaften mit einer Bevölkerung von ca. 81000 kennen gelernt, die kein Land besitzen. Welcher Theil von ihnen Land pachtet, läßt sich ebensowenig feststellen, wie ihr Viehbesitz. Die einzige Angabe, die uns noch die Statistik liefert, ist, daß 4490 von den obigen 25325 weder Haus noch Hof besitzen. Wenn sich also auch darunter etliche Pächter befinden mögen, so wird man doch kaum fehlgehen, wenn man im Allgemeinen diese Gruppe zu denjenigen zählt, deren wirthschaftliche Leistungsfähigkeit unter dem Durchschnitt steht.

Die wirthschaftliche Verwahrlosung und in Folge dessen die Ausplünderung des Bodens, welche in diesen unter dem Durchschnitt stehenden Bauernwirthschaften, die über ein Drittel der Gesammtzahl ausmachen, stattfanden, sind kaum zu schildern. Hier ist das ärgste Kunterbunt der Ackerbausysteme. Die Einen bauen Jahr für Jahr die gleiche Getreideart auf ihrer Parzelle — Einfeldwirthschaft. Die Anderen bilden nur besondere Felder für Sommer- und Wintergetreide — Zweifelderwirthschaft. Die Dritten bauen ohne Wahl und Unterschied mehrere Getreidearten nebeneinander — Buntfelder. Die Statistik des Regierungsbezirks Nowo-Usensk zeigt an folgenden sehr instruktiven Gegenüberstellungen den Unterschied der Bebauungsart bei den vermögenden und den unvermögenden Wirthschaftern nach Mittheilungen der Bauern selbst.

Dorf Pokrowskaja. Die reichen Bauern lassen den Boden 3 Jahre ausruhen und säen Beloturkaweizen.	Das arme Volk läßt den Boden nicht ausruhen und sät von Jahr zu Jahr russischen Weizen (geringere Qualität).
Dorf Mali-Usen. Diejenigen, welche viele Pferde besitzen, lassen den Boden 3—5 Jahre unter Feldgras und pflügen dann im Herbst.	Solche, die wenig Pferde besitzen, pflügen das gleiche Ackerstück von Jahr zu Jahr und machen zwei Felder: Roggen und Sommergetreide.
Kurilowka. Die Reichen bestellen folgender Weise: Beloturka, Sommergetreide, Roggen und unter Gras 5 Jahre.	Bei den Armen: russischen Weizen, Roggen, unter Gras 2 Jahre und dann wieder.
Krepo-Usen. Die Reichen bestellen folgender Weise: Beloturka, Roggen, Brache, wieder Weizen u. s. w., so daß sie in 8 Jahren viermal Körnerernte haben: zweimal Weizen und zweimal Roggen.	Bestellung des Feldes mit Körnerfrüchten ohne Unterbrechung: in 8 Jahren 4 Weizen- und 4 Roggenernten.
Usmarje. Unter Weizen wird im Herbst gepflügt, dann im Frühling noch einmal gepflügt und geeggt.	Unter Weizen wird nur im Frühling einmal gepflügt.
Mehrere Dörfer. Roggen kommt immer auf Brache.	Roggen kennt keine Brache, es wird nicht einmal gepflügt, sondern die Saat kommt unter „Nawolok“ (über diese absonderliche Art der Bodenbestellung weiter unten).
Djakawka. Die gepflügte Brache kommt unter die Walze. Roggen folgt auf Brache.	Unter Weizen wird im Spätherbst gepflügt, weshalb das Getreide oft gar nicht aufkommt.
Mehrere Dörfer. Unter Roggen wird zweimal gepflügt.	Unter Roggen wird einmal gepflügt oder auch die Saat kommt unter „Nawolok“ und auch das spät.
Alexaschkino. 3—4 Jahre Brache, dann ein Jahr Roggen, nachher Weizen.	Es wird dasselbe Ackerstück aufs Gerathewohl Jahr für Jahr bestellt.

Die Unterschiede springen in die Augen, sie bedürfen keines Kommentars. Die Bodenbestellung unter „Nawolok“ bedeutet: der Boden wird überhaupt nicht gepflügt, sondern die Saat wird ohne Weiteres auf das abgemähte Feld gestreut und dann geeggt, manchmal fällt auch das Eggen aus, das also bestellte Feld läßt man vom Vieh abweiden, welches dabei das Saatkorn in den Boden stampft. Wir finden hier die primitivste Form der Bodenbestellung, der wir durch Jahrtausende Kultur entrückt zu sein glaubten. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Art der Bodenkultur nur auf sehr reichem, weichen Boden bei günstigen atmosphärischen Einwirkungen eine Ernte zu erwarten ist.

Es überrascht nach alledem nicht, wenn der amtliche Bearbeiter der Statistik des Regierungsbezirks Stawropol auf Grund einer Berechnung des Brot- und Futtermittelbedarfs der Bauernwirthschaft zu folgenden Ergebnissen gelangt: „24,8 Prozent der Bevölkerung des Regierungsbezirks sammt ihrem Vieh haben in Folge ungenügenden Landbesitzes Jahr für Jahr Getreidemangel, geschweige schon, daß sie außerdem noch Mittel brauchen, um die Steuern zu bezahlen, für Kleidung, Schuhwerk, Reparatur und Ergänzung der Ackergeräthe und vieles Andere... Ferner reicht 63,2 Prozent der Bevölkerung das Getreide nur knapp zur Deckung des eigenen Bedarfs, so daß sie, um die Steuern zu entrichten und die anderen Bedürfnisse zu decken, Land pachten oder einen Nebenerwerb ergreifen müssen...“

Für die anderen Regierungsbezirke fehlen solche spezifizirten Berechnungen. Nach den oben mitgetheilten allgemeinen Angaben ist anzunehmen, daß bereits in den achtziger Jahren gut 30 Prozent der ländlichen Bevölkerung des Gouvernements mit dem eigenen Getreide selbst in guten Zeiten nicht auskommen konnten und auf den Hungeretat gesetzt wurden, wenn sie nicht genügenden Nebenerwerb fanden.

* * *

Welche Möglichkeiten hat der Bauer von Ssamara, um den ungenügenden Ertrag seines Ackers aus anderen Erwerbsquellen zu ergänzen?

Das Zunächstliegende ist die Arbeit beim Gutsbesitzer. Da wir die Gutswirthschaft einer besonderen Betrachtung unterwerfen wollen, so sei an dieser Stelle blos angeführt, daß nach der Semstwostatistik Alles in Allem 59 336 Personen als Gesinde, Taglöhner, Taglöhnerinnen 2c. auf den Gutshöfen Arbeit fanden. Da die Bauernbevölkerung des Gouvernements, die auf einen Nebenerwerb angewiesen ist, schon in den achtziger Jahren mindestens 600 000 beziehungsweise 120 000 Bauernhöfe betrug, so muß offenbar der weitaus größte Theil der bedürftigen Bauern sich einer, außerhalb der Landwirthschaft liegenden Beschäftigung zuwenden, um den Lebensunterhalt zu bestreiten.

Nach den Berichten des Gouverneurs von Ssamara gab es 1887 im ganzen Gouvernement 808 gewerbliche Unternehmungen, die 5201 Arbeiter beschäftigten. Wir bringen in Erinnerung, daß die Bevölkerung des Gouvernements über 2½ Millionen beträgt. Der Bedarf der gewerblichen Unternehmungen an Arbeitern steht auch in gar keinem Verhältniß zu der Masse des proletarisirten oder an diesen Zustand nahe herangekommenen Bauernthums. Dazu kommt, daß die gewerblichen Unternehmungen des Gouvernements eng mit der Landwirthschaft verbunden sind.

Die erste Stelle unter ihnen nimmt eine Zuckerfabrik ein, die 510 Arbeiter beschäftigt. Die Zuckerkampagne hängt selbstverständlich, zumal bei den sehr ungenügenden Eisenbahnverbindungen des russischen Ostens und der allgemeinen Wegelosigkeit, von der Ernte ab.

Noch mehr gilt das von den 106 Getreidemühlen, sowie von den 100 Oelmühlen, die Lein- beziehungsweise Hanföl und Sonnenblumenöl gewinnen.

Unter dem gleichen Einfluß stehen die 7 Branntweinbrennereien und 6 Bierbrauereien.

Alle diese Unternehmungen müssen offenbar im Falle einer Mißernte unter den steigenden Getreidepreisen empfindlich leiden. Anders die 21 Schmalzsiedereien, die zwar ebenfalls mit der Landwirthschaft eng zusammenhängen, aber im Falle einer Hungersnoth aus dem Verschleudern des bäuerlichen Rindviehs Nutzen ziehen müssen.

Die Industrie kommt also nach ihrem jetzigen Bestand als Erwerbsquelle für die bäuerliche Bevölkerung kaum in Betracht, und zwar versagt sie gerade dann am meisten, wenn ihre Unterstützung am nöthigsten ist, zur Zeit der Mißernten. Dabei haben wir noch davon abgesehen, daß nicht jeder Bauer sich zum Fabrikarbeiter eignet und der Bedarf an Arbeitern sich jedenfalls vorzüglich aus der städtischen Bevölkerung

deckt. Die industrielle Bevölkerung ist aber auch zu gering, um einen lohnenden Absatz für die Kleinprodukte der Landwirthschaft wie Gemüse, Milch, Eier, Butter, Geflügel 2c. zu bieten. Doch um letzteren Umstand zu würdigen, müssen wir die städtische Bevölkerung überhaupt in Betracht ziehen.

Die gesammte Bevölkerung des Gouvernements Ssamara wird für 1894 mit 2 765 001 angegeben, darunter in den Städten 173 112. Wie sehr diese Verhältnisse von den westeuropäischen abweichen, zeigt folgender Vergleich:

	Gouvernement Ssamara	Provinz Ostpreußen
Städtische Bevölkerung	6 Prozent	24 Prozent
Ländliche Bevölkerung	94 „	76 „

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß in Ssamara die städtische Bevölkerung größer ist, als die industrielle, während in Ostpreußen das Umgekehrte der Fall ist, da die Industrie sich auch auf dem Lande verbreitet hat; die rein landwirthschaftliche Bevölkerung umfaßt in Ostpreußen nicht ganz 60 Prozent der Gesammtzahl.

Während selbst in dem extremsten agrarischen Winkel Preußens auf ungefähr je einen Landwirth ein Gewerbe- beziehungsweise Handelstreibender kommt, den er mit Lebensmitteln zu versorgen hat, entfallen in Ssamara auf einen Städter mehr als 15 Landwirthe. Dieser Unterschied legt seinen Stempel auf den gesammten Charakter der Landwirthschaft. So z. B. hängt damit die geringe Entwicklung des Gemüsebaues im Wolgagebiet zusammen. Das bedeutet nicht nur, daß dem Bauer ein lohnender Nebenerwerb abgeht, sondern es verschärft direkt die Hungersnoth: vorgreifend sei hier erwähnt, daß der Mangel an Gemüse in der Kost des Bauern ein wichtiges Moment der Ausbreitung des Skorbuts ist.

Wir wollen hier auf diese Dinge nicht näher eingehen. Für unseren Zweck genügt es, zu konstatiren, daß das bedürftige Bauernthum des Gouvernements vorläufig weder in der Industrie noch in den Städten einen genügenden Nebenerwerb, einen Ersatz für das Manko seiner Getreideernte hat finden können.

Damit sind aber noch keineswegs sämmtliche Erwerbsquellen der Dorfbevölkerung von Ssamara erschöpft. Wir finden hier nämlich eine Gewerbethätigkeit, die aus der vorkapitalistischen Zeit übernommen worden ist. So beschränkt der Bedarf des russischen Bauern ist, so ist er doch immerhin mannigfaltig genug, um eine Arbeitstheilung eintreten zu lassen. Der Bauer braucht nicht nur Brot und Fleisch, er braucht ein Haus, Kleidung, Ackergeräth, Pferdegeschirr, Wagen, Koch-

geschirr, er hat auch einen Bedarf für Gegenstände des Schmuckes und des Genusses.

Auf dieser Grundlage hat sich seit uralten Zeiten in Anschluß an die Landwirthschaft eine gewerbliche Thätigkeit entwickelt. Oft sind es ganze Gemeinden, die ein bestimmtes Handwerk betreiben, z. B. Kohlenbrenner, Töpfer, Radmacher. Diese versorgen also die ganze Umgebung mit den respektiven Produkten. In vielen Fällen hat der Bauerhandwerker blos die Aufgabe, das in der Bauernstube hergestellte Produkt zu verbessern, Manipulationen auszuführen, die eine besondere Geschicklichkeit oder besondere Kenntnisse, oder besondere Werkzeuge erfordern, die nicht jeder Bauer besitzen und handhaben kann. Das thun z. B. die Leinenfärber, die von Dorf zu Dorf mit ihren Farbstoffen, Färbekesseln und Färbegeheimnissen ziehen, um das von den Bäuerinnen gewobene Linnen zu färben. Desgleichen die Wollescherer, Wollezupfer und Filzmacher. Auch die Zimmerer gehen auf die Wanderschaft, um die wenig kunstreichen Blockhäuser, Isbas, herzustellen.

Die Technik dieser in erster Linie von Bauern für Bauern betriebenen Handwerke ist äußerst primitiv. Sie ist in ihrem Werkzeug wie dem zu verarbeitenden Material auf das Zunächstliegende angewiesen. Vor Allem wird der Wald ausgenützt, der vom Blockhaus bis auf die Bastschuhe zahlreiche Gebrauchsgegenstände und außerdem Brennmaterial liefert. Nach der Semstwostatistik waren unter der Bauernbevölkerung des Gouvernements Ssamara 12 238 Personen mit der Gewinnung und Verarbeitung der Waldprodukte beschäftigt. Der Boden giebt Thon, Kalk, Steine. Das Vieh giebt Häute und Wolle. Endlich die Textilpflanzen Flachs und Hanf. Das ist der gesammte Umkreis jener Gewerbethätigkeit. Eisen ist ein Einfuhrartikel, der gekauft werden muß, und wird deshalb möglichst wenig verwendet. Sich möglichst ohne Eisen zu behelfen, ist die Losung dieser bäuerlichen Gewerbethätigkeit, wie gerade umgekehrt, möglichst viel Eisen die moderne Industrie charakterisirt.

Wir wollen diese Technik des russischen Bauern an einigen Beispielen illustriren.

Die Radfelgen des Bauernwagens sind aus einem einzigen Holzstück gebogen. Dadurch wird erreicht, daß man sich mit einem sehr dünnen Eisenbeschlag um das Rad begnügen kann. Um das Holz kreisförmig zu biegen, muß es erst unter Dampf gesetzt werden. Zu dem Zwecke wird es vielfach in den gewöhnlichen Bauernofen gesteckt, mit feuchtem Mist umgeben — dann wird der stark geheizte Ofen geschlossen. Man kann sich denken, was das für einen pestilenzischen Gestank giebt. Anderorts werden aber auch besondere Grubenöfen errichtet, um das Holz für Rad-

felgen und Schlittenkufen geschmeidig zu machen. Die weitere Behandlung geschieht in der Weise, daß das Holz an einem Ende fest gebunden und



Lagerplatz im Walde.

dann mittelst Stricken und einer Windetrommel fest angezogen und um eine Form gebogen wird. Eine sehr genaue Krümmung wird dadurch

freilich nicht erreicht, wie wir es bei den Rädern der Bauernwagen durch Augenschein und das ewige Rütteln auf der Fahrt haben wahrnehmen können.

Ist die Felge fertig, so braucht der Bauer nur noch folgende Werkzeuge, um das Rad fertig zu stellen: 3 Bohrer, 3 besondere Messer, 2 Stemmeisen, 1 Hammer, 1 Beil. Das ist Alles. Ein Gang Räder wird für 3 Rubel verkauft; der Verfertiger hat dabei für 1,63 Rubel Materialkosten; es bleiben ihm 1,37 Rubel, und er braucht 2 Tage, um einen Gang Räder zu verfertigen.

Etwas komplizirter gestaltet sich die Töpferei. Hier läßt sich die Errichtung eines besonderen Trockenofens nicht vermeiden. Dies ist eine sehr große, mit Steinen ausgemauerte Grube, die von unten geheizt wird. Es wird auch daneben eine besondere Arbeitsstube gebaut, das ist eine große Bauernstube, die in der Nähe der Thüre mit einer Lehmgrube versehen ist und an den Fenstern Arbeitsplätze aufweist. Der Lehm wird erst in der Grube zwei Tage lang aufgeweicht, dann auf den Boden geworfen und mit nackten Füßen zwei bis drei Stunden getreten. Folgende Werkzeuge verwendet der Töpfer: 1 Kreis, 1 dreieckiges Messer aus Holz, 1 ovalen Reifen, 1 Dreieck mit einer kleinen Vertiefung in der Mitte. Sämmtliche Werkzeuge macht er sich selbst aus Holz. An der Arbeit nimmt die ganze Familie Theil. Das fertige Geschirr trocknet erst vier Tage im Hause selbst, dann kommt es in den Ofen. Der Töpfer klettert erst in die Ofengrube hinein und legt sie mit Geschirr um sich herum aus, um aber auch noch den Raum auszunützen, auf dem er stand, steigt er zum zweiten Male mit dem Kopfe nach unten hinein, indem er sich oben bei den Beinen halten läßt. Durch dieses sinnreiche Verfahren wird allerdings eine vollständige Füllung des Ofens erreicht, oft aber auch schlägt der Töpfer mit dem Kopfe sehr unsanft an den Boden oder das bereits aufgelegte Geschirr an.

Als wir später die Wolga hinauf von Ssamara fuhren, sahen wir oft an den Ufern des Flusses das Feuer der Kalkbrennereien, die besonders Abends in Rothgluth weithin sichtbar waren. Das Verfahren ist auch hier über seine primitivste Form nicht hinausgekommen. Nur die oberen Steinschichten werden verarbeitet, zu welchem Zwecke enorme Quantitäten Holz verbrannt werden.

Elend, wie die Technik der Bauernhandwerke, sind auch ihre Erträge. Der gewöhnliche Verdienst der Saison wird mit 20—30 Rubel angegeben. Doch hängt das sehr — von der Ernte ab. War die Ernte schlecht, so schränkt der Bauer seinen Bedarf ein, und die Bauernhandwerke bekommen weniger zu thun.

Mit der Verringerung des Wohlstandes des Bauernthums unter der regelmäßig wiederkehrenden Mißernte schwindet offenbar auch der gewerbliche Nebenverdienst der Bauern. Das Bauernhandwerk leidet aber auch noch unter anderen Bedrängnissen.

Erstens kommt in Betracht die fortschreitende Entwaldung. Bei der bereits hervorgehobenen kardinalen Bedeutung des Waldes im Bauernhandwerk ein sehr wichtiges Moment.

Schon die Berichte der Semstwostatistik aus den achtziger Jahren sprechen darüber eine sehr beredte Sprache. „Früher, vor 10—15 Jahren, haben viele Bauern, und zwar ganze Gemeinden, irgend eine Hausindustrie getrieben: Gewinnung von Holztheer (Pech), Verfertigung von Bastmatten und -Säcken, Holzeimern, Holztrögen, Wagen 2c. Nunmehr werden diese Handwerke nur vereinzelt und gelegentlich betrieben, ‚wer gerade was kann‘: ‚das Holz wurde theuer — erklären die Bauern — auch muß man weit fahren, um es zu holen, es lohnt sich nicht mehr.‘ Heuer z. B. verfertigen vielleicht 3—4 Höfe in einer Gemeinde Schlitten oder Schlittenkufen, nächstes Jahr verkaufen sie nur noch Bast von Linden und Weiden, und im dritten Jahre ‚sitzen sie da und haben nichts zu thun‘." Ich entnehme diese Schilderung der Statistik des Regierungsbezirks Stawropol. Aehnliches wird auch aus den anderen Regierungsbezirken berichtet.

Während einzelne Handwerke eingehen, steigt in den anderen die Konkurrenz, da unter dem Drucke der Noth sich immer mehr Bauern einem Nebenerwerb zuwenden. „Nach den Berichten der Tataren (im Regierungsbezirk Bugulma) hat sich die Zahl der Zimmerer in der letzten Zeit zu sehr vermehrt, so daß die Arbeitsgelegenheit sich vermindert hat und die Arbeit um die Hälfte billiger bezahlt wird. In Folge dessen haben viele Tataren das Zimmerhandwerk verlassen und sich der Brettersägerei zugewendet. Vom Beginn des Frühlings und bis zum Beginn der Ernte, dann wieder vom 14. September an gehen die Tataren in ganzen Haufen fort, um Bretter zu sägen, und kommen manchmal bis 300 Werst weit von ihrem Heimathsdorf. Sie nehmen blos die Säge mit, die sie über die Schulter tragen, einen Schleifstein und einen Haken, auch etwas Brot für die erste Zeit. Die Arbeit inklusive Wanderung dauert Alles in Allem kaum mehr als zwei Monate und während der Zeit verdienen zwei Mann 20 Rubel oder 10 Rubel pro Kopf. Aber in diesem wie in den anderen Handwerken hängt der Ertrag vollständig von der Ernte ab. Es kommt vor, daß die Tataren, nachdem sie 100 bis 200 Werst durchwandert sind, nach Hause etwa 4—5 Rubel mitbringen. . . .

In Folge der großen Konkurrenz unter den Wollezupfern, die nach dem Regierungsbezirk Bugulma selbst aus den Gouvernements Kostroma und Wladimir kommen, wird dieses Gewerbe hier immer mehr eingeschränkt. ‚Es ist wohl überall Brotmangel — erklären die Bauern — deshalb lernen alle das Handwerk. Der Handwerker giebt es viele, aber die Arbeit für das Handwerk ist geschwunden'." Es wäre ein Leichtes, diese Beispiele zu vervielfachen.

Noch schlimmer ist die Konkurrenz der Industriewaaren, die von der Stadt aus in die Dörfer dringen. Der billige Kattun verdrängt nachweislich die Leinwand und raubt dadurch auch den Leinwandfärbern das Brot. Der arme Bauer kauft freilich so gut wie nichts, selbst wenn es noch so billig wäre, denn er hat kein Geld, aber der wohlhabendere kauft oft auch in solchen Fällen, wenn die Fabrikwaare theurer ist, denn sie ist besser. An Stelle der unpraktischen Bratpfanne aus Thon, die ihm der Töpfer liefert, kauft er sich eine gußeiserne, er ersetzt das plumpe, gelbe Thongeschirr durch Steingut und billigen Porzellan, auch Glas, er kauft den leichteren und praktischeren Eiseneimer statt des schweren Holzzuber 2c.

Das Handwerk war für die bedürftigen Bauern ein Mittel, sich einen Theil des Getreideüberflusses der reicheren Bauern zu verschaffen. Wie wir sehen, versiegte auch diese Erwerbsquelle sehr bedeutend schon in den achtziger Jahren. Die Entwaldung entzog diesem Handwerk den Rohstoff, die sich mehrende Konkurrenz drückte die Preise beziehungsweise die Arbeitslöhne und schließlich die mit der Eisenbahn eindringenden Fabrikwaare raubte die Kundschaft.

Statt dessen entwickelte sich freilich eine bestimmte Erwerbsquelle unter dem Einfluß der Eisenbahn zu ungeahnten Dimensionen — das Fuhrwesen. In Mitteleuropa war gerade das Umgekehrte der Fall, indem die alten Fuhrleute durch die Eisenbahn beinahe vernichtet wurden. Aber durch das ganze gewaltige Gebiet der Gouvernements Ssamara, Orenburg, Ufa gehen blos zwei Eisenbahnstränge, die vor Allem Ausfuhrwege für Getreide sind und eine bedeutende Zahl Zufuhrstraßen erfordern, auf denen das Getreide per Bauernwagen transportirt wird. Daß diesem Nebenerwerb nur jene Bauern obliegen können, deren Vieh noch leidlich gut erhalten ist, liegt auf der Hand. Nichtsdestoweniger war die Konkurrenz bereits in den achtziger Jahren so groß, daß oft die Fuhrleute kaum auf die Kosten ihrer Zehrung und der Fütterung der Pferde kamen. „Brot muß von zu Hause mitgenommen werden, sonst reicht das Geld nicht aus" — „Man kommt nur in der Weise auf die Rechnung, daß man eigenen Hafer und Heu mitnimmt und unterwegs selten zu Mittag ißt, sich mit dem trockenen Brot begnügend", so lauten die Berichte des statistischen Amtes. Die schlechten Wege thun auch das Ihrige, um dem Bauern auch diese Existenzmöglichkeit abzuschneiden. Schließlich ist seit den achtziger Jahren der Getreidehandel des Wolgagebiets stark zurückgegangen und während des eigentlichen Mißjahrs versagt diese Nebenbeschäftigung erst recht.

So ist es um den Nebenerwerb der Bauern von Ssamara bestellt. Werfen wir nun einen Blick auf die Gutswirthschaft.

Die Gutswirthschaft im Gouvernement Ssamara.

Für den Regierungsbezirk Buguruslan liegt eine besondere Bearbeitung der Verhältnisse auf den Gutswirthschaften vor im Anschluß an die allgemeine Semstwostatistik. Danach umfaßte in den achtziger Jahren der gesammte Privatbesitz an Grund und Boden im Regierungsbezirk Buguruslan 474518 Deßjatinen, das sind 29 Prozent des gesammten Grund und Bodens. Dieser Grundbesitz vertheilte sich folgendermaßen:

Umfang der Gutswirthschaft	Zahl der Gutsbesitzer	Größe der Gesammtfläche
über 10000 Deßjatinen	9	137541½ Deßjatinen
1000 bis 10000 "	80	251404½ "
350 " 1000 "	91	54651¾ "
100 " 350 "	107	21027¼ "
50 " 100 "	83	6236¾ "
unter 50 "	147	3656¼ "

Der Großgrundbesitz dominirt also über alle anderen. Wirft man die beiden Gruppen von 1000—10000 und über 10000 Deßjatinen zusammen, so erhält man 89 Besitzungen mit einer gesammten Grundfläche von 388946 Deßjatinen, oder über 4500 Deßjatinen pro Besitzung. Der Durchschnittsbesitz der höchsten Gruppe ist über 15000 Deßjatinen, also ein veritabler Latifundienbesitz. Sämmtliche neun Latifundienbesitzer sind Adelige, und dem Adel gehört überhaupt der weitaus größte Theil des privaten Grund und Bodens, nämlich knapp 382000 Deßjatinen. Nächst dem Adel folgt der Kaufmannsstand, der aber nach unserer Statistik mit 75301 Deßjatinen hinter dem Adel noch weit zurücksteht. Unter den Besitzern der untersten Gruppe sind hauptsächlich Bauern vertreten, es giebt aber darunter auch 17 Adelige und weitere 15 mit einem Grundbesitz von 50—100 Deßjatinen.

Der adelige Grundbesitz geht seit Jahren regelmäßig zurück. Ein Vergleich zwischen 1866 und 1885 führt zu folgendem Ergebniß: „Innerhalb dieser 19 Jahre hat sich die Zahl der adeligen Grundbesitzer ungefähr um ein Zehntel vermindert, der Adel verlor ein Sechszehntel seines Grund und Bodens, zugleich erhöhte sich die Durchschnittsgröße

der adeligen Besitzungen um ein Zwanzigstel." Den meisten absoluten Landverlust hatte der Latifundienbesitz, nämlich 44114 Deßjatinen, und zwar weil zwei Adelige dieser Gruppe ausschieden. Die Untergruppe des Großgrundbesitzes, nämlich 1000—10000 Deßjatinen, hat aber zugleich eine Vermehrnng um zwei Personen und 28800 Deßjatinen erfahren, so daß die Zahl der adeligen Großgrundbesitzer die gleiche geblieben ist. Den meisten persönlichen Verlust hatte der mittlere adelige Grundbesitz (100—1000 Deßjatinen), für den sich prozentual auch der Bodenverlust am schlimmsten stellt. Es betrug die Verminderung:

	der Grundbesitzer	der Bodenfläche
Adeliger Großgrundbesitz	—	4,6 Prozent
" mittlerer Besitz	20,4 Prozent	19,1 "
" kleiner Besitz	5,9 "	15,8 "

Diese Verminderung des adeligen Grundbesitzes kam hauptsächlich, ja fast ausschließlich dem Kaufmannsstand zu gut.

Immerhin ist auch jetzt noch, wie die oben angeführten Zahlen beweisen, der weitaus größte Theil des privaten Grund und Bodens im Eigenthum des Adels.

* * *

Es fehlen allgemeine Angaben darüber, wieviel Land vom privaten Grundbesitz an Bauern verpachtet wird. So viel steht fest, daß eine erhebliche Zahl Gutsbesitzer überhaupt keine eigene Landwirthschaft betreiben, sondern ihr Land verpachten. Von hundert Gutsherrschaften, für welche Mittheilungen vorliegen, haben zwanzig keinen eigenen Landbau und in einer einzigen nur wird kein Land in Pacht gegeben. Für einzelne Besitzungen werden Verpachtungen bis zu 61 Prozent des Grundbesitzes angegeben.

Wohl aber erfahren wir, daß von dem gesammten gutsherrlichen Land blos 8,6—9,5 Prozent auf eigene Rechnung unter den Pflug kommen. Das bedeutet keineswegs, daß der Rest verpachtet wird — ein großer Theil davon ist ja das übliche Brachland und viel Boden bleibt überhaupt unbenutzt. Doch genügt auch das, daß der eigentliche Gutsacker nicht einmal ein Zehntel des gutsherrlichen Landes umfaßt. Er ist im Vergleich zu der Ackerfläche des Bauernlandes verschwindend klein.

Diese Angaben über den geringfügigen Umfang der eigentlichen Gutswirthschaft werden noch durch andere bestätigt. Aus 68 Gutswirthschaften mit einem Landbesitz von 194000 Deßjatinen, also 40 Prozent des Ganzen, liegen Mittheilungen vor über die Zahl der ständigen Arbeiter, des Gesindes. Die Gesammtzahl dieser ständigen Arbeiter ist

533 Männer und 118 Frauen, das heißt auf 10000 Deßjatinen Land entfallen 27,5 Männer und 6 Frauen! Es ist interessant, wie sich das Verhältniß nach der Größe des Grundbesitzes gestaltet.

Grundbesitz	An ständigen Arbeitern pro 10000 Deßjatinen Männer	Frauen
Ueber 1000 Deßjatinen	24,4	4,5
350 bis 1000 „	64,4	26,6
Unter 350 „	75,0	19,0

Das zeigt, daß mit der Größe der Besitzung der Antheil des auf eigene Rechnung bewirthschafteten Landes sich verringert.

Zu dem gleichen Resultat gelangt man, wenn man den Viehstand der Gutswirthschaften in Betracht zieht. In 62 größeren Gutswirthschaften (über 350 Deßjatinen) entfallen durchschnittlich auf 1000 Deßjatinen landwirthschaftlicher Fläche 8,8 Pferde und 12,7 Stück Rindvieh; in 12 kleineren (unter 350 Deßjatinen) 16,8 Pferde und 20½ Stück Rindvieh.

Um auch dem Leser, der kein agrarischer Fachmann ist, den Vergleich zu ermöglichen, sei hier mitgetheilt, daß in Sachsen nach der letzten Zählung auf 1000 Hektar landwirthschaftlich benutzte Fläche 125 Arbeitspferde und 460 Stück Rinder, beide Mal vom Jungvieh abgesehen, entfielen, also fast dreißig Mal so viel Arbeitsvieh als auf den größeren russischen Gutswirthschaften.

Schon die geringe Ausdehnung des Ackerbaus in der Gutswirthschaft beziehungsweise der geringe Viehstand deutet darauf hin, daß man hier keine großen Abweichungen von der üblichen Landeskultur zu erwarten hat. Dem ist auch so. Immerhin haben der größere Grund- und Kapitalbesitz zum Effekt, daß der Landbau der Gutswirthschaft, ohne an dem allgemeinen System beziehungsweise an der Systemlosigkeit zu rütteln, rationeller betrieben wird.

Die wilde Feldgraswirthschaft ist beim Großgrundbesitz noch ziemlich vertreten. Es werden Fälle angeführt, wo das Land sechs Jahre lang unter den Pflug kommt und dann auf zwölf Jahre unter Brache gelangt. Meistens aber wird kein bestimmter Zyklus eingehalten: man nutzt den Acker einige Jahre aus und verwirft ihn dann, um ihn gelegentlich einmal — wann, entscheidet der Zufall — wieder zu verwenden.

Sonst hat das Dreifeldersystem die meiste Verbreitung.

Unter den Ackergeräthen begegnen wir auch hier dem Ssaban und der Socha. Doch giebt es auch nicht selten moderne Pflüge. Mähmaschinen sind wenig in Anwendung, dagegen hat die Dreschmaschine, meistens mit Pferdeantrieb, eine größere Verbreitung gefunden.

Die Verhältnisse der Gutswirthschaft im Regierungsbezirk Buguruslan sind durchaus keine Ausnahme, sondern nach allen Angaben, die uns vorliegen, typisch für das ganze Gouvernement Ssamara. Die Gutswirthschaft hat sich noch keineswegs vom Bauernthum losgelöst, sie fußt vielmehr im Bauernthum, sie existirt von ihm. Die Kompensationen aber, welche die Gutswirthschaft dem Bauernthum bietet, sind sehr gering. Am meisten nützt sie dem Bauernthum dadurch, daß sie ihm Land abgiebt. Das bedeutet aber für die Bauern die Entrichtung eines Pachtzinses, der sehr schwer in die Wagschale fällt, besonders wenn die Ernte schlecht ist. Auch bei der Naturalpacht, die den Bauern nur zur Ablieferung eines Theiles des Produktes verpflichtet, leidet der Bauer unter der Mißernte am meisten. Und je mehr der Boden sich erschöpft, je geringer die Erträge, je häufiger die Mißernten, einen desto größeren Antheil des Ertrags beansprucht der Gutsbesitzer, desto drückender werden die Pachtbedingungen für den Bauern.

Der Bedarf der Gutswirthschaft an ständigen Arbeitern kommt quantitativ kaum in Betracht. Ist aber die Ernte gut, dann braucht die Gutswirthschaft Tagelöhner. Dann steigen die Arbeitslöhne für kurze Zeit zu sehr bedeutender Höhe. Aber da hat auch der Bauer auf seinem eigenen Felde zu thun. Ist aber die Ernte schlecht, dann bietet auch das Gut sehr wenig zu thun, währenddem der Zudrang von Arbeitern enorm steigt.

So führt uns auch die Betrachtung der Verhältnisse der Gutswirthschaft zu der Erkenntniß, daß eine Mißernte sich für die Bauern in eine Hungersnoth auswachsen muß.

Die deutschen Kolonien an der Wolga.

Freiherr von Haxthausen über die deutsche Art der Kolonisten. — Der Ackerbau der Kolonien. — Der deutsche Bauer wird zum Kommunisten! — Zersetzungserscheinungen. — Niedergang der Landwirthschaft. — Ein anderthalb Jahrhunderte dauerndes soziales Experiment.

Freiherr von Haxthausen, der im Jahre 1842 das Gebiet von Ssamara bereiste, erzählt in seiner Reisebeschreibung:

„Gegen Nachmittag am 29. Juni erreichten wir die erste deutsche Kolonie, Schaffhausen. Schon ehe wir ins Dorf fuhren, erkannten wir die uns umgebende deutsche Atmosphäre an einigen Weibern in deutscher Bauerntracht, die vom Felde heimkehrten und *strickten*. Ich sah nie strickende Russinnen, wenigstens stricken sie nie im Freien umherwandelnd. Die Mehrzahl der russischen Bauern trägt auch keine Strümpfe, sondern umwindet die Füße mit Lappen! Im Dorfe selbst zeigten uns auch die vor den Häusern gepflanzten Bäume und die in Hecken liegenden, gut erhaltenen Gärten deutsche Sitte und Art. Die Anlagen der Gehöfte sind deutsch, die Bauart der Häuser aber ist fast russisch, mit kleinen Säulen, Galerien, Vorlauben. Die Einrichtung zeigt eine Mischung von Deutschem und Russischem; in der Ecke der Stube hängt das russische Heiligenbild, trotzdem die Leute hier Lutheraner waren. Das Mobiliar, die Betten, das Haus- und Küchengeräth, die Tracht der Leute ist deutsch. Die ursprünglichen Kolonisten kamen aus allen Gegenden Deutschlands, jeder brachte seine Kleidung, seine Sitte mit. Das ist denn hier Alles gemischt, daraus aber am Ende wieder eine konstante Sitte geworden. Nur in diesen Dörfern, wo die ersten Kolonisten aus einer und derselben Gegend sich zusammenbauten, haben sich einige besondere Sitten und Gebräuche aus der speziellen Heimath erhalten. Dies Stückchen Deutschland an Asiens Grenze, an der Wolga, macht doch einen eigenen Eindruck! Es ist nicht eine einzelne verkümmerte Kolonie, sondern ein blühendes Land mit weit über 100 000 Seelen, mit ganz deutscher Physiognomie.

„Wir hielten uns in diesem ersten Dorfe nur so lange auf, als nöthig war, um die Pferde zu wechseln. Dabei trat uns aber sogleich die Verschiedenheit der beiden Nationalitäten in kleinen Zügen frappant

genug entgegen. Wir hatten nicht mehr den gewandten, höflichen, schlauen russischen Jamschzik auf dem Bocke, der einschmeichelnd und höflich bei jedem Worte die Mütze zog, und dessen Pferde uns im Galopp von einem Dorfe zum anderen brachten; jetzt neigte sich auf demselben gemächlich der plumpe deutsche Fuhrknecht, der sich stets bedachte, ob er auf unsere Fragen die Pfeife aus dem breiten Munde nehmen und uns auch nur überhaupt antworten sollte. Von Galopp war bei den Pferden nicht die Rede, er schonte sie und forderte nur einen gemächlichen Trapp von ihnen. Dagegen war aber auch sein Anspanngeschirr solide, es saß alles fest; er brauchte nicht fünf bis sechs Mal anzuhalten, herabzuspringen, und hier einen Strick zu knüpfen, dort einen zu verlängern oder wegzunehmen u. s. w., wie wir es beim russischen Jamschzik auf jeder Station gewohnt waren! Wir fahren in einigen Stunden von Schaffhausen über Glarus, Zürich, Solothurn (das lautet doch kurios genug an der Wolga!) nach Paninskoi, wo wir die Nacht zubrachten."

Wir kamen nicht so weit nach dem Süden des Gouvernements, um die deutschen Kolonien aufsuchen zu können. Allein die uns zur Verfügung stehenden amtlichen Ermittlungen geben Aufschluß über ihren jetzigen Zustand, und die Verhältnisse sind eigenartig genug, um ein kurzes Eingehen darauf zu rechtfertigen, wie denn auch unsere Schilderung der Landwirthschaft in Ssamara ohne dies unvollständig geblieben wäre.

Diese deutschen Ansiedelungen fanden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts statt. Durch den Ukas der Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763 wurden ihnen große Flächen Land angewiesen, auch sollte jede Familie ein Haus, Vieh, Ackergeräth und Aussaat erhalten; ferner wurden sie vom Rekrutendienst befreit und für 31 Jahre wurde ihnen Steuerfreiheit gewährt. Die Wirklichkeit brachte zwar mannigfaltige Enttäuschungen, doch die Hauptsache, fruchtbarer Boden, war thatsächlich vorhanden. Die meisten Kolonisten kamen aus Deutschland, doch gab es, worauf noch jetzt die Dorfnamen Zug, Schaffhausen, Glarus, Solothurn, Zürich, Unterwalden, Luzern, Basel hinweisen, auch eine Anzahl Schweizer.

Schon Haxthausen fiel es auf, daß diese deutschen Bauern die in sie gesetzten Hoffnungen, sie werden der russischen Bevölkerung ein Musterbild der Landwirthschaft abgeben, bei Weitem nicht in dem erwarteten Maße gerechtfertigt haben. Er schrieb: „Der Ackerbau, den ich unterwegs sah, war mittelmäßig, freilich noch immer besser, als der umliegende russische, es war wenigstens ein gewöhnliches Dreifeldersystem sichtbar, aber zum Muster konnte er nicht dienen. Nur die Bestellung zu den

Tabaksfeldern war sorgfältig." So ungefähr blieb das Verhältniß bis auf den heutigen Tag.

„Der Deutsche wohnt reinlich, sauber, er ißt in genügenden Mengen nahrhafte Speisen und auch sein Vieh hält er rein und füttert gut. Bei jedem halbwegs wohlhabenden Wirth haben die Kuh- und Pferdeställe einen Dielenboden, bei den ärmeren einen festen Lehmboden; für die Schafe giebt es warme Erdhütten. In besonderer Ehre und Pflege werden die Schweine gehalten, denn der Deutsche ißt das ganze Jahr Schweinefleisch; im Herbst werden die Schweine gestochen, das Fleisch wird eingesalzen für den Winter, die Schinken werden geräuchert, Schweinefett wird statt Butter gebraucht. Deshalb werden die Schweine auch mit gekochten Kartoffeln, Mais und Kürbissen ernährt; sie erreichen ein Gewicht von 8—10 Pud." Also zu lesen in der von uns wiederholt erwähnten Semstwo-Enquete.

Die auf Einzelausfragen beruhenden Zahlen dieser Statistik zeigen aber, daß nur der Schweinebestand der deutschen Kolonisten ein bedeutend größerer ist, das aber im Uebrigen ihr Viehbesitz hinter jenem der russischen Bauern zur Zeit der Erhebung bedeutend zurückstand.

Vergleichende Tabelle des Viehbesitzes der russischen Bauern und der deutschen Kolonisten im Regierungsbezirk Nowo-Usensk.

	Auf je 10 Personen		Auf je 10 Deßjatinen bestellten Landes	
	bei den Russen	bei den Deutschen	bei den Russen	bei den Deutschen
Arbeitspferde und Ochsen	7,9	5,9	2,5	2,2
Kühe	2,4	2,3	0,8	0,8
Jungvieh	3,2	4,5	1,1	0,8
Schafe	8,1	5,1	2,9	1,8
Schweine	1,2	3,0	0,3	1,2
Vieh überhaupt	23,3	20,9	8,2	8,6
Großvieh	16,6	9,5	5,6	3,9

Hervorzuheben ist aber, daß das Vieh der deutschen Kolonisten nach allgemeinem Urtheil ein viel besseres ist, als bei den russischen Bauern.

Dagegen sind die Kolonisten in Bezug auf Feldgeräthschaften besser ausgerüstet, als die russischen Bauern. In 26,3 Prozent ihrer Wirthschaften findet man vervollkommnete Geräthe, wozu aber auch schon eiserne Pflüge gezählt werden, während bei den russischen Bauern im gleichen Regierungsbezirk Nowo-Usensk blos 16,2 Prozent der mit eigenem Inventar Wirthschaftenden solche Geräthschaften, in der Hauptsache eiserne Pflüge, besitzt. Von den deutschen Kolonisten des Regierungsbezirks

Nikolajewsk erfahren wir, daß dort nur 9,8 Prozent der Wirthschaften über eiserne Pflüge verfügen und daß sonstige vervollkommnete Geräthschaften sich nur bei 5,5 Prozent der Wirthschaften vorfinden.

Von einem rationellen Fruchtwechselsystem findet man auch bei den Deutschen keine Spur. Sie treiben einen intensiveren Körnerbau noch, als die Russen. Sie bestellen das gleiche Feld zwei, drei und vier Jahre nacheinander mit Weizen, dann wird ein Jahr pausirt und der Zyklus beginnt wieder mit Roggen. Die Feldfrüchte, die sie anbauen, sind: Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Mais, den letzteren hauptsächlich zur Schweinefütterung. In den Gärten werden Melonen und Kürbisse gezogen, außerdem in einzelnen Dörfern Rothkohl, Kohlrabi, Kamillen und Peffermünz zum Verkauf. Schließlich sei noch die Tabakkultur erwähnt und ein geringer Kartoffelbau.

So dürftig diese Aufzählung, so zeigt sie doch immerhin eine größere Mannigfaltigkeit, als beim russischen Bauern. Jedenfalls scheint es an Versuchen nicht gefehlt zu haben, die landwirthschaftliche Kultur reichhaltiger zu gestalten.

Eigenartig ist das Schicksal des Tabakbaues der deutschen Kolonisten. Die Tabakkultur entwickelte sich sehr gut und um die Mitte dieses Jahrhunderts galt sie sogar für vortheilhafter, als der Getreidebau. Schon Haxthausen schrieb: „Es wird ziemlich viel Tabak gebaut, mitunter bis 150 Pud auf die Familie. Er wird weithin an die Tschuwaschen und Mordwinen verkauft, die ihn hier selbst abholen." Das Alles ändert sich mit der Steigerung der russischen Tabaksteuer. Als vollends 1881 bestimmt wurde, daß „inländischer Tabak in Blättern nur von Personen, die Tabakfabriken und Tabaklagereien besitzen, gekauft werden dürfe", eine Bestimmung, deren fiskalischer Zweck ist, die Steuerkontrolle zu erleichtern, so wurde dadurch dem Tabakbau von Ssamara die Wurzel untergraben. Seitdem ging die Anbaufläche des Tabaks rapid zurück; sie beträgt jetzt nicht einmal 1 Prozent der Ackerfläche in den deutschen Kolonien.

Wenn aber die deutschen Kolonisten den Landbau nicht viel mehr gefördert haben, als ihre russischen Nachbarn, so haben sie anderseits mancherlei von diesen übernommen, vor Allem den Agrarkommunismus. Jawohl, diese „antikollektivistischen" deutschen Bauernschädel zeigten sich sehr wenig widerstandsfähig gegen die kommunistischen Ideen des russischen Mir, sie übernahmen sie und haben sie sogar weiter entwickelt.

Die in Rede stehende kommunistische Grundlage der Bodenbenutzung in den deutschen Kolonien besteht, wie in der russischen Gemeinde, darin, daß der gesammte Grund und Boden von Zeit zu Zeit unter die Gemeindemitglieder neu vertheilt wird. Es giebt also kein Privateigenthum

des Einzelnen an der Parzelle, sondern nur ein Nutzungsrecht auf einen Landantheil, dessen Größe von der Gemeinde stets verändert werden kann. Die neuen Auftheilungen des Landes geschehen hauptsächlich zu dem Zwecke, dem Wachsthum der Bevölkerung Rechnung zu tragen. Die Fristen, in welchen sie stattfinden, sind verschieden und werden nicht im Voraus bestimmt, sondern jedesmal nach Bedarf von der Gemeinde beschlossen. Von den deutschen Kolonien erfahren wir, daß in einzelnen derselben die Nutzungsperiode beziehungsweise die Frist zwischen Neuauftheilungen des Ackerbodens 10 Jahre nicht übersteigt und daß sie meistens 6—8 Jahre dauert.

Bei der Auftheilung des Bodens wird dasselbe minutiöse Verfahren beobachtet, wie in der russischen Gemeinde, „nur", fügt unser Gewährsmann hinzu, „zeichnen sich die deutschen Kolonien dabei durch eine größere Genauigkeit aus, die ja überhaupt dem deutschen Charakter eigen ist." Diese deutsche „Charaktereigenschaft" entpuppt sich in diesem Falle, wie ein Eingehen in die Details, mit denen wir den Leser nicht belästigen wollen, uns überzeugt, als die Fähigkeit, geschriebene Zahlen zu lesen, die allerdings dem Muschik zumeist abgeht. Neben dem Ackerboden werden auch die Gärten und Wiesen vertheilt. In den weitaus meisten Fällen wird der Boden auf die erreichte Bevölkerungszahl vertheilt. Jedes Gemeindemitglied, auch das während der Theilung neugeborene Kind, erhält seinen Antheil. Witwen und Waisen weiblichen Geschlechts erhalten den gleichen Antheil, wie die anderen, wenn sie die auf ihren Landantheil entfallenden Steuern bezahlen. Arbeitsunfähige Greise beiderlei Geschlechts erhalten von der Gemeinde eine Geldabfindung, die ihnen monatlich ausbezahlt wird, also eine Altersrente.

Unser Berichterstatter erzählt ferner: „Das kommunistische Prinzip findet bei den Deutschen eine breitere Anwendung, als bei den russischen Bauern. Es wird auf solche Wirthschaftsgebiete übertragen, dringt in solche Bereiche der menschlichen Thätigkeit, hinsichtlich deren bei unseren Bauern sich bis auf den heutigen Tag noch keine auf den Grundsätzen der Gleichmäßigkeit und der Gerechtigkeit beruhende Ordnung herausgebildet hat. In vielen Gemeinden werden das Grasmähen und das Fällen des Holzes im Walde durch kollektive Arbeit der gesammten Gemeinde verrichtet. Desgleichen ist in manchen Gemeinden die Weidenutzung zweckmäßiger und gerechter geregelt." Es wird für die Benutzung der Gemeindeweide ein Beitrag pro Kopf des Viehstandes erhoben. Das Geld fließt in eine gemeinsame Kasse, aus der die Steuern sämmtlicher Gemeindeangehörigen, auch jener, die kein Vieh besitzen, bezahlt werden. Um die Gemeindeschulden zu tilgen, wird eine entsprechende

Menge Ackerboden abgesondert und bestellt, dessen Ertrag speziell zu diesem Zwecke verwendet wird.

„Im Spätherbst, nach Beendigung der Feldarbeiten, vereinigen sich in allen Kolonien die wohlhabenden Bauern zu Genossenschaften von zehn bis fünfzehn Familien und bauen gemeinsame Erdhütten auf ihren abgelegensten Feldern, wohin sie mit ihrem Rindvieh übersiedeln, um durch kollektive Arbeit Käse und Butter zu bereiten; sie verbleiben dort manchmal bis zum Beginn der Frühlingsarbeiten." Es liegt nahe, darin eine eigenartige Modifikation der schweizerischen Sennereiwirthschaft zu erblicken.

Daß bei der Einführung der geschilderten agrarkommunistischen Grundsätze seitens der deutschen Kolonisten auch die Erinnerungen an die heimathliche Allmende, die im achtzehnten Jahrhundert in vielen Gegenden Deutschlands noch ziemlich vertreten war, mitgewirkt hat, ist wohl anzunehmen. Auch waren etliche Herrnhutergemeinden unter den Ansiedlern. Doch reicht das beim Weitem nicht aus, um die Erscheinung zu erklären. Diese deutschen Einwanderer kamen aus Gegenden mit genau geregeltem Privateigenthum am Ackerboden und ihre ganze Vorstellungsweise beruhte auf der Tradition des Privateigenthums. Auch hat die Regierung das Land in Privateigenthum des Einzelnen gegeben und eine Vererbung auf Grundlage des Privateigenthums statutarisch vorgeschrieben. Die erste Ordnung in den Kolonien beruhte also auf dem Privateigenthum. Erst nach einer langen Entwicklung, die für einzelne Gemeinden bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts dauert, wurden die Aenderungen in agrarkommunistischem Sinne vorgenommen, zu welchem Zwecke wiederholt besondere Einwilligungen der Regierung erwirkt werden mußten.

Aber man kann sich wohl denken, wie diese deutschen Bauern, und wenn sie noch so verstockte Eigenthumsfanatiker wären, unter den neuen wirthschaftlichen Verhältnissen zu agrarkommunistischen Grundsätzen gelangen mußten.

Zunächst fanden sie fruchtbares Land in Quantitäten vor, die sämmtlich unter den Pflug zu bringen über ihre physische Möglichkeit ging. Die Beschränktheit der Parzelle hörte auf. Der durch Jahrhunderte überlieferte Druck des Bodenmangels löste sich, hörte auf. Land für Jeden, so viel er mag, mehr als er bewältigen kann! Später, mit dem Wachsthum der Bevölkerung begann freilich das Verhältniß anders zu werden, aber da überall in der Umgebung noch unbeschränkte Mengen freien Landes waren, so ersuchten die Kolonisten die Regierung, ihnen weitere Landstriche abzutreten, was auch wiederholt geschah. So lange dieser Ausweg, dem

Wachsthum der Bevölkerung Rechnung zu tragen, blieb, konnte die Sorge um den Besitz der Parzelle nicht aufkommen.

Und dieses Land war von einer erstaunlichen Vegetationskraft. Man brauchte nicht zu düngen, man brauchte kaum zu ackern, und die Aussaat gedieh zur üppigen Ernte. Jenes Beliebäugeln der mageren Parzelle, jene Sucht, alles daran zu setzen, um sie fetter zu machen, die beim Kleinbauern zur Manie wird, fiel ebenfalls weg, blieb aus.

Der Bauer athmete auf. Die anerzogene und angewohnte Engherzigkeit des kleinen Landwirths, der mit Brocken wirthschaftet, begann zu schwinden.

Zu gleicher Zeit waren die Bande des intensiven Waarenverkehrs, welche diese Bauern in ihrer deutschen Heimath gefangen hielten, zerrissen. Der Handelsverkehr in jenen weltfremden Gegenden war äußerst gering. Um seinen Bedarf an Waaren, welche ihm der Handelsmarkt lieferte, zu decken, brauchte der Kolonist nur einen geringen Bruchtheil seiner Ernte zu veräußern, für mehr fand er aber auch keinen Absatz. Er wurde als Naturalwirthschafter nicht gestört, vielmehr vereinigten sich alle Verhältnisse, um ihn in dieser Eigenschaft zu befestigen.

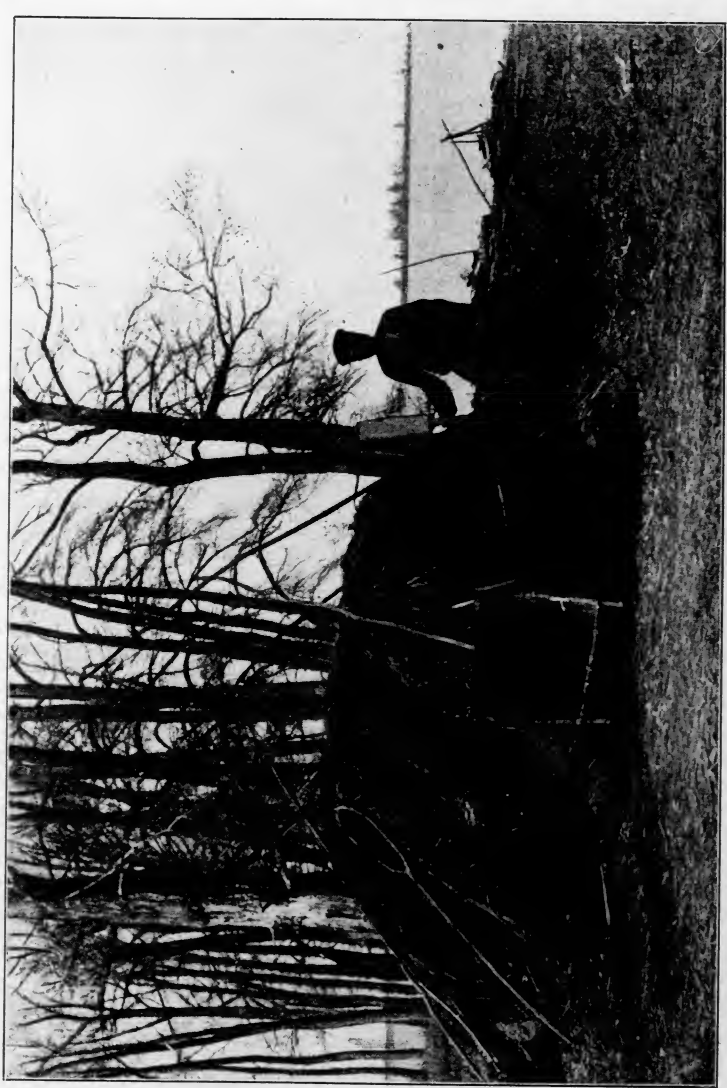
Der Preis des Grund und Bodens war äußerst gering, desgleichen die Getreidepreise. Wer es auf Geldreichthum abgesehen hat, mußte entweder allgemeinen Waarenhandel oder Geldwucher treiben. Die Verhältnisse der adeligen Gutsherren, der Leibeigene besaß, kommen für uns hier nicht in Betracht. Einige Kolonisten haben sich allerdings dem Kaufmanns- und Wuchergeschäft zugewandt. Doch die Masse der Kolonisten blieb Bauern, und soweit sie Bauern blieben, waren sie Naturalwirthschafter.

Wir fassen die Revolution in der Vorstellungsweise der deutschen Kolonisten, die dieser neue Boden und diese neue Umgebung bewirkt haben, so zusammen: Der Bauer hörte auf, Sklave des Bodens zu sein, und in dem gleichem Maße legte er das Schwergewicht auf seine eigene produktive Thätigkeit. Die Rücksicht auf die möglichst größte Sicherung des Besitzes der Parzelle trat in den Hintergrund gegenüber dem Interesse an der möglichst vortheilhaften Ausnützung der Arbeit.

Nun ist noch in Betracht zu ziehen, daß die Ansiedelung nicht in Einzelhöfen, sondern in größeren Dörfern geschah, und zwar geschehen mußte, weil man sich der Nomaden der Steppe zu wehren hatte.

Der Bauer, dessen Blick nicht mehr durch den Privateigenthumseifer getrübt war, mußte aber schnell und durch eigene Erfahrung und Beobachtung der russischen Umgebung die Vortheile der kommunistischen Grundsätze erkennen.

Schon beim Ackerbau zeigte es sich. Beim streng durchgeführten Privateigenthum hatte jeder sein Ackerland, seine Wiesen und Weiden. Der



Fischerhütte an der Wolga.

junge Boden gab etliche Jahre hindurch gute Ernten, dann versagte er. Statt ihn zu düngen, war es vortheilhafter, neues Land unter den Pflug

zu nehmen und den benutzten Boden ruhen zu lassen. Das lehrte die Umgebung. Neuer Boden war wohl vorhanden, aber er lag bereits hinter den zuerst in Besitz genommenen Feldern, weit entfernt von den Höfen. Das war um so mehr der Fall, wenn die Kolonie sich erst eine neue Zumessung von Land seitens der Regierung hatte erwirken müssen. Die Höfe waren wegen der erwähnten Gefahren nahe bei einander — „vom Kirchthurm jeder Kolonie kann man fast alle übrigen sehen", heißt es für die allerdings wenig zahlreichen Kolonien im Regierungsbezirk Nikolajewsk — um so entfernter vom einzelnen Hofe waren die äußeren Grenzen der Feldmark. Würde das neue Land einfach entsprechend der Zahl der Berechtigten in einzelne Theile zerschlagen werden, so würde Jeder im Besitz von mindestens zweierlei Ackerfeldern und zweierlei Wiesen erscheinen: in verhältnißmäßiger Nähe seines Hofes und in weiter Entfernung von ihm. War es da nicht vortheilhafter, wie die russischen Bauern es thaten, die Wiesen und Weiden vom Ackerland abzusondern und in gemeinsame Komplexe zu vereinigen? Auf den großen Weidenkomplexen ließe sich aber ein Privateigenthum nur dann geltend machen, wenn Jeder seinen Besitz umzäunte. Lohnte es sich, diese Arbeit zu unternehmen? Gewiß nicht, da es Weide genug gab für das gesammte Vieh! Das Prinzip der Erhebung einer Nutzungsabgabe nach der Kopfzahl des Viehes drängte sich von selbst auf. Und der gemeinsame Besitz beziehungsweise die gemeinsame Nutzung der Weiden erweisen sich um so vortheilhafter, als der gesammte Viehstand der Obhut der Gemeindehirten anvertraut werden konnte.

Wie sollte der Ackerboden vertheilt werden? Keiner konnte ein Anrecht präsentiren, der ihm besondere Vortheile zusicherte, Keiner besaß die Macht, ein solches Anrecht durchzusetzen. Die Gemeinde hatte eine bestimmte Menge Land und mußte es unter ihre Mitglieder vertheilen: es blieb ihr nichts übrig, als ein allgemeines Einverständniß oder wenigstens das Einverständniß einer überwiegenden Majorität zu erzielen. Nun mußten aber Unterschiede der Bodenqualität und vor Allem Unterschiede der Entfernung berücksichtigt werden. Im Laufe der Zeit hat die extensive Wirthschaft eine ungeheuere Ausdehnung der Feldmark bewirkt: das äußerste Feld ist jetzt in einzelnen Kolonien 20, 30, ja 40 und 50 Werst vom Dorfe entfernt. Jeder wollte selbstverständlich am liebsten das nächste und Keiner das entfernte Feld besitzen. So wurde ein weiteres Prinzip des russischen Mir übernommen: die Feldmark wurde in einzelne Schläge zerlegt und Jeder bekam seinen Antheil in den verschiedenen Schlägen. Freilich ergab sich daraus, daß nunmehr jeder Bauer seinen Ackerboden an verschiedenen Orten hatte, doch wurde immerhin eine annähernde

Gleichmäßigkeit erzielt. Daß dieses Prinzip, einmal durchgeführt, sich auf das ganze Land beziehen mußte, liegt auf der Hand. Das ging so weit, daß die Gemeinde später, als die Landabtretungen seitens des Staates aufhörten, Land kaufte und es in der gleichen Weise unter ihre Mitglieder vertheilte. So hat sich der Grundsatz des gleichen Anrechtes aller Gemeindemitglieder an Grund und Boden der Gemeinde fest eingebürgert.

Aus diesem Grundsatz ergaben sich auch die regelmäßigen Neutheilungen des Gemeindelandes. Behalten wir im Auge, daß die wirthschaftliche Einheit in der Kolonie die Familie war. Durch die reichlichen und wiederholten Landzumessungen war die Bildung eines ländlichen Proletariats für geraume Zeit in der Kolonie gehindert. Fremde Arbeiter aus den russischen Dörfern waren in Folge der in der ersten Zeit äußerst spärlichen Bevölkerung, des reichlichen Landbesitzes auch der russischen Bauern und ihrer Gemeindeverfassung schwer oder gar nicht zu erlangen.

Der naturalwirthschaftende Kolonist konnte auch dem Einstellen von fremden Arbeitern bei Weitem nicht jenes Interesse abgewinnen, wie der Bauer, der für den Markt produzirt. War die Familie groß, so hatte sie Arbeitskräfte genug, um ihre Felder zu bestellen; war sie klein, so brauchte sie die großen Felder nicht, sondern sie bestellte so viel Land, als zu ihrem Unterhalt nöthig war. Mit der Zeit verschoben sich aber die Verhältnisse zwischen den Familien: in den einen verminderte sich die Zahl der arbeitsfähigen Mitglieder, in den anderen dagegen wuchsen neue heran. Jene nun, in denen eine Verminderung der Arbeiterzahl eintrat, hatten Land übrig; da der Geldwerth des Bodens gering war und sein Nutzungsrecht für sie erst recht, so hatten sie nicht viel dagegen einzuwenden, wenn ihre Landantheile verringert wurden, zumal damit zugleich für sie eine Ermäßigung der Steuerleistung verbunden war. Die Anderen aber hatten einen relativen Landmangel und drangen auf Neuvertheilung des Landes. So lange eine annähernde Gleichmäßigkeit des Landbesitzes bestand, zeigte dem Bauern eine einfache Kalkulation, daß er besser fährt, wenn er den gesammten Boden der Gemeinde auf die vermehrte Bevölkerung neu vertheilen läßt, als wenn er sich mit seinen erwachsenen Kindern in das ihm früher zugemessene Land theilt. Gerade die Sorgen um die Nachkommenschaft führten also zur Beseitigung des Erbrechts an der Parzelle. Wie das Privateigenthum sich in das Recht des Gemeindemitglieds auf den gleichen Antheil des Gemeindelandes verwandelte, so das Erbrecht in das gleiche Recht der Nachkommenschaft.

Später freilich, als das Land knapp wurde, die Naturalwirthschaft sich in eine Geldwirthschaft zu verwandeln begann und ein Unterschied der Wohlhabenheit sich unter den Kolonisten herausbildete, wuchs der *Widerstand* gegen die Neutheilungen seitens der Reicheren, zugleich aber das *Verlangen* darnach seitens der Aermeren. Auch tauchten Fragen nach den Grundsätzen der Auftheilung auf, nämlich ob das Land nach der Zahl der Arbeitskräfte oder nach der Kopfzahl der Bevölkerung vertheilt werden soll. Kurz, die Auftheilungen des Gemeindelandes wurden zum Gegenstand des *Klassenkampfes*. Darin tritt uns aber bereits die *Zersetzung* des agrarischen Kommunismus unter der Wirkung neuer wirthschaftlichen Verhältnisse entgegen.

Wie weit die soziale Zersetzung unter den deutschen Kolonisten fortgeschritten beziehungsweise wie wenig von der alten Gleichmäßigkeit des Wohlstandes geblieben ist, zeigt folgende Uebersicht der Vertheilung des Viehbesitzes innerhalb der zwei deutschen Kreise des Regierungsbezirks Nikolajewsk:

	Kreis Katharinenstadt	Kreis Paninskaja
Ohne Arbeitsvieh	16,8 % d. Wirthschafter	11,3 % d. Wirthschafter
Mit 1 Stück Arbeitsvieh	10,4 = =	14,5 = =
= 2 bis 3 = =	20 = =	26,7 = =
= 4 = =	12,8 = =	13,3 = =
= 5 bis 10 = =	26,2 = =	25,2 = =
= 10 = 20 = =	11,9 = =	8,4 = =
Ueber 20 = =	1,4 = =	0,5 = =

Da zur Verrichtung der Feldarbeiten mindestens zwei Stück Arbeitsvieh nöthig sind, so sind in dem einen Falle 27,2 Prozent, in dem anderen 25,8 Prozent der Kolonisten nicht mehr im Stande, eine eigene Wirthschaft zu führen; aber auch von der nächstfolgenden Gruppe sind nach dem Urtheil der Semstwostatistik die meisten nicht im Stande, den Anforderungen ihrer Wirthschaft zu genügen. Was fangen nun diese alle mit ihrem Lande an? Es heißt von ihnen: „Solche, die eine eigene Wirthschaft nicht mehr führen können, verpachten ihre Landantheile sofort, nachdem sie ihnen zugemessen wurden, an Verwandte." Auch giebt es bereits in den Kolonien ein beträchtliches Kontingent von Personen, die ihr Landrecht verloren haben.

Im Allgemeinen ist der Landantheil pro Kopf der Bevölkerung stark zurückgegangen. Aber durch die oben angegebene Pacht fremder Landesantheile bringen die Reicheren ziemlich viel Land zusammen. Bei der Bestellung der Felder machen sie einen wichtigen Unterschied zwischen ihren Landantheilen und den fremden: auf den eigenen lassen sie den Körnerbau mit zwei bis drei Jahre Brache abwechseln, während sie auf

den gepachteten einen ununterbrochenen Körnerbau treiben, weshalb dann auch die Landantheile der Aermeren schnell entwerthet werden. Offenbar arbeiten die Reichen auf einen Uebergang zum Privateigenthum hin. Die Reichen sind es auch, die sich vervollkommnete Ackerwerkzeuge beziehungsweise landwirthschaftliche Maschinen anschaffen.

Ein sehr interessanter Zusammenhang offenbart sich zwischen der Größe der Familie, der Zahl der arbeitsfähigen Personen und dem Viehstand. Daß je größer die Familie, desto größer die Zahl der Arbeitsfähigen in ihr, ist ja nicht überraschend, obwohl es, genau genommen, keineswegs stets zuzutreffen braucht; aber es stellt sich auch heraus, daß die *Familie* desto größer ist, je größer die *Pferdezahl* ihrer Ställe, wie folgende Tabelle zeigt:

Viehbestand	Durchschnittliche Kopfzahl der Familie	Darunter Arbeitsfähige
Ohne Arbeitsvieh	4,7	1,1
1 Pferd	5,7	1,3
2 bis 3 Pferde	6,6	1,5
4 = ...	7,5	1,9
5 bis 10 = ...	9,6	2,4
10 = 20 = ...	14,2	3,5
Ueber 20 = ...	18,1	4,1

Die Statistik erläutert dieses Verhältniß folgendermaßen: „Die reichen Familien verdanken offenbar ihren wirthschaftlichen Wohlstand der größeren Zahl von Arbeitern in ihrer Mitte, während jene, welche keine Pferde besitzen, deshalb verarmten, weil ihre Familien sich zersplitterten und die Männer in ihnen abstarben." Andererseits freilich zeigt dieser Zusammenhang, wie sehr noch das Bestreben sich geltend macht, ohne *fremde Arbeiter* auszukommen. Ueberraschend ist es, unter einer deutschen Bevölkerung so große Familien in einer gemeinsamen Wirthschaft vereinigt zu sehen. Familien von 10, 14, 18 Personen mit mehreren erwachsenen Arbeitern, wo kommen sie in Deutschland noch vor? Die Größe dieser Familie läßt sich nicht anders erklären, als daß auf dem gleichen Hofe Eltern und verheirathete Kinder hausen. So haben diese Deutschen unter den neuen wirthschaftlichen Verhältnissen nicht nur den Agrarkommunismus der Muschiks, sondern auch ihre *Familienverfassung* übernommen!

Der *Ackerbau* der deutschen Kolonien geht zurück. Es zeigen sich die uns bereits bekannten Erscheinungen: die Ausartung des Getreides und die sich häufenden Mißernten. Manche sind deshalb ausgewandert. Viele erklären: „Noch zwei bis drei solche Jahre und wir wandern Alle aus." Die Statistik konstatirt überdies, daß die Kolonisten bei Wucherern

stark verschuldet sind und daß es ihnen immer schwieriger wird, die Steuern aufzubringen.

Alles in Allem waren diese deutschen Kolonien an der Wolga ein sehr interessantes soziales Experiment. Sie konnten wohl die persönliche Eigenart der Deutschen bewahren, aber nicht die sozialen Formen ihres Mutterlandes unter neuen wirthschaftlichen Verhältnissen aufrecht erhalten, wie die Urheber dieser Kolonisation es unberechtigter Weise erwartet hatten. Vielmehr übernahmen sie selbst die sozialen Formen, welche sie unter den neuen wirthschaftlichen Verhältnissen vorfanden und welche diesen entsprechen. Daß sie es thaten, ist ein Beweis ihrer Anpassungsfähigkeit, daß sie das Uebernommene im Einzelnen weiter ausbildeten, ist ein Beweis ihrer Tüchtigkeit. Sie haben den Aufschwung der russischen Landwirthschaft mitgemacht, jetzt machen sie ihren Niedergang mit. Ueber die allgemeinen Verhältnisse des Landes konnten und können sie nicht hinweg. Da die landwirthschaftliche Entwicklung Rußlands jetzt zum Privateigenthum am Grund und Boden führt, so machen auch sie diese Entwicklung mit und kehren zu jenen sozialen Zuständen zurück, die sie vor anderthalb Jahrhunderten aus ihrem deutschen Vaterland vertrieben und jetzt ihnen in ihrer neuen Heimath die Existenz erschweren, zum Theil bereits zur Unmöglichkeit gemacht haben.

Und diese Entwicklung anderthalb Jahrhunderte — erst vom Privateigenthum zum Agrarkommunismus, dann vom Agrarkommunismus zum Privateigenthum — beweist, daß die Eigenthumsform nichts Absolutes ist, nichts, was in der persönlichen Psychologie oder im nationalen Charakter gründet, sondern blos die Rechtsform, in der bestimmte wirthschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck kommen, keine primäre, sondern eine sekundäre Erscheinung. Aendern sich die wirthschaftlichen Verhältnisse, so muß sich die Eigenthumsform ändern. Diese Entwicklung zeigt, daß der Privateigenthumsfanatismus der Kleinbauern weniger als konservative Macht, denn als Symptom einer sozialen Zersetzung aufzufassen ist, daß dieser Fanatismus ein Ausfluß des Verzweiflungskampfes des Kleinbauern um die Grundlage seiner Existenz, die ihm durch die Rechtsform des Privateigenthums geraubt wird — kurz, ein Beweis, daß diese Eigenthumsform nicht mehr den sozialen Anforderungen zu entsprechen vermag. Daß der russische Agrarkommunismus, wie alle primitiven Formen des auf der autonomen Naturalwirthschaft einzelner Gemeinden beruhenden Kommunismus, die Waarenproduktion nicht hindern kann und mit ihrem Vordringen dem Privateigenthum weichen muß, ist eine der Wissenschaft längst bekannte und von ihr erklärte Thatsache —, aber wenn die Privateigenthumsideen der deutschen Bauern vor dem unbeholfenen, primitiven

russischen Kommunismus nicht haben Stand halten können, wie weniger noch werden sie es vor dem Kollektivismus des modernen Sozialismus, der in der Ueberwindung der Waarenproduktion durch ihre größte Verallgemeinerung besteht und Potenzen von unermeßlich größerer Tragweite entwickeln wird?

Die sozialen Schicksale der deutschen Ansiedelungen an der Wolga haben in unseren Augen mehr Werth, als alle bis jetzt gemachten Versuche zielbewußter kommunistischer Organisationen, und zwar nicht nur, weil sie diese an Umfang und an Dauer der Entwicklung weitaus übertreffen, sondern gerade weil sie kein zielbewußter Wille zum Kommunismus leitete und die Entwicklung in ihrer aufsteigenden wie ihrer absteigenden Bewegung sich von selbst aus den Verhältnissen ergab.

Die Stadt Ssamara.

Ankunft. — Ein Verbanntentransport. — Abermals russische Stimmungen. — Rundgang durch die Stadt. — Die Birke! — „Schmücke dein Heim“ in Ssamara. — Besuch einer deutschen Brauerei. — Ein Geduldspiel! — Weitere Streifereien durch die Stadt. — Abfahrt. — Einige Mittheilungen über den Getreidehandel und die Entwicklung der Stadt Ssamara.

Der Bahnhof Ssamara liegt im Osten der Stadt und ungefähr eine halbe Stunde von ihr entfernt. Wir nehmen Jeder einen Iswoschzik und lassen uns nach dem Gasthof „Rossija“ fahren. Es hat zu regnen aufgehört, ist aber kalt und trüb, und die Straßen gleichen Sümpfen.

Unterwegs begegnet uns ein Transport nach Sibirien Verbannter. Voraus fuhr ein mit einem mageren Rosse bespannter Bauernwagen und darauf kauerten im Stroh vier Frauen und ein alter Mann mit weißen Haaren. Dann folgten zu Fuß etwa hundert Männer und Frauen jeden Alters in Mäntel und Decken gehüllt und Bündel mit den Habseligkeiten tragend. Den Schluß bildete ein ähnlicher Wagen wie der erste. Zu beiden Seiten des Zuges, sowie vorn und hinten gingen in graue Mäntel gekleidete Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Sie gingen alle durch den tiefen Schmutz der Straße, die Passanten traten mit ernsten Gesichtern zur Seite, Niemand sprach ein Wort, ein eisiges Schweigen herrschte ringsum.

Nachdem wir im Gasthaus ein Unterkommen hatten, gingen wir in ein Geschäft, um etwas zu kaufen, was in Rußland bei schlechtem Wetter unentbehrlich ist, nämlich Galoschen. Diese trägt hier Jedermann und in den Garderoben der Restaurants und der Theehäuser sind eigene Regale dafür eingerichtet. Sie schützen beim Gehen durch den tiefen Schlamm der Straßen vor Nässe und dadurch, daß man sie immer im Vorraum auszieht, wird der Straßenkoth nicht in die Zimmer geschleppt. Wir kaufen uns Jeder ein Paar um wenig Geld und gegen einen Zuschlag von einigen Kopeken bekommt Parvus ein russisches P und ich ein L aus Messing in jedem Exemplar befestigt.

So ausgerüstet machen wir uns sofort an unsere Arbeit. Da diese zunächst aus einigen Besuchen besteht, so müssen wir vor Allem unseren

hervorragt. Wir gehen am Ufer der Wolga entlang, nach der Stadt zu. Hier herrscht reges Leben. Der ganze Verkehr hat sich am Strome konzentrirt, die Bahn scheint keine große Rolle zu spielen. Hölzerne Speicher liegen einer am anderen; an deren Rückwand halten Händler aller Art feil: Eßwaaren, wie Brot, getrocknete Fische, Kaviar, Südfrüchte; dann Bastschuhe, Holzgeräthe; Räder, Deichseln, Wagen werden verfertigt und Alles aus Birkenholz.

Die Birke wird in Rußland zu sehr mannigfachen Zwecken verwendet. Sie liefert das Bauholz. Sämmtliche Dörfer und der größte Theil der Städte — mit Ausnahme der Gegenden, wo der Wald schon vollständig ausgerottet ist, und die Bauern ihre Hütten aus Lehm bauen — sind aus Holz gebaut und zwar vollständig: Fundament, Fassade, Zwischenwände, Fußböden, Decken, Dach, und zwar Alles im Blockhausstil, eine ungeheure Holzverschwendung! Dazu kommen noch die häufigen Brände, die oft ganze Dörfer betreffen und die die Birke wieder herstellen muß.

Dann verwendet man die Birke fast ausschließlich zum Heizen. Nicht nur sämmtliche Wohnhäuser und öffentliche Gebäude, was bei dem langen Winter und der strengen Kälte allein schon ein ungeheures Quantum Holz erfordert, sondern ein großer Theil der Lokomotiven, Dampfschiffe und Fabrikkessel werden mit Holz geheizt. Nur im Wolgagebiet wird Naphtha verwendet.

Sämmtliche Möbel und Hausgeräthe sind von Birkenholz, vom Pfluge bis zum Eßlöffel. Ein ausgehöhlter Birkenstamm dient als Bienenstock, Backtröge, Telegraphenstangen, Randhölzer (bei uns nennt man sie Randsteine) liefert die Birke. Das Zeitungspapier ist Birkenholz, und welche Rolle die Birke spielt, geht daraus hervor, daß eine einzige Zellulosefabrik in Pensa auf eigene Kosten eine 32 Werst lange Bahn bauen läßt, um die Waldungen besser ausnützen zu können.

Die Birke liefert den Theer, mit dem der Schiffer den aus der Birke gehauenen Einbaum kalfatert, und der Bauer die birkene Achse des birkenen Wagens schmiert. Das aus dem Birkentheer destillirte Oel wird dem Talg und Fischthran beigemengt und zum Lederschmieren verwendet, und der charakteristische Juchtengeruch ist eben der Geruch des Birkentheeröls mit Fischthran.

Aus dem Baste der Birke macht der Bauer seine Schuhe und Matten, der Kaufmann seine Säcke.

Aus der Rinde werden die Tabaks- und andere Dosen verfertigt.

Und dieser Baum, mit dem hier eine ganze Kultur aufgebaut ist, wird jetzt durch eben dieselbe Kultur ausgerottet. Dazu kommt noch der ungeheure Schaden, den die fortgesetzte Entwaldung eines Landes in

klimatischer Hinsicht erleidet und von dem naturgemäß der Ackerbau zunächst betroffen wird. Der Raubbau rächt sich jetzt schwer an der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands.

Diese Gedanken kommen unwillkürlich, wenn man die zahlreichen zerlumpten Gestalten, die sich am Wolgaufer herumtreiben, ins Auge faßt.

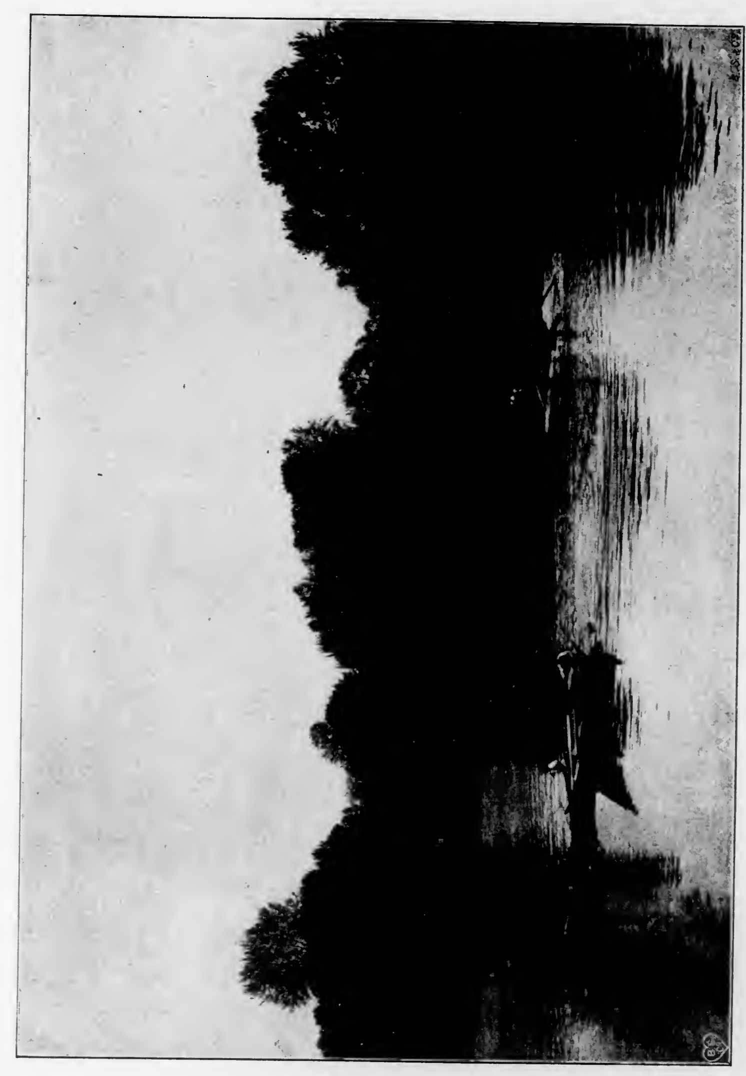
Auf dem Flusse liegen die Landungspontons der großen Dampfergesellschaften. Die Sonne zeigt sich jetzt am Abend, während es den ganzen Tag über trüb und regnerisch war. Sie tritt plötzlich unter einem schwarzen Wolkenvorhang hervor und zeigt sich in ihrem vollen Glanze. Es ist ein wunderbarer Anblick. Der Fluß, die Gebäude, Alles strahlt in goldenem Lichtglanz, die Konturen sind helle, orangenfarbene Lichtstreifen, während am übrigen Himmel pechschwarze Wolken sind. Das herrliche Schauspiel dauert etwa eine Stunde. Die Sonne sinkt langsam, sehr langsam hinab, eine mächtige, blutigrothe Scheibe, die allmälig in den Horizont hinabsinkt. Es verspricht Morgen schönes Wetter zu werden.

Wir gehen eine der Straßen, die vom Wolgaquai nach der Stadt hinaufführen und finden an einem großen, aus rothen Ziegeln erbauten Eckhaus die deutsche Aufschrift „Bierhalle“. Wir treten ein und finden ein großes, modern eingerichtetes Restaurant in deutschem Renaissancestil. Die Kellner haben Uniform wie die Angestellten der internationalen Schlafwagengesellschaft (braune kurze Röcke mit gelben Passepoils) und tragen weiße Schürzen. Die Fenster sind behangen mit „Schmücke Dein Heim“-Bildern; idyllische Darstellungen aus dem deutschen Bauernleben, der Trompeter von Säkkingen und dergleichen. Auf den altdeutschen Tischen stehen verzierte Humpen aus Steingut. Das Bier ist einheimisch. Bädecker sagt, es ist gut, wir wollen mit ihm nicht darüber streiten.

Am anderen Morgen schien die Sonne hell durch unsere Fenster. Wir machen uns deshalb zeitig auf den Weg und werden überall, wo wir anklopfen, überaus freundlich aufgenommen. Auf der Semskaja Uprawa, dem Verwaltungsgebäude der Landstände wurden wir mit dem Bezirkssanitärarzt bekannt. Dr. Gran sprach sehr gut deutsch und gab uns über die gesundheitlichen Zustände im Regierungsbezirk und Gouvernement Ssamara sehr werthvolle Aufschlüsse. Wir besuchten dann noch eine Reihe von Personen, die theils vermöge ihrer Stellung, theils aus Privatinteresse Kenntnisse über die Zustände im Hungergebiet hatten, und sahen so die Verhältnisse unter sehr verschiedenen Beleuchtungen.

Am folgenden Tage erhielten wir eine Einladung, die Sheguli-brauerei zu besichtigen. Sie liegt etwa ein Werst stromaufwärts an der Wolga. Der Besitzer, ein Deutscher, begrüßt uns und lädt uns ein, das Etablissement unter Führung des Braumeisters zu besichtigen. Er habe

mit Vergnügen gehört, daß ich mich für die ökonomische Lage Rußlands interessire und da sei ich gerade vor die richtige Schmiede gekommen,



Wolgaüberschwemmung bei Ssamara.

denn er sei Deutscher und kenne sich vorzüglich aus. Als er hörte, daß ich Arzt sei und mich hauptsächlich für Skorbut und ähnliche Hungerkrankheiten interessire, rief er vergnügt, da sei ich erst recht vor die

richtige Schmiede gekommen; hier im Hause sei ein Deutscher, der die Tatarendörfer bereise und Speisehäuser und Spitäler errichte. Es wurde mir auch bald ein stämmiger Mecklenburger vorgestellt, ein sehr aufgeweckter Mann, der in einem Dorfe, 146 Werst von der Bahn, Wochen lang unter allem möglichen Ungeziefer gehaust hat. Er sagt uns, daß er viel Notizen gesammelt und photographirt habe; er gedenke das Material später zu veröffentlichen. Er hat offenbar sehr viel gethan. Als einmal von der Regierung eine Ladung völlig ausgewachsener Zwiebeln ankam, hat er Gärten angelegt und sie angepflanzt. Den Namen des Landsmannes habe ich leider vergessen.

Nach dieser Unterhaltung winkte der Brauherr einem Manne, der schon die ganze Zeit ehrerbietig mit der Mütze in der Hand in einiger Entfernung von uns auf dem Hofe gewartet hatte. Es war der ebenfalls aus Mecklenburg stammende Braumeister, der uns jetzt führen sollte. Während des Rundganges erkundigte ich mich nach seinen Verhältnissen. Er sagte, er fühle sich sehr wohl hier. Die Bezahlung sei gut und vor allen Dingen habe man hier mehr „Freiheit". Als ich ihn ungläubig ansah, sagte er, vor vier Jahren sei er zum Besuch in seiner Heimath gewesen. Man sei draußen so genirt und müsse so viel Rücksicht nehmen, daß er froh gewesen sei, wieder nach Rußland zu kommen. Da ich mir seine Worte mit seinem unterwürfigen Benehmen von vorhin nicht zusammenreimen konnte, so wollte ich nicht durch weitere Fragen Zweifel in seinen obotritischen Busen säen und schwieg.

Die Brauerei ist sehr groß und mit den neuesten Einrichtungen versehen. Die Gerste geht vom Schiff in die Silos und wird von dort durch Becherwerk von einer Arbeit zur anderen gebracht. In einem eigenen Gebäude sind sehr schöne Wohnungen für die Beamten der Brauerei. Große luftige Zimmer mit Zentralheizung, elektrischer Beleuchtung und Gasküche.

Die Dampfkessel werden mit Naphtharückständen geheizt. Das Naphtha wird durch eine eiserne Rohrleitung vor die Feueröffnung des Kessels geführt und dort durch einen Dampfstrahl zerstäubt. Durch den starken Luftzug brennen die Naphthadämpfe mit starkem Gebrumm und geben eine große Hitze ab. Dabei ist diese Art der Heizung sehr einfach und braucht beinahe gar keine Aufsicht, wenn sie einmal in Gang gesetzt ist.

Die Sonne brannte heiß, als wir von der Brauerei kommend am neuen Theater vorbei nach der Stadt zurückkehrten. Wir schlichen im Schatten der Häuser und versuchten vergeblich, in einem Laden mit lauwarmem kohlensaurem Wasser unseren Durst zu stillen, und da wir bis

9 Uhr Abends nichts mehr vorhatten, zogen wir uns auf unser Zimmer zurück, um das Gesehene und Gehörte zu Papier zu bringen und zu überlegen.

Man muß in Rußland unendlich viel Geduld mitbringen, wenn man von den Menschen etwas erfahren will. Auf eine einfache Frage eine einfache Antwort zu erhalten, ist meist unmöglich. Der Gefragte überlegt z. B. eine Zeit lang, rückt dann in längeren Auseinandersetzungen mit vielen „wenn" und „aber" die verschiedenen Seiten der Sache ins richtige Licht und kommt dann zum Schlusse, daß seine persönliche Auffassung von der Sache zwar die und die sei, er uns aber rathe, doch lieber noch Herrn So und So um seine Meinung zu fragen, der wisse in diesen Dingen ganz genau Bescheid. Der Herr sei zwar momentan verreist, wir könnten ihn aber wahrscheinlich morgen oder übermorgen treffen. Das Alles sagt er uns so ruhig und so natürlich, als ob ein oder zwei Tage überhaupt keine Zeit wären. Hat man dann am dritten Tage Herrn So und So wirklich angetroffen, so bekommt man nach einer langen und interessanten Auseinandersetzung den Rath, Herrn X. zum Zwecke genauerer Information aufzusuchen. Natürlich ist dieser Herr auch nicht ohne Weiteres zu sprechen.

Unter diesen Umständen haben wir zwischen den einzelnen Interviews sehr viel Muße und wir benützen sie zum Theile, die Fahrpläne zu studiren und an unsere Weiterreise zu denken. Wir haben sogar die Absicht, unter Verzicht auf die Bekanntschaft einiger Kapazitäten heute Abend wegzureisen. Der Gedanke war uns um so angenehmer, als wir des relativ unthätigen Lebens in Ssamara bereits überdrüssig zu werden begannen und dann auch nicht länger unter den Augen der Behörden herumlaufen wollten, als absolut nöthig war.

Wir fahren aber nicht. Einer unserer Bekannten sagt uns, es sei von großem Interesse, morgen auf das Arbeitsamt zu gehen, um die meistentheils aus dem Hungergebiet zusammenströmenden Arbeiter und Bauern zu sehen. Wir machen deshalb Abends einen Spaziergang. Es ist Sonntag und die Straßen sind mit den Hülsen der Sonnenblumensamen übersät. Wir gehen durch die breit angelegte Kasanskaja und kommen an deren Ende in den an der Wolga gelegenen Sstrukowskijgarten. Es ist eine hübsche Anlage mit viel Grün und steigt nach der Stadt amphitheatralisch an. Die Anlage ist gut gepflegt, hat eine Wasserleitung und wird reichlich begossen.

Auf den schattigen Wegen sind viele Sitzbänke aufgestellt und sonntäglich geputztes Volk bewegt sich überall schwatzend und Sonnenblumensamen essend. Ein elegantes Restaurant mit vielen Kellnern ist da. Wir

setzen uns auf die Terrasse an der Wolga und bestellen Preiselbeerquaß. Eine Musikkapelle ist angerückt und spielt ganz leidlich.

Von der Terrasse aus sehen wir am Wolgaquai sehr viele Betrunkene. Einige schlafen auf den Trottoirs in der Sonnenhitze in allen möglichen Stellungen. Einen Lärmmacher hat ein Gorodowoi (Schutzmann) im Schlepptau. Unweit von unserer Terrasse steigen drei Mann aus den schmutzigen Fluthen der Wolga, wo sie durch ein Bad vergeblich versucht haben, nüchtern zu werden. Zwei davon kleiden sich langsam an, während der Dritte noch lange im Adamskostüm herumtaumelt und singt, unbekümmert um das Publikum um ihn herum.

Auf dem Rückweg zur Stadt werden wir sehr viel angebettelt. Die Bettelei ist sehr stark ausgebildet, wenn auch nicht so raffinirt wie in Kasan. Die Bettler haben ein gutes Auge. Vor uns torkelte Einer aus einer staatlichen Branntweinschenke und stellte sich in Positur. Als sein Bemühen resultatlos verlief, verschwand er wieder dorthin, von wannen er gekommen.

Bei Eintritt der Dunkelheit gingen wir, die Asyle für Obdachlose zu besichtigen, über die an einer anderen Stelle berichtet wird. Jeder von uns hatte einen Herrn aus Ssamara als Führer. Wegen der großen Entfernung von einem Asyl zum anderen hatten wir Iswoschziks zu benützen. Mehrere uns Begegnende wurden nach dem Fahrpreis gefragt. Vierzig Kopeken hieß es. Mein Begleiter bot dreißig und „schwapp" klappte der Kutscher den aufgeschlagenen Sitz wieder zu. Endlich fanden wir einen, der für dreißig Kopeken fahren wollte. Mein Begleiter reichte ihm ein Fünfzigkopekenstück, und als der Kutscher nicht wechseln konnte, schenkte er ihm die zwanzig Kopeken ohne Weiteres.

Am folgenden Tage gingen wir auf den Arbeitsnachweis. Der Leiter sprach deutsch und gab uns sehr interessante Aufschlüsse über das massenhafte Elend und die Unmöglichkeit, unter den jetzigen abnormen Verhältnissen etwas Ersprießliches zu leisten. Es ist ein magazinähnliches Gebäude, in dem der Beamte seine Arbeit verrichtet. Die Thüre ist durch einen Tisch abgesperrt, hinter dem er sitzt. Vor der Thüre im Freien sind einige Hundert Männer. Sie stehen theils in Gruppen beisammen oder kauern am Boden, eine große Zahl drängt sich immer an den Tisch des Beamten. Dieser kann nichts thun, als ihre Personalien aufnehmen und sie auf die nächste Arbeitsgelegenheit vertrösten. Da dies die kräftigeren und besseren, d. h. arbeitsfähigen Elemente sind, so wird eine größere Anzahl von mir in Bezug auf ihre Körperbeschaffenheit untersucht. Unter unseren Notizen finden sich darüber folgende Aufzeichnungen:

1. **Chamedul** (Tatare), 20 Jahre, Größe 163½, Brustumfang 81, Umfang des Oberarms 25, der Wade 32. Fettpolster gering, Schleimhäute blaß, starke Anämie.

2. **Wladimir Wesselowsky**, 20 Jahre, Größe 182½, Brust 77 (rechts starke Dämpfung), Oberarm 20½, Wade 23. Muskulatur sehr schlaff, Fett fast ganz geschwunden, Anämie.

3. **Al. Fedoroff**, 23 Jahre, Größe 167½, Brust 85, Oberarm 23½, Wade 33. Muskulatur schlaff, Fettpolster stark reduzirt.

4. **Amenj Senedinoff**, 27 Jahre, Größe 176, Brust 94, Oberarm 24, Wade 32. Wenig Fett.

5. **Ssaphonj Ssemodonoff**, 27 Jahre, Größe 174, Brust 85, Oberarm 23, Wade 35. Muskulatur gut, fast gar kein Fett, Anämie. Ist mit Lumpen bekleidet.

6. **Tulassabetoff**, 28 Jahre, Größe 160, Brust 78 (rechts Dämpfung), Oberarm 22, Wade 30. Muskulatur schlaff, Blutung im Zahnfleisch. Beginnender Skorbut.

7. **Iwan Nekljudoff**, 28 Jahre, Größe 186, Brust 85 (Dämpfung beider Lungenspitzen), Oberarm 23½, Wade 35. Fast gar kein Fett, Anämie.

8. **Chalilula Charitonoff**, 30 Jahre, Größe 166, Brust 90, Oberarm 22, Wade 30½. Muskulatur schlaff, Fett gering.

9. **Ilja Parphenoff**, 32 Jahre, Größe 165, Brust 86, Oberarm 25, Wade 34. Fettpolster gering.

10. **Abdulla Sserbophoroff**, 35 Jahre, Größe 170, Brust 84, Oberarm 22½, Wade 32. Muskulatur schlaff, Fett fast ganz verschwunden.

11. **Polikarp Kussuroff**, 35 Jahre, Größe 158½, Brust 81, Oberarm 22½, Wade 32. Muskulatur schlaff, Fettpolster gering, Bauch kolossal aufgetrieben, Leber stark vergrößert, Alkoholiker.

12. **Phokur Dimakurd**, 38 Jahre, Größe 166, Brust 93, Oberarm 26½, Wade 37. Muskulatur gut entwickelt, etwas schlaff, Fett mittelmäßig. Stark aufgetriebener Bauch.

13. **Al. Jakowljeff**, 39 Jahre, Größe 171, Brust 87, Oberarm 25, Wade 33. Fettpolster gering.

14. **Andrejan Petroff**, 50 Jahre, Größe 172, Brust 89, Oberarm 24, Wade 35½. Ganz gute Muskulatur, Fett gering, Bauch aufgetrieben.

Aus diesen Untersuchungen ging hervor, daß das Menschenmaterial, was Körperbau und Entwicklung der Muskulatur anbelangt, ein ganz vorzügliches ist und daß die schlaffe Muskulatur einzig und allein vom Hungern kommt. Die jetzt stark ausgemergelten Menschen sind zur Zeit auch keine guten Arbeiter und bedürfen längere Zeit kräftiger Nahrung, um wiederum leistungsfähig zu werden. Ein Petersburger Fabrikant, der sich 100 Mann von diesen billigen Arbeitskräften verschrieben hatte und beim Bureau in Ssamara im Ganzen 500 verlangte, sagte die Nachlieferung des Restes von 400 Mann telegraphisch ab, da sie gar nicht zur Arbeit zu gebrauchen wären. Dabei ist, wie gesagt, zu berücksichtigen, daß nur die kräftigsten Elemente als Wanderarbeiter gehen und die übrigen schwach und krank in ihren Hütten liegen.

Als wir das Arbeitsamt verließen, liefen uns eine Anzahl dieser armen Teufel nach, um sich uns unter jeder Bedingung als Arbeiter anzubieten. Auf unsere Absage kehrten sie enttäuscht zu ihrem Haufen zurück.

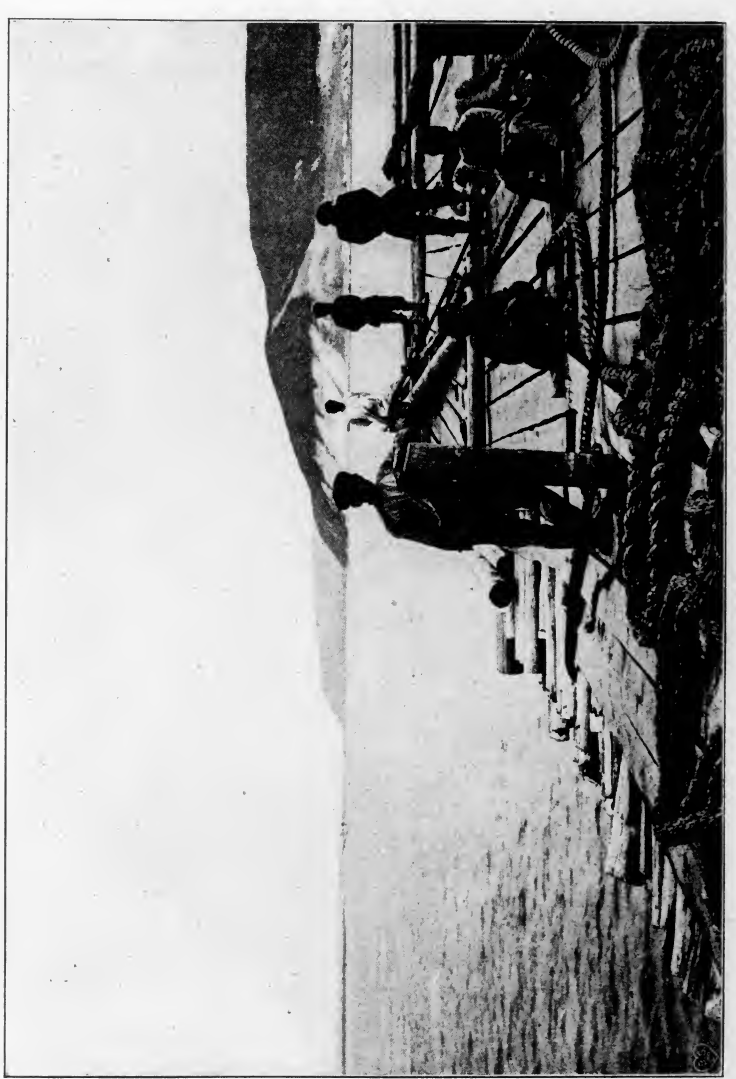
Während des Weges nach unserem Hotel rasselt die Feuerwehr durch die holperigen Straßen. Eine Spritze aus der Biedermeierzeit und hintendrein ein Wagen mit Leitern und drei mit Wasserfässern. Sie machen vor einem Hause Halt, klettern auf das Dach und gießen mit Eimern Wasser in den Schornstein. Der Erfolg war offenbar prompt, denn sie zogen bald darauf ab.

Die Hitze ist heute sehr groß, so daß bei der ruhigsten Gangart der Schweiß aus allen Poren bricht. Ein etwas beschleunigter Marsch und der in Rußland für jeden besseren Menschen Sommer und Winter unentbehrliche Ueberzieher haben es denn auch fertig gebracht, daß der lederne Brustbeutel mit den darin befindlichen Rubelscheinen völlig durchweicht war und ich nach der Rückkehr ins Hotel die Banknoten an der Sonne trocknen mußte.

Trotzdem es hier noch manch Interessantes zu sehen und zu hören gäbe, beschließen wir, um den Bogen nicht stärker zu spannen, heute noch Ssamaras Staub von unseren Pantoffeln zu schütteln. Nach dem Essen wird deshalb das Gepäck in die Körbe verstaut, die Rechnung bezahlt und nach dem Landungsplatz gefahren. Das Schiff nach Ssimbirsk geht fahrplanmäßig um 5 Uhr Nachmittags. Wir sind 4 Uhr an der Pristan, um unser Gepäck aufzugeben und uns eine Kajüte zu sichern. Vergebliche Mühe. Die Kajüten werden erst vergeben, wenn das Schiff da ist, und das Gepäck kann man erst aufgeben, wenn man das Billet hat; die Billets werden aber erst ausgegeben, wenn das Schiff in Sicht ist.

Der Andrang ist sehr stark und der Mann am Schalter erklärt Jedem, das Schiff kommt sofort und geht bestimmt um 5 Uhr ab. Das sagt er auch noch mit derselben Ruhe und Kaltblütigkeit, nachdem 5 Uhr längst vorüber ist. Vor dem Schalter entwickelt sich aus dem Schreien und Schimpfen ein ohrenbetäubender Lärm, der aber den Mann hinter dem Gitter durchaus nicht in seiner Ruhe stört. Parvus befindet sich unter den Kämpfenden um die Priorität der Kajüten, während ich das auf dem Landungsponton gelagerte Gepäck im Auge behalte. Nachdem so eine geraume Zeit verstrichen ist und schon einige ermüdet ihren schwer errungenen Platz aufgegeben hatten, erklärte der Kassier, die zuerst Gekommenen für die Kajüten vormerken zu wollen. Parvus war so glücklich, zu diesen zu gehören. Gegen 7 Uhr kam dann auch das Schiff in Sicht. Alles stürmte nach dem Schalter. Der Beamte hielt sich aber

an seine Vormerkungen und da die Inhaber der Schalterplätze diese auf Zureden nicht freigaben, so lieferte er uns die Billete rückwärts durch



Floß auf der Wolga.

das Gitter; auch unser Geld nahm diesen Weg. Wir gaben nun unser Gepäck auf und begaben uns an Bord.

Zunächst erfuhren wir, daß unser Schiff gar nicht das fahrplanmäßige sei, sondern das, welches heute früh um 10 Uhr hätte ankommen sollen und sich um diese Kleinigkeit verspätet habe. Das Fünfuhrschiff dagegen sei irgendwo zwischen Astrachan und Ssaratow aufgefahren und könne so rasch nicht wieder flott werden. Nach unserer Kenntniß der russischen Transportverhältnisse regten wir uns über die Thatsache nicht besonders auf.

Unsere ausführlichen Schilderungen der landwirthschaftlichen Zustände im Gouvernement Ssamara, zu denen uns die Semstwostatistik ein reiches Material lieferte, entheben uns der Nothwendigkeit, die zahlreichen Interviews in der Stadt Ssamara hier wiederzugeben. Alle von uns befragten Persönlichkeiten stimmten in dem Urtheil überein, daß die Mißernten und die sie begleitende Hungersnoth keine zufällige, sondern eine gesetzmäßige Erscheinung sei, daß ihr Hauptgrund nicht in den natürlichen, sondern in den wirthschaftlichen Verhältnissen liege, daß die Zustände sich von Jahr zu Jahr verschlimmern und daß man jetzt geradezu von einer chronischen Hungersnoth im Gouvernement Ssamara sprechen dürfe. Die interessanten Auskünfte in Bezug auf die Organisation der Unterstützung im Hungergebiet und verschiedene administrative Praktiken, die wir in Ssamara erhalten haben, werden in anderem Zusammenhang verwerthet werden.

Ssamara ist der wichtigste Handelsplatz der mittleren Wolga, und zwar hauptsächlich in Folge seiner Lage im Zentrum des großen Getreidegebiets. Außer der großen Wasserstraße der Wolga besitzt die Stadt eine Eisenbahnverbindung mit Zentralrußland einerseits, Sibirien andererseits. Währenddem die sibirische Eisenbahn gegen Nordost geht, zweigt von ihr, unweit von Ssamara, ein Strang nach Südost ab, der in Orenburg seinen vorläufigen Endpunkt findet. Das Getreide, welches auf diesen Eisenbahnsträngen, die ein riesiges Gebiet umspannen, gesammelt wird, kann die Wolga nicht anders erreichen als über Ssamara; es findet auch nirgends einen Anschluß an das zentralrussische Eisenbahnnetz als in Ssamara.

Dank dieser hervorragenden Handelsstellung von Ssamara haben dort nicht nur verschiedene Moskauer und Petersburger, sondern auch ausländische Getreidefirmen ihre Agenturen.

Schon im Frühling, mit dem Beginn der Navigation, erscheinen zahlreiche fremde Kaufleute am Platze, um die von den ortsansässigen Händlern während des Winters aufgestapelten Getreidevorräthe einzukaufen. Es giebt aber auch am Orte Geschäfte, die selbst das Getreide nach den Hafenplätzen transportiren.

Die uns bereits bekannten Forschungen des Herrn Klopoff weisen schon für die achtziger Jahre einen rapiden Rückgang des Getreidehandels von Ssamara nach. Herr Klopoff giebt uns für Ssamara zweierlei Angaben: die Einkäufe der Getreidehändler behufs Versendung auf der Wolga und die Zufuhren der Eisenbahn nach Ssamara. Die Haupteinkäufe geschehen „für den Hafen", also für den Transport zu Schiffe. Ihre Entwicklung ist von Herrn Klopoff durch Ausfragen der Getreidehändler für die Jahre 1882 bis 1888 festgestellt worden. Er giebt folgende Zahlen:

In den Jahren	Getreideeinkäufe für den Hafen in Ssamara
1882	18443790 Pud
1883	19581460 „
1884	21213810 „
1885	17000053 „
1886	18429060 „
1887	10850763 „
1888	9887090 „

Von 1882 bis 1888 sind also die Getreideeinkäufe für den Hafen um die Hälfte gesunken.

Was die weniger bedeutende Zufuhr per Eisenbahn nach Ssamara betrifft, so liegen darüber Zahlen nur für drei Jahre vor, die aber die gleiche Entwicklung zum Ausdruck bringen.

In den Jahren	Getreidezufuhr per Eisenbahn nach Ssamara
1886	8687877 Pud
1887	6137712 „
1888	3243754 „

Wir finden also in Ssamara eine Wiederholung dessen, was von uns früher für Tschistopol und das Kamagebiet festgestellt wurde. Wenn auch die Statistik mit den achtziger Jahren abbricht, so waren doch die großen Mißernten der neunziger Jahre nicht geeignet, die Zustände zu verbessern.

In Tschistopol stand der Roggen im Vordergrund des Getreidehandels, in Ssamara entfällt auf Weizen der weitaus überwiegende Theil. Eine gesonderte Betrachtung der beiden wichtigsten Getreidearten läßt eine kleine Verschiebung zu Gunsten des Roggens wahrnehmen, obwohl auch beim letzteren der Rückgang sehr bedeutend ist.

Haxthausen notirte 1842 in dem Tagebuch seiner Reise über Ssamara: „Es ist dies in der neuesten Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden; unter den Kaufleuten giebt es mehrere, die Millionen im Vermögen haben. Die Hauptgegenstände des Handels sind Korn und Talg... In den nächsten Dörfern bei Ssamara waren

die Gehöfte mit mauerhohen, schön geflochtenen Zäunen eingeschlossen. Dann führte der Weg an ungeheuren Schlachthöfen, wo der Talg gewonnen wird, vorüber, den ersten, die wir sahen! Der eine Meile weit sich verbreitende Geruch war unerträglich!"

Wie es um den Getreidehandel Ssamaras jetzt bestellt ist, haben wir gezeigt. Schmalzsiedereien giebt es auch jetzt noch, doch haben sie in Folge des Rückgangs der Schafzucht im Gouvernement — es wurde eine besondere Art Schafe gezüchtet, die sich durch ihre enorm dicken Schwänze, aus denen man Fett gewann, auszeichneten — nicht mehr die Bedeutung von früher.

Im Anschluß an den Getreidehandel hat sich in Ssamara eine sehr bedeutende Mühlenindustrie entwickelt. Auch hierüber verdanken wir den Forschungen des Herrn Klopoff sehr werthvolle Aufschlüsse. Darnach beginnt die große Entwicklung der Getreidemüllerei des Wolgagebiets in den sechziger Jahren mit der Erfindung der Walzmühlen, die bekanntlich eine allgemeine Revolution in der Mahltechnik hervorgerufen haben. In Ssamara wurde die erste große Getreidemühle mit modernem Betrieb im Jahre 1872 errichtet. Bis zum Jahre 1880 beherrschte sie allein den Platz. Aber zwischen 1880 und 1886 wurden fünf weitere große Getreidemühlen errichtet und die jährliche Produktion sämmtlicher Mühlen stieg auf $4^1/_2$ Millionen Pud. Doch die gegenseitige Konkurrenz und der Rückgang des Getreidehandels haben dieser Entwicklung schnell die Spitze abgebrochen: schon 1887 mußten zwei dieser großen Getreidemühlen gänzlich ihren Betrieb einstellen und die übrigen schränkten ihre Produktion auf zusammen 950000 Pud ein.

Sah Haxthausen in Ssamara eine aufblühende Stadt, so bietet es jetzt wie das ganze Gebiet vielmehr das Bild des Niedergangs.

Die Hafen- und Wanderarbeiter in Ssamara.

Das Treiben am Landungsplatz. — Baracke für Obdachlose. — Eine Uebermenschwanze! — Noch eine Nachtherberge.

Welche der zahlreichen Straßen in Ssamara, die zur Wolga führen, man auch hinuntergehen mag, man geräth immer in den Trubel des Landungsplatzes, der sich unabsehbar dem Strome entlang hinzieht. Breite Schuppen, gefüllt mit Fässern, Säcken, allerlei Stapelwaaren, ganze Reihen offener Kaufläden, Berge von getrockneten, geräucherten Fischen (die von der unteren Wolga kommen), Bastsäcke, Bastmatten, Tausende übereinander aufgeschichtete hölzerne Radfelgen, hier und da einige eiserne Pflüge oder ein Dampfkessel, die der Weiterbeförderung warten, abermals Fässer, Säcke, Bastmatten, offene Verkaufsstände, in denen das sich herumdrängende Volk der Schiffer und Hafenarbeiter Brot, Wurst, Thee, Quaß, Bindfaden, Holztheer, Stiefel, Kattunhemde 2c. 2c., kurz, seinen ganzen Bedarf einkauft, eine Reihe Hufschmieden; im Hintergrund die großen Dampfschiffe, die an den durch große Schilde weithin kenntlichen Landungshäfen der einzelnen Dampfergesellschaften ihre Fracht löschen; und über Allem der würzige Geruch des Holztheers und der Lärm der Wagenräder, des Pferdetrabs, der Schritte und Zurufe der Lastträger.

Alle Dampfergesellschaften, welche die untere und mittlere Wolga befahren, haben in Ssamara ihren Stapelplatz.

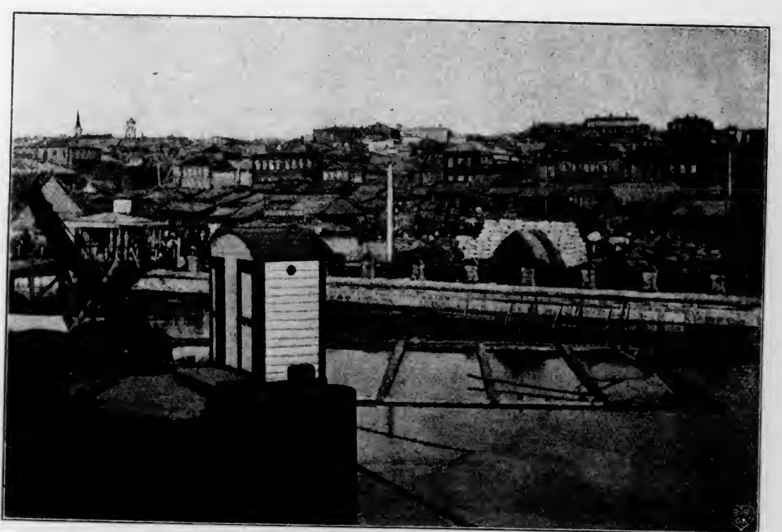
Diese rege Thätigkeit des Hafens von Ssamara bietet stets ein Anziehungszentrum für das Bauernthum der weitesten Umgebung, das besonders in der Navigationsperiode in Massen zuströmt, um gelegentlichen Verdienst beim Löschen der Schiffe zu finden. In Zeiten der Mißernte beziehungsweise der Hungersnoth erst recht. Mit den ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne beginnt ferner eine Fluth von Bauern sich über Ssamara zu ergießen, denen diese Stadt blos ein Durchgangspunkt ist auf dem Wege nach den Gebieten der unteren Wolga oder selbst nach dem Steppenland Südrußlands. Alle diese Menschenmengen drängen sich tagsüber im Hafengebiet herum.

Wo findet dieses Wandervolk Nachts Unterkunft? Unter der Führung einiger ortskundiger Herren haben wir, wie schon erwähnt, es unternommen, uns darüber durch Augenschein eine Vorstellung zu verschaffen.

Die letzten dunkelrothen Strahlen der untergehenden Sonne waren noch nicht verschwunden, als unsere kleine Gesellschaft sich am Landungsplatz zusammenfand. Seit einigen Tagen war es sehr heiß und man spürte auch zu dieser Abendstunde die warme staubige Luft. Der Lärm des Hafens hat sich gelegt. Ohr und Auge, die hier stets einen geschäftigen Trubel fanden, waren seltsam betroffen durch diese plötzliche Stille. Es war nicht wie die stumme Ruhe des Kirchhofs. Hier schien das Leben nur einen Augenblick innezuhalten, versteckt, verborgen hinter den großen, langen Schuppen, in den aufgestapelten Säcken, hinter den Läden der geschlossenen Krämerbuden — Alles jetzt vom Mondschein beleuchtet — zu lauern, und man vermeinte noch etwas wie den Pulsschlag dieses ungeheuren Organismus menschlicher Werkthätigkeit wahrzunehmen. Ich muß denken, wenn ich an diesen Massen regelmäßig in langen Reihen übereinander aufgeschichteter, prall gefüllter Säcke vorbeigehe, wie die Lastträger, jeder einen solchen Sack um die Schultern, alle in der gleichen etwas gebückten Stellung eilig herangetrippelt kamen, während andere daran waren, ihre Last behutsam niederzulegen, und noch andere im Laufschritt zum Schiffe zurückkehrten. Wie viele Male wurde der Weg hin und zurück gemacht, um diese Berge anzusammeln?! An einer Stelle ein eisernes Ungethüm: viele Menschen haben es keuchend, schwitzend, unter Geschrei und Getrampel gestoßen, geschoben, gewälzt — auf einmal sanken die Hände, und die gewaltige Masse liegt da und zeigt in ihrer Stellung jene unförmliche Bewegung, die sie hierher gebracht und nun unterbrochen ist. Das Dunkel der Nacht beschlich leise das große Schlachtfeld der Arbeit, löschte die Fiebergluth des unruhevollen, stets suchenden Auges, dämpfte die schweren Athemzüge der hastenden Arbeit, lähmte vollends den im harten Tagewerk ermatteten Arm und beugte die Knie des müden Lastträgers, die Zaubermacht der Schlaftrunkenheit trat, unaufhaltsam fortschreitend, ihre Herrschaft an, vertrieb die sich drängenden, stoßenden, schreienden, schwitzenden Menschen von den Schiffen und aus den Gängen der Stapelplätze, das Rollen des letzten eilenden Lastfuhrwerks verstummte in der Entfernung — der Hafen ruhte!

Die spärlichen rothen Lichtlein hier und da zerstreuter Laternen nebst dem matten Schimmer der Fenster einiger Theehäuser, an denen wir vorbei gingen, wären schlechte Wegweiser in dem nunmehr unbeschränkt herrschenden Nachtdunkel, doch bot der sternhelle Himmel reichlichen Ersatz. Müde, schwankende Menschen sahen wir aus dem Schatten der

Häuser hervortreten, oder in der Richtung nach dem Flusse verschwinden. Wir riefen einen Mann heran, der uns entgegenkam und sich gern bereit erklärte, uns zu den Baracken für Obdachlose zu geleiten. Es war ein junger Mensch im Habit des städtischen Arbeiters, aber bis zum Aeußersten zerlumpt, seine Kleidung war lauter Fetzen. Auf unsere Frage gab er verständige Auskunft. „Es seien jetzt viele Leute im Hafen, o ja, sehr viele! Wo die Leute alle nur herkommen? Alles drängt sich zur Hafenarbeit, auch solche, die nichts davon verstehen. Denn zu dieser Arbeit gehört auch eine Geschicklichkeit und ein Wissen. Jeder Bauern-



Stapelplatz Ssamara.

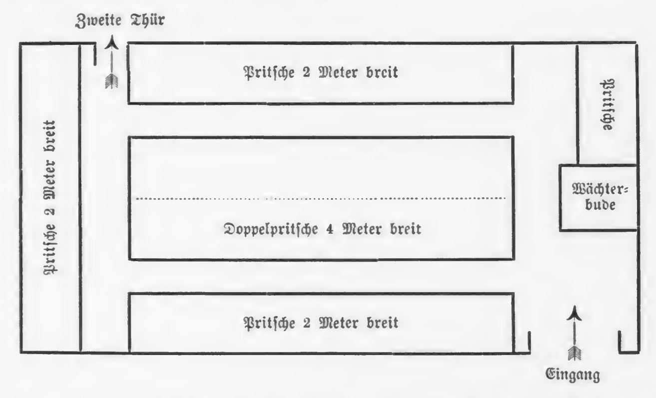
lümmel, der aus dem Dorfe kommt, schiebe sich gleich dazwischen hinein. Sachte, Brüderchen, hab' Geduld, es sind Andere da, die sich auf das Ding besser verstehen!... Ob Viele jetzt in den Baracken übernachten? Nein, nicht Viele, bei dieser lauen Nacht bleiben die Meisten lieber im Freien." Und allerdings, je mehr wir uns unserem Ziele näherten, sahen wir zwar häufiger Menschengruppen in der gleichen Richtung sich bewegen, doch fiel das nicht sonderlich auf. Endlich sind wir vor dem gewünschten Gebäude.

Wir treten durch eine breite Thür, eine Art Scheunenthor ein. In dem Dunkel, das uns umfaßt, werden wir Menschenmassen gewahr und ein scharfer Geruch von Schweiß, stickiger Luft, Staub steigt uns

in die Nase. Bald sind wir von einem Haufen umringt, der uns mit scheuer Neugier anglotzt.

Die Baracke ist der Obhut eines Wächters anvertraut, dem ein besonderer Verschlag zugemessen ist. Wir haben ihn nicht zu Gesicht bekommen — er soll sich zum Theetrinken entfernt haben — wir haben aber auch ohne ihn alle erwünschte Auskunft erhalten.

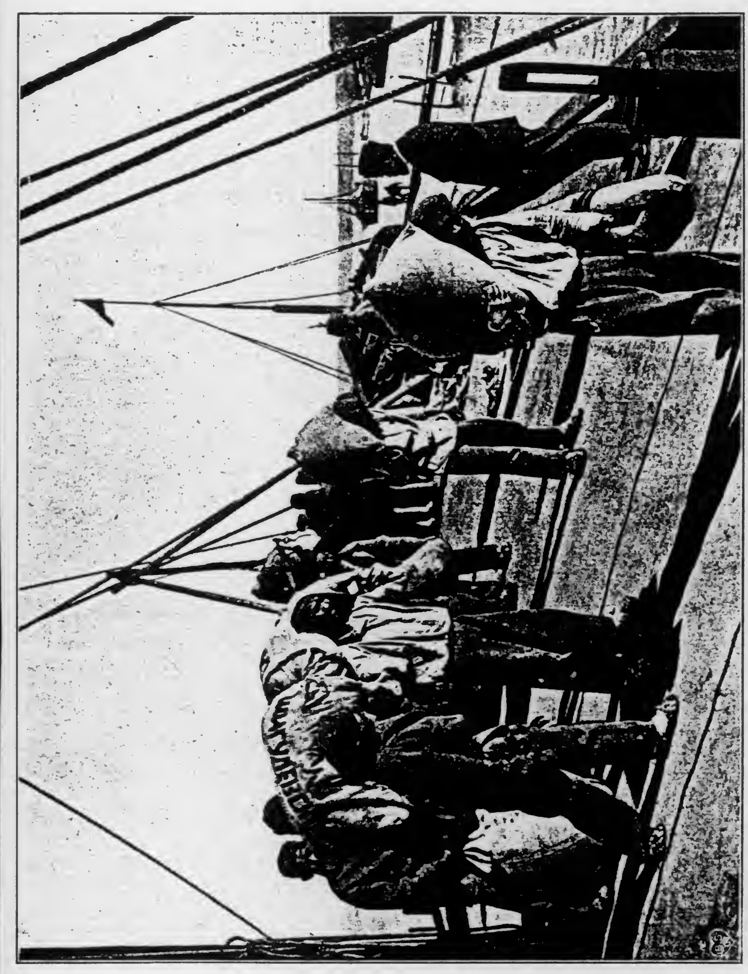
Man denke sich eine sehr große, lange und breite — 29,5 Meter lang, 12,5 Meter breit — roh gezimmerte Scheune: das ist die Baracke für Obdachlose von außen. Innen besteht sie aus einem einzigen Raum, dessen Einrichtung folgende Figur zeigt:



Ein Plafond fehlte. Wandhöhe 3 Meter. Das Giebeldach wurde durch hölzerne Säulen und zahlreiche Querbäume, die bis an den Boden gingen und wie ein Brückengerüst durcheinander griffen, gestützt. Diese Querbalken durchschnitten die Pritschen, so daß die Schlafenden sich danach zu richten hatten. Die Pritschen waren aus roh gehobelten Brettern und hatten weder Matratzen noch auch nur eine Spur von Stroh. Die Leute krochen, wie sie herkamen, auf die Pritschen herauf, mit schmutzigen Stiefeln beziehungsweise Bastschuhen, staubigen Kleidern, höchstens daß Einer die Stiefel auszog und sie sich unter den Kopf legte oder einen Mantel ausbreitete; so lagen sie hingestreckt, verpesteten durch die Ausdünstungen ihrer schwitzenden, schmutzigen Körper die Luft und schluckten den Staub, der die Pritschen und die Balken mit einem dicken Polster bedeckte. Waren auch Kranke darunter? Vermuthlich! Niemand kontrollirt es, doch bei dieser Menge des hungernden, vagirenden Volkes, das sich hier zusammendrängt, ist es mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Vielleicht Schwindsüchtige, vielleicht Fieberkranke oder im Anfangsstadium des Typhus, sicher auch Syphilitiker — das lag Alles unterschiedslos

neben= und durcheinander und erfüllte die Luft mit dem gemeinsamen Athem.

Die Gänge zwischen den Pritschen messen 2 Meter. Es war kein



Sackträger auf der Wolga.

gedielter Boden, auch kein Lehmboden oder Aehnliches — auf die nackte Erde waren Bretter hingeworfen, und das diente als Gang. Ja, auch als Lagerstätte! Denn sehr Viele legten sich inmitten des Ganges zur ebenen Erde zur Nachtruhe hin und man mußte beim Passiren Acht geben,



um nicht unversehens auf einen Menschen zu treten. Diese wälzten sich förmlich im Staube.

Bei alledem war die Baracke heute keineswegs gefüllt. Es gab noch viel Platz auf den Pritschen. Warum wurden diese nicht von Allen dem Schmutze des Bodens vorgezogen? Offenbar war der Unterschied nicht sehr groß. Und dann sind es die Wenigsten, die überhaupt eine Auswahl treffen. Die Meisten kommen müde, abgehetzt, sie haben auch tagsüber nichts gesehen als Staub und Schmutz und sie werfen sich jetzt hin, wo es sich gerade trifft, froh, daß sie den müden Körper nicht mehr aufrecht zu halten brauchen. Ein junger Bursche kam, während wir dastanden, mit ziemlich raschen, festen Schritten, durchlief den langen Gang, bog in den Quergang ein, setzte sich mit einem Rucke zur ebenen Erde, streckte den Oberkörper, schlug die Hände unter dem Kopfe zusammen — und schien im Nu eingeschlafen zu sein. Er hat vielleicht den ganzen Tag Lasten getragen oder den Karren geschoben, der junge Organismus spannte bis zum letzten Augenblick die Energie, ein Rest dieser Spannung war es wohl, der ihn durch den Saal trieb — aber wie er sich hinstreckte, überfiel ihn der Schlaf mit allen Müdigkeiten des Tages.

Der für den Wächter bestimmte Verschlag war nicht zugeschlossen. Ein Besucher der Herberge öffnete uns diensteifrig die kleine Thür und wir blickten hinein.

Im Winkel der Thür gegenüber hing ein Heiligenbild, vor dem ein Oellämplein brannte, zur Seite rechts war eine schmale Pritsche angebracht, auf der eine Bastmatte und ein schäbiger Schafpelz ausgebreitet waren, auf dem Boden unter dem Heiligenbild stand eine gewaltige bauchige Flasche, wie man sie in den Droguerien sieht. Das war Alles. Die Einrichtung harmonirte gut mit der ganzen Umgebung. Von einem gewissen Idealismus des Magistrats zeugte es, daß er zwar nicht für Strohsäcke, aber in Gestalt des Heiligenbildes für seelische Erbauung sorgte.

Doch zu welchem Zwecke diente die große Apothekerflasche, die mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt war?

„Karbol", sagte lakonisch unser Cicerone, indem er auf die Flasche hinwies.

„Von wegen der Wanzen", ergänzte Jemand aus dem Haufen um uns.

„Ja, die Wanzen, die bekommt man hier zu spüren."

„Die werden hier dick von Menschenblut, ha, ha."

„Solche Wanzen, Herr, kriegst Du sonst nirgends zu sehen, als hier."



„Eine übermenschliche Wanze", sagte mit größter Bestimmtheit ein Herbergsbesucher.*

Wir erfahren, daß die Baracke von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends offen ist. Jeder wird zugelassen — er mag nur zusehen, daß er ein Plätzchen findet. Aber an Regentagen sei die Baracke regelmäßig überfüllt. Da liegen die Leute auf den Pritschen dicht gedrängt nebeneinander, der Boden der Durchgänge ist mit Menschen überfüllt und selbst unter die niedrigen Pritschen verkriechen sie sich.

„Wenn es wenigstens durchs Dach nicht regnen thät'", bemerkte Jemand.

„Und regnet es wirklich durch?"

„Ja, Herr! Zwar regnet es nicht überall durch, aber an vielen Stellen, und wenn es anhaltend regnet, da ist es nirgends mehr trocken, weil das Wasser überall durchsickert."

Nun mache man sich ein Bild davon, wie es hier bei Regenwetter aussieht!

Von den sich an uns Herandrängenden bat Mancher schüchtern um Arbeit. Es sei gar so schwer, fortzukommen. So viele Leute seien da, man gönne sich gegenseitig das Brotstück nicht im Munde. Auf Anfrage erfahren wir, daß für schweres Karrenschieben von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang 30—40 Kopeken gezahlt werden.

Wir machten einige Versuche, bei Blitzlicht Photographien aufzunehmen, die leider, wie es sich später herausstellte, sämmtlich mißlangen. Als das Licht aufblitzte, ließ sich eine tiefe Männerstimme hören:

„Da danke ich bestens, Herr!"

„Wofür?"

„Aber fürs Kunststück!"

Es lag eine bittere Ironie in der Stimme des Sprechenden.

Wenn nun die Baracke, wie schon erwähnt, sehr spärlich gefüllt war, so waren ihre Außenseiten, als wir herauskamen, dicht belagert. Hier sammelten sich ganze Familien, die sich auf der nackten Erde, im Schutze der Barackenwand und auch von dieser entfernt, zum Schlafe richteten. Auch Kinder waren dabei. Die Mütter betteten sie in ihren Schoß. Man sah im Halbdunkel die zottigen Bärte der Männer und die bleichen, abgehärmten Gesichter der Frauen. Ein Betrunkener torkelte

* Der Mann hat einen besonderen Ausdruck gebildet: „njessuswetny klop". Das würde heißen so viel als außerhalb dieser Welt, überweltlich. Da aber seit Nietzsche der Ausdruck Uebermensch ziemlich gebräuchlich geworden ist, habe ich mich bei der Uebersetzung für diesen entschieden, obwohl die größere Gewalt der Steigerung entschieden auf Seiten der von Wanzen gebissenen Obdachlosen ist.

von einer Gruppe zur anderen und wurde durch Stöße und Fußtritte zurückgewiesen.

Wir beschlossen, noch ein zweites Haus für Obdachlose, das am anderen Ende der Stadt lag, fern vom Hafen, aufzusuchen.

Auf dem Rückweg durch den Hafen trafen wir jetzt wiederholt Leute, die auf dem nackten Boden schliefen. Die beliebtesten Plätze waren an den Lagerschuppen, nahe dem Flusse. Doch war es nicht überall erlaubt, und oft hörte man die Nachtwächter sich mit Ankömmlingen herumzanken, die einen Platz für ihre Nachtruhe suchten.

Die allezeit hilfsbereiten Iswoschziks brachten uns an das andere Ende der Stadt.

Diese Herberge war nun ein gemauertes Haus. Der Hausvater, ein baumlanger Bauer, führte uns durch die Räume. Erst das untere Geschoß. Die Luft war viel schlimmer, als in der offenen Baracke. Das Licht der Laterne verlor sich in einem leichten Nebel von Dunst. Der breite Raum hatte ebenfalls in der Mitte und an den Wänden Pritschen. Ueberall lagen Schlafende. Sie lagen viel gedrängter als in der Baracke, und es waren ihrer mehr. Das Haus war viel stärker gefüllt als das erste. Die Pritschen sahen etwas reinlicher aus, auch gab es hier weniger Staub. Aber die Luft war zum Ersticken! Wir sahen gar keine Luftlöcher. Alles hermetisch geschlossen. Es war unerträglich schwül. Die meisten haben den Oberkörper bis auf den nackten Leib entblößt. Sie schwitzten am ganzen Körper. Viele schliefen mit offenem Munde, sie athmeten schwer, gräßlich und schrecklich zugleich sah manches vom schwülen Dunst angeschwollene Gesicht mit aufgeworfenen Lippen aus.

Man spricht uns vom angeborenen Verbrecher. Man zeigt uns Photographien der Sträflinge, abscheuliche, thierische Gestalten. Hier sahen die Leute fast ausnahmslos so aus, daß der Kriminologe sie in sein Verbrecheralbum aufnehmen würde. Haben sie nun aber diesen Gesichtsausdruck mitgebracht oder ihn hier in der stickigen, heißen Luft des gemeinsamen Nachtlagers erhalten? Wir sahen diese Menschen am Tage, in der frischen Luft, sie trugen dieselben Lumpen und auf ihren Gesichtern waren die Spuren von Hunger und Elend zu lesen, aber wir sahen ihnen die Bestie nicht an, die sich uns jetzt beim trüben Schein der Laterne in der von Dünsten erfüllten Luft offenbarte. Und da wurde es uns augenfällig klar, daß, wenn auch bei Manchem der Keim zu Ausschreitungen im Blute oder in der Gehirnzelle liegen mochte, so war doch hier die Brutstätte, in der Laster und Verbrechen gezüchtet, zur Reife getrieben wurden. Und dieses Treibhaus des Lasters und des Verbrechens war keine individuelle, sondern eine soziale Erscheinung.

Ja, als solche gab sie sich auf den ersten Blick sogar als Wohlfahrtseinrichtung. Aber wie in einer optischen Linse sich die Lichtstrahlen vereinigen und brechen, um ein Bild des Gegenstandes zu erzeugen, so warf uns die Wohlfahrtseinrichtung ein Bild der sozialen Zustände an die Wand: denn dieses abscheuliche und schreckliche Zusammenhäufen von Menschen war nur das Produkt jenes sozialen Prozesses, der zahlreiche Menschen aus ihren Verhältnissen herausschleudert und sie durch die Welt jagt, ohne Existenzmittel, ohne Unterkunft, sie gleichsam außerhalb des sozialen Verbandes setzt, ihnen selbst jenen losen Zusammenhang raubt, der einer wilden Horde von Thieren eigen ist, und indem er ihnen das Recht auf Existenz abstreitet, von ihnen dennoch die sittliche Achtung der Existenz Anderer heischt.

Im zweiten Stocke der Herberge sah es nicht anders aus als unten. An einer Stelle bemerkten wir verwundert zwei Beine, die unter einer Pritsche hervorguckten: der Mann verkroch sich mit seinem ganzen Körper unter die breite Pritsche und schlief so.

Wir erfuhren vom Herbergvater, daß es noch eine Frauenabtheilung in einem Nebengebäude gebe. Einige unter uns schwankten, ob wir sie aufsuchen sollen, doch beschlossen wir schließlich, auch das über uns ergehen zu lassen. Zu diesem Entschluß hat sehr der Umstand beigetragen, daß das dem Hauswärter offenbar sehr unangenehm war. Er versicherte uns eilfertig, daß fast gar keine Besucher drin wären, nur zwei, drei alte Mütterchen und daß es sich wirklich nicht lohne, hineinzugehen. Und als wir auf dem Wunsche bestanden, einzutreten, mußte er erst den Schlüssel holen, um die zugeschlossene Eingangsthür aufzumachen, er entfernte sich und es dauerte sehr lange, bis er zurückkam. An der Schwelle vor der verschlossenen Thüre der Frauenherberge lag schlafend ein Mann. Der Wärter stieß ihn an und trieb ihn hinweg. Dann machte er auf. Wir kamen erst in einen kleinen Flur, dann in einen großen stockfinsteren Saal. Der Wärter hob die Laterne und beleuchtete den Raum: er war leer, nur in einer Ecke sahen wir auf einer Pritsche menschliche Gestalten. Wir traten näher an sie heran und ließen leuchten: das waren allerdings nicht „zwei oder drei alte Mütterchen", sondern etwa ein Halbdutzend jüngerer Frauen im Gemenge mit ungefähr ebenso vielen Männern, die alle in unserer Anwesenheit sehr züchtig dalagen und schlummerten. Wir machten Kehrt und gingen hinaus.

Der Hauswärter stammelte viele Entschuldigungen. Es sei ihm streng verboten, Männer und Frauen zusammen unterzubringen, und selbst dann, wenn es Familien sind, müsse er darauf bestehen, daß die Männer in die eine, die Frauen in die andere Abtheilung gehen, doch

haben ihn diese Ehepaare — und lauter Ehepaare waren es — so sehr angefleht, daß er es nicht übers Herz habe gewinnen können, sie von einander zu trennen u. s. w.

Es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß in jedem Schlafraum ein Heiligenbild nebst davor brennendem Oellämplein wahrzunehmen war und daß in der Frauenabtheilung über den Häuptern der züchtig Schlummernden, wenn mich der Blick nicht täuschte, das Bild der heiligen Jungfrau hing. Für das Seelenheil war also auch hier reichlich gesorgt.

Von Ssamara bis Ssimbirsk auf der Wolga.

Ich sitze auf dem Verdeck des Dampfers, lasse mich von der Abendluft kühl umfächeln, mein Auge streift das Farbenspiel der untergehenden Sonne, es ruht auf der immensen Wasserfläche des majestätischen Stromes, ich sehe die Hügel und romantischen Felsen der Ufer in die Ferne entfliehen, ich horche auf das rhythmische Geräusch der ruhig und sicher vorwärts treibenden Maschine, auf das laute Aufplätschern des Schiffsrades und das leise Aufschäumen des weichenden Wassers unter dem Schiffsbug. Und ich denke: wie anders ist es doch hier, wie verschieden von dem, was wir soeben hinter jenen, unserem Auge fortwährend entschwebenden und immerfort vor unserem Auge aus der Endlosigkeit auftauchenden Hügeln gesehen haben!

Es giebt zweierlei Rußland: das Rußland der großen Verkehrsstraßen und das Rußland des wegelosen Erdreichs der Bauern. Zwischen beiden ein Unterschied zweier Kulturen.

Dieser Dampfer ist das letzte Wort der Technik. Seine Konstruktion ist das Ergebniß der gesammten Produktions-, ja Kulturentwicklung unserer Zeit. Seine Einrichtung entspricht den raffinirten Forderungen des modernen Menschen. Man übertrage dieses Fahrzeug nach dem Rhein oder nach dem Mississippi, und Niemand wird vermuthen, daß es aus dem Osten Rußlands kommt. Auch die Gesellschaft, die sich in den ersten zwei Klassen bewegt, unterscheidet sich, mit wenigen Ausnahmen, in Nichts von dem reisenden Publikum Westeuropas in den entsprechenden Klassen. Hier ist Komfort, Luxus, Zivilisation, Reichthum.

Aber auf dem Lande hinter den Hügeln sind elende Behausungen, die seit Jahrhunderten ihre Form nicht geändert haben, archaische Werkzeuge, Lebensformen und Sitten längst vergangener Zeiten, Elend, Armuth, Rückstand, Unkultur.

Hier — Europa, dort — Asien.

Die große Verkehrsader der Wolga hat die europäische Kultur von Moskau und Petersburg übernommen; sie trägt sie bis an das Kaspische Meer. Ich fasse dabei die Kultur nicht in dem idealistischen

Sinne auf, sondern als den Inbegriff bestimmter Bequemlichkeiten und vervollkommneter Einrichtungen des sozialen Zusammenlebens. Aber an welchem Punkte man auch den Strom verläßt, geräth man in eine Welt, die von den Errungenschaften der Neuzeit fast unberührt geblieben ist. Zwei, drei große Handelsplätze wie Ssamara zeigen Bruchstücke einer europäischen Stadtbildung, aber dazwischen breitet sich und scheint unausrottbar zu sein der Schmutz, das Elend, das Chaos einer asiatischen Karawan-Ssarai und unmittelbar hinter den Stadtgrenzen beginnt — in kultureller Beziehung — die Wüste.

Man kann jetzt Rußland leicht bereisen. Man kann mit der größten Bequemlichkeit von Hamburg bis Astrachan gelangen. Doch wird man dabei nicht aus dem „Rußland der großen Verkehrsstraßen" herauskommen. Man wird nur *dieses* Rußland sehen und man wird die Eindrücke des Europäismus, der Schönheit, des Reichthums, des Ueberflusses an Allem mitnehmen. Die sich mit ihren Bündeln an den Landungsplätzen und im unteren Schiffsraum herumdrängenden Bauern werden als malerische Gruppen erscheinen, die das Gesammtbild durchaus nicht stören. Und man wird keine Ahnung haben, daß man mitten durch eine *Wildniß* fährt, daß hier das neunzehnte Jahrhundert in das frühe Mittelalter eingeschachtelt ist. Man wird eine Entwicklung sehen, währenddem ringsum seit Jahrhunderten eine Stagnation herrscht.

Gegenüber der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist auf dem flachen Lande — wir sprechen vom Gebiet der Wolga und der Kama, das wir bereist haben — sogar ein unverkennbarer Rückschritt eingetreten. Damals lebte noch ein reicher *Adel* auf dem Lande, der in seiner äußeren Lebensform europäische Kultur nachahmte. Jetzt ist der Adel des großen Grundbesitzes längst nach den Residenzen und größeren Städten fortgezogen, seine Paläste auf dem Lande zerfallen, und der Adel, der geblieben ist, ist verarmt und kulturell — in dem von uns bezeichneten Sinne — heruntergekommen. Der *Kaufmann* lebt in der Stadt und besucht nur gelegentlich das Dorf. Die *Bauern*? Die rothen Kattunhemde hat schon Haxthausen 1842 gesehen, im Uebrigen, wenn man die Masse ins Auge faßt, trägt er die alten Bastschuhe, sein Ackergeräth ist dasselbe, wie vor tausend Jahren, seine Holzhütte zerfällt und er selbst verhungert.

Wovon lebt aber der große Handelsverkehr der gewaltigen Wolga? Vom Bauern! Es verkehren ca. 2000 Dampfschiffe auf der Wolga. Sie alle haben dem Bauern nichts gebracht, aber sie dienten dazu, Jahr für Jahr in größeren Massen das Hab und Gut des Bauern, schließlich selbst die Grundlagen seiner Existenz fortzuschaffen. Sein Getreide,

seine Wälder, seine Viehherden, Alles wurde in diese schwimmenden Ungethüme verladen und in weite Meere abgeführt. Diese Tausende von Schiffen waren vom Kapital hinausgeschickt, das sich die Schätze des



Die Wolga bei Zarew Kurgan (Zarenhügel).

Landes holte, zuletzt selbst die Nährkraft des Bodens raubte und die Feuchtigkeit des Waldes und jetzt den ruinirten Bauer inmitten einer Wüstenei zurückläßt, die von der Sonne verbrannt und von den Ostwinden mit Sand überschüttet wird.

* * *

Und wie der Getreidehandel des Wolgagebiets es bereits sehr empfindlich zu spüren bekommen hat, daß die Ausbeutungsquellen versiegen, so auch die **Wolgarhederei**.

Auf die nahende Krisis zeigte schon in den achtziger Jahren das rapide Sinken der Frachtsätze hin.

Frachtsätze bis Ribinsk.

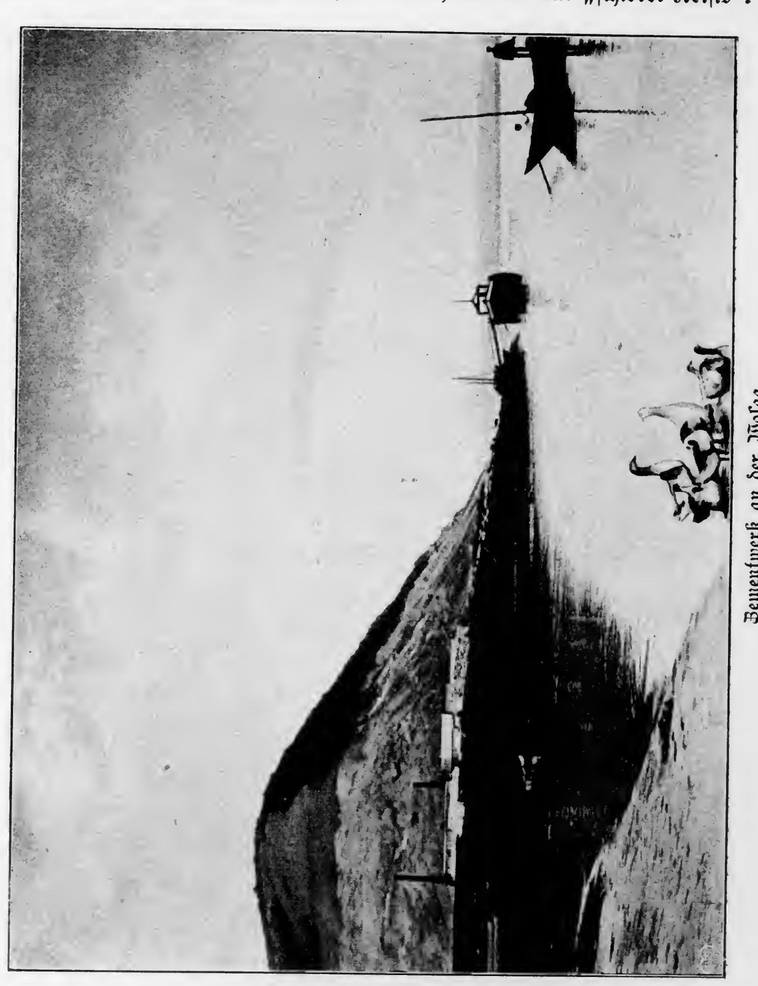
In Kopeken für den Pud.

In den Jahren	Ab Ssamara (Entfernung 1229 Werst)		Ab Kamischin (Entfernung 1961 Werst)	
	Navigationsperiode I	Navigationsperiode II	Navigationsperiode I	Navigationsperiode II
1878	7,5	6,0	11,5	10,0
1879	9,6	6,6	12,4	8,0
1880	7,1	6,3	9,4	7,7
1881	6,8	6,0	9,0	7,5
1882	8,4	7,0	11,3	9,8
1883	9,3	7,2	12,0	10,0
1884	8,5	6,3	11,5	8,4
Durchschnitt	**8,2**	**6,5**	**11,0**	**8,8**
1885	7,3	5,9	—	6,2
1886	7,1	5,7	7,8	5,8
1887	5,7	4,8	7,5	6,5
1888	4,2	3,5	6,2	5,7
1889	3,4	—	5,8	5,2

Das Sinken der Frachtsätze ist allerdings zum Theil durch technische Aenderungen, nämlich die Einführung der **Naphthaheizung** und die Erbauung größerer Dampfer mit stärkerer Maschinerie bedingt worden.

Die Einführung der Naphthaheizung gewährte um so mehr Vortheile, als sie an Stelle der voluminösen Holzheizung trat. Herr **Klopoff**, dessen unermüdlichem Eifer wir auch die Angaben über die Wolgarhederei verdanken, faßt die Vorzüge der Naphthaheizung so zusammen: „1. sind dadurch die Kosten der Heizung auf der unteren und mittleren Wolga vermindert worden, also auf dem größten Theile des Weges bis Ribinsk; 2. machte sie das Halten von Holzlagerplätzen unnöthig; 3. da das zur Erzielung der gleichen Wirkung benöthigte Quantum Naphtha viel geringer ist an Gewicht und Umfang, als das entsprechende Quantum Holz, so konnten die Dampfschiffe den zur Verfrachtung verfügbaren Raum erweitern; 4. wurde die Zeit verkürzt, welche man zur Aufnahme des Heizmaterials brauchte, folglich blieb mehr Zeit übrig, um produktive Arbeit zu leisten." Ein Schleppdampfer nahm früher einen Holzvorrath für 2—4 Tage (à 24 Stunden) mit; Naphtha nimmt er für 8—12 Tage

sichert haben, in der Hoffnung besserer Zeiten und weil die Liquidation des Geschäfts unvermeidlich zu großen Verlusten führen würde." Der Schiffahrt drohe nach dem allgemeinen Urtheil der Rhedereien eine „schwere Krisis".



Zementwerk an der Wolga.

Als im Winter 1899 die Nachrichten von den großen Fallissements in Rußland kamen, meldeten die Zeitungen auch den **Zusammenbruch** der **ältesten Dampfschiffahrtsgesellschaft an der Wolga, Beseke & Co.** Auch das war also **kein Zufall**, sondern die nothwendige Folge des Ruins der Bauernwirthschaft des Wolgagebiets.

Eine allgemeine Krisis unter den Wolgarhedereien wäre schon längst ausgebrochen, wenn nicht die aufblühende Petroleumindustrie des Kaukasus von Astrachan aus einen gewissen Ersatz für die schwindenden Getreidefrachten geboten hätte.

* * *

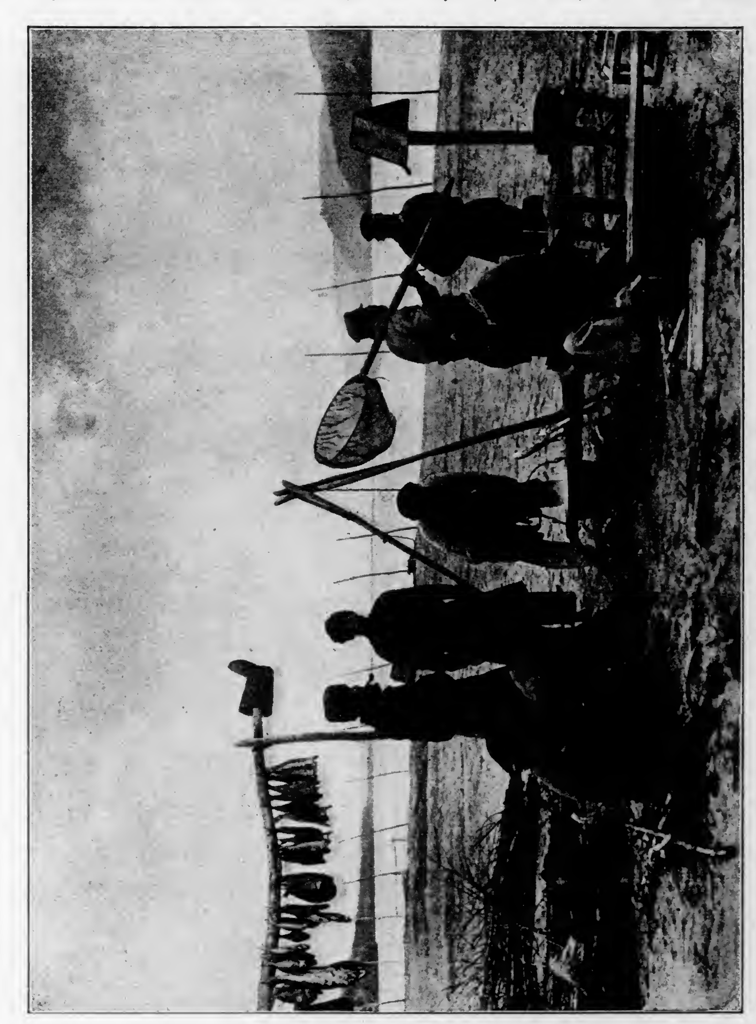
Kurz nach 7 Uhr ging das Schiff ab. Wir fuhren den „Bogen von Ssamara", vorbei an den sogenannten Schiguli, dem schönsten Theile der Wolga. An beiden Ufern sind waldige Höhen und Weiden mit Pferden. Es sind größtentheils Stuten, aus deren Milch Kumys bereitet wird. Die Stutenmilch wird mit Hefepilzen zur Gährung gebracht und es entsteht so ein angenehmes, Kohlensäure und etwas Alkohol enthaltendes Getränk, daß außerdem einen hohen Nährwerth besitzt. Hier liegen auch in schöner Lage die Kumysheilanstalten, die viel von Lungenkranken besucht werden. Die Fahrt bei der Dämmerung zwischen den waldigen Ufern ist ungemein anziehend. Rechts erheben sich in lang gestreckter Kette die Ssokolji-Gory, die Falkenberge. Wir sehen die Umrisse nur verschwommen, da unser Schiff seinen Kurs hart am anderen Ufer hält. Da, wo die Falkenberge sich abgeflacht haben, erhebt sich aus der Ebene weithin sichtbar ein breiter, abgerundeter Hügel, der Zarew Bugor oder Zarenhügel, auch Zarew Kurgan genannt. Er liegt an der Einmündung des Sok in der Wolga und scheint mitten im Wasser zu liegen. Die Kurgane (Grabhügel) sind die Gräber gefallener Helden, die von den Nogaischen Tataren errichtet worden sein sollen. Vom Zarew Bugor gilt dies aber jedenfalls nicht, da sein Entstehen an der Wolgabiegung am Zusammenfluß mehrerer Flüsse hinreichend durch die Landaufschwemmung erklärt werden kann.

Links erheben sich die Morkmaschenskija-Höhen, weiterhin die Gretschuljewskija-Gory und dann die Perle der Wolga, die Berge von Schegulew. Sie erinnern durch ihre wunderbaren Höhlen und die bizarren Felsbildungen an die sächsische Schweiz. Bewaldete Höhen wechseln ab mit kahlen zackigen Felsen, die manchmal bis zu einer Höhe von 240 Meter steil ansteigen, und deren weißer Kalkstein mit dem umgebenden dunkeln Waldesdickicht stark kontrastirt.

Ein Theil dieser Hügel wird heute industriell ausgebeutet. Zahlreiche Feuer werden an den Ufern sichtbar. Es sind Kalk- und Zementöfen, deren Feuer in der Nacht weithin leuchten.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe unterscheidet sich nicht viel von der früheren. Im Zwischendeck ist dieselbe Atmosphäre und dieselbe Sammlung sämmtlicher russischer Volksstämme, wie wir sie früher kennen

gelernt haben. Die Kajüte nebenan bewohnt ein älterer Offizier mit seiner Frau. Er hustet mit großer Anstrengung und ist offenbar schwer lungenleidend. Wir hören, daß er nach Kasan will, um dort einen



Abkochplatz der Wolgafischer.

Professor zu konsultiren. Auf dem Vorderdeck sind einige Tataren, die ihre Mäntel ausbreiten und die abendliche Gebetsübungen verrichten. Nachdem wir sehr gut gegessen hatten, und zwar auf dem offenen Deck im Angesicht der herrlichen Natur, gingen wir bei Zeiten in unsere Kajüte,

da das Schiff fahrplanmäßig um 6 Uhr früh in Ssimbirsk eintrifft. Vorsichtshalber geben wir noch dem Steward den Auftrag, uns auf alle Fälle rechtzeitig zu wecken.

Als wir aufwachten, war es 8 Uhr. Ein Blick durchs Fenster belehrte uns, daß wir uns in voller Fahrt befanden und weit und breit weder Dorf noch Stadt sichtbar war. Der herbeigerufene Steward erklärte, daß das Schiff zwei Stunden Verspätung habe und wir uns durchaus nicht zu übereilen brauchten. Wir machten nun Toilette, frühstückten in aller Ruhe und gingen dann auf dem Deck spazieren.

Die Wolgaufer zeigen sich unseren Blicken wieder in ihrer großartigen Monotonie. Sanft gewellte Höhen auf der einen Seite, flaches, meist überschwemmtes Land auf der anderen. Das Schiff hält den Kurs größtentheils in der Mitte des Stromes, und nur bei Krümmungen, wenn sich das Schiff, um den Bogen abzuschneiden, dem einen oder anderen Ufer nähert, bekommen wir einen Einblick in die Landschaft. Von Zeit zu Zeit erspäht unser Auge auf der Höhe des steilen Ufers eine Blockhütte. Zum Trocknen aufgespannte Netze belehren uns, daß es ein Fischerhaus ist. In den Niederungen und Inselchen sieht man öfters primitive, aus Stroh oder Reisig gebaute Zelthütten, die den Fischern zum Schutze gegen das Wetter oder zur vorübergehenden Wohnstätte dienen. Einen malerischen Anblick gewähren auch die Abkochplätze der Fischer, die man im ganzen Laufe der Wolga an flachen Uferstellen vorfindet. An drei Stangen hängt ein Kessel über dem Feuer. In der Nähe ist ein Gestell zum Trocknen von Fischen und Kleidungsstücken; ein roh gezimmerter Tisch mit Bänken und ein Pfahl mit einem dreieckigen Kasten zur Aufnahme eines Heiligenbildes vervollständigen das Mobiliar des Speiseplatzes. Nach Beendigung des Mahles, das ohne jede Hast zubereitet und genossen wird, brechen die Fischer das Lager ab und ziehen weiter. Nur der Heilige bleibt in seinem Kasten zurück, um den Nachkommenden zu zeigen, daß hier ein Platz ist, wo ein rechtgläubiger Russe vor und nach dem Essen seine Gebete an einen Heiligen persönlich adressiren kann. Der Gebrauch der Heiligenbilder ist in Rußland ein so allgemeiner, daß es kaum einen Raum giebt, wo keines ist. Auf dem Schiffe ist z. B. in jeder Kajüte eines angebracht; meist sind sie kindlich und roh gearbeitet.

Die Wolga ist sehr reich an Fischen aller Art, besonders in ihrem unteren Laufe. Die Stadt Astrachan verdankt ihren Reichthum allein dem Fischfang, und hier ist es vor allem der Stör, der den geschätzten Kaviar liefert. Außer dem Stör ist der Sterlet sehr gesucht. Er ist der feinste Wolgafisch und einer der delikatesten Fische überhaupt,

und wird in Wasserfässer verpackt, lebend nach Petersburg und Moskau, manchmal auch nach Westeuropa verschickt, wo er als theurer Leckerbissen bezahlt wird. Außerdem giebt es in der Wolga Brassen, Zander, Salm, Lachs, Forellen, Karpfen und eine Anzahl anderer Fischarten. Im Brackwasser des Mündungsdeltas: Sewrugen und die sehr fetten kaspischen Heringe. Die Fischerei ist theils staatlich organisirt, theils wird sie genossenschaftlich betrieben.

Es liegt ein leichter Nebel auf dem Wasser, er wird unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen immer dünner und durchsichtiger. Dampfschiffe und Boote begegnen uns oder zeigen sich in der Ferne als schwarze Punkte auf der silbergrauen Wasserfläche, unser Schiff fährt dicht an einem mit herumlungernden Arbeitern besetzten Floß vorüber. Der Unterschied zwischen dem hohen rechten — von der Fahrrichtung des Schiffes aus des linken — und der Steppe auf dem linker Ufer beginnt sich wieder scharf auszuprägen.

Gegen 10 Uhr bekamen wir Ssimbirsk in Sicht und eine halbe Stunde später legten wir am Pristan an. Ein geschäftiger Jüngling hat sich bereits unseres Gepäcks bemächtigt und mit dem üblichen Schreien und Drängen geht's über die Landungsbrücke.

Das Dorf Archangelskoje.

Zu beiden Seiten des schmalen Weges, der vom Landungsponton in Ssimbirsk hinauf zur Straße führt, haben sich Händler und Händlerinnen niedergelassen, die meist Eßwaaren verkaufen. Es sind meist Eingeborene und Bäuerinnen aus der Umgebung und der verwegenste Geschmack kann hier befriedigt werden. Schwarzbrot und Weißbrot (hier französisches Brot genannt), Bubliki (Ringe aus Bretzelteig), Würste jeder Größe und jeder Art an Schnüren aufgereiht; saure Sulzen, gebratenes und gekochtes Fleisch, getrocknete und geräucherte Fische, Kaviar frisch und gepreßt, gebratene Spanferkel und Hühner, Käse, Sauerkraut, Zuckerwaaren, Orangen, Zitronen, Aepfel, Haselnüsse, Sonnenblumensamen, Mineralwasser und Quaß. Alle schreien und bieten ihre Waare mit den verlockendsten Tönen an. Es gelingt uns, schadlos aus dem Bereich dieser Sirenen zu kommen und wir machen uns ohne Verzug an die Arbeit.

Das Dorf Archangelskoje, das wir zunächst besuchen wollen, liegt jenseits der Wolga im Gouvernement Ssamara. Eine Fähre geht vom Landungsplatz in Ssimbirsk alle zwei Stunden über den Strom. Da wir noch sehr lange zu warten hätten bis zur nächsten Ueberfahrt, lassen wir uns per Boot übersetzen. Es sind drei kräftige Gestalten, die uns für zusammen 50 Kopeken beinahe eine Stunde lang rudern. Es weht ein frischer Nordwind und die Wellen der Wolga gehen ziemlich hoch. Der starken Strömung und des Windes wegen wird zunächst eine lange Strecke dicht am rechten Ufer stromaufwärts gerudert. Hier ist eine Bahnstrecke im Bau. Durch die Schneeschmelze und den Regen ist ein großer Theil der Strecke unterwaschen und die Schienen mit den Holzschwellen hängen frei in der Luft. Nachdem wir nach Ansicht unserer Bootsleute genügend stromaufwärts gefahren sind, nehmen wir Kurs auf das auf der anderen Seite liegende Dorf Tschassownja, und von kräftigen Ruderschlägen getrieben, fliegt das Boot über den gewaltigen Strom.

Nach der Landung fragen wir nach Pferden. Es sind eine Anzahl Pferdebesitzer da, die alle gern fahren möchten. Sie unterbieten sich aber

nicht, sondern werfen Geldstücke in eine Mütze und loosen. Ein junger, zirka sechzehnjähriger Bursche gewinnt. Die anderen sagen uns, daß wir immer noch einen anderen Fuhrmann wählen könnten, wenn uns der ausgelooste nicht passen sollte. Wir begnügten uns aber mit dem uns zugefallenen Jüngling und in kaum zehn Minuten ist er mit Roß und Wagen zur Stelle.

Der Weg führt über flaches Land zwischen Roggen- und Sonnenblumenfeldern und viel Brachland eine Strecke durch das Gouvernement Ssimbirsk und dann in das Gouvernement Ssamara. Nach einer flotten



Landungsplatz bei Ssimbirsk an der Wolga.

Fahrt kommen wir in das große Dorf Archangelskoje und halten bei dem Gutshof des Herrn Sch.

Das Haus des Herrn Sch. ist ein adeliges Palais aus der guten alten Zeit. Die Schlösser des deutschen Feudaladels haben selbst dort, wo sie nicht an starren Felsen emporragen, sondern auf anmuthigen Hügeln ruhen, stets etwas Düsteres an sich. Man sieht es ihnen an, daß ein brutaler Wille, ein trotziger Muth sie erbaut hat. Diese gedrungenen Bauten, die von dem hohen schmucklosen Thurme mit schmalen Fenstern in den dicken Wänden beherrscht werden, einen inneren Hof umschließen und sich scheinbar hochmüthig und gewaltthätig von der Umgebung absondern, erwecken die Vorstellung vom Herrscherthum mit be-

waffneter Hand, von Krieg und wilden Jagden. Anders die Sitze des ehemals herrschenden russischen Adels. Hier ist alles breit angelegt, licht, freudig, gastfreundlich. Das Thor der niedrigen Umzäunung, die als Zierde, nicht als Schutz zu dienen scheint, wird weit in seinen Angeln aufgemacht, das Gefährt gelangt in den kolossalen Hof, in dessen Hintergrund das lange, einstöckige Gebäude des herrschaftlichen Hauses meist in heller, den Augen gefälliger Farbe sich präsentirt. Die große Zahl von Eingängen, zu denen meistens zwei, drei breite Stufen führen, die große Zahl von Fenstern, die eng nebeneinander angebracht sind, fallen sofort auf. Die Bauart selbst ist höchst anspruchslos: man sah offenbar vor Allem auf Raum, Licht und Bequemlichkeit. Und das Baumaterial, das Holz, ließ auch sehr wenig Spielraum für eine komplizirte Architektur.

Wir wurden durch eine lange Zimmerflucht geführt, um von Frau Sch., da Herr Sch., an den wir Empfehlungen hatten, verreist war, empfangen zu werden. In der liebenswürdigsten Weise wurde uns alle erwünschte Auskunft ertheilt.

Wir erfahren, daß dieses große Dorf, das aus zwei Gemeinden besteht, sich in einem Zustand fast allgemeiner Hungersnoth befinde, daß aber von allen Seiten für Unterstützung der Hungerleidenden gesorgt werde.

Das Semstwo vertheilt Getreide.

Das Rothe Kreuz hat Gratisspeisungen organisirt.

Da Frau Gutsbesitzer Sch. der Verwaltung dieser Speiseanstalten angehört, so erhalten wir zahlenmäßige Auskunft über die gewährte Unterstützung.

Danach hat das Rothe Kreuz nach der letzten Abrechnung für den halben Monat vom 1. Mai an geliefert:

a) für 196 Personen Roggenmehl 171 Pud 20 Pfund;

b) für 134 Personen in fünf Speisehäusern Roggenmehl 100 Pud 20 Pfund;

c) Geld für fünf Speisehäuser 268 Rubel.

Außerdem sind vom 1. Mai ab aus den von der Unterstützungsgesellschaft in Ssamara gesammelten Mitteln 27 Speiseanstalten für 1005 Kinder errichtet worden.

Außerdem ist aus den Mitteln derselben Gesellschaft für 650 Kinder Hirse vertheilt worden, je fünf Pfund pro Kopf.

Außerdem wird aus Mitteln, die am Orte gesammelt sind, im Hause des Herrn Sch. Gratisspeisung für 60 Personen gewährt.

Außerdem sind seit dem 1. Mai zwei Speisehäuser für 50 Skorbutkranke eingerichtet.

Ferner existiren drei Speisehäuser für 100 Greise.

Zusammen wird aus den Mitteln der privaten Wohlthätigkeit Unterstützung für 1865 Personen gewährt, und mit den vom Rothen Kreuz Unterstützten sind es Alles in Allem 2195 Personen.

Und außerdem wird noch weitere Hilfe gewährt in der Art, daß Roggenmehl zu einem billigen Preise und auch auf Kredit an die Bauern abgegeben wird. Das Roggenmehl wird seitens der Gutswirthschaft des Herrn Sch. abgegeben. Die Preisdifferenz wird aus den Mitteln der privaten Wohlthätigkeit gedeckt. Es wird von Frau Sch. mitgetheilt, daß die Bauern der Gutswirthschaft pro Pud Roggenmehl 53 Kopeken zu bezahlen haben und daß die Gutswirthschaft aus den Mitteln der Wohlthätigkeit sich 30 Kopeken Preisdifferenz pro Pud berechnet.

Wir waren freudig überrascht, hier eine solche Fülle der Unterstützung der Hungernden gefunden zu haben. Zwar zeigte das an, daß die Noth sehr groß war, doch mußte wohl durch diese umfassende Fürsorge dem Schlimmsten abgeholfen worden sein.

Wir äußerten den Wunsch, einige Bauern-Isbas aufzusuchen. Bereitwilligst wurde ein kurzes Verzeichniß einiger Nothleidenden aufgesetzt und ein kleines Mädchen wurde uns als Cicerone beigegeben.

Beim Fortgehen spielte sich im Flur des Hauses eine kleine Szene ab, die uns eigenartig berührte. Ein junger Tatare lehnte an der Wand und sah uns mit stummer Bitte an. Als wir auf ihn aufmerksam wurden, erklärte Frau Sch., und es schien uns, daß es ihr etwas peinlich war:

„Das ist ein Arbeiter vom Gutshof. Er klagt, er wäre krank, und da er gehört hat, daß ein Arzt hier sei, möchte er um Rath fragen."

Der Arbeiter wird ausgefragt und untersucht. Er klagt über Kopfschmerzen und allgemeine Indisposition. Sonst ist an ihm nichts wahrzunehmen, außer einer hochgradigen Blutarmuth. Er ist nicht minder abgezehrt, als die von uns gesehenen Bauern im Vorstadium des Skorbuts. Er muß schleunigst auf bessere Kost gesetzt werden, um dem furchtbaren Uebel zu entgehen.

„Hast Du Appetit?"

„Was?"

„Ob Du oft Hunger hast?"

„Hunger haben wir immer. Immer hungrig, Herr!"

Frau Sch. (nervös, verlegen): „Das ist ein Kreuz mit den Tataren. Sie wollen kein Fleisch essen, wenn das Vieh nicht von ihren Leuten geschlachtet wird."

Der Tatare (mit einem bösen Blick nach der Gutsherrin): „Was ist denn bei uns für eine Nahrung! Brot, sonst nichts. Brot ist unsere

ganze Nahrung. Sonst kriegen wir nichts. Bei so einer Nahrung kann ich nicht arbeiten. Lassen Sie mich fort. Ich bin krank."

Der Tatare erhielt darauf keinen Bescheid.

Als wir später im Gespräch mit einem anderen russischen Gutsbesitzer diesen Vorfall erwähnten, meinte er: „Ja, so sind diese Bauern! Erst flehen sie einen um Arbeit an und lassen sich Vorschüsse bezahlen. Wenn aber die Zeit der Feldarbeiten kommt, simuliren sie Krankheit, um den Vertrag los zu werden, oder sie laufen ohne Weiteres davon. Oder das Gesinde! Den Winter über läßt es sich aushalten und wie es Frühlingsluft wittert, möchte es gleich auf und davon. Gar keine Sicherheit giebt es vor diesem Volke!"

Wir überließen den tatarischen Arbeiter seinem Schicksal, das wir nicht ändern konnten, und gingen unter der schon erwähnten Führung ins Dorf. Unsere Begleiterin hielt sich stets in einer mehr als respektvollen Entfernung von uns. Das hübsche Kind, barfüßig und mit einem in aller Eile über dem blonden Haare geworfenen Kattuntüchlein, lief schnell wie eine Gazelle von einer Isba zur anderen und meldete uns an. Wie eine Gazelle scheu, ließ es kaum ein Wort an sich richten und schoß Blitze unter den zusammengezogenen Brauen. Wir hatten viel Freude an dem munteren Wesen, das wie ein funkelnder Sonnenstrahl inmitten der düsteren Umgebung erschien. Einmal wollten wir das Dirnchen photographiren, da nahm es schleunigst Reißaus und war von nun an für uns unerreichbar.

Die erste Isba, die wir betraten, war für Gratisspeisungen hergerichtet. Die Bäuerin, welche die Köchin respektive Bäckerin zu spielen hatte, hieß Popkowa. Sie erklärte uns, daß sie 30 Personen mit Brot zu versorgen habe und daß sie zu diesem Zwecke ein Pud Mehl für zwei Tage erhalte. Das ergebe an frisch gebackenem Brot ein Pfund (russisch = 400 Gramm) pro Person und Tag. Wir erfahren hier auch, daß sehr viel Volk das Dorf verlassen habe — „man habe sich nach allen Seiten zerstreut."

Die zweite Isba ist ein Speisehaus für Skorbutkranke. Hier haben am Tage unseres Besuchs 23 Personen zu Mittag gegessen, darunter fünf Kinder von 13—14 Jahren.

„Was wurde heute gekocht?"

„Schzi (Krautsuppe) und Brei, was denn sonst!"

„Gab es Fleisch?"

„Schzi war mit Schweineschmalz, im Brei war Fleisch."

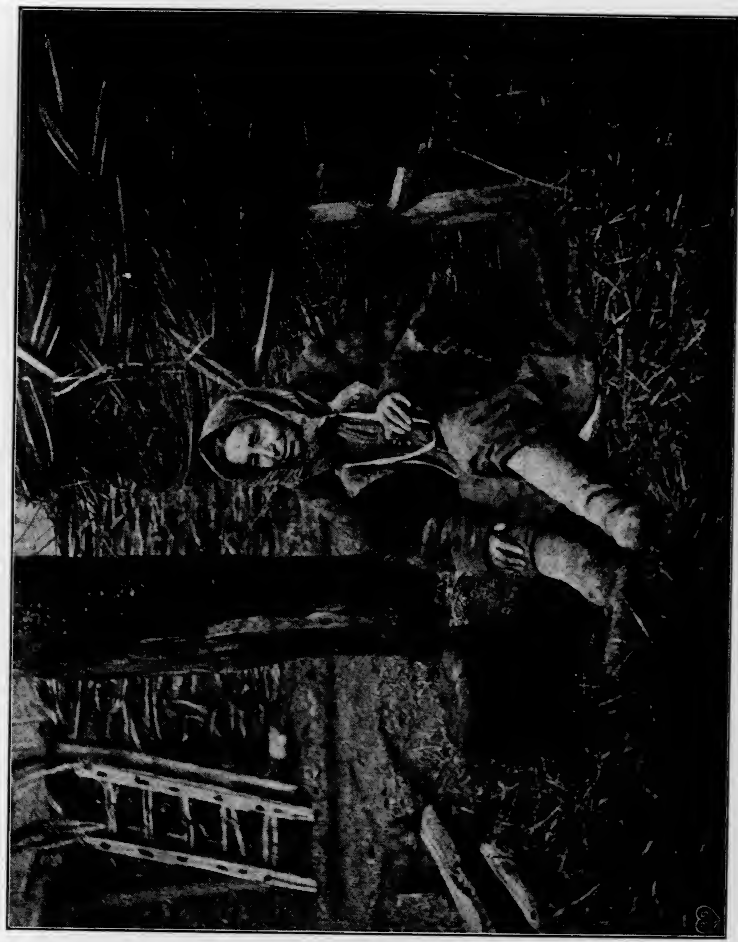
„Wieviel Fleisch gab es Alles in Allem?"

„Ein halber Schweinskopf und noch ein Stückchen. Es war nicht

viel, gewiß, für solches Volk! Früher gab es mehr Fleisch. Da wurden acht Pfund Fleisch abgewogen."

„Und wie groß war früher die Zahl der Speisenden?"

„Zwanzig Personen waren es."



Frau mit Skorbut (Kamenskaja).

Demnach gab es früher 160 Gramm Fleisch pro Tag und Person und jetzt offenbar noch weniger. Das war, zumal bei den geringen Zuthaten, eine Ration, bei der die Wiederherstellung des reduzirten Organismus der Skorbutkranken doch wohl ein etwas schwieriges Problem sein mußte.

In sämmtlichen Bauernhäusern, die wir nach der uns mitgegebenen Anweisung in Archangelskoje besucht hatten, erhielten die Nothleidenden Unterstützung irgend welcher Art, meistens sogar von verschiedener Seite. Aber überall haben wir uns überzeugt, daß die Unterstützung nicht ausreichte. Als Beispiel sei das Haus des Bauern Latschugin angeführt. Die Familie besteht aus neun Personen. Sie erhält Unterstützung:

1. Das Semstwo giebt Getreide für sechs Personen à 35 Pfund monatlich.
2. Drei Kinder sind zur Gratisspeisung zugelassen.
3. Das Semstwo hat Getreide zur Aussaat geliefert.

Nichtsdestoweniger klagt der Bauer, daß er „außer Kräften gekommen sei". Eine sofort vorgenommene medizinische Untersuchung zeigt folgendes Ergebniß: der Bauer — skorbutkrank, die Bäuerin — skorbutkrank, erwachsene Tochter — skorbutkrank, ein jüngeres Mädchen — skorbutkrank.

Zwei Söhne des Bauern waren im Felde — wie es um sie bestellt war, entzog sich unserer Kenntniß. Die Anderen, sofern sie nicht skorbutkrank waren, befanden sich auf der Vorstufe zu diesem.

Einen ungemein traurigen Anblick bot eine Bäuerin Kamenskaja, die wir aufsuchten. Sie saß im Hofe auf einem dünnen Lager Stroh. Ihr Alter wurde auf 50 Jahre angegeben. Sie sah vollkommen entkräftet aus. Schon ihre unförmlich dicken Beine ließen Skorbutschwellungen vermuthen. Als auf unsere Anforderung ihr der eine Strumpf abgezogen wurde, zeigte sich die uns bekannte, schreckliche blaue Glasur in höchster Entwicklung. Und als Komplikation dieser Hungerkrankheit trat bei ihr noch Dysenterie ein. Das war offenbar bereits das letzte Stadium des Hungermartyriums. Die Frau konnte kaum mehr sprechen. Sie murmelte einige Laute, aus denen wir entnahmen, daß sie Magendruck empfinde, wenn sie etwas esse. Sie war zu schwach, um in das Speisehaus zu gehen, deshalb wurde ihr die Nahrung nach Hause gebracht. Was? Ein bischen Schzi und ein Breichen. Auch etwas Fleisch gebe es. „Man — hat — versprochen, — Speise zu schicken (kommt es langsam aus dem Munde der Kranken), — man — hat aber — nichts — geschickt!" Die Mittagszeit ist bei den russischen Bauern 11 bis 12 Uhr, es war bereits 3 Uhr Nachmittags, in den Speisehäusern, die wir soeben besucht hatten, war schon alles aufgeräumt — weshalb das Essen für diese arme Frau, deren Tage gezählt waren, ausblieb, konnten wir nicht erfahren.

Es sei hier nur noch des Michael Jurmansky Erwähnung gethan, dessen Schicksal schon früher von uns geschildert wurde. Er ar-

beitete beim Gutsherrn Sch., wurde dort skorbutkrank und lag nun 18 Tage bei fremden Leuten, ohne aus dem gräßlichen Zustand herauskommen zu können, obwohl es dazu nur einer kräftigeren Ernährung bedurfte. Wir mußten an den jungen Tataren denken, der uns im Flur des Hauses von Sch. anhielt. Und hier war Jemand, der nicht etwa aus religiöser Scheu die Fleischnahrung verweigerte! Ja, der Tatare mußte sich beeilen, um davonzukommen, solange er nicht dem Skorbut verfallen war! Doch dürfen wir nicht unterlassen, es hervorzuheben, daß der bei Herrn Sch. skorbutkrank gewordene Arbeiter Unterstützung erhält aus der von Herrn Sch. aus Mitteln der Wohlthätigkeit organisirten Speiseanstalt. „Heute wurde im Speisehaus kein Fleisch gekocht, sonst aber kriegt er Nahrung aus dem Speisehaus", erklärte uns die Bäuerin, bei der die Familie des erkrankten Bauern und dieser selbst eine Unterkunft gefunden haben.

Als wir nach dem Gutshof zurückkehrten, wurden wir mit dem Gutsverwalter, einem Deutschen, in Verbindung gesetzt, der uns einige Zahlen über das Gut angab.

Danach umfaßt dieser Gutsbesitz 2400 Deßjatinen Ackerland.

Davon sind im eigenen Betrieb 350 Deßjatinen.

Die Ernte war 1898 miserabel. Geerntet wurde auf dem im eigenen Betrieb bewirthschafteten Land 900 Pud Hafer und 2000 Pud Roggen. Auf dem Bauernland des Gutes war die Haferernte gleich Null, Roggen wurde 3500 Pud geerntet und Erbsen 2000 Pud.

Der Gutsverwalter beklagte sich viel über die russischen Arbeiter. In Gutem sei mit ihnen nicht auszukommen. Man möge zu ihnen mit Engelszungen sprechen, das hinterlasse keinen Eindruck. „Der russische Arbeiter versteht nur die Knute." Auch saufen sie viel. Faul seien sie außerdem auch noch. Am liebsten würden sie auf dem warmen Ofen hocken. Die vielen Feiertage der orthodoxen Kirche werden peinlichst eingehalten. Auf meine Frage, wie sie sich bei der Arbeit anstellen und ob man sie bei landwirthschaftlichen Maschinen gebrauchen könne, antwortet er, die Russen seien wohl verständige Arbeiter und mit der Behandlung der Maschinen könne man im Allgemeinen zufrieden sein.

Die Jahresarbeiter erhalten auf diesem Gute 50—60 Rubel Geld und außerdem als monatliches Deputat 2 Pud Roggenmehl und 20 Pfund Hirsengrütze.

Die Sommerarbeiter erhalten 30—40 Rubel und das gleiche Deputat.

Das stimmt in Bezug auf das Deputat mit dem überein, was wir vom kranken Michael Jurmansky erfahren haben, doch gab uns dieser als Lohn blos zwei Rubel monatlich an.

Ferner erfahren wir vom Gutsverwalter, daß der Roggenpreis im Herbste 68—75 Kopeken für den Pud war und daß er jetzt 60—70 Kopeken beträgt. Roggenmehl koste stets um 5 Kopeken mehr pro Pud.

Als wir später unsere Notizen über Archangelskoje verglichen, fanden wir einen Widerspruch, den wir nicht mehr zu lösen vermochten. Es waren nämlich:

Nach Angabe von Frau Sch. über den billigen Verkauf an die Bauern		Nach Angabe des Gutsverwalters	
Die Bauern zahlen . .	53 Kopeken	Marktpreis des Roggens	60—70 Kopeken
Die Wohlthätigkeit trägt eine Preisdifferenz von	30 „	Differenz beim Mehl	5 „
Roggenmehlpreis pro Pud	83 Kopeken	Roggenpreis pro Pud	65—75 Kopeken

Wir theilen diese Zahlen mit, ohne einen Kommentar dazu zu wagen.

Die liebenswürdige russische Gastfreundschaft hat uns auch in Archangelskoje unter ihre schützenden Fittiche genommen. Wir wurden zum Mittagessen, zum Nachmittagsthee genöthigt und hätten wir uns nicht mit aller Kraft gewehrt, so hätten wir einige Tage auf dem Gute verbleiben müssen, da man durchaus darauf bestand, wir sollten die Rückkehr des Herrn Sch. hier abwarten. Das letztere war uns unmöglich, da unsere für die russische Reise disponible Zeit schon beinahe überschritten war. Man ließ es nicht zu, daß wir uns einen Wagen miethen, und beförderte uns auf der Troika des Gutshofs nach Tschassownja zurück.

Sſimbirsk.

Eine langweilige Stadt. — Interview in dem Gouvernemental-Semstwo. — Abfahrt nach Moskau.

Die Stadt Sſimbirsk liegt 125 Meter über der Wolga. Wir lassen uns nach Bädeckers Rath nach dem ersten Hotel fahren und die Iswoschziks setzen uns auch richtig vor Andrejews Nummern ab. Wir kommen in ein großes, ziemlich verwahrlostes Gebäude, in dem uns bald ein alter langsamer Lakai das Leben sauer macht. Da der Abend schön ist, machen wir noch einen kleinen Spaziergang, um auch, wenn möglich, auswärts zu essen, da uns unser Hotel durchaus kein Vertrauen einflößt.

Sſimbirsk (tatarisch = Berg der Winde) ist ein sehr langweiliges Nest mit 40 000 Seelen, viel Kirchen, Klöstern, Kasernen und einem Zuchthaus. Die Straßen sind breit und ungemein staubig. Bei Regen muß der Schmutz hier schrecklich sein, sogar für die Eingeborenen, denn sie haben überall an den Häusern entlang hölzerne Brücken für die Fußgänger angebracht.

In der Nähe unseres Quartiers ist ein Park und darin ein Denkmal für den russischen Geschichtsschreiber Karamsin. Auf unserer weiteren Wanderung kommen wir an einen gut gepflegten Garten und darin ein schönes Restaurant mit prachtvoller Aussicht auf die Wolga. Bei unserem Eintritt reicht uns ein betreßter Diener ein Buch und bittet uns höflich, unsere Namen einzuschreiben. Es stellt sich heraus, daß das vermeintliche Restaurant der Adelsklub ist und wir ziehen es vor, uns mit einigen formellen Entschuldigungen zurückzuziehen. Wir gehen also betrübt zu Andrejews unglaublichen Nummern zurück und bestellen bei dem alten Manne irgend etwas zu essen. Er sagt, er müsse es von auswärts holen, werde es aber sofort besorgen. Um neun Uhr ging der bewährte Mann und um halb elf Uhr rückte er ziemlich echauffirt mit etwas kaltem Fleische und einigen Gurken auf unser Zimmer.

Die Doppelfenster sind trotz des sehr heißen Wetters immer noch zugekittet bis auf eine glücklicherweise zerbrochene Scheibe. Die Luft im



Zimmer ist drückend schwül, ein Paradies für Wanzen, vorausgesetzt, daß genügend Gäste hier verkehren.

Die Betten und sonstigen Bequemlichkeitseinrichtungen sind so primitiv wie überall hier, und wir leiden natürlich auch an Waschwassermangel. Mit Waschwasser gehen die Russen weit sparsamer um, als mit Schnaps. Am anderen Morgen, nachdem Parvus mit sehr gutem Erfolg dem Gouvernemental-Semstwo einen Besuch abgestattet hatte, beschlossen wir, uns mit dem Ergebniß unserer Untersuchungen zu begnügen und uns auf den Heimweg zu machen. Da heute kein Zug mehr



Zentrum der Stadt Ssimbirsk.

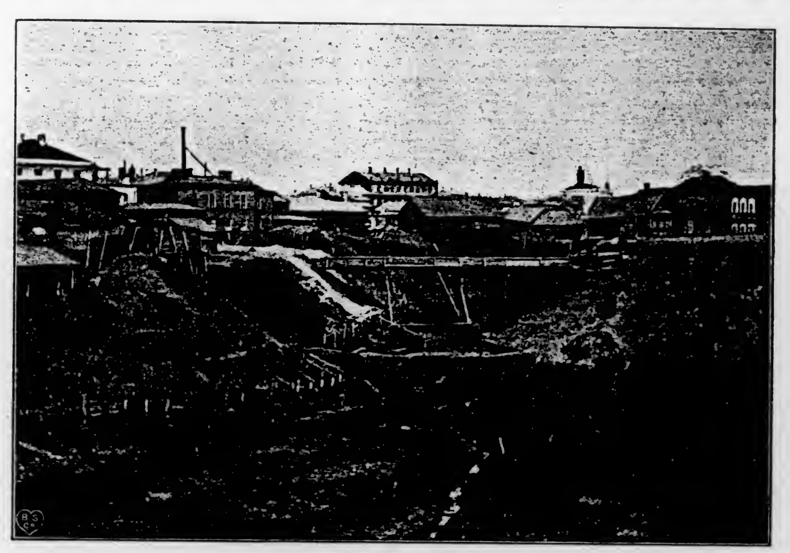
ging, so verwendeten wir den Rest des Tages zu einem Gange durch die Stadt. In der Mitte der Stadt ist eine tiefe Schlucht, in der Sumpf und Unkraut ist und in deren Sohle ein Bach, die Ssimbirskaja, fließt. Dieser Bach heißt außerhalb der Stadt Marischka und mündet in die Sswijäga, die aber nicht ihren nächsten Weg nach der Wolga nimmt, sondern über 200 Kilometer nach Norden fließt und erst oberhalb Kasan bei der Bahnstation Sswijashsk in die Wolga mündet. In der Nähe dieser unschönen und zum Theil durch Gebäude und Bretterwände verdeckten Schlucht befindet sich der Trödlermarkt, auf dem nur russische Händler alte Sachen und Heiligenbilder feilhalten. Die Tataren haben ihren eigenen Markt, auf dem es sehr interessante Sachen giebt.

Wir kauften dort unter Anderem ein Paar Bastschuhe für fünf Kopeken und eine Jermolka (ein tatarisches Käppchen), von der wir annahmen, daß sie einen in Berlin wohnenden Barhäuptling sehr gut kleidet.

Diesen Abend aßen wir im Troitzkyrestaurant sehr gut und gingen dann fröhlich nach unserer Wanzenburg, um zu packen, damit wir am anderen Morgen sicher aus diesem Neste fortkämen.

* * *

Schon 1842 schrieb Haxthausen über Ssimbirsk: „Die eigentliche Stadt mit ihren breiten Straßen, großen leeren Plätzen macht einen lang-



Zentrum der Stadt Ssimbirsk.

weiligen öden Eindruck.“ In den sechzig Jahren seit damals scheint sich in dieser Stadt nichts verändert zu haben. Eine niederdrückende Stille herrscht hier. Nicht was man in Deutschland ein „stilles Nest“ nennt. Die Stille hier hatte nichts Gemüthliches an sich, sie wirkte ganz anders. Woran mag das liegen? An der Sonne? An der Luft? An der Vertheilung von Licht und Schatten? An der Architektur? Wahrscheinlich hatte Alles seinen Theil daran, aber daneben wohl noch etwas, das nicht in den Dingen lag, die wir sahen, sondern in den Vorstellungen, die wir mitgebracht hatten, in einem gewissen geistigen Hintergrund, der sich in uns durch Beobachtung der russischen Verhältnisse herausgebildet hat. Ich erinnere mich, welchen Eindruck in mir die kleine deutsche

Universitätsstadt Jena hinterließ. Dort kam es mir vor, daß ich zwischen Sarkophagen wandle, wozu der kistenartige Bau der kleinen Professorenvillen das Seinige beigetragen haben mag. Der Eindruck wurde noch verstärkt durch die runden Reliefs — wie große Gipsmedaillen — die man dort fast an jedem Hause sieht: sie zeigen das obligate antike Profil eines Gelehrten und am Rande zwei Jahreszahlen. Denn fast in jedem dieser kleinen Häuschen lebte im Laufe der Jahrhunderte irgend ein berühmter Mann und in den meisten sogar mehrere, und jeder Wohnungswechsel dieser Unsterblichen wird jetzt für die Nachwelt durch ein Gipsrelief versinnbildlicht. In Jena legte sich die Stille des Tages, die nicht geringer war wie in Ssimbirsk, bleischwer auf das Gehirn. Es war wie in einem mathematischen Kolleg an einem heißen Sommertag. Aus den kleinen Häuschen schien ein Fluidum auszugehen, das nach Bücherstaub und Wurmfraß roch. Was mag hier seit Jahrhunderten der Fleiß zahlreicher Professoren an Gelehrsamkeit gesammelt haben? Die Sinne verwirrten sich mir, als ich daran dachte, und die Luft selbst erschien mir mit endlosen Reihen logarithmischer Zahlen erfüllt. In Ssimbirsk dagegen legte sich die Ruhe mehr auf das Gemüth. Sie war wie die Stille des Gefängnisses oder eines großen Kasernenhofs zur Mittagszeit. Sie wirkte beängstigend und weckte den Wunsch, davon zu laufen.

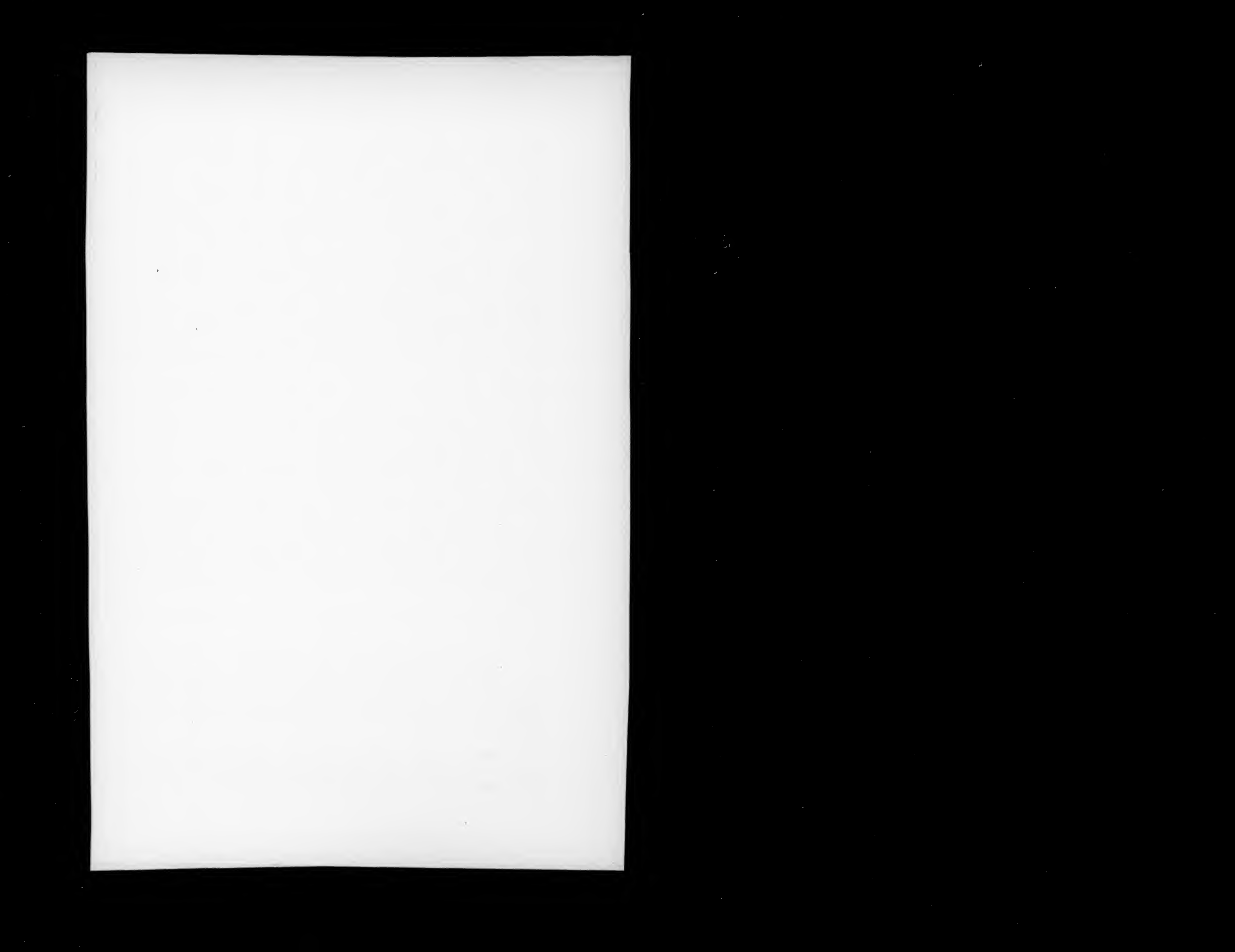
Wir waren froh, daß die reichliche Auskunft, die ich von der autoritativsten Seite in der Gouvernemental-Verwaltung erhielt, uns der Nothwendigkeit enthob, längere Zeit in Ssimbirsk zu verweilen.

Meine erste Frage in der Gubernskaja Uprawa von Ssimbirsk bezog sich auf den Umfang der Hungersnoth von 1898. Die Antwort war, daß am meisten gelitten haben der Regierungsbezirk Ssimbirsk und der Regierungsbezirk Buinsk. Hier ging die ganze Ernte verloren. Dieses Gebiet einer Hungersnoth umfaßt ein Viertel des Gouvernements.

„Gab es hier auch früher Mißernten, die zu einer Hungersnoth führten?"

„Jahre ohne Hungersnoth giebt es seit geraumer Zeit überhaupt nicht mehr. Die Hungersnoth ist chronisch. Nur tritt sie bald als partielle, bald als allgemeine Erscheinung auf. Jedes Jahr aber giebt es mehr oder weniger ausgedehnte Gebiete im Gouvernement, deren Bevölkerung Hunger leidet. Das Semstwo muß jährlich Getreide vertheilen."

„Können Sie mir vielleicht für das letzte Jahrzehnt angeben, in welchen Jahren partielle oder allgemeine Hungersnoth war und wieviel das Semstwo Getreide an Hungerleidende vertheilt hatte?"



Die betreffenden Akten werden herbeigeholt und ich erfahre Folgendes:

1889 war eine partielle Hungersnoth. Das Semstwo gab Unterstützung.

1890 war eine große Hungersnoth. Das Semstwo vertheilte 1 225 000 Pud Getreide.

1891 war eine allgemeine Hungersnoth. Das Semstwo vertheilte 6 831 000 Pud Getreide.

1892 war eine große Hungersnoth. Das Semstwo vertheilte 1 400 000 Pud Getreide.

1893 war eine partielle Hungersnoth;
1894 war eine partielle Hungersnoth;
1895 war eine partielle Hungersnoth;
1896 war eine partielle Hungersnoth;
1897 war eine partielle Hungersnoth;
1898 war eine große Hungersnoth;
} das Semstwo vertheilt an die Nothleidenden Getreide.

Im letzteren Jahre mußte seitens des Semstwos vertheilt werden: Aussaat für Sommergetreide 1 200 000 Pud; Aussaat für Wintergetreide 106 000 Pud; zur Ernährung der Hungernden 1 400 000 Pud.

Die ersten Unterstützungen begannen im Oktober 1898, die letzten Bewilligungen datirten vom Mai 1899.

Gegenwärtig (Ende Mai 1899) werden Dreiviertel der Bevölkerung der Regierungsbezirke mit allgemeiner Hungersnoth (Ssimbirsk und Buinsk) mit Semstwogetreide ernährt. (In welcher Weise, haben wir ja gesehen!) Und in den anderen Regierungsbezirken erhalten 50 000 Personen Semstwogetreide.

„Und wie steht es mit der Viehfütterung?"

„Um das Vieh zu erhalten, wurden Futtermittel für 48 000 Pferde bewilligt. Doch hat es sich bald herausgestellt, daß das durchaus ungenügend ist, und es wurde in Wirklichkeit viel mehr abgegeben. Es wurden bewilligt 434 000 Pud Roggen und 480 000 Pud Heu. In Wirklichkeit wurde weniger Heu und mehr Roggen gegeben."

„Aus welchen Mitteln wurden diese Getreidemengen, die man an die Bauern vertheilte, bezahlt?"

„Aus allgemeinen Reichsmitteln."

„Hatte das Gouvernement nicht ein eigenes Kapital?"

„Unser Kapital war durch die Ausgaben der vorigen Jahre fast gänzlich verbraucht. Wir hatten im Anfang dieses Jahres einen Restbestand von 100 000 Rubel, der auch schon längst verausgabt ist."

„Wie sind denn die Steuern eingegangen?"

„Die Steuern gingen miserabel ein, so daß zur Erledigung der laufenden Geschäfte eine Unterstützung aus allgemeinen Reichsmitteln nöthig wurde. Wir gingen darum das Finanzministerium an, doch wurde uns nichts gewährt. Den Semstwos der einzelnen Regierungsbezirke

wurden zusammen 138 000 Rubel bewilligt, sie haben aber bis jetzt (Ende Mai 1899) nichts erhalten."

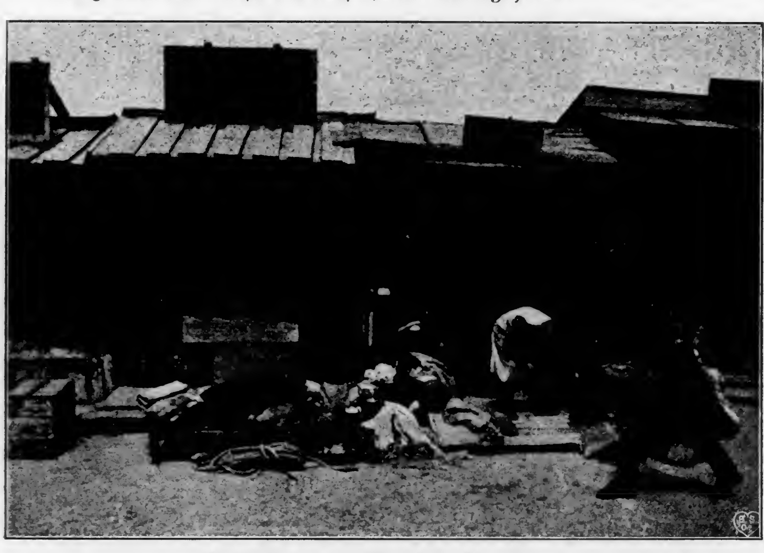
„Wurden hier nicht auch von der Regierung Pferde an die Bauern vertheilt?"

„Das ganze Gouvernement erhielt 7800 Pferde, lauter junge Thiere, die nach allgemeinem Urtheil nicht zu gebrauchen waren."

„Hat sich der Viehstand der Bauern bedeutend vermindert?"

„Das Jungvieh ist gänzlich verloren. Von den Pferden ist ein gutes Drittel verschwunden, vom Rindvieh die Hälfte."

„Halten Sie diesen Verlust für vorübergehend?"



Trödlerbuden am Markt in Ssimbirsk.

„Selbst wenn es nunmehr lauter gute Ernten geben sollte, braucht es mindestens zehn Jahre, bis der Viehstand der Bauern auf seine Norm gebracht wird."

„Was macht nun aber die Bevölkerung?"

„Eine große Menge Volkes läuft aus den Dörfern fort."

„Giebt es auch viele Skorbutkranke?"

„Bei uns sind bis jetzt 20 000 Skorbutkranke in die Listen eingetragen worden. Es giebt auch Typhus, obwohl in geringerer Zahl. Augenkrankheiten greifen um sich."

„Ist ein Einfluß der Hungersnoth auf den Branntweinkonsum wahrzunehmen?"

„Im Jahre 1891 war seltsamer Weise der Branntweinkonsum über dem Durchschnitt. In diesem Jahre aber ist der Branntweinverkauf bedeutend zurückgegangen. Man kann sagen, die Bauern trinken überhaupt nicht mehr." Das war die Auskunft, die uns im Gouvernemental-Semstwo von Ssimbirsk nach Einsicht in die Akten ertheilt wurde.

* * *

Es ist eine neue Bahnlinie, die von Ssimbirsk über Insa nach Rusajewka führt und von dort Anschluß an die Moskauer Bahn hat.



Markt in Ssimbirsk.

Jeden Tag, den Gott giebt, geht hier ein Zug, und zwar um 8 Uhr 50 Min. Morgens. Da aber die Ortszeit gegen die Petersburger Zeit um eine Stunde und zwölf Minuten vorgeht, so geht hier der Zug also um 10 Uhr 2 Min. ab. Nach den Erfahrungen aber, die wir schon mit Bahnen und Schiffen gemacht haben, wollen wir lieber eine Stunde vor der Abfahrt am Bahnhof sein, denn der Zug kann auch eine Stunde früher gehen oder drei Stunden später, das kommt hier nicht so genau darauf an.

Der Zug war durchaus nicht überfüllt und ging mit ganz wenig Verspätung ab. Die Fahrt von Ssimbirsk nach Moskau bot nicht viel Besonderes. Nicht einmal die Verspätungen gingen über das ortsübliche

Maß hinaus. Wir fuhren im Anfang 15—20 Werst pro Stunde, also ein mittleres Radfahrertempo. Die Beschaffenheit des Bahndamms erklärte dies freilich zum Theil. Der Damm besteht einfach aus Sand. Eine Grasböschung war entweder nie vorhanden oder wurde durch den Regen weggeschwemmt. Ein starker Wind oder Platzregen legt die Schwellen sofort bloß. Da es heute Nacht etwas geregnet hat, ist der Bahndamm an vielen Stellen beschädigt. Von Zeit zu Zeit fährt der Zug ganz langsam oder bleibt völlig stehen. Wir sehen dann auf der Strecke eine Anzahl Arbeiter oder Bauern, die mit sehr primitiven hölzernen Schaufeln den Sand unter die Schwellen bringen und mit den Schaufeln und Stiefelabsätzen feststoßen. Ist dann der Schaden zur Noth reparirt, so fährt unser Zug sehr vorsichtig über die gefährliche Stelle und nimmt dann sein früheres Tempo wieder auf, bis bald ein neues Hinderniß ihm Mäßigung auferlegt.

Ueber Sümpfe und Bäche führen hölzerne Brücken, die nicht sehr vertrauenerweckend aussehen und über die auch *sehr* langsam gefahren wird. Und dieses langsame Fahren, das uns jederzeit ermöglicht, ohne Gefahr den Zug zu verlassen, gewährt uns jetzt, angesichts des trostlosen Zustandes der Bahnlinie, einige Beruhigung.

Unangenehm ist bei längeren Fahrten der Naphtharauch der Lokomotive. Er erzeugt Kopfschmerzen und Augenentzündungen; und dabei wird trotz des schönen Wetters die Luft im ganzen Zuge verpestet.

Das Terrain ist wie überall leicht gewelltes Flachland. Es sind aber mehr Wälder da und die Dörfer sehen besser aus. Die meisten Häuser haben Gemüsegärten und man sieht auch Obstbäume.

Von Rjäsan bis Moskau geht die Fahrt schneller. Der Zug hält aber sehr oft, besonders in der Nähe von Moskau, wo sehr viel Datschen (Landhäuser) sind, die zum Theil schön gelegen und gebaut, alle aber originell sind.

Am folgenden Abend kommen wir nach 36 Stunden Fahrt in Moskau an und gehen wieder in unser altes Hotel, wo wir wie alte Bekannte aufgenommen werden.

Statistik der Hungersnoth 1898.

Russische Erntestatistik. — Mißernte 1898 nach Gouvernements und nach Regierungsbezirken. — Unverhältnißmäßigkeit der Ernteerträge. — Das Gebiet der Hungersnoth. — Aus der Provinzpresse.

Es giebt in Rußland sogar zwei amtliche Erntestatistiken, aber keine davon ist zuverlässig. Die eine allgemeine, jährliche Erntestatistik geht vom Ackerbauministerium aus, die andere vom Ministerium des Innern beziehungsweise dem ihm untergeordneten Statistischen Zentralkomite. Die letztere präsentirt sich äußerlich in einer sehr korrekten Form: sie giebt für die einzelnen Regierungsbezirke und Gouvernements die Anbaufläche an, die Gesammternte, Vergleiche mit den Vorjahren, die Getreidequantität, die nach der Aussaat verbleibt, und diesen Rest auch noch pro Kopf der Bevölkerung berechnet — kurz, alles, was man nur wünschen kann. Aber nur diese, an der Petersburger Zentralstelle vollzogene Verarbeitung des Materials ist einwandfrei, — was die Erhebungen anbetrifft, auf die sich diese Statistik aufbaut, so sind es die bekannten Mittheilungen der Tschinowniks, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren. Das Ackerbauministerium besitzt eigene Korrespondenten, Gutsbesitzer und sonstige auf dem Lande ansässige Persönlichkeiten, die ihm Mittheilungen über den Erdrusch pro Deßjatine einsenden. Das ist gewiß die Basis, auf der sich eine den Anforderungen einer modernen Statistik entsprechende Ernteerhebung aufbauen kann, aber vorläufig ist die Zahl der Korrespondenten noch zu gering und zu ungleichmäßig vertheilt — aus einzelnen Regierungsbezirken in der Größe einer preußischen Provinz liefen acht, sechs, vier, selbst blos zwei Mittheilungen ein — um eine Berechnung der Gesammternte zu erlauben. Das Ackerbauministerium giebt, was es hat: den Erdrusch (oft freilich nur muthmaßlichen) pro Deßjatine, und zwar die minimalste Angabe, das Maximum und den Durchschnitt sämmtlicher einzelnen Angaben für jeden Regierungsbezirk, mit Unterscheidung von Bauernland und Gutsland.

Die Statistische Zentralkommission hat für 1898 eine Gesammternte an Körnerfrüchten herausgerechnet, die dem Durchschnitt der Jahre 1893/97 ziemlich nahekommt, nämlich:

1898	1875659000	Pud
1893/97	1861326000	„

Dabei wird für 1898 eine Vermehrung der Anbaufläche um 3420000 Deßjatinen angenommen. Für die vier hauptsächlichen Getreidearten wird folgendes Ergebniß herausgerechnet:

Winter-Roggen	weniger um	74056000	Pud
Sommer-Roggen	„ „	4696000	„
Hafer	„ „	79598000	„
Winter-Weizen	mehr „	23817000	„
Sommer-Weizen	„ „	37953000	„
Gerste	„ „	42846000	„

Doch wichtiger als diese allgemeinen Zahlen ist der Ernteertrag der einzelnen Gouvernements. Um das Gebiet der Mißernte zu erhalten, stellen wir nach der Statistik der Zentralkommission alle Gouvernements zusammen, deren Ernte an Körnerfrüchten weniger als 75 Prozent des Durchschnitts der vorangehenden fünf Jahre 1893/97 betrug:

Gouvernements	Ernte 1898	Weniger (—) als 1893—97	Ernte 1898 in Prozenten des Durchschnitts	Es verblieben 1898, nach Abzug der Aussaat, pro Kopf der ländlichen Bevölkerung Pud	Ländliche Bevölkerung des Gouvernements
1. Rjasan . .	39025500	—15061800	72,2	17,25	1695000
2. Tula . . .	36714700	—13328600	73,4	20,10	1289900
3. Ssimbirsk	22735400	—33136600	40,7	8,57	1470300
4. Ssaratow	60358000	—30386100	66,5	21,34	2140800
5. Kasan . . .	23382500	—50065200	31,8	3,30	2053100
6. Ssamara .	39882800	—62782400	38,8	8,75	2659200
7. Wjatka . .	74032900	—63133700	54,0	14,07	3027100
8. Ufa	27515000	—35743200	43,7	6,69	2160600
9. Perm . . .	71463700	—29829200	70,6	17,19	2860600
	395110500	—333466800			19356600

In diesen neun Gouvernements mit einer ländlichen Bevölkerung von über 19 Millionen wurde also 1898 nach Angabe der Zentralkommission kaum etwas mehr als die Hälfte des Durchschnitts geerntet.

Genauere Resultate erhält man selbstverständlich, wenn man nicht nach Gouvernements, die in Rußland bekanntlich gewaltige Gebiete umfassen, sondern nach Regierungsbezirken rechnet. Von befreundeter russischer Seite ist uns eine Berechnung der Ernte von 1898 in den

einzelnen Regierungsbezirken — nach den Zahlen des Statistischen Zentralkomites — im Vergleich zu dem fünfzehnjährigen Durchschnitt 1883/97 zur Verfügung gestellt worden. Es ergiebt sich nach dieser Berechnung folgende Uebersicht:

Der Reinertrag 1898 (nach Abzug der Ernte) betrug in Prozenten des Reinertrags 1883/97.

Gouvernement	bis 25 Prozent	25 bis 50 Prozent	50 bis 75 Prozent
1. Kasan	7 Reg.-Bezirke	4 Reg.-Bezirke	1 Reg.-Bezirk
2. Ssamara	4 „	1 „	1 „
3. Ufa	2 „	2 „	1 „
4. Ssimbirsk	3 „	4 „	1 „
5. Ssaratow	1 „	1 „	4 „
6. Pensa	—	2 „	2 „
7. Wjatka	3 „	—	4 „
8. Perm.	—	3 „	2 „
9. Orenburg	—	—	3 „
10. Orel	—	—	2 „
11. Tula	—	1 „	5 „
12. Wladimir	—	1 „	3 „
13. Nischni-Nowgorod . .	—	—	6 „
14. Rjasan	—	—	7 „
15. Moskau.	—	—	1 „
Zusammen	20 Reg.-Bezirke	19 Reg.-Bezirke	43 Reg.-Bezirke.

Unter den 43 Regierungsbezirken mit einer Ernte von 50—75 Prozent des Durchschnitts befanden sich 15, deren Ernte 60 Prozent nicht erreicht hatte. Von den 20 Regierungsbezirken, die eine Ernte unter 25 Prozent hatten, haben fünf nicht einmal die Aussaat geerntet. Folgende sind es:

Die Regierungsbezirke Kasan, Spassk, Tschistopol im Gouvernement Kasan; Menselinsk im Gouvernement Ufa; Jelabuga im Gouvernement Wjatka.

Zusammen sind mit einer Ernte von unter 75 Prozent des Durchschnitts 82 Regierungsbezirke ermittelt worden, die sich auf 15 Gouvernements vertheilen. Dazu gehört eine ländliche Bevölkerung:

		Bevölkerung
I. Gruppe:	Vollständiger Mißwachs (Ernte 0—25 Proz.)	5075000
II. Gruppe:	Starke Mißernte . . . („ 25—50 „)	4056000
III. Gruppe:	Bedeutende Mißernte. . („ 50—75 „)	7935000
		17066000

Es wird Niemand erwarten, innerhalb der einzelnen Regierungsbezirke eine vollständige Gleichmäßigkeit der Ernteerträge zu finden, doch

die Ungleichmäßigkeit der russischen Ernte und besonders der Ernte von 1898 geht so weit, daß man einige Daten anführen muß, um sie dem an mitteleuropäische Verhältnisse gewöhnten Landwirth zu vergegenwärtigen.

Nehmen wir z. B. das Gouvernement Nischni-Nowgorod, das in unserer Uebersicht sechs Regierungsbezirke mit einer Ernte von 50 bis 75 Prozent des Durchschnitts aufweist. Nach den Erhebungen des Ackerbauministeriums waren in diesem Gouvernement die Ernteerträge der wichtigsten Körnerfrucht, des Roggens (in Pud pro Deßjatine):

Regierungsbezirk	Bei den Bauern		Bei den Gutsherren	
	Minimum	Maximum	Minimum	Maximum
Lukojanoff	10	100	10	100
Sergatsch	18	90	18	100
Ardatoff	18	109	25	110
Arsamaß	15	90	20	100
Wassilsursk	30	80	30	75
Knjaginin	30	100	30	100
Balachnin	9	90	31	90
Gorbatoff	25	50	40	60
Makarjeff	35	53	40	60
Semjenoff	25	80	45	80

Wir haben also in den gleichen Regierungsbezirken Ernteerträge, bei denen kaum die Aussaat zurückerstattet wird, und solche, die sich selbst in Mitteleuropa gut ausnehmen würden.

Oder das Gouvernement Woronesch, das in allen Regierungsbezirken eine gute Mittelernte hatte. Sein Ertrag an Roggen schwankte zwischen:

	Minimum	Maximum
Bei den Bauern	10	120
Bei den Gutsherrn	20	150

So geht es durch alle Gouvernements. Ich wiederhole, große Ungleichmäßigkeit ist überhaupt kennzeichnend für die russische Ernte, aber im Jahre 1898 war die Ungleichmäßigkeit außerordentlich, auffallend groß. Das melden übereinstimmend die Korrespondenten des Ackerbauministeriums. Einige Beispiele:

Gouvernement Orel: „Die Ernte des Winter- wie des Sommergetreides ist ziemlich bunt ausgefallen."

Tula: „Die Ernte des Winter- wie des Sommergetreides wurde sehr bunt. Zugleich mit Ortschaften, wo die Erträge gut waren, begegnete man solchen, wo die Ernte nicht nur nicht befriedigend, sondern ganz schlecht war und stellenweise so, daß man nicht einmal die Aussaat einbrachte."

Tambow: „Roggen gab eine mehr als mittlere Ernte.... Dabei muß die große Buntscheckigkeit der Ernte in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht hervorgehoben werden."

Ssaratow: „Die Ernte des Winter- wie des Sommergetreides ist ziemlich bunt ausgefallen. Das Wintergetreide, das unter der ungünstigen Frühlingswitterung und der Trockenheit im Sommer gelitten hat, gab eine unbefriedigende Ernte, und nur dort, wo der Boden genügend Feuchtigkeit aufbewahrt hatte, und auf den gedüngten Feldern, hat Roggen mittlere und sogar gute Erträge geliefert."

Pensa: „Die Ernte an Sommergetreide zeichnete sich im Berichtsjahr durch eine außerordentliche Buntscheckigkeit aus; manchmal gaben Felder, die im gleichen Flecken lagen, ganz entgegengesetzte Ergebnisse. So gab es Fälle, daß die eine Gemeinde 72 Pud Hafer pro Deßjatine erntete und die andere, mit dieser angrenzende, nur ein Drittel dieser Quantität. Einzelne Berichterstatter anerkannten jedoch, daß diesmal die besseren Erträge auf den in Niederungen liegenden und den nicht stark gedüngten Feldern erzielt wurden. Ueberhaupt aber hielt man die Ernte des Sommergetreides für schlecht."

Kasan: „Die äußerst ungünstigen meteorologischen Bedingungen der Vegetationszeit haben eine Mißernte fast aller Körnerfrüchte bewirkt, die besonders stark in der östlichen Hälfte des Gouvernements war.... In den Regierungsbezirken der östlichen Hälfte des Gouvernements war die Ernte an Wintergetreide meistens ganz schlecht, nicht selten, besonders im Südost, wurde nicht einmal die Aussaat gewonnen. Ein noch traurigeres Bild der Mißernte zeigen die Zahlen der Ernte vom Sommergetreide.... Mit Ausnahme des nordöstlichen Theiles des Gouvernements, wo, bei im Allgemeinen unbefriedigender Ernte, man immerhin ziemlich oft Angaben über eine mittlere und gelegentlich sogar eine durchaus befriedigende Ernte trifft, überwiegen in den anderen Regierungsbezirken die Angaben über eine totale Mißernte. Um schon nicht davon zu reden, daß in der Mehrzahl der Fälle das Sommergetreide weder mit der Sichel noch mit der Sense zu fassen war und man die Halme mit den Händen abschütteln mußte, so war an vielen Stellen nicht einmal eine solche Art Ernte möglich, und auf die Felder wurde das Vieh hinausgetrieben, das auf ihnen kaum magere Nahrung fand. Besonders viele Felder blieben ungeerntet in den südlichen Regierungsbezirken (Tschistopol und Spassk)."

Orenburg: „Die Ernte des Wintergetreides war schlecht und stellenweise so, daß man die Aussaat nicht einbrachte, stellenweise aber ging sie total verloren. Das Sommergetreide gab im Allgemeinen einen

fast befriedigenden Ertrag, aber die Ernte des Sommergetreides war ziemlich bunt: stellenweise wurde der Ertrag als gut anerkannt, stellenweise als schlecht und an manchen Stellen ging das Sommergetreide verloren."

Ich könnte mit ähnlich lautenden Berichten aus den Gouvernements der schlechten wie der guten Ernte viele Seiten voll schreiben, doch wird das Mitgetheilte wohl zur Charakteristik genügen.

Diese Unverhältnißmäßigkeit der Erträge, die Buntscheckigkeit der Ernte erzeugte einen partiellen Nothstand selbst dort, wo die Durchschnittsernte nicht ungünstig oder sogar günstig war und verschärfte die Kalamität in dem eigentlichen Nothstandsgebiet. Eine durchschnittliche Ernte von 60—70 Prozent z. B. ist gewiß an und für sich schon eine wirthschaftliche Kalamität, doch läßt sie sich immerhin überwinden, wenn durchweg ungefähr dieses Resultat erzielt wird, aber wenn dieser Durchschnitt so gewonnen wird, daß an dem einen Orte nicht einmal die Aussaat geerntet wurde, während an dem anderen die Ernte nahezu 100 war, so haben wir es zum Theile mit einem vollständigen Ruin zu thun und die resp. Bevölkerung muß verhungern, wenn sich ihr keine Hilfsquellen außerhalb der Landwirthschaft eröffnen. So haben sich denn auch im Frühling 1899 Herde des Skorbuts — dieses untrüglichen Anzeigers der Hungersnoth — in Gouvernements aufgethan, in denen man nach dem Durchschnittsertrag der Ernte es nicht erwartet hatte. Charakteristisch in dieser Beziehung ist das Schicksal des Regierungsbezirks Sergatscheff im Gouvernement Nischni-Nowgorod. Aus Nischni-Nowgorod gingen Personen ab und flossen Geldmittel, um den Hungernden in Kasan, Ufa 2c. zu helfen, als plötzlich die „Entdeckung" gemacht wurde, daß in diesem Gouvernement selbst zahlreiche Dörfer eine nicht minder verheerende Hungersnoth durchmachen. Inwiefern diese Täuschung auf der bereits hervorgehobenen allgemeinen Unzuverlässigkeit der amtlichen Erntestatistiken beruhte, entzieht sich der Nachprüfung. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß die Beamten, da sie wissen, daß eine Hungersnoth für die Regierung eine durchaus unliebsame Erscheinung ist, die Zustände eher beschönigen als verdüstern.

Die von uns bis jetzt angeführten Zahlen beziehen sich auf die Mißernte. Um das Gebiet der eigentlichen Hungersnoth zu bestimmen, müssen wir die bereits erwähnten amtlichen Angaben über den Getreiderest pro Kopf der Bevölkerung zum Ausgangspunkt unserer Berechnungen nehmen.

Die Semstwostatistiken der einzelnen Gouvernements berechnen den Getreidebedarf der ländlichen Bevölkerung auf 20—25 Pud pro Kopf, abzüglich der Aussaat, doch inklusive Futtermittel für das Vieh.

Die Statistische Zentralkommission giebt an, daß „zur Ernährnng eines Menschen pro Jahr durchschnittlich 13 Pud Roggen nöthig" seien. Hier sind also die Futtermittel nicht einbegriffen.

Die 20 Pud der Semstwostatistik sind ca. 328 Kilogramm. Im Deutschen Reiche werden durchschnittlich an den vier Hauptgetreidearten nach den Berechnungen der Reichsstatistik 354 Kilogramm verbraucht. Erscheint deshalb der Normalsatz der Semstwostatistik als keineswegs zu hoch gegriffen, so ist noch in Betracht zu ziehen, daß in Deutschland der Kartoffelkonsum 440 Kilogramm pro Kopf beträgt, während er in Rußland blos 4,1 Pud = 68 Kilogramm ist. Auch der Fleischkonsum ist in Rußland geringer, als in Deutschland. Nach alledem ist der Normalsatz der Semstwostatistik eher zu niedrig, als zu hoch. Wir wählen ihn denn auch zur Grundlage unserer Berechnungen.

Der Umstand, daß die eigene Ernte den Bedarf der Bevölkerung an Getreide nicht deckt, bedeutet allein noch keineswegs Hungersnoth. Auch in Rußland giebt es umfangreiche Gebiete, die in der Regel und nicht blos als Ausnahme mit ihrer eigenen Ernte nicht auskommen und von auswärts Getreide beziehen. Diese kommen offenbar bei der Berechnung der Hungersnoth von 1898 nur dann in Betracht, wenn sie Erträge aufweisen, die sehr stark hinter der Durchschnittsernte dieser Gebiete zurückweichen, der Umstand allein, daß ihre Ernte den Normalsatz pro Kopf nicht erreicht, kann hier nicht maßgebend sein.

Das Statistische Zentralkomite giebt für 1898 25 Gouvernements an, in denen der Reinertrag der Ernte weniger als 20 Pud pro Kopf der ländlichen Bevölkerung war. Darunter sind aber 17 Gouvernements, die 1898 im Allgemeinen eine gute und zum Theil sogar sehr gute Ernte hatten. Nur die übrigen 8 Gouvernements gehören zum Nothstandsgebiet. Folgende Uebersicht zeigt, wie in diesen die Verhältnisse standen:

Gouvernement	Bevölkerung	Reinertrag 1898 in Pud pro Kopf	Davon auf Bauernland	Reinertrag 1893/97 pro Kopf
Rjasan	1 695 000	17,25	10,5	23,43
Perm	2 860 600	17,19	15,8	28,94
Wjatka	3 027 100	14,07	13,9	35,38
Nischni-Nowgorod . .	1 482 700	13,92	10,9	18,60
Ssamara	2 659 200	8,75	5,2	33,34
Ssimbirsk	1 470 300	8,57	4,7	30,29
Ufa	2 160 600	6,69	3,9	23,83
Kasan	2 053 100	3,36	2,9	27,79
	17 408 600			

Für die Hungersnoth ist selbstverständlich vor Allem der Ertrag auf dem Bauernland maßgebend; die Ernte auf dem Gutsland kommt der Masse der Bauern nur zu einem sehr geringen Theile zu Gute.

Genauere Resultate erzielt man auch hier, wenn man die Verhältnisse der einzelnen Regierungsbezirke untersucht. Wir haben früher 82 Regierungsbezirke in 15 Gouvernements ermittelt, die im Jahre 1898 eine bedeutende Mißernte zu verzeichnen hatten. Unter diesen Gouvernements befinden sich zwei — Moskau und Wladimir — mit einem ausgesprochen industriellen Charakter: von ihnen sehen wir diesmal ab, indem wir annehmen, daß hier die nothleidende Bevölkerung immerhin einen Nebenverdienst finden könnte. Für die übrigen untersuchen wir nach Regierungsbezirken den Reinertrag pro Kopf im Vergleich zu einem fünfzehnjährigen Durchschnitt 1883/97. Wir scheiden also vor Allem die Regierungsbezirke aus, in denen eine erhebliche Mindereinnahme pro Kopf gegenüber dem Durchschnitt stattfand. In diesen gruppiren wir die Bevölkerung nach folgenden Grundsätzen: Reinertrag bis 5 Pud pro Kopf — totale Hungersnoth, Reinertrag 5—10 Pud — schwere Hungersnoth, Reinertrag 10—15 Pud — Nothstand.

Hungersnoth 1898, Uebersicht I.

Totale Hungersnoth (0—5 Pud) . . .	4 667 000	Einwohner
Schwere Hungersnoth (5—10 Pud) . .	3 881 000	"
Nothstand (10—15 Pud)	3 420 000	"
	11 968 000	Einwohner

Dabei haben wir den gesammten Reinertrag auf dem Bauern- wie auf dem Gutsland in Rechnung gesetzt. Faßt man nur den Ertrag auf dem Bauernland ins Auge, so erhält man viel größere Zahlen der nothleidenden Bevölkerung, wie folgende Uebersicht zeigt:

Hungersnoth 1898, Uebersicht II.

Totale Hungersnoth.	6 711 000	Einwohner
Schwere Hungersnoth	5 895 000	"
Nothstand	3 765 000	"
	16 371 000	Einwohner

Die Bevölkerungszahl des gesammten Nothstandsgebiets liegt also nach unseren Ermittlungen zwischen **12** und **16** Millionen, jene der schweren und totalen Hungersnoth zwischen **8,5** und **12,6** Millionen — das unter dem Vorbehalt, daß die offiziellen Zahlen die Tendenz haben, die Zustände zu beschönigen, und daß die „Buntscheckigkeit" der Ernte die Gegensätze verschärfen mußte.

* * *

Das war der breite Hintergrund, auf dem sich jene Szenen der Noth und der Verzweiflung, der Liquidation des Bauernhofs und der Untergrabung der Gesundheit des Bauern, der Vernichtung des Viehstandes und der Vernichtung der Bevölkerung abspielten, die wir im

Mai 1899 beobachteten. Zur Vervollständigung unserer eigenen Wahrnehmungen mögen hier noch einige Schilderungen aus der russischen Provinzpresse Platz finden, zumal diese zum Theile die Zustände im Winter schildern.

Zunächst das Gouvernement Kasan. Herr Sergejenko, der das Gouvernement im Winter bereiste, veröffentlichte einen der ersten Berichte über die Hungersnoth. „Die Bevölkerung blieb ohne Brot, ohne Hirse, ohne Kartoffeln, ohne Kraut, und in manchen Fällen ohne Hoffnung, ohne Zukunft. Am Rande äußerster Erschöpfung haben Viele im Geheimen ihre Landantheile veräußert. Auf dem Boden der allgemeinen Erschöpfung entstanden verschiedene Krankheiten. Verbrechen und Sterblichkeit mehrten sich. Es mehrte sich die Zahl der Todtgeburten. Skorbut und Typhus griffen tief ein. Es wird Einem bange, wenn man sich einem Dorfe nähert, zumal Abends. Die halb vom Schnee verwehten Isbas sind wie dunkle Massen, ohne Lichtschimmer, ohne Schimmer von Leben. Aus den Rauchfängen steigt kein Rauch. Es laufen die Hunde nicht entgegen, denn schon im Herbst wurden sie tollwüthig und krepirten vor Hunger. Man fährt wie durch einen Kirchhof. . . . Man tritt in eine Isba ein und bleibt betroffen stehen. Eine bläuliche, dunstige Luft. Abgezehrte, wachsgelbe Gesichter, eingefallene Augen in Fiebergluth, das Jammern der Kinder, das Stöhnen der Siechen und ein schwerer, widerwärtiger Geruch von den Kranken."

Der Küster einer russischen Kirche in einem Tatarendorf im Gouvernement Kasan, der die Noth nicht mehr mit ansehen konnte, raffte sich zusammen und verfaßte einen Hilferuf an die öffentliche Wohlthätigkeit, den er einer Petersburger Zeitung übersandte. Es heißt in diesem, offenbar unter einem mächtigen Eindruck geschriebenen Schriftstück: „Sehen Sie sich diese elenden Hütten an, deren Hofgebäude an vielen Stellen abgebrochen sind und die von allen Seiten gestützt werden: wer wohnt drin? Ich kann Ihnen antworten: Hier wohnt bittere Noth, die sich in Thränen badet; noch nicht ein einziges Mal ging ich von ihnen fort, ohne Thränen zu vergießen; über fünfzig Jahre schon lebe ich in der Welt und habe solches Menschenelend nicht gesehen; aber was kann ich für sie thun und wodurch helfen, da ich absolut keine Mittel besitze. Und darum rufe ich zu Euch aus der Tiefe meiner mitleidenden Seele und meines Herzens: Helft! Helft um Gottes Willen, obwohl Tataren, sind sie doch die gleichen Menschen; mir blutet täglich das Herz, wenn ich ihr Hungern und ihr Elend sehe."

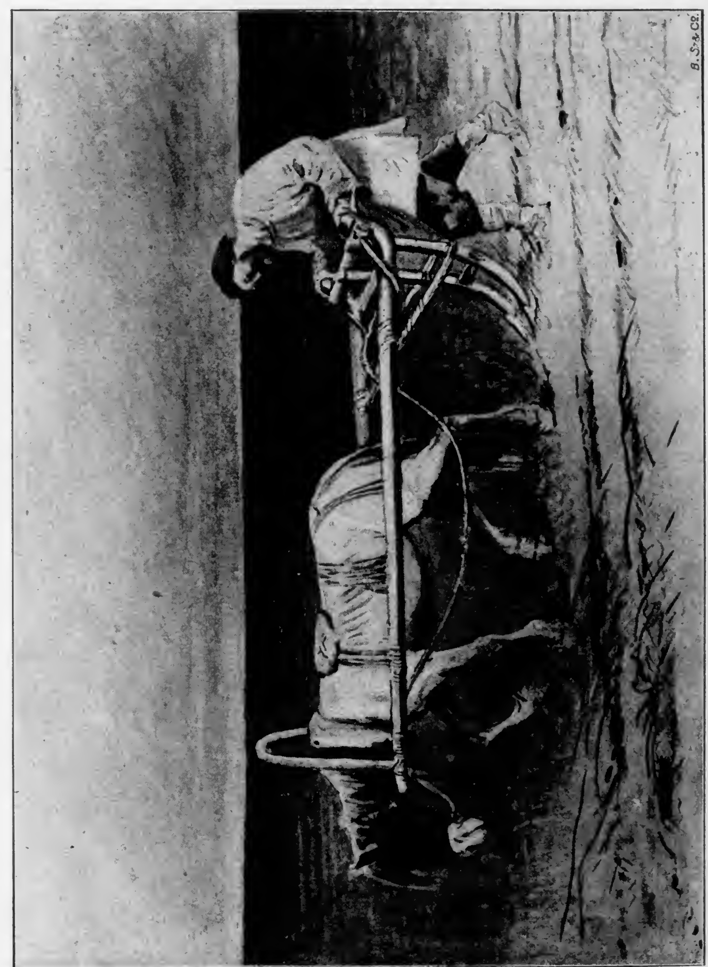
Das Gouvernement Ufa wurde von Professor Schmurlo aufgesucht, der in einer Reihe von Artikeln seine Wahrnehmungen mittheilte.

„Dort am äußersten Ende des Dorfes eine einzelne Isba; sie ist von allen Seiten vom Schnee verweht und es ist eine schwierige Aufgabe, zu ihr durch den tiefen Schnee zu gelangen; schon lange haben weder Kuh noch Pferd sich hier einen Weg gebahnt. Die Isba ist eine Art Würfelbau aus Lehm, ohne Dach und selbst ohne Flur, die in dieser Gegend gewöhnlich aus Weidengeflecht besteht und einen gewissen Schutz gegen das Eindringen der Kälte bietet.... Im Innern der Isba nasse Wände; beim dämmernden Lichte des untergehenden Tages sehen wir im engen Raume von drei Arschin im Quadrat fünf Personen, die ständig in dieser elenden Behausung wohnen; ihr Brotgetreide ist an der Neige, Gratisspeisung kriegen sie nicht, Nebenverdienst haben sie nicht, zu verkaufen giebt es auch nichts mehr. Die Leute erzählen ihre traurige Geschichte, die übrigens auch ohne Worte zu errathen ist.... Inmitten der Unterhaltung erscheint ein weiteres Familienmitglied, ein zwölfjähriges Mädchen; es ging zum Wasserholen und beeilt sich jetzt, sein mageres Körperchen zu erwärmen. Das Kind haucht auf seine erfrorenen Finger; der nasse Schoß seines Kleides, das nasse und schmutzige Schuhwerk müssen am Körper trocknen. Durch das zerrissene Hemd sieht man den nackten Bauch, so ging sie nach Wasser bei — 10° Reaumur...." „Ich habe dreimal zu verschiedenen Tageszeiten das Speisehaus besucht und fand alle dreimal die gleichen erfrorenen Kindergestalten in Kattunkleidchen mit einem Tüchlein über dem Kopfe: zitternd, blau vor Kälte, aber in stiller Ergebenheit auf den Augenblick wartend, da man ihnen die Thür in die warme, geheizte Küche öffnen wird. Sie werden dort ein Viertelstündchen verweilen, und müssen aus der Wärme — wieder in die Kälte und den Wind mit ihrem kostbaren Gute (Speise, um nach Hause mitzunehmen)." Und dergleichen mehr! Herr Dmitrenko, der vom Rothen Kreuz geschickt wurde, um das Nothstandsgebiet von Ufa zu erforschen, hob auch besonders die mangelnde Kleidung hervor, er fand in manchen Familien „fast gänzlich Nackte...." „Bei aller Sparsamkeit reicht die Staatsunterstützung blos auf 20 Tage im Monat. Die Armen, die nichts zu verkaufen haben, sitzen regelmäßig den Rest des Monats ohne Brot und hungern die ganzen Tage hindurch" (Professor Schmurlo).

Bei Ssamara wollen wir uns nicht mehr aufhalten.

Aus dem Gouvernement Ssimbirsk sei folgender gedrängter Bericht mitgetheilt: „Seit neun Jahren lebe ich in dieser Gegend und habe niemals solche abgezehrte, erschöpfte Gesichter, solche magere und schwache Arme, eine so eingefallene Brust, solche ohne jede Spur von Fett, mit einer trockenen Haut überzogene Rippen gesehen. Die Kinder (ich weiß nicht, ob zum Glücke oder zum Unglück) sterben bei geringster Erkrankung —

und es ist überhaupt eine schwere Prüfung, ihre mageren Beinchen, aufgeblähten Bäuche, eingefallene Brust, bleichen Gesichter, anzusehen.... Die Sterblichkeit der Bevölkerung ist bedeutend gestiegen: Kranke mit



Pflügender Bauer.

chronischen Leiden, asthmatische Greise, rachitische Kinder sterben frappirend schnell weg. Selbstverständlich sterben in diesen Fällen die Leute nicht unmittelbar vor Hunger, aber immerhin bleibt der Hunger eine der Hauptursachen ihres Todes: der erschöpfte Organismus zeigt sich nicht mehr im Stande, dem unvermeidlichen Ende Widerstand zu leisten."

Das war der Anfang, und später stellte sich eine verheerende Skorbutepidemie ein. „Noch im Herbst wurde Alles verkauft, was man verkaufen konnte. Es bleibt nur noch — ein Pfund Brot pro Kopf (Semstwounterstützung), wenn man vom Wasser absieht.“

Das Gouvernement Ssaratoff. „Die Bauern ... sind in heller Verzweiflung. Auch bei jenen, die eigenes Getreide hatten, ist dieses längst verbraucht. Die Semstwounterstützung und jene des Rothen Kreuzes reichen nicht aus, um die Noth zu stillen. Das Arbeitsvieh wird massenweise verkauft. Das Volk flieht in die Städte, dort ist jedoch keine Arbeit zu finden“ — u. s. w.

Im Regierungsbezirk Chwalinsk sei die Zahl der hungerleidenden Bevölkerung 180 000, während die Gesammtbevölkerung dieses Regierungsbezirks mit 200 000 angegeben wird. Die Bauern vermischen das Brot mit allerlei Surrogaten. Ein Arzt, Dr. Nikolajeff, berichtete: „Ich fahre nach dem Dorfe Karabulaka, um Kranke aufzusuchen. Ich finde folgendes Bild: Eine Isba, die nicht über ein Ssaschen Kubikraum faßt (ca. neun Kubikmeter). Auf dem Ofen der Bauer, vom Typhus, der schon die fünfte Woche dauert, und vom Hunger bis zum Aeußersten abgezehrt; auf einer Bank die Bäuerin in Fieberhitze, mit Lumpen zugedeckt; alle drei Kinder in Fieberhitze und delirirend. Es ist Niemand da, selbst um einen Trunk Wasser zu reichen. Bei der ganzen Familie ist Typhus, Hungertyphus!... Ich begebe mich nach einer anderen Isba, um ein altes Mütterchen aufzusuchen, und ich finde es nicht zu Hause. Wie ich erfahre, helfen unsere Arzneien nicht gegen Hunger, und deshalb versucht man jetzt an dem Mütterchen das Universalmittel des russischen Dampfbades. Diese Familie, bestehend aus fünf Personen, ernährt sich blos von Brot und Wasser. Ich war sehr verwundert, als man mir auf meine Frage, aus was für einem Dinge das Brot gebacken wurde, geantwortet hat: ‚Aus Weizenmehl‘ — nur hat der Bauer bei der Bearbeitung des Getreides sich Mühe gegeben — der Sparsamkeit wegen — möglichst viel Unkraut und etwas Erde mit zu vermengen! Von solchem Brot muß sich auch ein anderthalbjähriges Kind ernähren, das sich kaum erst von Dysenterie und den sonstigen unvermeidlichen Krankheiten des Bauernkindes erholt hat.... Da treten zu uns zwei kleine Mädchen herein, sie erzählen, daß sie schon den zweiten Tag nicht einen Brocken im Munde gehabt haben, daß die Mutter und zwei andere Kinder (sie haben keinen Vater) in der ungeheizten Isba auf dem Ofen sitzen, denn sie haben kein Schuhwerk und können deshalb nicht einmal nach Almosen ausgehen.... Doch genug! Alles ist nicht aufzuzählen, Alles habe ich auch gar nicht gesehen, ich bringe nur die Thatsachen, die

mir während der letzten zwei bis drei Tage aufgefallen waren. Von dem Umfang der Noth legen Zeugniß ab die Haufen Bittender, die vom Morgen bis zum Abend den Arzt, den Gutsverwalter, den Förster belagern, überhaupt Alle, von denen man erwarten kann, ein Stück Brot zu erhalten.“ Ein anderer Arzt, Herr Kolzoff, schrieb aus einer anderen Gegend desselben Gouvernements Ssaratow: „Die Dächer sind abgedeckt, um Futter für das Vieh zu gewinnen. Nebenverdienst giebt es nicht; selbst Bauern, die Pferde besitzen, können sich keine Nebeneinnahme verschaffen — ‚die Pferde gehen nicht.‘ Uebrigens, wenn sich auch eine Arbeitsgelegenheit bietet, so macht das keine Freude: der Arbeitslohn ist so niedrig, daß er kaum zur Ernährung des Arbeiters und des Pferdes ausreicht — die Frauen und Kinder bleiben ohne Nahrung.“

Das Gouvernement Wjatka. Der Semstwoarzt schrieb an das Semstwo des Regierungsbezirks Ssarapul: „Es giebt Familien, deren Kinder weder Kleider noch Wäsche besitzen oder nichts als ein einziges Hemd, und wenn dieses gewaschen wird, so bleiben die Kinder nackt und warten auf dem Ofen, bis die Hemdchen trocknen. Nicht wenige giebt es auch unter den Erwachsenen, die nichts mehr zum Anziehen haben, weil sie Alles verkauft und Alles für Nahrung verbraucht haben.... Gar manche Szene muß man mit ansehen, die nicht mehr aus dem Gedächtniß schwinden wird. Es ist schreckliche Noth im Volke....“

Besonders schlimm soll es den an der Kama gelegenen Dörfern dieses Gouvernements ergangen sein. „Alles verkauft, was nur einen Marktwerth hatte, und Alles bereits verbraucht. Die Pferde fallen um vor Futtermangel. Die Strohdächer sind verfüttert.“ Vom Brot, das die Bauern im Regierungsbezirk Jelabuga bereiten, heißt es, daß es von Erde nicht zu unterscheiden sei. „Selbst essen wir ja dieses Brot“, erklären die Bauern, „nitschewo, nur heftige Magenschmerzen kriegt man und die Kraft schwindet. Aber die Kinder wollen es nicht essen, obwohl sie vor Hunger schreien. Es ist total zum Sterben gekommen.“

Das Semstwo des Regierungsbezirks Ssarapul hat für sechs an der Kama gelegene Kreise eine Enquete über Futtermangel veranstaltet. Am 10. Februar veröffentlichte es die Ergebnisse, deren Gesammtresultat lautet:

Zahl der untersuchten Bauernhöfe	10 425
Darin anwesende Bevölkerung	60 682
Dazu gehören Deßjatinen Ackerland	87 898
Bestand an Pferden	10 377
Zahl der Pferde, für die jetzt schon Futtermittel fehlen	6 377
„ „ „ für die die Futtermittel bis März ausgehen werden	1 798
„ „ „ für die die Futtermittel bis April ausgehen werden	420
Gesammtzahl der Pferde, für die Futtermittel beschafft werden müssen	8 595

Demnach müßten bis zur neuen Ernte acht bis neun Zehntel des bereits stark reduzirten Viehstandes jener Kreise verloren gehen, wenn die Bauern nicht schleunigst Futtermittel seitens des Semstwos bekommen würden.

Ueber den Zustand, in welchem sich die Bauernpferde befanden, giebt die Enquete folgende Schilderungen: „Nicht wenig Pferde giebt es, die bis zum Aeußersten abgezehrt sind, es giebt sogar solche, die selbst nicht mehr aufstehen können, die von den Bauern gehoben und angehängt werden, um sie auf den Beinen zu erhalten. Pferde in solchem Zustand giebt es auch unter jenen, welche vom Semstwo vertheilt wurden. Viele Bauern entschließen sich nicht mehr, mit ihren Pferden weiter als etwa 5—6 Werst zu fahren.... Alle sagen, daß, wenn bis März keine Hilfe kommt, sie dann wohl auch nicht mehr nöthig sein wird.... Ueberall auf den Wegen sieht man zurückgelassene Haufen Holz. Das will sagen: die Pferde waren nicht im Stande, das Heizmaterial bis zum Hause zu fahren, und dieses mußte deshalb liegen gelassen werden, um am nächsten Tage, wenn das Pferd über Nacht ausgeruht haben wird, geholt zu werden."

Ein höherer Beamter im Gouvernement Wjatka, Herr Galubeff, schrieb: „Die Kalamität hat jenen Theil des Gouvernements heimgesucht, der — indem hier ausschließlich Ackerbau getrieben wird — mit Recht als die Kornkammer des Gouvernements betrachtet wurde. Und was am Schrecklichsten ist — diese Kalamität trat ein, nachdem in den gleichen Regierungsbezirken schon voriges Jahr eine sehr bedeutende Mißernte stattfand."

Aehnliche Schilderungen liegen uns aus den anderen betheiligten Gouvernements vor.

Die Gesetzmäßigkeit der russischen Mißernten.

Geographische Vertheilung der Mißernte 1898. — Das Jahr 1891. — Mißernte 1897. — Entwicklung der Ernteerträge. — Bauernland und Gutsland. — Mißernten der letzten 11 Jahre. — Klimatische Verhältnisse. — Entwaldung. — Der Prozeß der Bodenausraubung. — Ergebnisse. — Die Periodizität der Mißernten. — Die Zukunft der Schwarzerde.

Man ersieht auf den ersten Blick aus der beiliegenden Karte, daß die Mißernte von 1898 ein zusammenhängendes Gebiet darstellt. Es breitet sich zu beiden Seiten der mittleren Wolga aus und umfaßt das ganze Bassin der Kama.

Noch wichtiger ist das Verhältniß der Mißernte zum Gebiet der Getreideüberschüsse bezw. der schwarzen Erde, da beides, wie ebenfalls unsere Karte klar zeigt, sich fast deckt. Wir finden, daß sämmtliche Gouvernements der Mißernte von 1898 in das Gebiet der Getreideüberschüsse gehören. Es ist also die Kornkammer Rußlands, die von der Kalamität heimgesucht wurde.

Es betrug 1898 die Anbaufläche:

	Deßjatinen
Im Gebiet der Getreideüberschüsse (im eigentlichen Rußland*)	47107961
Im Gebiet der Mißernte	16161250

Die Mißernte von 1898 umfaßte also mehr als ein Drittel des Gebiets der Getreideüberschüsse — ein sehr tiefer Griff in die Kornkammer!

Diese geographische Vertheilung der Mißernte ist aber keineswegs blos dem Jahre 1898 eigen. Das Gleiche läßt sich konstatiren für die große allgemeine Hungersnoth von 1891. Damals hat die Regierung

* Die russische Statistik unterscheidet im Gebiet des europäischen Rußland das „eigentliche Rußland" von den Gouvernements des früheren Königreichs Polen und den Ostseeprovinzen. Wir behalten diese Unterscheidung, weil die letzteren Gebiete in Folge einerseits einer größeren Entwicklung der Industrie und der städtischen Bevölkerung, andererseits der Nähe Preußens thatsächlich eine gesonderte Betrachtung ihrer landwirthschaftlichen Verhältnisse erfordern.

selbst als das Gebiet der Hungersnoth folgende Gouvernements des europäischen Rußlands anerkannt:

Hungersnoth 1891	Gehört zum Gebiet	Ernte 1898
1. Woronesch	der Getreideüberschüsse	gut
2. Wjatka	" "	sehr schlecht
3. Kasan	" "	" "
4. Kursk	" "	sehr gut
5. Nischni-Nowgorod	des Getreidemankos	unbefriedigend
6. Orenburg	der Getreideüberschüsse	gut
7. Orel	" "	unbefriedigend
8. Pensa	" "	"
9. Perm	" "	schlecht
10. Rjasan	" "	"
11. Ssamara	" "	sehr schlecht
12. Ssaratow	" "	schlecht
13. Ssimbirsk	" "	sehr schlecht
14. Tambow	" "	mittel
15. Tula	" "	schlecht
16. Ufa	" "	sehr schlecht.

Unter diesen 16 Gouvernements der offiziellen Hungersnoth von 1891 im europäischen Rußland befindet sich also nur eines, das nicht zum Gebiet der Getreideüberschüsse gehört, nämlich Nischni-Nowgorod. Ferner finden wir darunter sämmtliche Gouvernements der großen Mißernte von 1898. Ist das Zufall, oder giebt es einen Zusammenhang zwischen der Hungersnoth von 1891 und jener von 1898?

Das Gebiet der Mißernte war auch 1891 bedeutend größer, als jenes der eigentlichen Hungersnoth. Von den 25 Gouvernements, die auf unserer Karte in das Gebiet der Getreideüberschüsse (abgesehen von Polen und den Ostseeprovinzen) eingetragen sind, hatte 1891 nur ein einziges eine volle Durchschnittsernte, nämlich das Gouvernement Wolin, in allen anderen war der Ertrag bedeutend unter dem Durchschnitt, in 18 Gouvernements aber war er unter 70 Prozent des Durchschnitts. 1891 war also das gesammte Gebiet der Getreideüberschüsse beziehungsweise jenes der Schwarzerde von der Mißernte erfaßt.

Wie nach 1891 die Mißernte von 1892 folgte, so ging der Mißernte von 1898 jene von 1897 voran. 1897 umfaßte die Mißernte 14 Gouvernements. Davon waren 2 im Kaukasus, 3 lagen außerhalb des Gebiets der Getreideüberschüsse und 9 gehörten dem Gebiet der Schwarzerde an. Diese neun hatten ebenfalls sämmtlich eine starke Mißernte im Jahre 1891.

Aus der Publikation eines jungen russischen Statistikers, Herrn Lossizky in Petersburg, entnehmen wir einige Zahlen, die uns auf

dem Wege der Erforschung der Zusammenhänge der russischen Mißernten einen Schritt weiter führen. Herr Lossizky vergleicht, mit Unterscheidung von Bauern- und Gutsland, die Roggenernten der fünfziger Jahre (nach den Ergebnissen der 1851—1857 vorgenommenen Katastrirung der Gutsbesitzer) mit denen der achtziger Jahre und gelangt zu folgendem Ergebniß:

Das Gebiet außerhalb der Schwarzerde.

	Roggenernte pro Deßjatine in Tschetwert		
	50er Jahre	80er Jahre	Differenz
Gutsland	6,89	8,14	+ 18,2 Prozent
Bauernland	4,83	5,19	+ 7,5 "

Das Gebiet der Schwarzerde.

	Roggenernte pro Deßjatine in Tschetwert		
	50er Jahre	80er Jahre	Differenz
Gutsland	6,26	7,07	+ 12,9 Prozent
Bauernland	5,96	4,93	— 17,3 "

Vor Allem springt der Unterschied der Entwicklung auf dem Gutsland und auf dem Bauernland in die Augen, und dieser Unterschied spitzt sich zu Gegensätzen zu auf dem Gebiet der Schwarzerde: währenddem auf dem Gutsland sich eine Vermehrung der durchschnittlichen Roggenernte um ca. 13 Prozent zeigt, ist auf dem Bauernland eine Verminderung um mehr als 17 Prozent eingetreten. Andererseits zeigt auch das Gutsland auf der Schwarzerde eine geringere Steigerung der Ernteerträge.

Im Gebiet außerhalb der Schwarzerde basirt der Ackerbau auf dem Dung: hier muß der Landwirth mehr ausgeben, um eine Ernte zu erzielen, aber andererseits besitzt er im Dünger ein Mittel, die Ernte zu steigern, ohne die Nährkraft des Bodens zu berauben.

Auf der Schwarzerde wird nicht gedüngt. Hier wird es dem Boden selbst überlassen, aus Luft, Wasser und Sonnenschein die Nährkraft zu ersetzen, die ihm durch die Ernte entzogen wird. Die Verminderung der Ernteerträge beweist, daß hier eine Entwicklung sich vollzogen hat, welche diesen Erneuerungsprozeß hinderte und dadurch zur Erschöpfung des Bodens führte. Immerhin gelang es aber den Gutsherren, ihr Land zu konserviren. Es müssen also Wirkungen sein, die sich in der Bauernwirthschaft am meisten geltend machen.

Für die neuere Zeit läßt sich die Differenz der Ernten zu Gunsten des Gutslandes mit aller Evidenz nachweisen. Die uns zur Verfügung stehenden fünfzehnjährigen Durchschnittsberechnungen (1883—1897) der Roggenernte zeigen für die uns interessirenden Gouvernements der Getreideüberschüsse folgendes Verhältniß:

selbst als das Gebiet der Hungersnoth folgende Gouvernements des europäischen Rußlands anerkannt:

Hungersnoth 1891	Gehört zum Gebiet	Ernte 1898
1. Woronesch	der Getreideüberschüsse	gut
2. Wjatka	„ „	sehr schlecht
3. Kasan	„ „	„ „
4. Kursk	„ „	sehr gut
5. Nischni-Nowgorod	des Getreidemankos	unbefriedigend
6. Orenburg	der Getreideüberschüsse	gut
7. Orel	„ „	unbefriedigend
8. Pensa	„ „	„
9. Perm	„ „	schlecht
10. Rjasan	„ „	„
11. Ssamara	„ „	sehr schlecht
12. Ssaratow	„ „	schlecht
13. Ssimbirsk	„ „	sehr schlecht
14. Tambow	„ „	mittel
15. Tula	„ „	schlecht
16. Ufa	„ „	sehr schlecht.

Unter diesen 16 Gouvernements der offiziellen Hungersnoth von 1891 im europäischen Rußland befindet sich also nur eines, das nicht zum Gebiet der Getreideüberschüsse gehört, nämlich Nischni-Nowgorod. Ferner finden wir darunter sämmtliche Gouvernements der großen Mißernte von 1898. Ist das Zufall, oder giebt es einen Zusammenhang zwischen der Hungersnoth von 1891 und jener von 1898?

Das Gebiet der Mißernte war auch 1891 bedeutend größer, als jenes der eigentlichen Hungersnoth. Von den 25 Gouvernements, die auf unserer Karte in das Gebiet der Getreideüberschüsse (abgesehen von Polen und den Ostseeprovinzen) eingetragen sind, hatte 1891 nur ein einziges eine volle Durchschnittsernte, nämlich das Gouvernement Wolin, in allen anderen war der Ertrag bedeutend unter dem Durchschnitt, in 18 Gouvernements aber war er unter 70 Prozent des Durchschnitts. 1891 war also das gesammte Gebiet der Getreideüberschüsse beziehungsweise jenes der Schwarzerde von der Mißernte erfaßt.

Wie nach 1891 die Mißernte von 1892 folgte, so ging der Mißernte von 1898 jene von 1897 voran. 1897 umfaßte die Mißernte 14 Gouvernements. Davon waren 2 im Kaukasus, 3 lagen außerhalb des Gebiets der Getreideüberschüsse und 9 gehörten dem Gebiet der Schwarzerde an. Diese neun hatten ebenfalls sämmtlich eine starke Mißernte im Jahre 1891.

Aus der Publikation eines jungen russischen Statistikers, Herrn Lossizky in Petersburg, entnehmen wir einige Zahlen, die uns auf

dem Wege der Erforschung der Zusammenhänge der russischen Mißernten einen Schritt weiter führen. Herr Lossizky vergleicht, mit Unterscheidung von Bauern- und Gutsland, die Roggenernten der fünfziger Jahre (nach den Ergebnissen der 1851—1857 vorgenommenen Katastrirung der Gutsbesitzer) mit denen der achtziger Jahre und gelangt zu folgendem Ergebniß:

Das Gebiet außerhalb der Schwarzerde.

	Roggenernte pro Deßjatine in Tschetwert		
	50er Jahre	80er Jahre	Differenz
Gutsland	6,89	8,14	+ 18,2 Prozent
Bauernland	4,83	5,19	+ 7,5 „

Das Gebiet der Schwarzerde.

	Roggenernte pro Deßjatine in Tschetwert		
	50er Jahre	80er Jahre	Differenz
Gutsland	6,26	7,07	+ 12,9 Prozent
Bauernland	5,96	4,93	— 17,3 „

Vor Allem springt der Unterschied der Entwicklung auf dem Gutsland und auf dem Bauernland in die Augen, und dieser Unterschied spitzt sich zu Gegensätzen zu auf dem Gebiet der Schwarzerde: währenddem auf dem Gutsland sich eine Vermehrung der durchschnittlichen Roggenernte um ca. 13 Prozent zeigt, ist auf dem Bauernland eine Verminderung um mehr als 17 Prozent eingetreten. Andererseits zeigt auch das Gutsland auf der Schwarzerde eine geringere Steigerung der Ernteerträge.

Im Gebiet außerhalb der Schwarzerde basirt der Ackerbau auf dem Dung: hier muß der Landwirth mehr ausgeben, um eine Ernte zu erzielen, aber andererseits besitzt er im Dünger ein Mittel, die Ernte zu steigern, ohne die Nährkraft des Bodens zu berauben.

Auf der Schwarzerde wird nicht gedüngt. Hier wird es dem Boden selbst überlassen, aus Luft, Wasser und Sonnenschein die Nährkraft zu ersetzen, die ihm durch die Ernte entzogen wird. Die Verminderung der Ernteerträge beweist, daß hier eine Entwicklung sich vollzogen hat, welche diesen Erneuerungsprozeß hinderte und dadurch zur Erschöpfung des Bodens führte. Immerhin gelang es aber den Gutsherren, ihr Land zu konserviren. Es müssen also Wirkungen sein, die sich in der Bauernwirthschaft am meisten geltend machen.

Für die neuere Zeit läßt sich die Differenz der Ernten zu Gunsten des Gutslandes mit aller Evidenz nachweisen. Die uns zur Verfügung stehenden fünfzehnjährigen Durchschnittsberechnungen (1883—1897) der Roggenernte zeigen für die uns interessirenden Gouvernements der Getreideüberschüsse folgendes Verhältniß:

	Roggenernte pro Deßjatine in Pud			Roggenernte pro Deßjatine in Pud	
	Bauernland	Gutsland		Bauernland	Gutsland
Kursk	34,2	43,0	Cherson . . .	22,1	31,6
Orel	29,6	40,5	Taurien . . .	21,0	28,0
Tula	31,9	39,0	Jekaterinoslaw .	20,1	28,9
Rjasan	34,7	45,2	Don=Gebiet . .	20,0	26,3
Tambow . . .	39,0	49,4	Podolien . . .	39,3	43,8
Woronesch . . .	38,8	44,7	Kijew	42,9	46,8
Ssimbirsk . . .	33,5	40,7	Wolin	28,1	31,5
Pensa	35,0	42,3	Charkow . . .	29,5	39,1
Kasan	29,3	38,5	Poltawa . . .	37,3	41,1
Ssamara . . .	25,2	35,3	Wjatka	28,2	—
Orenburg . . .	25,4	30,1	Ufa	31,1	40,2
Bessarabien . .	32,0	45,6	Perm	35,7	39,8

Die Zahlen sprechen für sich. Ein wichtiges Moment ist aber hervorzuheben. Die Ernte auf dem Gutsland ist nämlich keineswegs identisch mit der Ernte im eigenen Betrieb der Gutswirthschaft. Die Statistik der Zentralkomites, auf der diese Angaben beruhen, unterscheidet nämlich nur die Ernte auf dem Lande der Bauerngemeinden von jener auf dem Lande der Gutsbesitzer. Unter diesem letzteren befindet sich aber auch von Bauern gepachtetes oder mit bäuerlichem Inventar auf Halbpart bestelltes Land. Daß in diesen Fällen die Erträge nicht sehr voneinander differiren können, liegt auf der Hand. Wir haben aber schon aus der Semstwostatistik des Gouvernements Ssamara kennen gelernt, wie geringfügig die Landmenge ist, welche von der Gutswirthschaft selbst in Anbau genommen wird. Ist auch in anderen Gegenden das Verhältniß für die Gutswirthschaft weniger ungünstig, so wird doch überall ein sehr beträchtlicher Theil des Gutslandes an die Bauern verpachtet oder von den Bauern bestellt. Scheidet man dieses Land aus dem Vergleich aus, so wird sich offenbar die Differenz der Ernteerträge noch um ein Erhebliches zu Gunsten der Gutswirthschaft vermehren.

Trifft nun aber die Mißernte nicht in gleicher Weise das Gutsland wie das Bauernland? Darüber giebt uns die schon erwähnte Publikation des Herrn Lossizky eine beredte Auskunft. Der scharfsinnige Petersburger Statistiker stellt die Mißernten der letzten 11 Jahre (1888—1898), gesondert für Bauern- und für Gutsland, zusammen. Er nimmt zum Ausgangspunkt die Roggenernte und bezeichnet als Mißernte eine solche, die zwei Drittel des fünfzehnjährigen Durchschnitts nicht erreicht, und als starke Mißernte eine solche, die hinter einem Drittel zurückbleibt.

Er gelangt zum Ergebniß:

Gebiet	Zahl der Gouvernements, für welche Angaben vorliegen	Zahl der von Mißernten betroffenen Gouvernements während 11 Jahren		Darunter starke Mißernten	
		Bauern	Gutsbesitzer	Bauern	Gutsbesitzer
Schwarzerde:					
Noworossien	5	13	7	9	2
Osten	4	12	3	3	1
Wolgagebiet	5	8	5	3	—
Zentrum	6	18	6	4	1
Klein=Rußland . . .	3	5	2	—	—
Süd=West	3	3	2	—	—
Gebiet der Schwarzerde (inkl. Perm)	26	59	25	19	4
Dagegen im Gebiet außerhalb der Schwarzerde (inkl. Polen)	29	9	2	1	—

„Um diese Zahlen in ein mehr anschauliches Bild zu fassen, wäre zu sagen: in Noworossien, im Osten, im Wolgagebiet, im Zentrum und in den kleinrussischen Gouvernements trifft bei den Bauern eine Mißernte durchschnittlich alle $3^1/_2$ Jahre ein, bei den Gutsherren dreimal seltener, alle 10 Jahre. Starke Mißernten werden weniger oft beobachtet, nämlich: in den bäuerlichen Wirthschaften alle $12^1/_8$ Jahre, in den Gutswirthschaften alle 62 Jahre durchschnittlich. Die Mißernten sind am häufigsten in Noworossien, im Osten und im Zentrum, aber auch hier sind dieselben bei den Gutsherren drei- und viermal seltener, als bei den Bauern."

Herr Lossizky schlußfolgert daraus: „In Rußland sind die Mißernten als ständige Kalamität nur der Bauernwirthschaft eigen, und zwar nur in bestimmten Gebieten, unter den bestimmten ökonomischen Bedingungen des Bauerbetriebs."

Wir begnügen uns damit, zu konstatiren:

1. Die in kurzen Zwischenräumen wiederkehrenden Mißernten sind ein Spezifikum des Gebiets der Schwarzerde.

2. Häufig treten starke Mißernten auf dem Bauernland ein, währenddem das Gutsland davon verschont bleibt.

3. Folglich reicht für diese periodisch wiederkehrenden Mißernten die Erklärung durch die zufällige Ungunst der klimatischen Verhältnisse nicht aus; im Hintergrund des Ganzen wirkt ein wirthschaftlicher Entwicklungsprozeß.

4. Handelt es sich aber um einen Entwicklungsprozeß, so werden sich offenbar die Verhältnisse mit der Zeit nur noch verschlimmern, wenn nicht die Ursachen dieser Entwicklung beseitigt werden.

* * *

Schon Haxthausen bemerkte, daß im Gouvernement Jaroslaw (Zentralrußland) die Periode der Feldarbeiten bedeutend kürzer sei, als in Mitteleuropa. „Diese Arbeiten sind z. B. bei Orleans, bei Mainz, in den Ländern an der Donau auf sieben Monate vertheilt, während sie hier des kurzen Sommers wegen auf vier Monate vertheilt werden müssen." Im südlichen Rußland ist allerdings das Verhältniß ein anderes, aber für das gesammte Kamagebiet trifft es im Allgemeinen zu. Es ist klar, daß, je kürzer die Vegetationsperiode, desto mehr die Zufälligkeiten der Witterung die Ernte beeinflussen müssen. Im Steppengebiet der Wolga wiederum, besonders in den Gouvernements Ssamara und Orenburg, ist die Jahresmenge der Niederschläge auffallend gering. Nämlich im 25jährigen Durchschnitt 1870—1895:

Ssamara	336,6 mm
Orenburg	334,0 =
Ssaratow	357,1 =

In den anderen Gouvernements der Schwarzerde schwankt die mittlere Menge der atmosphärischen Niederschläge zwischen 450 und 550 mm, entspricht also den Verhältnissen in Ostpreußen und Posen.

Es ist demnach nicht zu bestreiten, daß in diesen Gegenden Rußlands die Ernten viel mehr unter dem Einfluß der Witterung stehen, als in Westeuropa. Im Steppengebiet tritt leicht Dürre ein und auch an anderen Orten kann eine an sich nicht bedeutende Verminderung der Niederschläge, zumal wenn sie zur Vegetationszeit eintritt, verhängnißvolle Wirkungen haben.

Diese Ungunst der klimatischen Verhältnisse wird noch verschärft durch die fortschreitende Entwaldung. Den Waldbestand des Gebiets der Schwarzerde charakterisirt die vom Ackerbauministerium herausgegebene Statistik wie folgt: „Der Waldwuchs, der überhaupt im Durchschnitt die geringfügige Strecke von 8,5 Prozent des landwirthschaftlich benutzbaren Landes umfaßt, konzentrirt sich vorzüglich in den östlichen Gouvernements hinter der Wolga und an der nördlichen Grenze der Schwarzerde; in den anderen Gouvernements hat er kaum eine wirthschaftliche Bedeutung; an vielen Orten giebt es überhaupt keine Wälder und an anderen sind es meistens Lichtungen, die mit Gestrüpp bewachsen sind."

Schon 1840 schrieb Haxthausen: „Wenn man allgemein Rußland zu den waldreichsten Gegenden der Welt rechnen kann, so gilt das doch jetzt schwerlich von dem Reiche im Ganzen, sondern nur von gewissen Gegenden desselben. . . . Auch in Rußland hat man Jahrhunderte hindurch Wälder zerstört, ohne zu bedenken, daß Wiederherstellung eines einmal zerstörten Waldes sehr schwierig, oft unmöglich ist." Haxthausen selbst war bereits in der Lage, sich auf einen Vorgänger zu berufen, der im Jahre 1804 erklärte: „es werde eine Zeit kommen, und sie sei in einigen Gouvernements schon da, daß kein anderes Holz vorhanden sein werde, als in den Kronwäldern." Wir haben es also mit einer Entwicklung zu thun, die längst erkannt, mit Resultaten, die seit einem Jahrhundert vorausgesehen worden waren.

Wenden wir uns nun dem Boden zu. Die Thatsache der Erschöpfung des Bodens ist ja in der Landwirthschaft eine bekannte Erscheinung. „Wenn eine Fläche vielleicht Jahrhunderte hindurch der wilden Vegetation überlassen war, oder während langer Zeit in tiefer Kultur und vorzüglichem Düngungszustand gehalten worden ist, so hat in dem Boden, wie der Landwirth sagt, noch alte Kraft sich angesammelt. In einem solchen Falle kann man häufig, wenn man diese alte Kraft ausnützen will, mehrere Jahre hintereinander ohne alle Düngung reichliche Ernten erzielen. . . . Jedoch wird kein intelligenter Landwirth zu verschwenderisch mit der alten Bodenkraft umgehen; er muß dieselbe vielmehr sparsam ausnützen und die zu diesem Zwecke ihm zu Gebote stehenden Mittel vorsichtig anwenden. Denn sonst geht viel verloren ohne Nutzen für die Vegetation der Kulturpflanzen, und wenn einmal die alte Kraft ganz verschwunden ist, so hat man viel Zeit und Kosten aufzuwenden, um von dem betreffenden Boden wiederum reichlich lohnende Ernten zu gewinnen" (E. Wolff, Düngerlehre).

Das ganze Gebiet der Schwarzerde ist, wie schon erwähnt, charakterisirt durch fast völligen Verzicht auf Dung. Dagegen wird in den Gouvernements Wjatka und Perm 20 beziehungsweise 16 Prozent der Ackerfläche gedüngt.

Der Prozeß der Ausraubung der Nährkraft der Schwarzerde, gleich in seinem Wesen, zeigt doch in seinem Verlauf gewisse Verschiedenheiten.

Im Steppengebiet der Wolga, das später in Anbau genommen war und eine spärlichere Bevölkerung aufweist, hat sich, wie wir in Ssamara gesehen haben, ein allgemeines Ackerbausystem überhaupt nicht entwickelt. In der ersten Zeit gab hier die aufgespeicherte Nährkraft des Bodens bei geringstem Arbeitsaufwand exorbitante Ernten. Noch Haxthausen konnte für Ssamara angeben, daß in guten Jahren der

Acker an Weizen-Beloturka den 25—27fachen Ertrag liefere. Aber auch damals schon traten die Mißernten in kurzen Zwischenräumen ein, und Haxthausen notirte beim Dorfe Woskressenskaja: „Unter sieben Jahren rechnet man hier nur zwei gute und eine mittelmäßige Ernte.... Der Viehstand war hier in Folge der letzten Mißernte und Seuchen sehr schwach." Der schlecht bestellte, vom ungelenken Ackerhaken kaum geritzte Boden reagirte offenbar sehr leicht auf die bei der im Allgemeinen geringen Menge der atmosphärischen Niederschläge sich oft einstellenden Trockenheit. Andererseits muß die wiederkehrende Mißernte schon damals der Rückschlag des unausgesetzt in Anspruch genommenen Bodens, dem Jahr für Jahr Nährstoffe entzogen wurden, ohne für deren regelmäßigen Ersatz auch nur im Geringsten Sorge zu tragen, gewesen sein. Diese Erfahrung führte auch früh dazu, daß man begann, von Zeit zu Zeit das Ackerfeld zu wechseln. Erst freilich nur in großen Zwischenräumen. Man baute 8—10—12 Jahre nacheinander auf dem gleichen Felde, um es dann für eine manchmal noch viel größere Zeit zu verwerfen. Es war planlos, unbestimmt: man wechselte eben das Feld, als man merkte, daß die Erträge sich vermindern und die Mißernten häufen. Doch hat schon Haxthausen Orte beobachtet, wo in diese wilde Feldgraswirthschaft eine bestimmte Regelmäßigkeit eingebracht wurde. So schreibt er über das schon erwähnte Dorf Woskressenskaja: „Man säet hier auf denselben Acker vier Jahre hintereinander Beloturkaweizen, welcher in guten Jahren den 25—27fachen Ertrag gewährt; dann bleibt das Land 6—7 Jahre liegen, und zwar die ersten 2—3 Jahre des üppig wuchernden Unkrauts halber als Weide, und dann, wenn durch das Weiden des Viehes das Unkraut zurückgedrängt ist, 3—4 Jahre als Heuschläge. Nach 6 Jahren wird es von Neuem mit Weizen bestellt, jetzt aber nur 2 Jahre hintereinander; dann wird es wieder 6 Jahre Weide und Heuschlag und nun beginnt der erste Zyklus von 4 Jahren als Acker wieder."

Auf einen Zyklus von 18 Jahren kamen also 6 Jahre Körnerbau — eine gewiß schonende Behandlung des Bodens.

Eine normal verlaufende Entwicklung müßte nun auf dieser Basis durch allmälige Verringerung des Umschlagszyklus zur Dreifelderwirthschaft führen (nämlich Winter-, Sommergetreide und Brache), wie das auch überall in Westeuropa der Fall war.

Allein es wurde anders.

Der Bauer, der genöthigt war, möglichst hohe Körnerernten zu erzielen, ging nur darauf hinaus, seine Ackerfläche auf Kosten der Brache auszudehnen, und so entstanden jene Bunt- und Einfelder, die uns die

Semstwostatistik von Ssamara vorführte. Daß es sich nicht etwa blos um dieses Gouvernement handelt, zeigt folgende Charakteristik, welche wir der Statistik des Ackerbauministeriums entnehmen: „In den südlichen Steppengouvernements sowie in den südlichen Regierungsbezirken der angrenzenden Gouvernements Charkow, Poltawa und theilweise Podolien, Woronesch und Ssaratow, wo noch unlängst Feldgraswirthschaft herrschte, wird gegenwärtig auf den Feldern der Bauern ein vollständiges Kunterbunt der Felder beobachtet, denn in Folge der Beschränktheit der den Bauern zugemessenen Landfläche und des Bestrebens zur Erweiterung der Anbaufläche ging die Feldgraswirthschaft ein, beziehungsweise man begann, Getreide auf Getreide ohne Unterbrechung zu säen." Und an anderer Stelle: „In den südlichen und östlichen Steppengouvernements und den anliegenden Gegenden, ungefähr durch eine Linie abgegrenzt, welche von Komenetz-Podolsk bis Ufa führt, düngen die Bauern ihre Felder überhaupt nicht. In dem gleichen Gebiet sind es nur sehr wenige Gutsbesitzer, welche die Felder zu düngen beginnen. Indessen begegnet man der Feldgraswirthschaft nur bei den großen und einigen mittleren Grundbesitzern. Folglich findet nur bei ihnen ein Ersatz der Nährkraft des Bodens statt, während bei den anderen Gutsbesitzern und bei allen Bauern unter den verkürzten Fristen der Feldgrasnutzung, dem Feldergemenge und selbst ununterbrochenen Getreidebau der Boden in sehr natürlicher Weise erschöpft und von Unkraut überwuchert wird, was denn auch die Klagen dieser Gegenden über das Sinken der Ernteerträge erklärt."

In den anderen Gegenden der Schwarzerde, wo seit jeher eine geregelte Dreifelderwirthschaft herrschte, wurde die Ackerfläche hauptsächlich auf Kosten der Weiden und Wiesen ausgedehnt. Obwohl in Folge dessen das Brachland im Allgemeinen nicht sehr verringert wurde und noch immer 30—33 Prozent der Ackerfläche umfaßt, so verlor es doch seinen Charakter als reine Brache, da man unter dem Mangel an Weiden immer mehr dazu überging, das Vieh auf dem Brachland weiden zu lassen.

Währenddem in einzelnen Gouvernements der früheren Feldgraswirthschaft die Wiesen und Weiden selbst bei den Bauern 25—36—40 und mehr Prozent der landwirthschaftlich benutzbaren Fläche umfassen und unter 16 Prozent nicht heruntergehen, sinken sie im Gebiet der Dreifelderwirthschaft auf 10 und unter 10 Prozent. Dagegen ist die Anbaufläche im Verhältniß zur Ackerfläche in den Gouvernements der Dreifelderwirthschaft selten über 70 Prozent, währenddem sie in einzelnen Steppengouvernements 90 und über 90 Prozent erreicht.

Eine gleichartige Entwicklung ist auch für das Gutsland zu konstatiren — eine Erweiterung der Ackerbaufläche in den Gouvernements der Feldgraswirthschaft, eine Einschränkung der Weiden und Wiesen im Gebiet der Dreifelderwirthschaft — nur ist hier das quantitative Verhältniß ein viel günstigeres. Im Durchschnitt des gesammten Gebiets der Schwarzerde stellt sich das Verhältniß wie folgt:

	Ackerland auf 100 Deßjatinen landwirthschaftlich benutzbarer Fläche	Anbaufläche auf 100 Deßjatinen Ackerland
Bei den Gutsherrn . . .	44,3	55,4
Bei den Bauern	63,7	61,8

Der höchste Prozentsatz der Ackerfläche ist bei den Gutsherrn 73,8, bei den Bauern 82,5, der höchste Prozentsatz der Anbaufläche 77,7 beziehungsweise 99,2.

Die Gutsbesitzer haben also zweifellos ihr Land besser konservirt, indem sie einen geringeren Theil des Bodens unter den Pflug brachten und reichliches Brachland bildeten; weshalb denn auch die höheren Erträge und die selteneren Mißernten.

Für die Bauern aber ergab sich aus der geschilderten Entwicklung:

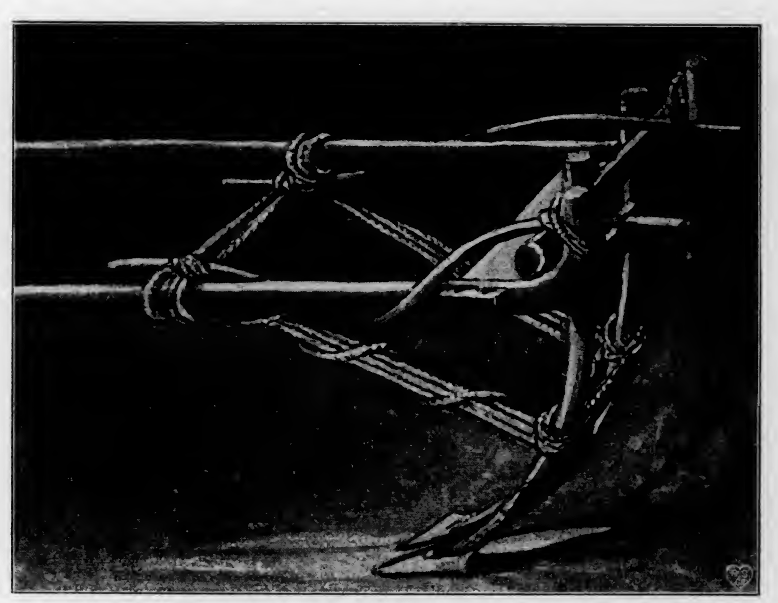
1. Eine allgemeine Reduktion der Ernteerträge. Das Maximum der guten Jahre, die überraschenden, reichen Erträge wurden immer seltener.

2. Die Mißernten wurden häufiger, und zwar einmal als unvermeidliche Reaktion des ununterbrochen unter Getreide bestellten Bodens, sodann weil der erschöpfte Boden weniger widerstandsfähig wurde gegenüber der Unbill der Witterung.

3. Ein allgemeiner Rückgang der Kultur: Ausartung des Getreides, überwucherndes Unkraut 2c.

Der Verlauf dieser Entwicklung wurde längst wahrgenommen. Herr L o s s i z k y zählt 20 Gouvernements auf, für welche die Semstwostatistiken und allgemeine amtliche Erhebungen schon ziemlich früh und spätestens in den achtziger Jahren einen Rückgang der Erträge und eine Häufung der Mißernten festgestellt haben. Die Klagen häuften sich von Jahr zu Jahr. Bald in diesem, bald in jenem Gouvernement, bald in etlichen zugleich brach eine akute Hungersnoth aus. Seit den siebziger Jahren haben die Presse, Alle, die sich mit der russischen Agrarwissenschaft beschäftigten, die praktischen Landwirthe, schließlich die Semstwos nicht aufgehört, auf die Folgen dieser Entwicklung aufmerksam zu machen; sie wandten sich mit ihren Kassandrarufen an die Oeffentlichkeit und an die Regierung, — allein zur Abhilfe ist nichts geschehen. Da kam, solchermaßen langsam herangereift, das Jahr 1891. Das Jahr 1891 frappirte, weil es auf einmal die gesammte Tragweite des vollzogenen Untergrabungs-

prozesses der Landwirthschaft der Schwarzerde aufdeckte. Aber für jedes der von der Mißernte 1891 betroffenen Gouvernements ohne Ausnahme



Russische Ssocha.



Südfranzösischer Pflug aus dem neunten Jahrhundert.

war diese Tendenz der landwirthschaftlichen Entwicklung, wie schon erwähnt, lange vorher amtlich und außeramtlich ermittelt und zum Ausdruck gebracht.

Das Jahr 1891 war aber auch selbst ein **Wendepunkt**, doch nicht zum Besseren, sondern zum Schlimmeren. Es war die erste große allgemeine Liquidation der Bauernwirthschaft. Die Bevölkerung verkümmerte, der geringe Viehbesitz schmolz zusammen. Es war in den zehn von der Hungersnoth 1891 am meisten betroffenen Gouvernements der Pferdebesitz der Bauern:

1888/91	5376000 Pferde
1893	4220000 „

Die Hungersnoth 1891 hat also den Bauern dieser Gouvernements über 1 Million Pferde gekostet, ein starkes Fünftel ihres Besitzes. Dieser Verlust vertheilte sich aber, wie zu erwarten war, ungleichmäßig. Das Ergebniß nach **Bauernhöfen** ist für die gleichen Gouvernements folgendes:

Bauernhöfe	1888/91	1893	Vermehrung (+) oder Verminderung (—)
Ohne Pferde	618000	818000	+ 32 Prozent
Mit 1 Pferd	753000	867000	+ 15 „
Mit 2 und mehr Pferden .	1253000	1004000	— 22 „

Wir haben an anderer Stelle kennen gelernt, daß man angesichts des schwerfälligen Ackerinstruments ein Gespann von 2 Pferden für unerläßlich hält, um den Boden ordentlich zu bestellen. Demnach ist durch die Hungersnoth 1891 in jenen 10 Gouvernements rund eine **Viertel Million** Bauernhöfe aus der Reihe derjenigen, die noch im Stande waren, die gebräuchliche — an und für sich unzulängliche — Ackerwirthschaft ordentlich zu betreiben, ausgemerzt worden. Zugleich vermehrte sich die Zahl der vollständig Abgewirthschafteten um 200000!

Von diesem Schlage hat sich das Bauernthum nicht mehr erholt. 1891 führte die Hungersnoth zur offiziellen Anerkennung, und von nun an verschwindet sie nicht mehr von der Tagesordnung.

Sehen wir uns die Ernten auf dem Bauernland in den letzten 10 Jahren an. Wir wählen zum Vergleich die Roggenernte, weil der Roggen das in Rußland verbreitetste und von den Bauern am meisten kultivirte Getreide ist. Der besseren Uebersicht wegen wählen wir folgende Zeichen: = Ernte unter 50, — 50 bis 75, 0 75 bis 100, + über 100 Prozent des Durchschnitts. (Siehe Tabelle auf nächster Seite.)

Es fällt bei dieser Tabelle schon auf den ersten Blick auf:

1. daß die Jahre der schlechten und guten Ernten einen mehr oder weniger **allgemeinen** Charakter tragen, indem sie jedesmal ein größeres Gebiet umfassen;

2. daß die Mißjahre und guten Jahre nicht einzeln abwechseln, sondern sich zu Gruppen zusammenfügen.

Gouvernement	In den Jahren									
	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
Kursk	=	+	=	—	0	+	+	0	—	+
Orel	0	0	—	—	+	+	+	—	—	0
Tula	+	+	=	—	0	+	+	+	=	0
Rjasan	+	+	=	—	0	+	+	+	—	0
Tambow	—	+	=	0	+	+	+	+	—	+
Woronesch	—	+	=	=	+	+	+	0	=	+
Ssimbirsk	0	0	=	0	+	+	+	+	0	=
Ssaratow	0	0	=	—	0	+	+	+	0	0
Pensa	0	—	=	0	0	+	+	+	—	+
Kasan	0	—	=	0	+	+	+	+	0	=
Ssamara	0	=	=	—	+	+	+	+	0	=
Orenburg	+	=	=	+	+	+	0	0	=	=
Bessarabien . . .	—	0	—	=	+	+	+	—	0	+
Cherson	=	+	=	=	+	+	+	+	0	0
Taurien	=	0	—	0	+	+	+	—	—	+
Jekaterinoslaw .	=	—	0	—	+	+	+	+	—	+
Don=Gebiet . . .	=	+	0	=	+	+	+	+	=	+
Podolien	=	+	0	—	+	+	+	+	—	+
Kijew	—	0	0	0	0	+	+	+	0	+
Wolin	—	0	+	+	+	+	—	+	+	+
Charkow	=	0	—	=	+	+	+	0	0	+
Poltawa	=	0	—	=	+	+	+	+	0	+
Wjatka	—	—	=	+	+	+	+	+	+	—
Ufa	+	—	—	+	+	+	+	0	+	=
Perm	—	0	0	0	+	+	+	+	+	0

Folgende Zusammenfassung zeigt das noch deutlicher:

Ernte	Zahl der Gouvernements in den Jahren:									
	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
— 50 Prozent	8	2	13	6	—	—	—	—	4	5
50 – 75 „	7	5	6	8	—	—	—	3	8	1
75—100 „	6	10	5	7	6	—	1	5	9	6
—100 „	4	8	1	4	19	25	24	17	4	2

Wir haben also erst vier Jahre Mißernte. Doch schon 1892 zeigt eine relative Besserung gegenüber 1891, das den Kulminationspunkt der Mißernten erreichte. 1893 setzt die Besserung weiter ein. 1894 ist ein allgemeines gutes Jahr. Aber 1895, im Allgemeinen gut, bringt bereits den Beginn der rückläufigen Bewegung zum Ausdruck. 1896 wird die Sache sehr bedenklich, es ist eine partielle bedeutende Mißernte. 1897 wächst sich die Mißernte weiter aus und wird zur Hungersnoth. 1898 ist der Kulminationspunkt der Mißernten abermals erreicht.

Es steckt offenbar eine bestimmte Regelmäßigkeit in dieser Wellenbewegung. Ich erkläre es mir folgendermaßen: Die Mißernten treten als Ergebniß der Bodenausraubung ein. Deshalb ihr allgemeiner Charakter. Deshalb beschränken sie sich auch nicht auf ein Jahr, denn damit im Boden sich wieder ausreichende Nährkraft ansammle, bedarf es erfahrungsgemäß mehrere Jahre. Das geschieht denn auch schließlich. Die Mißernten sind also als aufgezwungene Brache aufzufassen, und das um so mehr, als der durch die Mißernte geschwächte Bauer den Boden nur sehr leicht bestellt. Hat nun der Boden während drei, vier Jahre ausgeruht, so beginnt wieder die Aufwärtsbewegung, doch versagt der Boden bald abermals und der Zyklus der Mißernten stellt sich nochmals ein.

Wie sehr der Boden in diesem Gebiet bereits erschöpft ist, beweist der Umstand, daß es vier große Mißernten bedarf, um eine allgemeine und zwei partielle gute Ernten zu erzeugen. Und es ist klar, daß die Restitution der Bodenkraft durch Mißernten eine noch unvollkommenere sein muß, als jene durch geregelte Brache, und daß in Folge dessen sich die Verhältnisse noch verschlimmern müssen.

* * *

Nach alledem sind wir wohl berechtigt, die Schlußfolgerung zu ziehen:

Ein Ackerbau ohne Dungmittel läßt sich auch auf dem Gebiet der russischen Schwarzerde nicht mehr führen.

Das ist die Grundursache der russischen Mißernten.

Rußland ist damit am Ende des neunzehnten Jahrhunderts dort angelangt, wo der Ackerbau Mitteleuropas am Ende des achtzehnten war.

Rußland steht vor einer landwirthschaftlichen Revolution. Ihre Bedingungen und Wirkungen erfordern eine besondere Betrachtung. Bevor wir zu dieser übergehen, möchte aber die Aufmerksamkeit des Lesers noch einige Zeit bei den Millionen russischer Bauern anhalten, welche diese Entwicklung mit ihrer Existenz, ihrer Gesundheit und ihrem Leben bezahlen müssen.

Die gesundheitlichen Verhältnisse im Hungergebiet.

Zur Erhaltung der Gesundheit bedarf der Mensch dreierlei Dinge: Ernährung, Bewegung, Ruhe. Die Ernährung steht an erster Stelle und sie ist so wichtig, daß sie auch ganz gut allein stehen könnte, wenn wir in natürlichen Verhältnissen leben würden. Der wilde Mensch und das Thier können wohl durch Ernährungsstörungen Schaden leiden, von Bewegung und Ruhe aber verschafft sich jedes Individuum in der Freiheit dasjenige Maß, das seiner Gesundheit und seinem Wohlbefinden zuträglich ist. In den Kulturländern aber muß sich der weitaus größere Theil der Menschen zur Fristung des Daseins immer mehr Bewegung verschaffen, als zu Erhaltung der Gesundheit nöthig wäre. Für die Verhältnisse in Ostrußland kommen diese hygienischen Forderungen zur Zeit nicht in Betracht, weil der Bauer in Folge der Mißernte und der daraus entstandenen Arbeitslosigkeit überhaupt schon mehr Ruhe hat, als ihm lieb ist. Wir werden uns daher im Folgenden auf die Frage der Ernährung nebst Wohnung und Kleidung, soweit diese gesundheitlich in Frage kommen, beschränken.

Unter Ernährung versteht man die Aufnahme von Nahrung und deren Verarbeitung zu Körpersubstanz, Wärme und Muskelkraft. Die Ernährung ist richtig, wenn der Körper bei normaler Leistung und Wohlbefinden im Gleichgewicht bleibt, das heißt wenn die Ausgaben durch die Einnahmen vollständig ersetzt werden. Die täglichen Einnahmen und Ausgaben des Körpers nennt man den Stoffwechsel. Genaue wissenschaftliche Untersuchungen haben festgestellt, was zur Erhaltung des Stoffwechselgleichgewichts nöthig ist.

Eine richtig zusammengesetzte Nahrung muß enthalten: Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Salze, Wasser, und zwar in ziemlich genau abgemessenen Mengen, an die man sich halten muß, wenn man an seiner Gesundheit keinen Schaden erleiden will. Außer diesen, sagen wir Grundstoffen, bedarf der Körper noch einer Anzahl Reiz- und Genußstoffe, die auf die Verdauung anregend wirken und die demnach nicht Luxusstoffe sind, sondern einen vollberechtigten Platz bei der Ernährung zu

beanspruchen haben. Ausschlaggebend sind aber in der Praxis meist nur die drei erstgenannten: Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate, und bei der Berechnung des Nährwerthes der Nahrungsmittel hält man sich hauptsächlich an diese Stoffe. Ein gesunder, erwachsener Mensch braucht davon bei mittlerer Arbeitsleistung im Durchschnitt:

	Mann	Frau
Eiweiß	120 Gramm	100 Gramm
Fett	60 „	50 „
Kohlenhydrate	500 „	420 „

Der Unterschied zwischen Mann und Frau rührt von dem geringeren Körpergewicht der durchschnittlichen Frau her.

Die obigen drei Nährstoffe können innerhalb gewisser Grenzen für einander eintreten, aber auch nur eine Zeit lang. Am schwersten ist das Eiweiß zu ersetzen, und alle darauf abzielenden Experimente, die man in Kasernen und Gefangenenanstalten machte, haben mit einem gänzlichen Fiasko geendet. Das Resultat war stets: Kräfteverfall, Gewichtsabnahme, Verdauungsstörungen, Skorbut. Und dieselben Zustände trafen wir bei den russischen Bauern an, hervorgerufen durch dieselben Ursachen wie beim obigen Experiment.

Wie ist nun die Ernährung des russischen Bauern beschaffen? — In guten Jahren, wo er genügend Korn hatte — das bei ihm zum Glücke als Nahrungsmittel noch nicht durch die minderwerthige Kartoffel verdrängt wurde — und außerdem eine Kuh im Stalle war, dazu Schweine und Hühner, mag seine Ernährung den wissenschaftlichen Anforderungen entsprochen haben. Wohl gemerkt, in guten Jahren, und diese waren in letzter Zeit immer seltener. Bei der tatarischen Bevölkerung aber werden auch in guten Jahren die Wenigsten auf ihre Eiweißrechnung gekommen sein, schon weil ihnen aus religiösen Gründen manche Nahrungsmittel versagt bleiben. Der überaus monotone Küchenzettel der Tataren lautet: Zum Frühstück: Thee, dazu je nach dem Grade des Wohlstandes Milch und Weißbrot oder Schwarzbrot allein. Statt Brot werden auch oft eine Art Plätzchen gegessen; diese werden ohne Hefe gebacken und sind selten mit Hammelfett zubereitet. Mittags: Ein dünner Brei mit Nudeln aus Roggenmehl, sehr selten mit Hammelfett oder Hammelfleisch bereitet. In letzterem Falle heißt das Gericht Ssalma. Abends: Thee wie beim Frühstück. Das Menu ist das ganze Jahr über dasselbe, nur wird in schlechten Jahren weniger Fleisch und Fett gegessen oder gar keines.

Gemüse essen die Tataren selten. Sie kaufen es gelegentlich an den Landungsplätzen und bringen es nach Hause. Dort wird es als großer Luxusartikel gewürdigt, und der ganze Vorrath meist auf einmal

verzehrt. Als weiteres Moment kommen zum Nachtheil der Tataren noch die strengen mohamedanischen Fastenvorschriften in Betracht. So dauert das große Fasten Ramadhan von Mitte Januar bis Mitte Februar, also einen ganzen Monat. Während dieser Zeit verbringen sie den ganzen Tag mit strengen Andachtsübungen im Bethaus und essen erst nach Sonnenuntergang eine Kleinigkeit. Wenn sie nun in schlechten Jahren nach Ablauf der Fastenzeit aus Noth weiter hungern müssen, so machen sich natürlich die Folgen des freiwilligen Fastens umsomehr geltend, und das ist wohl einer der Gründe, warum die tatarische Bevölkerung früher von den Hungerkrankheiten betroffen wurde und stärker darunter litt, als die russische.

Schon Mitte Februar 1898 machte N. S. Treßwiatsky dem Sanitätsbureau in Ssamara Mittheilung, daß unter den Tataren der Skorbut aufgetreten sei. Außerdem kamen dem Bureau auf privatem Wege noch 300 Einzelfälle zur Kenntniß.

Das Bureau schickte darauf Dr. Eitscheß mit einer Feldscherin und einem Mitglied des Rathes des Bezirkssemstwos in die Tatarendörfer, um Studien zu machen. Die Kommission berichtete, daß mit der Ausbreitung der Epidemie eng verbunden sei die Lebenshaltung, die Beschäftigung und der Wohlstand. Aus dem Bericht geht deutlich hervor, daß die Bevölkerung schon seit dem Jahre 1892 einen stetigen Rückgang der Getreidevorräthe und des Viehstandes aufzuweisen hat, der allmälig zur chronischen Unterernährung führte.

Diese Unterernährung hielt überall gleichen Schritt mit der Abnahme des Viehstandes, denn das Vieh ist bei der Ernährung der vornehmste Eiweiß- und Fettlieferant. In dem Maße als Fleisch, Eier und Milch bei der Ernährung weniger wurden, mußte das Brot an deren Stelle treten, und dieses konnte sie nur mangelhaft ersetzen. Rechnet man bei dem Bauernbrot guter Qualität, wie beim durchschnittlichen deutschen Brot, den Eiweißgehalt zu 7 Prozent, das Fett zu ½ Prozent und die Kohlenhydrate zu 53 Prozent, so hat ein Mann die Kleinigkeit von 1700 Gramm Brot zu vertilgen, um auf seine Eiweißration zu kommen; bei den Kohlenhydraten hat er dann allerdings einen ansehnlichen Ueberschuß, welcher sogar über das hinausgeht, was er braucht, um das beinahe gänzlich fehlende Fett zu ersetzen.

Aber gesetzt der Fall, diese Mengen könnten regelmäßig bewältigt werden, so wäre diese Ernährung doch noch nicht im Stande, das Stoffwechselgleichgewicht herzustellen, weil unser Darm diese Massen von Stärkemehl und Holzfaser gar nicht richtig verarbeiten und noch weniger ausnützen kann. Es treten Verdauungsstörungen auf, Durchfälle und Blähungen, die

so stark werden, daß sich der Bauch unter den fleischlosen Rippen ballonartig hervorwölbt.

Noch schlimmer ist es natürlich, wo das Brot auch nicht mehr genügend vorhanden ist und in Folge dessen die Tagesrationen bedeutend kleiner werden. Das „Rothe Kreuz" lieferte z. B. an seine Schutzbefohlenen täglich ein russisches Pfund (= 400 Gramm) Brot. Dies entspricht einer täglichen Eiweißzufuhr von 28 Gramm statt 120 und einer Kohlenhydratzufuhr von 212 Gramm statt 500, vom Fette gar nicht zu reden. Und ein Mensch, der damit sein Leben fristen muß, ist unterernährt, er hungert.

Die Ernährung mit 400 Gramm Brot pro Kopf war aber noch verhältnißmäßig günstig. Es gab sehr oft weniger. Wie wir später sehen werden, bleibt eine Anzahl Familienglieder ohne Unterstützung. Die „Arbeitsfähigen", auch wenn sie keine Arbeit haben und die größeren Kinder gehen meist leer aus. Die Folge ist, daß die auf einen Hausstand kommende Brotmenge auf alle Familienglieder vertheilt wird und auf den Kopf die Hälfte oder noch weniger kommt. Der Mann wird meist den größeren Theil des für die Frau bestimmten Brotes erhalten, und bei den Tataren ist das die Regel.

Ehe die Unterstützungen begannen, mußten sich die Bauern mit allen möglichen Surrogaten behelfen, um sich etwas Nahrung zu verschaffen. Wir entnahmen ihnen eine Anzahl Mehl- und Brotproben, von denen Herr Professor J. König die Güte hatte, uns die Analysen zu machen.

Nachstehend finden wir die Analysen von zwei Mehlsorten. Zum Vergleich schließen wir daran die Analysen des deutschen Schwarzroggenmehls und der Roggenkleie, welche den „Menschlichen Nahrungs- und Genußmitteln" von J. König entnommen sind. Es fanden sich in der Trockensubstanz:

	Eiweiß Prozent	Fett Prozent	Kohlenhydrate Prozent	Rohfaser Prozent	Asche Prozent
Mehl von Bauern aus dem Kreise Bugulma, Gouvernem. Ssamara	9,78	3,80	68,35	10,23	1,30
dito	17,28	5,88	53,41	15,02	1,95
Deutsches Schwarzroggenmehl . .	12,87	2,65	77,23	1,37	2,11
Roggenkleie	13,25	3,72	69,06	4,80	4,98

Auffallend ist an dieser Tabelle der hohe Eiweiß- und Fettgehalt der zweiten Mehlsorte aus dem Gouvernement Ssamara. Das kommt daher, daß dieses Mehl einen großen Zusatz vom Samen der Gartenmelde (Atriplex hortense), einer in Mittelasien wild wachsenden Chenopodiumart enthält. Außerdem wechselt der Eiweißgehalt des Mehles ungemein mit der Güte des Bodens. Der Gehalt an Kohlenhydraten ist bei den beiden Mehlsorten geringer, als beim deutschen Roggenmehl,

sogar geringer als bei der Roggenkleie. Noch wichtiger aber ist der hohe Gehalt an Holzfaser. Das Bauernmehl enthält zehnmal so viel Holz als das gröbste deutsche Mehl und noch mehr als dreimal so viel wie die Kleie.

Der hohe Fasergehalt schädigt den Organismus dadurch, daß das Holz an Stelle der Nahrung als werthloser Ballast tritt und sich im Darm nicht indifferent verhält, sondern in Gährung übergeht und Anlaß zu schweren Verdauungsstörungen giebt. Dazu kommt noch, daß die Bauern in ihrer Noth alle möglichen Pflanzen zu Mehl verarbeiten, die zum Theile giftige Substanzen enthielten, zum Theile, wie Eicheln und Rinden, durch ihren Gerbsäuregehalt störend auf die Darmthätigkeit wirken. Dadurch wird der höhere Eiweiß- und Fettgehalt der Mehlsurrogate wieder reichlich aufgewogen.

Durch die ungenügende Ernährung vermehrten sich die Darmerkrankungen derart, daß von Seiten der Behörden an die Windmüller ein Verbot erlassen wurde, Eicheln zu mahlen. Die Bauern halfen sich nun damit, daß sie selbst zwischen Steinen die Eicheln zerklopften und ihrem Brot beimischten. Durch diese ungenügende Zerkleinerung wurde dann die schädliche Wirkung nur noch erhöht.

Das Brot der Bauern und zwar derjenigen, welche überhaupt noch welches backen konnten, also der wohlhabenderen, hatte folgende Zusammensetzung:

	Wasser	Eiweiß	Fett	Kohlenhydrate	Holzfaser	Asche
Bauernbrot	60,0	6,30	0,72	9,98	15,98	1,14
Zum Vergleich:						
Deutsches Roggenbrot . .	42,27	6,11	0,43	49,25	0,49	1,46

Der höhere Wassergehalt des Bauernbrots kommt daher, daß das Mehl nicht „backfähig" ist und das Brot in Folge dessen nicht genügend lufthaltig und darum sehr naß aus dem Ofen kommt. An Kohlenhydraten enthält das russische Brot nur den fünften Theil des deutschen Brotes, an Holzfaser dagegen das Dreißigfache. Wenn der hungernde Bauer mit seinem Brot das nöthige Quantum Kohlenhydrate aufnehmen wollte, müßte er demnach fünf Mal so viel davon essen, als von deutschem Roggenbrot; dabei müßte er aber hundertfünfzig Mal mehr Holz verzehren als einer, der mit gutem Brot dieselbe Menge Kohlenhydrate aufnimmt. Das kann Niemand durchführen und jeder Versuch führt zu Verdauungsstörungen. Also auch eine genügende Menge dieses Brotes führt zur Unterernährung.

Das Brot, das von den Hilfskomites und vom Rothen Kreuz geliefert wurde, war auch sehr oft von zweifelhafter Güte, da sehr oft für gutes Geld ein sehr schlechtes Mehl geliefert wurde.

Es enthielten:

Brotsorte	Eiweiß
Brot des Hilfskomites in Ssamara	4,7 Prozent Eiweiß
„ eines Privatkomites in Ssamara	5,1 „ „
„ vom Rothen Kreuz	6,4 „ „
„ eines Privatkomites in Kasan	7,1 „ „
Zum Vergleich:	
Bauernbrot aus Bugulma	5,9 „ „
„ „ Buguruslan	6,6 „ „
Deutsches Roggenbrot	6,1 „ „

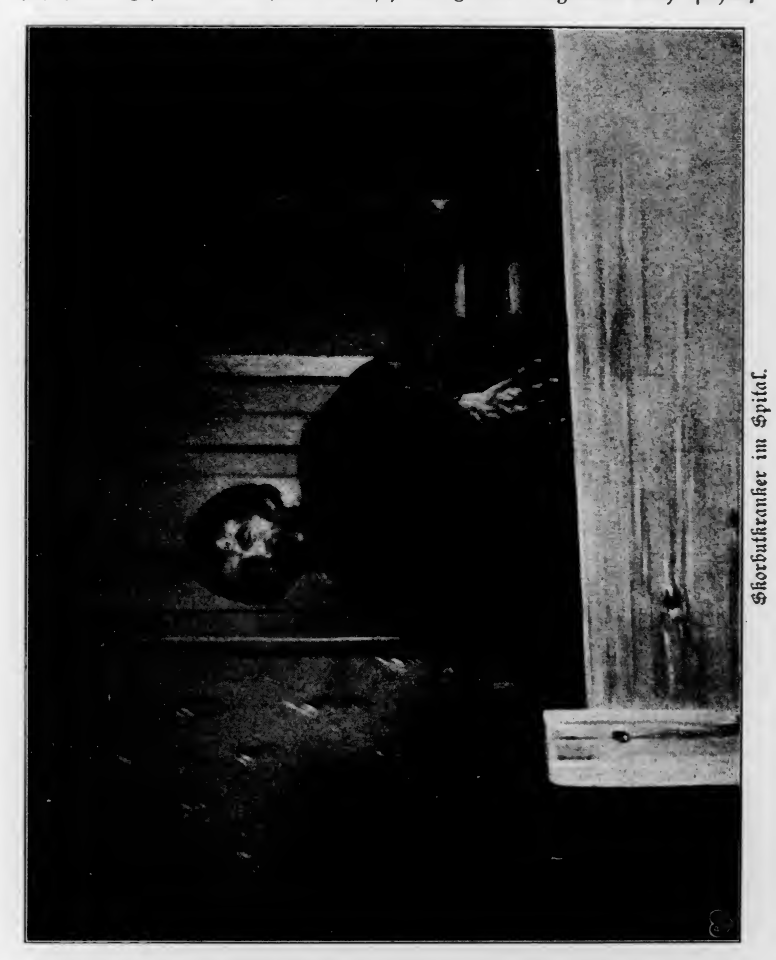
Eine genauere Untersuchung der übrigen Bestandtheile obiger Brotsorten konnte leider nicht gemacht werden, da die von uns mitgebrachten Mengen nicht dazu ausreichten. Wir nahmen aber absichtlich nicht mehr mit, um nicht unnöthiger Weise die Aufmerksamkeit eines der zahlreichen unberufenen Berufenen auf uns zu lenken. Die obigen Proben genügen aber auch vollkommen zum Nachweis, daß keines dieser Brote allein im Stande ist, einen Menschen zu ernähren.

Wie äußert sich nun die Unterernährung?

Wir haben gesehen, daß die Aufgabe der Ernährung der Körperaufbau, die Wärmelieferung und die Erzeugung der Muskelkraft ist, und werden in Folge dessen erwarten, daß bei der Unterernährung alle drei gestört werden. Und das ist auch der Fall. Der Körper baut sich nicht nur nicht auf, sondern giebt auch noch von seiner Substanz ab zur Erzeugung von Wärme und Muskelkraft. Zuerst kommt das Fett an die Reihe und dann das Fleisch. Die Augen werden hohl und tiefliegend, zu beiden Seiten der Schlüsselbeine zeigen sich tiefe Gruben, die Rippen stehen weit vor. Die Muskeln hängen schlaff herab und sind oft so stark geschwunden, daß die Gelenke wie Geschwülste sich abheben. Die Bauchdecken sind dünn über den stark geblähten Bauch straff gespannt. Dieser dicke Bauch ist aber kein Zeichen von Wohlstand, sondern rührt, wie gesagt, von Darmgährungen her, hervorgerufen durch ungeeignete Nahrungsmittel, meist Holzfaser. Bei der Unterernährung wird der Körper nicht aufgebaut, sondern eingerissen.

Die ungenügende Entwicklung der Körperwärme ist bei der Unterernährung ebenfalls ein leicht sichtbares Zeichen. Der Hungernde friert. Das Heizmaterial des Körpers ist hauptsächlich das Fett und davon werden bekanntlich von den Bewohnern der kalten Zonen für unsere Begriffe unglaubliche Mengen verzehrt. Und gerade das Fett fehlt bei der ausschließlichen Brotnahrung fast vollständig. Hätten die russischen Bauern Schmalz auf ihrem Brot, wie es von dem größten Theile der Bevölkerung Norddeutschlands instinktiv genossen wird, so kämen sie ihrem Stoffwechselgleichgewicht bei der Brotnahrung um ein gut Theil näher.

Da sie es aber nicht haben, so leiden sie sehr stark durch den Wärmemangel. Ihr Frieren hat mit der russischen Kälte gar nichts zu thun. Wir fanden die Hungernden an milden sonnigen Frühlingstagen, in denen sich jeder gesunde und satte Mensch im Freien ungemein wohl fühlte,



Skorbutkranker im Spital.

massenhaft in überheizten Stuben zusammengepfercht; viele davon um und auf dem Ofen. In medizinischen Werken findet man bei der Beschreibung des Skorbuts das große Wärmebedürfniß als eines der Symptome aufgezählt. Das ist nur insofern richtig, als eben der Skorbut mit einer hochgradigen Unterernährung einhergeht. Wird die Ernährung

gehoben, so hört das Frieren auf, trotzdem noch die übrigen Symptome des Skorbuts eine Zeit lang bestehen können.

Die Muskelkraft endlich erleidet durch die Unterernährung ebenfalls eine starke Einbuße. Der Hungernde fühlt sich schwach. Aber nicht nur die rohe Muskelkraft, durch deren Verlust uns das körperliche Arbeiten und Gehen erschwert wird, ist davon betroffen, sondern auch die unzähligen kleinen unwillkürlichen Muskeln, die in nimmer rastender Thätigkeit die Athmung, Verdauung und Blutbewegung im Gang halten, werden durch die Unterernährung in ihrer Funktionsfähigkeit schwer beeinträchtigt. Die Folgen sind schlechte Versorgung des Blutes mit Sauerstoff durch ungenügende Athmung, schlechte Verdauung durch mangelhafte Thätigkeit der Magen- und Darmmuskeln und Störungen der Blutversorgung in allen Körpertheilen und besonders im Gehirn. Der Schaden wird noch dadurch vergrößert, daß das zu langsam zirkulirende Blut in Folge der Unterernährung auch noch von schlechterer Beschaffenheit ist, als bei gut genährten Menschen. Die schlechte Ernährung des Gehirns bedingt geistige Abspannung und Widerstandslosigkeit. Die Kourage sitzt bekanntlich im Magen.

Außer diesen schweren Gesundheitsschädigungen macht die Unterernährung den Organismus widerstandslos gegen das Eindringen von Infektionskeimen, und daher kommen eine Anzahl von Erkrankungen, die später besprochen werden sollen.

Noch schlimmer als beim Manne wirkt die Unterernährung bei Frauen, die ein Kind an der Brust ernähren und bei der heranwachsenden Generation, die ihren Körper nicht nur erhalten, sondern auch aufbauen soll. Der Organismus der Kinder erleidet durch eine längere Hungerperiode einen Schaden, den später die beste Ernährung nicht mehr gut machen kann. Die Säuglinge, die von einer hungernden Mutter genährt werden, bleiben in der Entwicklung zurück, meist sterben sie aber frühzeitig.

Auch auf die kommende Generation übt die Unterernährung einen großen Einfluß aus. Kinder, die von hungernden Eltern gezeugt sind, kommen schlecht entwickelt zur Welt, sterben meist bald oder führen ihr Lebtag ein elendes Dasein.

Dr. Tissié von Bordeaux hatte in Biarritz eine Unterredung mit Dr. Flesburg, dem Leibarzt des Königs von Schweden und erfuhr von ihm, daß in Schweden jedesmal ein schlechtes Rekrutirungsjahr sei, wenn im Geburtsjahr der Rekruten ein Nothstand herrschte. Als die Bevölkerung von Nordschweden und Lappland sich einen Winter lang aus Noth mit Rinden und Wurzeln ernähren mußte, war die Rekrutirung

in diesen Bezirken achtzehn Jahre später von sehr mangelhaftem Ergebniß. Der König Oskar II., der die Unterredung mit angehört hatte, bestätigte diese Thatsache durch den Satz: „La conscription dépend de la conception.“ *

Das ist so natürlich und so einfach, daß man sich wundern muß, wenn es immer wieder von Neuem bewiesen werden muß. In den großen deutschen Garnisonen erzählt uns jedes einzelne Regiment die Geschichte des Wohlstandes seines Rekrutirungsbezirkes.

Die Ernährung ist für den Gesundheitszustand eines Volkes so wichtig, das alles andere dagegen in den Hintergrund tritt. Trotz aller hygienischer Errungenschaften geht ein Volk zu Grunde, wenn es ihm an genügender Nahrung gebricht. Im Berner Oberland wurde ein kräftiger Volksstamm durch Unterernährung zu Grunde gerichtet. Durch den Aufschwung der Käseindustrie ging die Milch zum Lande hinaus und Kaffee und Schnaps kamen herein. Aehnliche Zustände finden wir im bayerischen Allgäu. Das Tannheimerthal war früher bekannt durch seine gesunden und kräftigen Bewohner. Dann kamen die Käsereien auf und später eine große Fabrik für kondensirte Milch, die Alles aufkaufte, was die Kühe des Thales lieferten. So bekamen die Leute Geld ins Haus, aber ihr wichtigstes Nahrungsmittel fehlte. Die kleinen Kinder bekamen Brei, die Erwachsenen tranken Malzkaffee und Fusel. Die Folgen sind große Kindersterblichkeit, schlechte körperliche Entwicklung und Tuberkulose. Ein bayerischer Artillerieoffizier, mit dem ich auf einer Gebirgstour zusammentraf, erzählte mir, daß in diesen Bergthälern die Rekrutirung sich von Jahr zu Jahre verschlechtere. „Wegen der schlechteren Ernährung“, fügte er hinzu.

Die schlechte Ernährung rächt sich an der kommenden Generation um so empfindlicher, wenn sie, wie jetzt in den russischen Hungerdistrikten, die Frauen und Kinder betrifft. Und die Frauen leiden viel schwerer als die Männer, weil sie, wie schon erwähnt, den kleineren Theil des für sie allein bestimmten Brotes essen und ihr Organismus durch die Mutterschaft und Kinderpflege sehr stark in Anspruch genommen wird. Dr. Gran, Bezirkssanitärarzt in Ssamara sagte uns, daß 60 bis 70 Prozent der skorbutkranken Frauen im Gouvernement Ssamara stillende Mütter seien. Wenn dann der Säugling aus Nahrungsmangel stirbt, ist die Mutter meist auch nicht mehr weit weg vom Grabe.

Die Tatarenfrauen leiden noch weit mehr als die russischen Frauen. Die Tatarin ist nicht die nützliche Gehilfin und gleichberechtigte Hausgenossin

---

* Die Rekrutirung hängt von der Empfängniß ab.

ihres Mannes, sondern ein Luxusgegenstand. Sie hat die Pflicht, ihrem Manne zu gefallen und ihm Kinder zu gebären. Der Koran sagt: „Euere Weiber sind euere Aecker: Geht zu euerem Acker hin, wie ihr wollt. — Die Weiber sollen, wie es billig ist, ihre Pflicht beobachten, und die Männer müssen sich gegen sie nach Gerechtigkeit bezeigen. Die Männer aber haben die Herrschaft über sie: Gott ist mächtig und weise. — Die Männer sollen vor den Weibern den Vorzug haben, weil Gott ein Geschlecht vor dem anderen durch Vorzüge unterschieden hat. Daher sollen rechtschaffene Weiber gehorsam sein, und jedes Geheimniß verwahren, weil Gott sie durch den Schutz ihrer Männer verwahrt. Denjenigen aber, von denen ihr fürchten könnt, daß sie unredlich handeln, gebt Verweise, enthaltet euch ihrer, peitscht sie. Gehorchen sie euch aber, so vermeidet alle Gelegenheit, unwillig auf sie zu werden. Denn Gott ist hoch und groß."

Die Herrschaft des Mannes geht nach dem Koran so weit, daß er die Frau bei Ehebruch so lange einkerkern kann, „bis sie der Tod erlöst". Die Frau ist vollständig die Untergebene des Mannes. Der Mann kann sie jeden Tag fortjagen und hat nur geringfügige Formalitäten zu erfüllen. Das Recht der Ehescheidung steht dem Manne ganz allein zu und über ihm giebt es keine Instanz, an die sich die Frau wenden könnte. Die Frau kennt ihre Stellung ganz genau und sucht ihrer Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden. Sie verhüllt sich nach den Vorschriften des Koran und putzt und schmückt sich nur für ihren Mann. Sie führt ein träges Leben, um möglichst viel Fett anzusetzen, weil im Orient die Schönheit nach Gewicht geht. Während die russische Bäuerin mit ihrem Manne auf das Feld geht, oder auch beim Gutsbesitzer im Tagelohn arbeitet, sitzt die Tatarin daheim, um auf neue Mittel zu sinnen, mit denen sie ihren Mann an sich fesseln kann oder um etwas leichte Hausarbeit und Kinderpflege zu verrichten.

Die vom Koran gestattete Vielweiberei kommt bei den tatarischen Bauern nicht in Betracht, weil die Frau, wie gesagt, ein Luxusgegenstand und als solcher natürlich mit Unkosten verknüpft ist, die sich nur ein Reicher gestatten kann.

Wenn die Noth kommt, wird zuerst an den Luxusgegenständen gespart, und so macht es jetzt auch der Tatar. Diese Frauen leiden demnach auch relativ mehr als die russischen. „Der männliche Erbe soll so viel haben als zwei weibliche", sagt der Koran. In der Praxis der hungernden Tataren übersetzt, heißt das: Zuerst ißt der Mann und die männlichen Kinder, das Uebrige ist für die Frau und die Mädchen. Dann werden die Frauen auch noch durch das lange Säugen der Kinder

in Mitleidenschaft gezogen. Die Mohamedanerin stillt das Kind zwei Jahre, nach dem Koran: „Wir haben dem Menschen gegen seine Eltern Ehrerbietung anbefohlen, da ihn seine Mutter unter gewaltigen Beschwerden getragen und zwei Jahre gesäugt hat." Und das thun, wie uns von vielen Seiten übereinstimmend versichert wurde, die russischen Tatarinnen heute noch. Krank und elend liegen die Frauen auf ihren Pritschen. Der kraftlose Arm hält den Säugling an die welke Brust. Der Koran befiehlt es. Und so kommt es, daß die tatarische Frau von der Hungersnoth stärker betroffen wird als die im nächsten Dorfe lebende russische Frau.

In gewöhnlichen Zeiten, das heißt wenn genügend Getreide und Vieh vorhanden ist, lautet der Speisezettel der Tataren wie folgt: Hafermus, Weizenbrot, Nudeln und andere Mehlspeisen, Piroschki (kleine Pasteten mit Hammel- oder Pferdefleisch gefüllt), Thee, Fleischsuppen, grüne Gurken, getrocknetes Obst. Gemüse, wie schon gesagt, wird als Luxus betrachtet. Sauerkraut, ein Lieblingsgemüse der russischen Bauern, kennen sie gar nicht; die Gurken essen sie nur frisch; Salzgurken oder sonstwie eingemachte Gartengewächse essen sie ebenfalls nicht und sind so den größten Theil des Jahres ohne Gemüse. Diesem Mangel an Gemüsen in der Nahrung hat man die Schuld beigemessen, daß bei den Tataren der Skorbut früher und heftiger auftrat, als bei den Russen. Wenn man aber die Lebenshaltung des Tataren mit der des Russen vergleicht, so findet man andere Momente, die mehr zu Ungunsten der Tataren ins Gewicht fallen, als der Mangel an frischem Gemüse. Das ist vor Allem der Islam mit seinen strengen Speisen- und Fastenvorschriften, dem Ausschluß der Frau von der Berufsarbeit und seinem Fatalismus. Das Alles bewirkte, daß bei den Tataren der Mangel früher eintrat, als bei den Russen, und damit die Unterernährung und der Skorbut.

Die Kinder über zwei Jahre, die nicht mehr gesäugt wurden, litten womöglich noch mehr durch den Hunger. Ihre einzige Nahrung bestand meistens in Brot und wir sahen nur zu oft die armen Würmer mit ihren großen, tiefliegenden Augen und ihrem aufgetriebenen Bauche an einer harten Brotrinde lutschen. Wenn man bedenkt, daß das wachsende Kind zum Aufbau seines Körpers erst recht eine eiweißreiche Nahrung bedarf, das ihm gereichte Essen aber nicht einmal zur Erhaltung des Körpergleichgewichtes ausreicht, so findet man eine natürliche Ursache für die ungeheure Kindersterblichkeit. Da, wo man für diese Kinder Speisehäuser eingerichtet hat, in denen sie täglich ein warmes Essen bekommen, wird man sie ohne allzu großen Schaden über die

schlimmste Zeit hinwegbringen; aber sich öfters wiederholende Hungerperioden richten einen bleibenden Schaden am Leben und an der Gesundheit des Volkes an.

* * *

Nach der Nahrung gehört — wenigstens in den gemäßigten und kalten Zonen — die Kleidung und die Wohnung zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des Menschen, und zwar umsomehr, je weiter man nach den kalten Gegenden vordringt. Sie sind es in erster Linie, welche uns vor den Unbilden der Witterung schützen müssen und somit zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nöthig sind.

Die Kleidung des russischen Bauern ist sehr einfach. Ein grobes Hemd, eine leinene Hose, meist von blauer Farbe, ein blousenartiges Oberhemd, das über der Hose getragen wird. Die Füße werden mit Lappen umwickelt und darüber Bastschuhe angezogen, die mit Stricken festgebunden werden. Im Winter kommen an Stelle der Bastschuhe hohe Filzstiefel und über die Blouse ein dicker Schafpelz mit Aermeln, der mit der Wolle nach innen getragen wird. Den Kopf bedeckt eine Pelzmütze. Die ganze Kleidung wird von den Bauern selbst hergestellt und ist sehr dauerhaft. Selten sieht man einen, der an Stelle der Bastschuhe hohe Juchtenstiefel trägt oder eine schwarze Tuchmütze, wie sie die Kaufleute tragen.

Die Frauen tragen ein leinenes Hemd, ein bis mehrere Röcke, eine leinene Jacke, über die der Oberrock gebunden wird, und ein buntes Tuch um den Kopf. An den Füßen tragen sie, wie die Männer, Bastschuhe, Filzstiefel oder solche von Juchtenleder. Schafpelz und Pelzmütze gehören ebenfalls zu ihrer Winterausrüstung.

Die tatarischen Bauern kleiden sich im Allgemeinen wie die russischen. Sie unterscheiden sich nur durch das schwarze Käppchen, das sie alle auf dem glattrasirten Kopfe tragen. Bei den reicheren sieht man ab und zu bunte Saffianstiefel oder sonst ein türkisches Kleidungsstück. Die Frauentracht aber ist auch bei den Bauern ganz orientalisch, wenigstens was den Kleiderschnitt anbelangt; von Pracht und Kostbarkeit ist dagegen nichts zu bemerken.

Alles in Allem entspricht die Kleidung der russischen Bauern — vorausgesetzt, daß sie genügend vorhanden ist — den hygienischen Forderungen, sogar in höherem Maße als die unserer korsetttragenden Damen.

Im Winter fehlt es freilich manchmal an Pelzen. Oft ist nur einer vorhanden, so daß nur eine Person zur Zeit ausgehen kann. Mit der Reinlichkeit steht es auch sehr schlecht, daran ist aber meist nicht

eine angeborene Wasserscheu schuld, sondern der Mangel an genügender Leibwäsche zum Wechseln. Zur Kleidung gehört auch das Bett und das ist sehr primitiv. Auf hölzernen Pritschen liegen einige Decken oder Schafpelze. Zum Zudecken wird ebenfalls eine leichte Decke verwendet. Der Russe — auch der Gutsituirte — liebt es nicht, sich warm zuzudecken, die nöthige Wärme muß der Ofen liefern, auf dem auch immer einige Menschen schlafen. Die der körperlichen Reinlichkeit ungünstige Art der Kleidung und der Betten wird zum Theil dadurch aufgewogen, daß jedes Dorf ein öffentliches Dampfbad besitzt, von dem auch der ärmste Bauer wenigstens einmal wöchentlich Gebrauch macht. Er ist also mindestens 52 Mal im Jahre am Körper sauber, was man dem deutschen Bauern und auch manchem Städter gewiß nicht nachsagen kann. Auf alle Fälle ist der Kleidung der geringste Theil der Schuld an den schlechten gesundheitlichen Verhältnissen beizumessen.

Anders die Wohnung. Die Wohnung soll uns vor Kälte und Wetter schützen und dabei den Zutritt von Luft und Licht möglichst wenig beschränken. Den ersten Anforderungen genügt die russische Isba, den zweiten nicht. Die Wohnung ist ein Blockhaus mit dicken Holzwänden und Strohdach. Im Winter hält eine dicke Schneedecke Kälte und Stürme ab, und der gewaltige Ofen erzeugt im Innern eine tropische Gluth. Um die Wärme zu halten, werden alle Oeffnungen sorgfältig verschlossen und Licht und Luft der Eintritt verwehrt. Das für Rußland angenommene wissenschaftliche Minimum beträgt auf den Kopf 2 Kubikfaschen = 54 Kubikarschin = 19,34 Kubikmeter.* Es kommt aber in den russischen Bauernhäusern im Durchschnitt die Hälfte, in einem großen Theile aber weit weniger Luft auf den Kopf. Im Sommer, wo sich die Bauern den größten Theil des Tages im Freien aufhalten und Fenster und Thüren häufig geöffnet werden, mag es noch angehen. Im Winter jedoch, wo die Stuben mit Menschen dicht besetzt sind, der Ofen den ganzen Tag brennt und raucht, Abends eine trübe Lampe rußt und qualmt, am Ofen und an der Decke nasse und schmutzige Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt sind, Kälber, Ferkel und Hühner sich aufhalten und Fenster und Thüren sorgfältig geschlossen gehalten werden, ist die Luft in hohem Grade gesundheitsschädlich. Tritt nun noch eine ansteckende Krankheit auf, wie u. A. jedes Jahr der Fleck- und Hungertyphus, so breitet er sich mit einer ungeheuren Schnelligkeit im ganzen Dorfe aus.

Außer dem Luftmangel wirkt der Mangel an Tageslicht schädlich auf die Gesundheit. Das Licht befördert die Ausscheidung der Kohlen-

---

* In Deutschland 20 Kubikmeter.

säure aus dem Organismus und vernichtet die Infektionskeime. Die Sonne reinigt Luft, Wasser und Erde von Krankheitserregern. Ein italienisches Sprichwort sagt: „Dove non viene il sole, viene il medico", „Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin." Und Tageslicht kommt im Winter sehr wenig durch die kleinen Doppelfenster der Isbas, umsomehr, als ein Drittel mit Stroh bedeckt wird und an den übrigen der Kälte wegen oft Kleidungsstücke hängen. Dadurch wird die dumpfe Stube eine wahre Brutstätte für Mikroben aller Art. Welche Rolle der Luft- und Lichtmangel spielt, ist schon daraus zu ersehen, daß im Frühjahr, wenn die Bauern sich wieder mehr in der frischen Luft bewegen und die Fenster aufgemacht werden, der Flecktyphus regelmäßig verschwindet. Von den anderen Krankheiten, bei denen die Unterernährung als Hauptursache anzusehen ist, gilt das leider nicht.

Eine weitere Schädlichkeit ist die Feuchtigkeit der Wohnungen. Die Isbas sind Blockhäuser ohne Unterkellerung. Die Fugen zwischen den Balken sind mit Werg und Moos ausgestopft, und das Haus hat nach außen keinen wettersicheren Belag. Im Sommer ist nun der Schaden nicht groß, weil das Holz bald wieder trocknet. Aber im langen Winter, wenn das ganze Dorf im tiefen Schnee steckt, dringt das durch die Wärme im Innern entstandene Schmelzwasser durch Fugen und Poren und schließt sie luftdicht ab. Dadurch wird jede Ventilation durch die Wände unmöglich gemacht und die Luft im Hause entsprechend verschlechtert. Dann gedeihen in den feuchten Wänden eine Anzahl Schimmel- und andere Pilze, die theils dem Menschen direkt schädlich sind, theils den bekannten Modergeruch erzeugen und damit die Luft verpesten.

Und endlich sind alle Wohnungen voll Ungeziefer. Auf Wänden, Decke, Fußboden, Tisch und Bank wimmeln jene braunen und schwarzen Käfer, die wir — je nach unserer eigenen Nationalität — Schwaben, Russen oder Preußen nennen. Unter Hunderten von Häusern fanden wir nicht eines, wo diese munteren Thiere fehlten. An „persönlichem" Ungeziefer, das auf dem Körper und in den Kleidern sein überflüssiges Dasein fristet, ist ebenfalls kein Mangel. Das Ungeziefer ist nicht nur lästig, sondern auch schädlich, indem es Krankheitserreger von Mensch zu Mensch überträgt und sich so an der Ausbreitung von Epidemien betheiligen kann.

Wir sehen, daß die Verhältnisse, unter denen der russische Bauer jahraus jahrein lebt, derart unhygienisch sind, daß sie auch in normalen Zeiten, das heißt wenn er genügend Nahrung hat, seiner Gesundheit schweren Schaden zufügen können. Kommt nun noch die Noth dazu, so folgt ihr die Krankheit auf dem Fuße, und der Tod hält seine Ernte.

Die Krankheiten im Hungergebiet.

Von allen Krankheiten, von welchen die hungernden Bauern heimgesucht werden, nimmt der Skorbut wegen der ungeheuren Anzahl der Fälle und der großen Ausbreitung das größte Interesse in Anspruch. Allein im Kreise Spassk, im Gouvernement Kasan, wurde die Zahl der Erkrankungen auf 20 000 geschätzt, und diese Zahl scheint mir kaum übertrieben zu sein, da wir selbst in einzelnen Dörfern Hunderte von Kranken zu Gesicht bekamen.

Der Skorbut oder Scharbock (russisch „Zinga") gehört zu den sogenannten „hämorrhagischen* Erkrankungen", welche ihren Namen daher haben, daß ihr gemeinsames, am meisten in die Augen fallendes Merkmal, Blutungen sind, die in der äußeren Haut und in den äußerlich sichtbaren Schleimhäuten, also Mundschleimhaut und Bindehaut des Auges auftreten.

Der Skorbut ist schon seit sehr langer Zeit bekannt und war früher viel häufiger als heutzutage. Die Untersuchungen über die Ursachen seines Entstehens sind noch nicht endgiltig abgeschlossen, man weiß aber schon längst, daß Nahrung und Wohnung die Hauptrolle bei seiner Entstehung spielen. In früheren, namentlich in Kriegszeiten, wo sich große Menschenmengen unter schlechten hygienischen Verhältnissen, wie z. B. in belagerten Städten bei mangelnder oder ungeeigneter Nahrung zusammengefunden hatten, kam es häufig zu großen und gefährlichen Skorbutepidemien. Bekannt und heute noch gefürchtet ist der „Seeskorbut", dem schon manche Schiffsmannschaft zum Opfer gefallen ist. Durch die Einführung der Konserven ist er viel seltener geworden und kommt auf gut verproviantirten Schiffen überhaupt nicht mehr vor. Auch in Kasernen und Strafanstalten tritt der Skorbut noch epidemisch auf, namentlich als man anfing, Versuche mit dem Vegetarismus und anderen unzulänglichen Ernährungsmethoden anzustellen. Sowohl auf den Schiffen als auch in den Kasernen und Zuchthäusern verschwand der Skorbut jedesmal in

* Hämorrhagie gleich Blutfluß.

kurzer Zeit, wenn man zu einer kräftigen und richtig zusammengesetzten Nahrung überging, wenn auch, wie in den Strafanstalten, die übrigen hygienischen Verhältnisse sich nicht änderten; und das ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die schlechte Ernährung bei der Entstehung des Skorbuts die Hauptursache ist, und daß die Wohnung, das Klima, die Beschäftigung, überhaupt alles Andere von untergeordneter Bedeutung ist. Schwächliche Personen werden, wie von allen Erkrankungen, auch von Skorbut leichter befallen als kräftige. Ansteckungen mögen wohl vorkommen, aber nur bei solchen Personen, deren Gesundheit durch die vorerwähnten Schädlichkeiten schon hinreichend geschwächt ist. Die Ansteckungsgefahr ist auf keinen Fall groß.

Während man nun den Skorbut nach seinem äußeren Verlauf unter die „hämorrhagischen Erkrankungen“ eingereiht hat, weist doch Manches darauf hin, daß es sich um infektiöse Schädlichkeiten handelt, und zwar septischer* Natur. Man findet in vorgeschrittenen Fällen im Körper des Skorbutkranken häufig fäulnißerregende Bakterien. Diese Bakterien sind durchaus nicht für den Skorbut charakteristisch, sondern sie finden sich bei allen septischen und bei einer Reihe anderer Erkrankungen, im Darme von gesunden Menschen und überall da, wo organische Stoffe in Fäulniß übergehen, in der normalen Luft und noch viel mehr in der verpesteten. Diese Bakterien sind so häufig und so allgemein verbreitet, daß Jedermann Gelegenheit hat, sie täglich in seinen Körper aufzunehmen.

Warum bekommt er aber nicht den Skorbut?

Weil diese Bakterien nicht überall sich entwickeln können. Nur in todten oder stark geschwächten Geweben finden sie einen günstigen Nährboden. Das Blut eines gesunden und gut genährten Menschen enthält eine Reihe von Schutz- und Abwehrstoffen, sogenannte Alexine, welche für die meisten Krankheitserreger tödtlich sind. Außerdem hat der Organismus in den weißen Blutkörperchen eine Armee von Schutztruppen gegen fremde Eindringlinge, welche um so schlagfertiger ist, je besser ihr Ernährungszustand. Daher erklärt sich auch, daß die Ausbreitung des Skorbuts sich ausschließlich auf die hungernde Bevölkerung beschränkt, und nur in ganz seltenen Fällen Jemand von dem Warte- und Pflegepersonal davon ergriffen wurde. Hier handelte es sich aber um Leute, die durch angestrengte Arbeit erschöpft und mangelhafte Nahrung — sie lebten in vielen Fällen von Thee und Zwieback — körperlich widerstandslos geworden, den fortwährenden Attacken, die der tägliche Verkehr

* Sepsis gleich Fäulniß.

mit den Skorbutkranken mit sich brachte, nicht gewachsen waren, und so der Krankheit zum Opfer fielen.

Wie verläuft nun der Skorbut?

Der Skorbut beginnt nicht plötzlich, sondern ganz allmälig und schleichend. Die Kranken klagen über Mattigkeit und Schwäche, und das ist nicht wunderbar, wenn wir die chronische Unterernährung als Hauptursache betrachten. Sie sind gegen Kälte sehr empfindlich, was ebenfalls mit dem Nahrungsmangel zusammenhängt, sind auffallend schläfrig und gegen ihre Umgebung sehr abgestumpft. Dann stellen sich Schmerzen



Skorbut in seinen Anfängen.

ein, ziehende Schmerzen im Kreuz und in den Beinen, Herzklopfen, Angstgefühl, das sich aber mit dem Fortschreiten der Erkrankung vermindert und einer allgemeinen geistigen Abspannung Platz macht. Dieser Zustand kann kürzere oder längere Zeit dauern. Im späteren Verlauf treten aber Symptome auf, welche die Erkrankung als Skorbut deutlich erkennen lassen.

Das sind vor Allem die Blutungen in der äußeren Haut und in den sichtbaren Schleimhäuten. Im Anfang findet man, besonders bei jüngeren Kranken, oft als einziges Symptom zwischen zwei Zähnen, mit Vorliebe am Unterkiefer, einen schreibfederspitzenförmigen, dunkelrothen Streifen im Zahnfleisch. Kommt man aber einige Tage später, so sieht man an mehreren Stellen des Zahnfleisches erbsen- bis haselnußgroße

Geschwülste von blaurother Färbung. Noch später bilden sich aus diesen Geschwülsten Geschwüre, die allmälig aus dem Mund eine einzige Jauchehöhle bilden, die einen solchen Gestank verbreitet, daß es beinahe unerträglich wird, mit dem Kranken in einem Raum zu leben. In diesem Zustand kann der Kranke feste Nahrung — auch wenn sie vorhanden wäre — natürlich nicht genießen.

In der Bindehaut der Augen treten die Blutungen ebenfalls sehr frühzeitig auf und können bisweilen hochgradig werden. Fernerhin wird auch die äußere Haut davon betroffen. Im Anfang sieht man kleine, stecknadelkopfgroße, dunkelrothe Punkte, hauptsächlich an der Streckseite der Arme und Beine. Später werden es große rothe Flecken, die eine bedeutende Ausdehnung bekommen können, und mit den Blutunterlaufungen, die von Stoß oder Schlag herrühren, eine große Aehnlichkeit haben. Bei der Genesung nehmen diese Flecke alle Farben des Regenbogens an. Die Blutungen entstehen dadurch, daß das Blut aus den Gefäßen, wahrscheinlich durch eine Lockerung der Gefäßwand, in das umgebende Gewebe tritt, ähnlich wie es der Fall ist, wenn die feinen Blutgefäße durch einen Stoß oder Schlag verletzt werden. Diese Blutungen treten auch in den tieferen Schichten auf und veranlassen dadurch starke Schwellungen der Muskeln. Die Weichtheile fühlen sich oft bretthart an und sind äußerst schmerzhaft. Besonders an den Beinen ist dies häufig der Fall. Die darüber liegende Haut ist dann prall gespannt und glänzt wie Porzellan. In dem Maße, als die Muskeln anschwellen, wird die Beweglichkeit erschwert.

Die Gelenke fangen an steif zu werden, erst wenig, so daß — allerdings unter großen Schmerzen — noch etwas Bewegung ausgeführt werden kann, im weiteren Verlauf aber nimmt die Steifigkeit zu, und die Kranken liegen in halbsitzender Stellung, mit angezogenen Beinen und gebogenen Knien auf ihren Pritschen. Diese Stellung ist für den Skorbut so charakteristisch, daß man aus ihr allein schon in vielen Fällen von Weitem die Erkrankung erkennen kann. Lagern die Kranken in ihren Häusern auf den Pritschen oder auf dem Backofen, oder in den improvisirten Spitälern auf den harten Betten, oder ließen sie sich an sonnigen Tagen vor die Hütte ins Freie bringen, immer hatten sie dieselbe Haltung. Ein oberflächlicher Beobachter könnte sie für bequem halten, wie z. B. die der alten Frau, welche wir im Bilde vorführen (siehe S. 309); bei näherem Zusehen aber würde er die Entdeckung machen, daß die Unglücklichen gar nicht im Stande sind, eine andere Stellung einzunehmen, daß jede geringste Bewegung ihnen unsagbare Schmerzen verursacht, und daß es ihnen ganz unmöglich ist, ihre Glieder gerade auszustrecken.

Die Blutungen und Schwellungen der Gewebe gehen natürlich auch an inneren Organen vor sich, und vor Allem sind es die Nieren, die dabei in Mitleidenschaft gezogen werden. Fälle von Nierenentzündung sahen wir sehr häufig, und darunter sehr schwere mit starker Wassersucht, und der größte Theil dieser Fälle muß zweifellos mit dem Skorbut in Verbindung gebracht werden. Der Bezirksfeldscher von Romadan versicherte uns auch, daß die Fälle von Nierenentzündung sich mit der Ausbreitung des Skorbuts regelmäßig sehr stark vermehrten. Da nach unseren westeuropäischen Erfahrungen die Nierenentzündungen beim Skorbut nicht häufig sind und nur bei ganz schweren Fällen beobachtet wurden, so geben sie uns eine Ahnung, in welcher Weise der Skorbut im Fleisch der russischen Bauern wüthet.

Die übrigen inneren Organe können im Laufe der Krankheit alle ergriffen werden und so das Leben der entkräfteten Muschiks abkürzen helfen. So kommt z. B. außer der stark ausgesprochenen und durch den Hunger hinreichend erklärlichen Blutarmuth eine ausgesprochene Skorbutanämie vor, die von einer Erkrankung der Milz herrührt. Tritt im Verlauf der Krankheit Lungenentzündung oder Gehirnblutung auf, so kommt meist bald der Tod hinzu. Auch die nicht seltenen starken Durchfälle können den Zustand der geschwächten Kranken lebensgefährlich machen. Im Allgemeinen verläuft die Krankheit aber schleppend. Das Lebenslicht wird nicht durch einen raschen Luftzug ausgeblasen, sondern verlischt langsam, flackernd, und hört erst zu glimmen auf, wenn das letzte Tröpfchen Oel aufgebraucht ist.

Der Skorbut hat nichts mit jenen unheimlichen Seuchen gemein, wie die Cholera und die Pest, die den Menschen im Schlafe überfallen und rasch erwürgen. Seine Krankheitserreger greifen keinen Gesunden an und können nur einem Menschen gefährlich werden, dessen Körper durch die Noth schwer gelitten hat, und sie räumen schleunigst das Feld, wenn er durch gute Nahrung gekräftigt wird. Deshalb besteht auch die Heilung des Skorbuts in der Hauptsache in der Ernährung des Kranken.

Man hat vielfach einzelne Nahrungsmittel für die Entstehung des Skorbuts verantwortlich gemacht, so z. B. den Genuß von gesalzenem Fleisch auf den Seeschiffen. Im Wolgagebiet wurde der Genuß der getrockneten Fische als besonders schädlich angesehen. Dann wieder wurde der Mangel an frischem Gemüse als Ursache für die Erkrankung angegeben und zur Erklärung sehr komplizirte und scharfsinnige Theorien aufgestellt über den hohen Werth der Kalisalze bei der Ernährung. Dabei hat man aber ganz übersehen, daß man einen Menschen jahrelang ohne frische Gemüse ernähren kann, ohne daß er skorbutkrank wird. Auch mußte man die betrübende Entdeckung machen, daß der Skorbut mit

den frischen Gemüsen sich nicht besserte, wenn man nicht kräftige Nahrung dazu verabreichte. Aehnlich verhält es sich mit den vielgepriesenen Fruchtsäuren. Ganze Wagenladungen von Zitronen wurden zu Theelimonaden verarbeitet. Es half Alles nichts. Die Kranken brauchten kein spezifisches Heilmittel, sondern: Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate, einfach Nahrung. Wo diese gewährt werden konnte, erholten sich die meisten Kranken rasch, fehlte sie, so folgte der Rückfall jedesmal auf dem Fuße.

Nahrung war die Medizin, welche die Unglücklichen bedurften, und diese konnte ihnen kein Arzt verschreiben und keine Apotheke liefern. Fast in jeder Hütte wurden wir von den Kranken angefleht, ihnen ein Mittel gegen die geschwollenen Glieder oder die Schwäche des Körpers zu geben. Wir standen da mit leeren Händen und täuschten die Hoffnungen, die sie auf unsere Hilfe gesetzt hatten. Wir wagten es nicht einmal, ihnen den Namen des Heilmittels zu verrathen. Sie hätten sich jedenfalls gedacht, daß sie selbst so klug gewesen wären.

Nicht als ob man zur Linderung der Qualen gar nichts thun könnte. Aber alle anderen Mittel sind erfolglos und können den Skorbut nicht zur Heilung bringen, wenn das Wichtigste, die Ernährung fehlt. Vor Allem kann man dem Kranken durch eine richtige Mundpflege viel Erleichterung verschaffen. Ausspülen des Mundes mit schwach desinfizirenden und leicht zusammenziehenden Flüssigkeiten, sowie Bepinseln des entzündeten Zahnfleisches mit Enzian- oder Myrrhentinktur verschafft den Kranken große Linderung. Durch vorsichtiges Massiren kann man die Schwellung und Steifigkeit der Muskeln allmälig zum Verschwinden bringen. Bei diesem Massiren hat man die Beobachtung gemacht, daß die Körpertemperatur nachträglich stark ansteigt bis 39 Grad und darüber. Offenbar sind in der Gewebsflüssigkeit der geschwollenen Muskeln schon starke Veränderungen vor sich gegangen. Die dadurch entstandenen Stoffe werden durch das Massiren dem übrigen Körper zugeführt und machen dort Vergiftungserscheinungen. Das Fieber verschwindet indeß meist am anderen Tage wieder. Wie die übrigen Heilmittel ist auch die Massage nur dann von Werth, wenn sie mit einer guten Ernährung Hand in Hand geht.

Trotz der großen Anzahl der Fälle ist der Skorbut von der russischen Wissenschaft so gut wie gar nicht studirt worden. Den Landärzten ist daraus kein Vorwurf zu machen, da ihre Zeit durch die praktische Thätigkeit vollauf in Anspruch genommen ist. Aber auch von der Universitätsklinik in Kasan wird der Krankheit nicht die genügende Aufmerksamkeit zu Theil. Die im dortigen Krankenhaus untergebrachten Kranken wurden nicht mit der Gründlichkeit beobachtet, wie es die Wichtigkeit der Sache verlangt hätte. Aber gerade eine Universitätsklinik, wo die Krankheit

vom Anfang bis zum Ende beobachtet werden kann, wo die nöthigen Hilfsmittel vorhanden und die wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden geläufig sein sollen, wäre der Ort, wo eine derartige Krankheit studirt werden müßte. Das scheint aber leider in Kasan nicht der Fall zu sein.



Skorbut in einem fortgeschrittenen Stadium.

So wurde mir auf die Frage, ob und wie oft bei den Skorbutkranken die Milz geschwollen sei, zur Antwort, man habe nicht so genau darauf geachtet. Ebenso wenig war ein Sektionsbericht über einen Skorbutfall zu erlangen. Ich war deshalb bei der Schilderung des Skorbuts genöthigt, mich an das zu halten, was ich von den Landärzten erfahren und mit eigenen Augen beobachten konnte.

Andere Krankheiten.

Der Hungertyphus. Außer dem Skorbut ist der Flecktyphus diejenige Krankheit, welche mit dem Hunger in unmittelbarstem Zusammenhang steht. Der Flecktyphus hat mit dem gewöhnlichen Typhus, bei dem sich die Typhusbazillen im Darm ansiedeln und dort Geschwüre verursachen und der deshalb Abdominal- (= Unterleib) typhus genannt wird, gar nichts zu thun. Er gehört zu den ansteckenden Krankheiten und entsteht niemals von selbst, sondern durch Verschleppung von Mann zu Mann und von Ort zu Ort. Die Krankheitserreger sind noch nicht entdeckt, müssen aber als sicher vorhanden angesehen werden. Die Ansteckungsgefahr ist ungleich größer als beim Skorbut, aber immerhin nicht so, daß jeder Gesunde, der mit den Typhuskranken verkehrt, von der Seuche ergriffen wird. Das ist sogar die Ausnahme. Auch der Flecktyphus braucht zu seinem Gedeihen gewisse Vorbedingungen und das sind vor Allem: schlechte Ernährung und ungünstige hygienische Verhältnisse. Der „Kriegstyphus" ist ein Beispiel dafür, wie die Seuche über gesunde, kräftige Männer herfallen kann, wenn sie durch Nahrungs- und Wohnungsnoth und körperliche Strapazen geschwächt sind. Schrecklich sind die Berichte über die Epidemien, welche man als „Hungertyphus" beschrieben hat. Eine anschauliche Schilderung der oberschlesischen Typhusepidemie vom Jahre 1847 besitzen wir von Virchow, der auch in sorgfältiger Weise auf die Verhältnisse eingeht, denen die Seuche ihre Ausbreitung verdankt: Nahrungsmangel (Kartoffeln, und auch davon nicht genug) und Wohnungsnoth (kleine, schmutzige Räume, die mit Menschen überfüllt sind).

Durch die allmälige Verbesserung der hygienischen Verhältnisse ist der Flecktyphus aus dem größten Theile Europas verschwunden, so daß es in Deutschland eine große Zahl von Aerzten giebt, die in ihrem ganzen Leben noch keinen Fall von Flecktyphus zu Gesicht bekommen haben. Ganz ausgerottet ist er aber noch nicht. In einzelnen Gegenden, wo eine arme Bevölkerung ihr Leben lang hungert und ein elendes Dasein fristet, hat neben anderen Krankheiten auch der Flecktyphus sein Standquartier aufgeschlagen, und er wartet nur auf den günstigen Moment, um das ihm durch die Besserung der Verhältnisse abgerungene Gebiet wieder zu erobern. Diese Typhusherde sind: Irland, Polen, Galizien, Rußland und auf gleicher Rangstufe mit diesen ausgepowerten Ländern steht Deutschland, in dessen Osten (Posen, Schlesien, Ost- und Westpreußen) der Hungertyphus nie ausstirbt.

Der Flecktyphus ist weit gefürchteter als der Skorbut, da die Ansteckungsgefahr viel größer ist und die Krankheit rascher und meist tödtlich

verläuft. Bei der letzten russischen Epidemie endigten 90 Prozent der Erkrankungen mit Tod.

Die Kranken fühlen sich einige Tage nach der Ansteckung unwohl. Sie klagen über Mattigkeit, Kopfschmerzen und Appetitmangel. Die eigentliche Erkrankung fängt aber dann plötzlich an mit Schüttelfrost und ständigem hohen Fieber. Dann kommen Erbrechen, Gliederschmerzen, Schwindel, Bewußtlosigkeit, Delirien. Sehr häufig sind die Lungen betroffen. Wie bei allen Infektionskrankheiten ist die Milz meist stark geschwollen. Einige Tage später tritt am Körper der fleckenartige Ausschlag auf, dem die Krankheit ihren Namen verdankt. Die Flecken sind am Anfang rosaroth und werden mit der Zeit immer dunkler.

In leichteren Fällen geht das Fieber am siebenten Tage zurück, die Flecken blassen ab und Genesung tritt ein. In schweren Fällen, und das werden mit Vorliebe die Fälle, wo der Kranke keine genügende Pflege hat, nehmen alle Krankheitserscheinungen rasch zu, und der Ausgang ist dann meist der Tod.

Im Gegensatz zum Skorbut, bei dessen Entstehung und Heilung die Ernährung eine weitaus wichtigere Rolle spielt als Wohnung und Reinlichkeit, scheint beim Flecktyphus das Umgekehrte der Fall zu sein. Der Typhus tritt unter den russischen Bauern in jedem Hungerjahr auf, und zwar im Winter. Wie uns aber übereinstimmend von allen Seiten versichert wurde, verschwindet er jedes Jahr mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit, auch wenn sich die Nahrungsverhältnisse nicht bessern. Das kommt, wie schon früher erwähnt, daher, daß die Entwicklung des Krankheitserregers durch den desinfizirenden Einfluß von Luft und Licht gehindert wird. Immerhin spielt aber auch der Ernährungszustand beim Flecktyphus — er heißt ja auch „Hungertyphus" — eine hervorragende Rolle, was schon daraus hervorgeht, daß Ansteckungen von Warte- und Pflegepersonal sehr selten sind. Wen die Krankheit aber einmal ergriffen hat, den läßt sie schwer wieder los.

Maßgebend für die Schwere der Erkrankung und die Aussicht auf Genesung sind der körperliche Zustand des Betroffenen vor der Erkrankung und nachher die Pflege. Im Hungergebiet sind beide schlecht. Während man bei früheren Epidemien eine Sterblichkeit von 6—20 Prozent beobachtet hatte, war sie im russischen Hungergebiet auf 90 Prozent gestiegen, und diese Zahl wirft auf die ganzen Zustände ein grelles Licht. Der Student, den wir im Kreisspital zu Menselinsk im Gouvernement Ufa am Flecktyphus erkrankt antrafen, starb wenige Tage später. Die mangelhafte Pflege, die Unsauberkeit und Unordnung, die im dortigen Spital herrschten, haben jedenfalls ihr Theil dazu beigetragen.

Aber auch ein unechter Typhus kommt vor, und der geht ausnahmslos in Genesung aus. Wir sahen ihn in einem tatarischen Dorfe in einem kleinen Spitälchen, das von einem Fräulein vom „Rothen Kreuz" geleitet wurde. Drei muntere Tatarenbuben wurden uns als Typhuskranke vorgeführt. Es zeigte sich nun, daß ihr Ausschlag mit den gefürchteten Typhusflecken nichts zu thun hatte, sondern ganz gewöhnliche Krätze war. Sie saßen sehr vergnügt nach tatarischer Sitte auf dem Boden um eine riesige Schüssel dampfender Krautsuppe, die noch dazu gesalzen war, und ließen sich ihre Krankenkost vortrefflich schmecken. Wir gönnten ihnen das schmackhafte Essen, zu dem sie unverdienter Weise gekommen waren, von Herzen und hüteten uns, über die wahre Natur ihres Typhus ein Wort verlauten zu lassen. Die übrigen Fälle waren leider echt, wie schon aus der hohen Sterblichkeitsziffer hervorgeht.

Ein spezifisches Mittel gegen den Flecktyphus giebt es nicht. Die Behandlung besteht in guter Pflege und Kräftigung des Kranken durch Ernährung.

* * *

Während das Auftreten des Skorbuts und des Flecktyphus an die Zeiten der größten Noth gebunden ist, kommen während des ganzen Jahres eine Reihe von Krankheiten vor, die ebenfalls den schlechten Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen ihre Entstehung verdanken. Kranke fanden wir in jedem Hause, auch bei den sogenannten „reichen" Bauern.

Da sind vor Allem A n ä m i e (Blutarmuth) und Chlorose (Bleichsucht), denen wir auf Schritt und Tritt begegneten. Die Anämie ist eigentlich zur Zeit der normale Zustand der ganzen Bevölkerung. Wir sahen aber auch zahlreiche schwere Fälle, namentlich bei jüngeren Leuten, die noch in ihrer Wachsthumsperiode waren. Anämie nannte der uns begleitende Feldscher alle Fälle hochgradiger Entkräftung, für die er keinen anderen Namen wußte. Es handelte sich aber in sehr vielen Fällen, wie ich mich überzeugte, um Lungenschwindsucht. Die scheint in Rußland häufig den wohlwollenden Namen „Anämie" zu führen. Unter „Tuberkulose" versteht man hauptsächlich die ebenfalls sehr häufigen tuberkulosen Erkrankungen der Knochen und Gelenke. Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, daß die Anämie in vielen Fällen eine tödtliche Krankheit ist. Auch beim nackten Hungertod nennt die russische Statistik als Todesursache „A n ä m i e".

Eine weitere Gruppe von Krankheiten hat eine außerordentlich starke Verbreitung und sie ist besonders charakteristisch für die sanitären Zustände in den russischen Bauerndörfern. Es sind dies: S y p h i l i s, T r a c h o m (Aegyptische Augenkrankheit), T u b e r k u l o s e und M a l a r i a.

Die S y p h i l i s ist unter dem Landvolk sehr stark verbreitet, und das wohl schon seit langer Zeit. Nachdem sie einmal eingeschleppt war, hielt sie ihren Siegeszug von Dorf zu Dorf. Die engen Wohnungsverhältnisse und die bodenlose Unwissenheit der Bauern waren dabei förderlich. Die Gutsbesitzer, Gutspächter und Verwalter, zu denen die Bauern immer noch in einem gewissen Hörigkeitsverhältniß stehen, haben ebenfalls ihr gut Theil zur Ausbreitung der Seuche beigetragen. Mir wurde von dortigen Aerzten versichert, daß man sie heute in den entlegensten Gegenden finden könne.

Die Fälle sind häufig sehr schwer, da fast nie rechtzeitig etwas zur Heilung geschieht, und die Anfangserscheinungen von der stumpfsinnigen Bevölkerung auch kaum beachtet werden. Mit den sekundären Erscheinungen geht es ebenso. Ein Ausschlag oder einige kleinere Geschwüre, noch dazu solche, die wenig oder gar keine Schmerzen verursachen, sind für den Muschik nicht wichtig genug, deswegen zum Arzt oder auch nur zum Feldscher zu laufen. Ist dann, wie es häufig der Fall ist, alles äußerlich verheilt, und folgt dann die verhängnißvolle Ruhepause, die zwischen dem zweiten und dritten Stadium Jahre lang dauern kann, so hat er die kleine Unannehmlichkeit rasch vergessen, und für die Behandlung geschieht natürlich gar nichts mehr. Deshalb ist auch die tertiäre Syphilis in Rußland so häufig, daß sie auch einem oberflächlichen Beobachter auffällt. Sattelnasen, tiefgreifende Geschwüre und andere Spuren der Seuche haben einen großen Theil des Volkes verunstaltet. Chronische Kopfschmerzen bei Männern und Frauen ließen sich häufig auf Syphilis zurückführen, und zahlreiche Geisteskrankheiten verdanken ihr die Entstehung. Durch die allgemeine Noth leiden auch diese Kranken noch stärker, und durch die Unreinlichkeit wird die Ansteckungsgefahr vermehrt.

Um einen annähernden Begriff von der Ausbreitung der Krankheit zu bekommen, sei erwähnt, daß die amtliche Medizinalstatistik im Jahre 1892 im europäischen Rußland, ohne Polen und Kaukasus, **745801** Syphilitische zählte, also beinahe **1 Prozent** der Gesammtbevölkerung. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß es in Rußland nur ca. 10 Prozent städtische Bevölkerung giebt. Im Gouvernement Tambow betrug die Zahl der Syphilitischen 2,4 Prozent und im Gouvernement Jaroslaw sogar **5,9 Prozent** der Gesammtbevölkerung. Das war aber, wohl gemerkt, nur die Zahl der amtlich registrirten Fälle.

* * *

Das T r a c h o m oder die ägyptische Augenkrankheit hat das mit der Syphilis gemeinsam, daß die Gonorrhoe, welche es erzeugt,

ebenfalls eine Geschlechtskrankheit ist. Das Trachom ist eine gonorrhoische oder Trippererkrankung der Augenbindehaut, welche aber nur entstehen kann, wenn vorher eine andere Bindehauterkrankung bestanden hat. Der Bindehautkatarrh, welcher ihr vorangeht, ist in erster Linie eine Staubkrankheit und befällt deshalb mit Vorliebe die Bewohner von Ländern, die viel von Flugsand und Winden heimgesucht werden. Beides ist in Ostrußland der Fall. Im gleichen Sinne wirken der Schmutz und Rauch der überfüllten Isba. Kommt nun noch eine Infektion mit Trippergift hinzu, so entsteht der chronische Augentripper, das Trachom. Der Name „Aegyptische Augenkrankheit" kommt daher, daß in den Napoleonischen Kriegen die französischen und englischen Truppen in Aegypten von der Krankheit befallen wurden, und sie von dort aus nach Europa einschleppten.

Die Erkrankung verläuft langsam und schleichend. Die Folgen sind Verwachsungen und Verödung der Bindehaut, Verkümmerung der Lider und Hornhautgeschwüre; der Ausgang ist Blindheit.

Während bei der Syphilis die Verbreitung fast ausschließlich durch die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen erfolgt, geschieht sie beim Trachom durch Uebertragung der Absonderung von einem kranken Auge auf ein gesundes. Bei uns in Mittel- und Westeuropa kommen von Zeit zu Zeit Epidemien vor, sind aber, trotz der außerordentlichen Verbreitung des Trippergiftes, ziemlich selten. Die Ausbreitung beschränkt sich dann auf Orte, wo durch staubige Luft ein günstiger Boden für die Erkrankung geschaffen wird, oder wo Kinder oder Erwachsene gedrängt wohnen und intim verkehren, wie in Schulen, Pensionaten und Kasernen. In Gegenden, wo die Reinlichkeitsbegriffe wenig entwickelt sind, wie im Orient, stirbt die Krankheit nie aus und in Ostpreußen ist sie eine wahre Volksseuche.

Die Verhütung des Trachoms ist eine Frage des Wohlstandes und der Reinlichkeit. Die Heilung ist Sache der Aerzte, für die Bevölkerung also ebenfalls eine Frage des Wohlstandes.

Außer dem Trachom sind andere Bindehauterkrankungen des Auges sehr häufig. Sie geben in schweren Fällen öfters Veranlassung zu Hornhautgeschwüren und können so zum Verlust des Auges führen.

* * *

Die Tuberkulose ist diejenige Krankheit, der die meisten Menschen zum Opfer fallen. Sie ist überall in den Familien der ärmeren Volksschichten ein ständiger Gast und wird deshalb auch die „Proletarierkrankheit" genannt. Während sie aber bei uns hauptsächlich die Industriebevölkerung heimsucht und unter der Landbevölkerung nur vereinzelt vorkommt, hat sie sich im russischen Osten, wo ja die Industriebevölkerung der Zahl nach kaum in Betracht kommt, unter den Bauern ein dauerndes Heimathsrecht erworben. Das kommt daher, daß in Westeuropa die gesundheitlichen Verhältnisse der Industriearbeiter in Bezug auf Nahrung, Wohnung, Arbeitszeit und Art der Beschäftigung weit ungünstiger sind als die der Landbewohner. Beim russischen Bauern aber kommt der gesundheitliche Vortheil des Landlebens gegenüber den schweren Schädigungen, die er durch schlechte Nahrung und Wohnung erleidet, gar nicht in Betracht.

Der Tuberkelbazillus, der für die Erkrankung verantwortlich ist, findet sich in fast allen geschlossenen Räumen, am häufigsten aber da, wo unreinliche Kranke wohnen oder verkehren, und das trifft für die meisten russischen Bauernhäuser zu. Der Mensch fällt der Krankheit umso leichter zum Opfer, je schlechter er genährt und je widerstandsloser in Folge dessen sein Körper ist. Ein kräftiger Mann wird mit ein paar Bazillen leicht fertig, ein halbverhungerter Bettler wird ihr zur Beute.

Unter Tuberkulose versteht man in Rußland, wie bereits erwähnt, hauptsächlich Knochen- und Gelenkerkrankungen. Die Lungentuberkulose wird weniger beachtet und führt meist den Namen „Anämie".

Sie kommt selten in ärztliche Behandlung und unter den Kranken in den kleinen Spitälern fanden wir sie nie. Sehr häufig sahen wir dagegen Kranke mit Tuberkulose der Knochen und Gelenke, welche zum Zwecke der operativen Behandlung in die Krankenhäuser aufgenommen waren. Diese Thatsache ist deshalb bemerkenswerth, als erfahrungsgemäß die Lungentuberkulose eine weitaus höhere Krankenziffer aufweist als die Knochentuberkulose und man nach der großen Zahl der Fälle von Knochenerkrankung wohl einen Schluß auf die relativ viel größere Ausbreitung der Schwindsucht wagen darf.

Auch die Tuberkulose der Haut, der sogenannte Lupus, ist stark verbreitet und manches Gesicht dadurch entstellt. Da ärztliche Behandlung und Pflege selten zu haben sind, schreitet die Krankheit unaufhaltsam vorwärts und bereitet in den späteren Stadien den unglücklichen Kranken qualvolle Tage.

Die Behandlung der Tuberkulose besteht in der Hauptsache in guter Ernährung, frischer Luft und Reinlichkeit. Da alle diese Dinge den russischen Bauern fehlen, so ist keine Aussicht auf ein Zurückgehen der Seuche vorhanden. Sie wird sich vielmehr unter den jetzigen Verhältnissen noch mehr ausbreiten und an der Kraft des russischen Land-

volkes zehren. Das kann für das Land in späteren Zeiten noch verhängnißvoll werden, da die Tuberkulose, und vor Allem die Anlage zur Tuberkulose bekanntlich vererbbar ist und somit noch den kommenden Generationen gefährlich wird.

* * *

Die Malaria, das Sumpf- oder Wechselfieber, verdankt seine Entstehung einem mikroskopisch kleinen Thierchen, das zu der niedrigsten Gattung der Lebewesen, den Protozoen gehört. Diese „Urthierchen“ findet man in vielen Sümpfen und Flußniederungen der warmen und gemäßigten Zone. Es giebt mehrere Arten, und diese erzeugen auch verschiedene Krankheitsformen.

Die Uebertragung auf den Menschen und von einem Menschen auf den andern geschieht, wie neuere Forschungen dargethan haben, ausschließlich durch den Stich der Stechfliegen. Da die Verbreitung dieser Insekten ebenfalls an sumpfige Gegenden gebunden ist, so sind Ansteckungen außerhalb der Malariagegenden unmöglich.

Die Krankheit ist charakteristisch durch die in regelmäßigen Zwischenräumen auftretenden heftigen Fieberanfälle. Das Fieber fällt jedesmal mit der Vermehrung der Urthierchen zusammen. Diese findet je nach der Art alle zwei, drei oder vier Tage statt und die Krankheit hat deshalb die Namen Tertian- und Quartanfieber bekommen. Es können aber auch mehrere Generationen der Urthierchen in ein und demselben Menschen nebeneinander existiren und einen täglichen Fieberanfall zur Folge haben.

In Rußland ist die Malaria im ganzen Wolgagebiet heimisch und die Erkrankungen sind mitunter recht schwer und Rückfälle sind sehr häufig. Mit der Noth steht die Erkrankung in keinem Zusammenhang, da Jedermann Malaria bekommen kann, der in Malariagegenden lebt. Ihr zufälliges Vorkommen im Hungergebiet trägt aber zum allgemeinen Elend bei, da sie die Zahl der Plagen um eine vermehrt.

* * *

Die Dysenterie oder Ruhr ist insofern mit der Malaria verwandt, als auch bei ihr eine gewisse Form von Amöben, also ebenfalls ein im Wasser lebendes Urthierchen, als Krankheitsursache betrachtet wird. Die Schmarotzer sind hier aber nicht im Blut, sondern im Darm und rufen dort auch die auffälligsten Erscheinungen hervor. Bei allen in Deutschland vorkommenden, als „Ruhr“ bezeichneten Erkrankungen findet man die Amöben selten und diese Fälle verlaufen auch meist gutartig.

Dagegen ist die echte Dysenterie eine sehr gefürchtete Krankheit, und bei einzelnen Epidemien sind ein Drittel aller Erkrankten mit Tod abgegangen. Klima und Jahreszeit haben auf das Auftreten der Erkrankung Einfluß, da Hitze und Feuchtigkeit die Entwicklung und Ausbreitung der Amöben begünstigen.

In den Körper gelangen die Krankheitserreger wohl meist mit der Nahrung. Vor Allem ist der Genuß des ungekochten Wassers aus Teichen und Landüberschwemmungen neben anderen Erkrankungen auch



Skorbut mit großen Geschwüren am Zahnfleisch.

für die Dysenterie verantwortlich zu machen. Durch die von den Kranken beschmutzten Kleidungsstücke und Aborte kommen ebenfalls Ansteckungen vor. Am leichtesten werden natürlich die Schwachen befallen und diejenigen, deren Verdauungsorgane schon vorher durch mangelhafte oder ungeeignete Nahrung gelitten hatten.

Das Hauptsymptom der Ruhr sind heftige, schmerzhafte Durchfälle, die oft blutig oder eitrig werden und schwachen und älteren Personen sehr gefährlich sind. Die Kranken kommen stark herunter und verfallen rasch. Diese Entkräftung hat sehr oft den Skorbut zur Folge und beide Krankheiten setzen dann gemeinsam ihr Vernichtungswerk fort.

Unter den Kindern ist in Rußland die Dysenterie der Würgengel, der sie zu Tausenden wegrafft. Der Darm der Kinder ist gegen Infektionsstoffe jeder Art besonders empfindlich, und Gelegenheit zur In-

fektion finden sie dank dem Schmutz und der Unwissenheit — man denke nur an die Schnuller aus eingeweichten Kuhzitzen — auf Schritt und Tritt.

Die Behandlung der Dysenterie besteht, neben der medikamentösen, in guter Pflege und vorsichtiger Ernährung, die Verhütung in größter Reinlichkeit, auch in Bezug auf die Nahrung. Beides ist eine Frage von Einsicht und Wohlstand.

* * *

Die Influenza oder Grippe ist heute bei Jedermann mehr bekannt als beliebt, da sie seit dem Winter 1889/90 sich wieder in ganz Europa eingenistet hat und seitdem kaum einen Menschen verschont haben dürfte. Die Krankheit war schon im Mittelalter bekannt und hat öfters größere Epidemien hervorgerufen, die von den damaligen Aerzten und Chronisten beschrieben worden sind. Mit der Zeit verschwand die Krankheit in Europa allmälig, und schon konnten sich die bekannten ältesten Leute nicht mehr an sie erinnern, als sie plötzlich im Jahre 1889 wieder mit schrecklicher Deutlichkeit ein Lebenszeichen von sich gab.

Woher war sie gekommen?

Aus Rußland!

Schon einige Jahre vorher hörte man munkeln, daß eine Krankheit Influenza — ein Name, der uns vor dieser Zeit nur für eine Pferdekrankheit geläufig war — in Asien herrsche, und daß auch schon in Rußland Fälle davon vorgekommen seien. Im Jahre 1888 theilte ein klinischer Lehrer beiläufig seinen Schülern mit, daß die Influenza in Petersburg aufgetreten sei und daß wir sie aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Jahre in ganz Europa haben würden. Die Prophezeiung traf buchstäblich ein und machte der Zeit, die im Zeichen des Verkehrs stehen soll, alle Ehre.

Eine Beschreibung dieser Krankheit kann ich hier wohl unterlassen. Ich möchte nur erwähnen, daß sie in Rußland so häufig ist, daß die großen Spitäler eigene Influenzabaracken haben und daß sie bei den ausgehungerten Bauern ein gefährliches Leiden wird, welches in sehr vielen Fällen tödtlich verläuft.

* * *

Die Lungenentzündung, die sogenannte „Croupöse Pneumonie“ wird durch eine besondere Art von Doppelkokken hervorgerufen und ist ziemlich allgemein verbreitet. Der Keim wird durch die Athemluft aufgenommen. Die Ansteckungsgefahr ist umso größer, je mehr Keime in der Luft vorhanden sind, und das ist am meisten der Fall in schlecht gelüfteten Räumen, in denen viel Menschen verkehren.

Die Krankheit ist besonders in den Wintermonaten stark ausgebreitet. Da ein Einfluß der Kälte auf die Entstehung der Lungenentzündung (ebenso wenig wie bei anderen Infektionskrankheiten) nicht nachgewiesen werden konnte, so sind die im Winter schlecht gelüfteten Wohnräume an dem stärkeren Anwachsen der Krankheit schuld. Dazu kommt noch, daß die Menschen ihren Aufenthalt im Freien auf das Allernothwendigste beschränken, und die Wohnungen in Folge dessen stärker und andauernder bevölkert sind als in der wärmeren Jahreszeit. Die Krankheit verläuft meist gutartig. Schwere Fälle mit tödtlichem Ausgang sind aber durchaus nicht selten, besonders bei heruntergekommenen Personen und bei mangelhafter Pflege. Die Thatsache, daß die Erkrankung bei Trinkern besonders schwer verläuft, ist für Rußland beachtenswerth.

* * *

Die Pocken sind bei uns zu Lande ebenso selten, als die Influenza häufig ist. Vereinzelt vorkommende Fälle lassen sich stets auf Einschleppung vom Ausland zurückführen. In früheren Jahrhunderten waren die Pocken eine der gefürchtetsten Krankheiten und Tausende von Menschen fielen ihr zum Opfer. Daß das nicht mehr so ist, verdanken wir der Schutzimpfung. Seit ihrer Einführung haben die Epidemien bei uns ganz aufgehört, und die pockennarbigen Gesichter sind eine Seltenheit geworden.

In Rußland ist das leider nicht der Fall. Jedes Krankenhaus hat Pockenkranke als Insassen, und Pockennarbige begegnen uns auf Schritt und Tritt. Wohl besteht auch in Rußland die Vorschrift der Zwangsimpfung, sie wird aber offenbar sehr mangelhaft durchgeführt. Das Impfgeschäft ist den Feldscheren übertragen, und die Ausführung der Impfung und die Beschaffenheit der Lymphe werden wohl Manches zu wünschen übrig lassen. Als ich meiner Verwunderung Ausdruck gab, trotz des Impfzwanges so viele Kranke und Pockennarbige anzutreffen, hieß es: das seien die fremden Völker; die Kalmücken und Transkaspier schleppten die Krankheit ein und das ganze herumziehende Volk könne man nicht zum Impfen bringen.

Das mag ja freilich seine Schwierigkeit haben, aber deshalb brauchten doch die geimpften Russen nicht pockenkrank zu werden. Da sie es aber häufig doch werden, so muß die Impfung als durchaus ungenügend bezeichnet werden. In Gegenden, wo die Pockengefahr besonders groß ist, sollte auch die Wiederimpfung öfters wiederholt werden. Das wäre

eine Frage der Organisation und des Geldes, und in diesen liegt nicht Rußlands Stärke.

* * *

Die sibirische Pest der Russen, bei uns Milzbrand genannt, ist eine bei einer Reihe von Thieren vorkommende Infektionskrankheit, welche auch den Menschen befallen kann. Die Krankheit endet fast immer tödtlich. Die Ansteckung geschieht durch Uebertragen der Milzbrandbazillen von einem erkrankten Thiere — auch von einer Thierleiche — auf den Menschen. Je nachdem das Gift durch eine Hautverletzung oder durch den Mund in den Körper gelangt, tritt die Krankheit als „Milzbrandkarbunkel" oder „allgemeine Milzbranderkrankung" auf. Der Ausgang ist in beiden Fällen derselbe, da die Bazillen in beiden Fällen ins Blut übergehen und schon in wenigen Tagen den Tod zur Folge haben können.

Da die sibirische Pest unter dem russischen Vieh sehr verbreitet ist und das unwissende Volk mit den erkrankten Thieren und deren Leichen sehr fahrlässig umgeht, so befällt die Erkrankung auch sehr häufig die Menschen. Die Milzbrandbazillen haben Sporen, die äußerst widerstandsfähig sind und sich z. B. in Haaren und Fellen der erkrankten Thiere Jahre lang lebensfähig halten können.

Die Hauptansteckungsgelegenheit ist für das russische Vieh die Weide. Durch die regelmäßigen Ueberschwemmungen werden die Krankheitserreger von einem infizirten Weideplatz über weite Strecken verbreitet. In den Körper der Thiere gelangen sie dann entweder mit der Nahrung oder durch Verletzungen oder Insektenstiche.

Die Todesfälle an sibirischer Pest bilden unter den russischen Bauern eine ständige Rubrik. In Deutschland kommen gelegentlich Milzbranderkrankungen vor bei Arbeitern, welche Haare oder Felle verarbeiten. In den meisten dieser Fälle, wie z. B. bei den Nürnberger Pinselmachern, stammt das verwendete Rohmaterial aus Rußland.

Da die Behandlung der sibirischen Pest ziemlich aussichtslos ist, so müßte mit aller Energie versucht werden, die Seuche auszurotten. Dies wäre zu erreichen durch gründliche Vernichtung aller infizirter Thierleichen und eine peinliche Desinfektion aller Gegenstände und Orte, mit denen das kranke Thier in Berührung gekommen ist. Und da, wie wir gesehen haben, Leben und Gesundheit eines Theiles unserer Industriearbeiter von der sibirischen Pest bedroht, so sind die anderen europäischen Staaten an dieser Frage direkt interessirt. Wie so manche andere russische Frage wäre auch diese mit Geld und gutem Willen lösbar.

* * *

Der Unterleibstyphus ist in Rußland ein ständiger Gast und zwar nicht nur im Nothstandsgebiet. Er ist überall verbreitet, und bei der Zahl der Fälle, welche z. B. in Petersburg und Moskau in normalen Zeiten vorkommen, würde man bei uns schon von einer starken Epidemie sprechen.

Die Krankheit wird durch den Typhusbazillus verursacht und dieser gelangt fast ausschließlich durch das Trinkwasser in den menschlichen Körper. Dort rufen die Bazillen unter schweren Fiebererscheinungen Darmgeschwüre hervor, und diese können entweder abheilen oder in die Bauchhöhle durchbrechen. In dem einen Falle wird der Kranke gesund, in dem anderen tritt der Tod ein.

Das Brunnenwasser ist im Hungergebiet wohl in den wenigsten Fällen für die Krankheit verantwortlich zu machen. Die russischen Brunnen sind hölzerne Schächte, die gewöhnlich mitten in der Dorfstraße liegen und mit einem hölzernen Deckel vor Verunreinigung geschützt sind. Sie gehen bis auf das, meist nicht sehr tief stehende Grundwasser, und das Wasser wird mit einem Zieheimer heraufgeholt.

Bei dieser Art Brunnen hängt die Keimfreiheit des Wassers in erster Linie von der Beschaffenheit des Untergrundes ab. Im groben Kies können sich Typhusbazillen und andere Krankheitserreger leicht von der Oberfläche auf das Grundwasser einen Weg bahnen und sich in diesem auf große Strecken verbreiten. Im Gebiet der Schwarzerde jedoch besteht der Untergrund aus Kalk, Kreide, Löß oder feinem Sand. Wenn der Brunnen also in einiger Entfernung von den menschlichen Wohnstätten gegraben wird, so wird das Wasser ziemlich gut filtrirt sein. Es kommt ferner darauf an, daß der Brunnenschacht vor jeder Verunreinigung sorgfältig geschützt wird, und das war fast überall der Fall. Die hölzerne Brüstung erhebt sich etwa einen halben Meter über dem Boden, und der Schacht wird jedesmal nach dem Gebrauch zugedeckt.

Wenn auch diese Brunnen nicht ganz einwandsfrei sind, so sind sie doch schwerlich Brutstätten für Infektionskeime. Die Ansteckung geschieht vielmehr durch anderes Trinkwasser, oder Wasser, das trotz seiner schlechten Beschaffenheit zum Trinken benützt wird. Der Russe ist im Nothfall mit seinem Trunk durchaus nicht wählerisch. Der Bauer trinkt aus Teichen und Sümpfen, der Fischer aus dem Fluß, der Bettler, wo er Wasser findet. Der Genuß des schmutzigen Wassers aus allen Petersburger Kanälen bringt Manchem Typhus und Tod.

Außer durch das Wasser kommen auch Ansteckungen durch die Kranken vor. Die Ausleerungen der vom Typhus Befallenen sind ansteckungsfähig und daher zu desinfiziren. Jeder, der mit einem Typhus-

kranken irgendwie in Berührung gekommen ist, sollte sich daher die Hände gründlich reinigen und desinfiziren, bevor er Nahrung zu sich nimmt. Bei der Unwissenheit des Volkes und seinen elenden beschränkten Wohnungsverhältnissen ist dies aber nicht zu erwarten. Neben den hygienischen Verbesserungen schützt Bildung vor manchen Krankheiten. Wer die Gefahr kennt, vermeidet sie leichter als der Unwissende. Alles in Allem ist die Frage des Typhus eine Frage von Wohlstand und Wissen.

* * *

Der Rückfalltyphus hat seinen Namen daher, daß er mit hohem Fieber anfängt und nach einer Reihe von fieberfreien Tagen ein zweites Fieberstadium, einen „Rückfall" erleidet. Das Spiel kann sich drei-, vier-, ja fünfmal wiederholen. Die Erreger der Krankheit sind fadenförmige Mikroorganismen von wellenförmiger Krümmung, die sogenannten Recurrensspirillen. Man findet sie im Blute der Erkrankten, und zwar hauptsächlich während der Fieberanfälle.

Wie sie in den Körper gelangen, ist noch unbekannt, doch ist die direkte Ansteckung von Mensch zu Mensch nicht in Zweifel zu ziehen. Die Krankheit ist in Deutschland erst seit dem Kriegsjahr 1866 bekannt und hat seitdem bei uns schon einige größere Epidemien veranlaßt. Dabei wurde die Beobachtung gemacht, daß die Ansteckungsgefahr in reinlichen, gut geleiteten Krankenhäusern sehr gering ist. Schlechte Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse sind der Ausbreitung der Krankheit günstig. In Deutschland werden fast ausschließlich arme Leute befallen, ein großer Theil waren Handwerksburschen, welche sich in den schmutzigen Herbergen infizirt hatten. Heute gehört der Rückfalltyphus bei uns zu den seltenen Krankheiten. In Rußland, wo er schon lange herrscht und niemals ausgestorben ist, findet er immer wieder einen fruchtbaren Boden.

Unter günstigen Bedingungen verläuft die Krankheit im Allgemeinen gut. Bei mangelhafter Pflege kann aber die Sterblichkeit groß werden. Bei den stark heruntergekommenen Bauern der Nothstandsbezirke geht sie oft mit skorbutartigen Erscheinungen einher und endet dann fast ausnahmslos tödtlich.

Ein besonderes Heilmittel gegen den Rückfalltyphus giebt es nicht. Die Behandlung besteht in guter Nahrung und Pflege, und die kann der Arzt leider nicht verschreiben.

* * *

Unter dem Namen „Unbestimmter Typhus" figurirt in den russischen Krankenstatistiken eine Krankheit, die eine verhältnißmäßig hohe Zahl von Fällen aufweist. Es werden offenbar eine Anzahl durchaus verschiedener Krankheiten darunter verstanden, in deren Verlauf schwere Gehirnerscheinungen, also die sogenannten „typhösen" Symptome, auftreten und deren wahre Natur nicht erkannt wurde. In Betracht können kommen: Allgemeine Tuberkulose, eitrige Herzklappenentzündung, schwere Syphilis, Genickstarre und andere Hirnhauterkrankungen. Dafür spricht, daß keine dieser Erkrankungen in den Tabellen* erwähnt sind. Ein Irrthum ist um so mehr begreiflich und entschuldbar, als Sektionen der Leichen sehr selten ausgeführt werden können.

* * *

Die Rose hat ihren ständigen Platz in der Statistik der Infektionskrankheiten. Sie wird veranlaßt durch Kettenkokken, die durch irgend eine, wenn auch noch so geringfügige Verletzung, in den Körper eindringen. Je nach dem Sitz der Erkrankung spricht man von Gesichtsrose oder Rothlauf. Auch das Kindbettfieber wird durch Kettenkokken hervorgerufen. Die Krankheit endigt sehr häufig tödtlich, und die Fälle verlaufen bei schlecht genährten und schlecht wohnenden Kranken besonders schwer. Die Ansteckungsgefahr ist sehr groß, da die kleinste Wunde dem Gift als Eingangspforte dienen kann. Der Krankheitskeim ist sehr widerstandsfähig und kann sich in den Wohnungen förmlich einnisten, und bei jeder Verwundung und Geburt seine Verheerungen anrichten. Bei Trinkern ist die Rose fast immer eine schwere Erkrankung, und da diese in Rußland nicht ganz selten sind, so wird das neben den anderen ungünstigen gesundheitlichen Umständen auch die große Verbreitung der Krankheit erklären helfen.

* * *

Der Mumps oder Ziegenpeter ist eine infektiöse Erkrankung der Ohrspeicheldrüse. Diese entzündet sich und schwillt sehr stark an. Die Krankheit tritt theils selbständig auf und kann dann, besonders da, wo Menschen eng beisammen wohnen, ausgedehnte Epidemien erzeugen; theils ist sie in Begleitung anderer Infektionskrankheiten. Gewöhnlich heilt der Mumps von selbst, aber in schweren Fällen geht die Drüse in Eiterung über und das kann sehr schlimme Folgen haben. Da der Speichel der Kranken ansteckend ist, so ist zur Verhütung der Ausbreitung der Krankheit die größte Reinlichkeit nothwendig. Wo diese mangelhaft ist, wie bei den russischen Bauern, ist auch für diese Krankheit der Boden am günstigsten.

* * *

* Da es sich bei diesen Tabellen um akute Infektionskrankheiten handelt, so erklärt sich das Fehlen der Syphilis, aber nicht der anderen erwähnten Krankheiten.

Eine Krankheit, die in Deutschland ziemlich selten vorkommt, ist der Echinokokkus der Leber. Die Taenia Echinococcus ist ein kleiner Bandwurm des Hundes. Menschen, die viel und intim mit Hunden verkehren und sich von ihnen belecken lassen, laufen Gefahr, die Eier dieses Bandwurms in den Magen zu bekommen. Der ausgeschlüpfte Embryo geht dann vom Magen oder Darm aus in den Blutkreislauf über und setzt sich in irgend einem Organ fest. Sein Lieblingssitz ist die Leber. Hat die Ansiedelung stattgefunden, so entwickelt sich der Schmarotzer zur Echinokokkusblase, welche eine beträchtliche Größe erreichen kann. Die Blasen können durch Druck auf Nerven und Gefäße Schmerzen und schwere Gesundheitsstörungen verursachen. Durch Platzen kann eine Blutung entstehen und den raschen Tod des Kranken herbeiführen. Auch eitrige Entzündungen können vorkommen. Gewöhnlich bringen Gelbsucht und Wassersucht den Unglücklichen immer mehr herunter, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöst.

Wie verbreitet die Krankheit in Rußland ist, kann man daraus ersehen, daß wir in dem kleinen Kreisspital in Ufa fünf Fälle antrafen, welche von einer Operation ihre Heilung erwarteten.

* * *

Die Hemeralopie, der Nachtnebel oder Hühnerblindheit, ist keine eigentliche Krankheit, sondern ein Symptom für einen Schwächezustand der Augen. Sie besteht darin, daß die davon Betroffenen am Tage ganz gut sehen, aber am Abend und in der Dunkelheit stockblind sind. Das Wesen des Leidens besteht in einer schweren Erschöpfung des Auges, so daß es nur noch auf den starken Reiz des vollen Tageslichtes antwortet, bei spärlicher Beleuchtung aber seine Thätigkeit vollkommen einstellt.

Die Ursache der Erkrankung ist schlechte Ernährung. In Rußland kommt sie auch in guten Jahren vor zur Zeit der österlichen Fasten. Mit dem Skorbut geht sie Hand in Hand und sucht, wie dieser auch, öfters Schiffe und Strafanstalten heim.

Als Heilmittel gilt bei verschiedenen Völkern der Genuß gekochter Leber. Auch Leberthran wird dagegen angewandt und Beides mit Erfolg.

Thatsache aber ist, daß man mit jeder kräftigen Kost die Krankheit heilen kann.

* * *

Im Vorstehenden haben wir diejenigen Krankheiten geschildert, welche theils eine Eigenthümlichkeit des Hungergebiets sind, theils durch ihre, im Vergleich zu den westeuropäischen Staaten, große Ausbreitung auf

die ökonomischen und hygienischen Verhältnisse des russischen Ostens ein Licht werfen.

Außer diesen vorgenannten kommen nun noch regelmäßig vor große Epidemien von Masern, Scharlach, Keuchhusten, Diphtherie. Bei allen diesen Krankheiten spielen die hygienischen Verhältnisse eine große Rolle. In Bezug auf die Schwere des Verlaufs kommt es auf die Widerstandsfähigkeit des Kranken an, und das ist vor Allem abhängig von der Ernährung. Sind beide ungenügend, so ist der Boden für alle Krankheiten am günstigsten, und das ist in Rußland der Fall.

Genaue Zahlen über die Verbreitung der einzelnen Krankheiten sind nicht zu erhalten, da nur ein geringer Bruchtheil in ärztliche Behandlung kommt und damit in die Statistik der Sanitätsbureaus der einzelnen Gouvernements aufgenommen wird. Um einen annähernden Begriff zu bekommen, in welchem Verhältniß die einzelnen Krankheiten unter sich stehen, geben wir folgende Tabelle über die Verbreitung der epidemischen Infektionskrankheiten im Gouvernement Ssamara in den Monaten Dezember, Januar und Februar des Winters 1898/99.

Epidemische Infektionskrankheiten im Gouvernement Ssamara.

	Dezember 1898	Januar 1899	Februar 1899
Pocken	113	184	76
Masern	260	241	203
Scharlach	229	219	142
Diphtherie	232	188	192
Abdominaltyphus	532	375	385
Flecktyphus	5	9	48
Rückfalltyphus	—	8	5
Unbestimmter Typhus	60	35	57
Dysenterie	245	216	159
Lungenentzündung	341	359	292
Keuchhusten	666	541	441
Influenza	3906	2599	1178
Mumps	452	395	442
Rose	107	91	78
Sibirische Pest (Milzbrand)	38	36	26
Cholera nostras	—	6	—

Die Tabelle giebt, wie gesagt, nur ein nothdürftiges Bild von der Ausbreitung der Infektionskrankheiten. Einige, wie Genickstarre, Gelenkrheumatismus und die gonorrhoische Bindehautentzündung der Neugeborenen, sind überhaupt nicht aufgeführt.

Folgende Tabelle giebt die Zahl der amtlich registrirten Fälle der an Infektionskrankheiten Erkrankten und Gestorbenen im Jahresdurchschnitt 1887—1891 im gesammten Rußland:

	Erkrankte	Gestorbene
Typhus:		
Hunger-	65 018	3 896
Unterleibs-	191 623	12 642
Rückfall-	24 265	1 098
Unbestimmter	112 344	3 428
Zusammen	393 250	21 064
Malaria	1 503 354	3 092
Influenza	325 146	2 182
Dysenterie	182 313	11 227
Cholera nostras	11 214	855
Pocken	115 328	21 789
Scharlach	133 002	21 746
Diphtheritis	116 589	38 338
Croup	22 431	7 011
Masern	153 051	17 787
Keuchhusten	191 746	5 748
Mumps	81 112	544
Rothlauf	94 628	1 328
Augenkrankheiten	71 234	26
Kindbettfieber	5 199	1 736
Sibirische Pest (Milzbrand)	8 046	636
Hundswuth	1 202	225
Zusammen ohne Typhus	3 017 595	134 270
Gesammtsumme	3 410 845	155 334

Wir sehen aus dem Obigen, daß der russische Bauernstand, auf dem die Kraft und Hoffnung des Landes ruhen soll, **durch und durch verseucht ist.** Warum das so ist und in Anbetracht der Verhältnisse nicht anders sein kann, haben wir ebenfalls gesehen.

„Der Kampf gegen die Seuchen", sagt Professor Hüppe, „ergiebt sich aus den Erfahrungen über die Ursachen derselben von selbst. Die Seuchen entstehen, wenn Krankheitserreger unter geeigneten Bedingungen empfängliche Menschen befallen."

Die geeigneten Bedingungen sind im russischen Hungergebiet in reichem Maße vorhanden. Die Armuth ist das Saatbeet der Infektion. Die Bekämpfung der Armuth ist wichtiger als die Erfindung eines Heilserums für jede einzelne Krankheit. Auch die persönliche Reinlichkeit ist Sache des Wohlstandes.

Die Durchführung der öffentlichen Reinlichkeit ist die Aufgabe des Staates und der Gemeinden. Ein Land, das diese Pflichten vernachlässigt, wie sie in Rußland vernachlässigt sind, kann nicht zu den Kulturstaaten gerechnet werden.

Die ärztliche Hilfe.

Für Kulturzwecke wird in Rußland nicht viel Geld ausgegeben, besonders nicht von Seiten der Petersburger Regierung oder deren Beamten in den Gouvernements. Dagegen haben die Semstwos, die aus gewählten Vertretern bestehenden Landschaftsversammlungen sich zum Theil sehr viel Mühe gegeben, das Volk physisch und moralisch zu heben. Sie haben auch in manchen Gegenden schon recht schöne Erfolge aufzuweisen. Auf alle Fälle aber thun sie in Sachen der Volksaufklärung weit mehr als der obersten Staatsbehörde und dem heiligen Synod in Petersburg lieb ist. Außer durch die Gründung von Schulen haben sie sich hauptsächlich durch die Organisation der ärztlichen Hilfe ein Verdienst erworben. Um einen Einblick in die Thätigkeit der Semstwos auf diesem Gebiet zu bekommen, wollen wir uns in Folgendem speziell mit der Organisation der Arzneipflege im Gouvernement Ssamara beschäftigen.

* * *

Das Gouvernement Ssamara ist das größte der vier Hungergouvernements (Ssimbirsk, Kasan, Ssamara, Ufa). Es hat 2 659 200 Einwohner und besteht aus sieben Kreisen: Ssamara, Stawropol, Bugulma, Buguruslan, Busuluk, Nikolajewsk und Nowo-Usensk.

Die Bevölkerung ist zusammengesetzt aus:

Großrussen	62,8	Prozent	Tataren	5,5	Prozent
Weißrussen	4,3	„	Baschkiren	4,3	„
Mordwinen	10,4	„	Deutsche*	8,9	„
Tschuwaschen	3,5	„	Tscheremissen	0,2	„

Die Nationalitäten wohnen in der Regel beisammen, vertragen sich aber untereinander im Allgemeinen ganz gut.

Die Arzneihilfe der Semstwos existirt schon über 30 Jahre. Aus kleinen Anfängen hat sie sich entwickelt und hat über ein Drittel des Gouvernements in ihren Bereich einbezogen. Der größte Theil der Arbeit bleibt also immer noch zu thun. Die Semstwos gingen in der

* Im südlichen Theil des Gouvernements Ssamara sind starke deutsche Ansiedelungen.

Weise vor, daß sie, so weit es in ihren Kräften stand, besoldete Aerzte anstellten, und jedem von diesen einen sogenannten Medizinaldistrikt zutheilten. Als Norm wurde ein Distrikt angenommen mit einem Radius von 15 Werst und einem Flächeninhalt von 707 Quadratwerst.

In welcher Weise diese Einrichtung an Ausdehnung gewann, zeigen folgende Zahlen:

Im Jahre	Zahl der ärztlichen Distrikte	Normalgröße in Quadratwerst	Prozent der Gesammtfläche des Gouvernements
1867	15	10 500	7,8
1877	25	17 500	13,2
1887	50	35 000	26,4
1897	68	47 600	35,9

Die Normalgröße eines Distriktes konnte nur in den seltensten Fällen eingehalten werden. Man mußte die Distrikte vergrößern, um mit einer beschränkten Anzahl von Aerzten das ganze Gebiet, wenigstens theoretisch, versorgen zu können.

Außer dem Arzt werden jedem Bezirk Feldschere und Feldscherinnen zugetheilt. Es sind dies eine Art Heilgehilfen, welche einige Jahre in einem Krankenhaus thätig gewesen sein und dann nach Absolvirung einiger theoretischer Kurse ein Examen ablegen müssen. Man darf sie aber durchaus nicht mit dem verwechseln, was man in Deutschland unter „Heilgehilfe" versteht. Sie sind durch die Bank besser ausgebildet, sehr viele, besonders die Frauen, haben eine humanistische Vorbildung hinter sich. Diese Feldschere sind theils in den Spitälern und Ambulatorien als Hilfskräfte der Aerzte angestellt, theils haben sie eine Station auf dem Lande und üben dann ihren Beruf ziemlich selbständig aus. Zum ärztlichen Personal gehören nun noch die Hebammen und die Pockenimpfer. Letztere rekrutiren sich aus den Feldscheren und werden im Impfen besonders ausgebildet.

In welcher Weise im Gouvernement Ssamara die Krankenhäuser und das ärztliche Personal sich auf die einzelnen Verwaltungskörper vertheilen, ist am besten aus der Tabelle auf nächster Seite ersichtlich.

Aus dieser Tabelle springt uns der Vorsprung, den die sanitären Einrichtungen der Semstwos vor allen anderen haben, klar in die Augen. Ferner ist zu ersehen, wie dünn die Aerzte und Krankenhäuser gesät sind. Dazu kommt noch, daß der Löwenantheil der ärztlichen Fürsorge die Städte betrifft. Wären die Aerzte im ganzen Gouvernement gleichmäßig vertheilt, so käme ein Arzt auf 15923 Einwohner. Nun kommt aber in der Stadt Ssamara ein Arzt auf 1559 und in den Bezirksstädten auf 2823 Einwohner. Die Folge dieser ungleichen Vertheilung ist, daß auf dem platten Lande ein Arzt auf 32933 Einwohner kommt!

Medizinische Kräfte	Semstwos	Städte	Eisenbahn	Regierung	Gemeinden	Privat	Mit freier Praxis	Zusammen
Einrichtungen:								
Krankenhäuser	28	—	1	—	1	4	—	34
Kliniken	1	—	—	—	—	4	—	5
Aufnahmezimmer bei Aerzten . .	25	—	—	—	1	—	—	26
Aufnahmezimmer bei Feldscheren .	—	—	—	—	1	1	—	2
Ambulatorien	16	6	5	—	3	1	—	31
Betten	1028	—	25	—	22	42	—	1117
Aerztliche Bezirke	69	—	—	—	—	—	—	69
Personen:								
Aerzte	90	10	8	17	5	3	34	167
Feldschere bei Aerzten	116	9	7	1	1	3	—	137
Feldschere auf Stationen	51	—	2	—	5	4	—	62
Feldscherinnen bei Aerzten . . .	68	1	1	—	1	1	—	72
Feldscherinnen auf Stationen . .	2	—	2	—	—	—	—	4
Hebammen	12	—	—	—	—	—	—	12
Pockenimpfer	14	—	—	—	—	—	—	14
Gesammtpersonal:	353	20	20	18	12	11	34	468

Betten sind im ganzen Gouvernement 1117. Davon treffen:

Auf die Dorfbevölkerung . . . . . 551 = 49,3 Prozent
" " Bezirksstädte . . . . . . 281 = 25,0 "
" " Stadt Ssamara . . . . . 285 = 25,7 "

Trotzdem die Bevölkerung des platten Landes 14 Mal so groß ist als die städtische, ist die Zahl der Betten fast gleich. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, kommen

In Ssamara ein Bett auf . . . . . . 333 Einwohner
" den Bezirksstädten ein Bett auf . . . 274 "
Auf dem Lande ein Bett auf . . . . . 4469 "

Auf den Dörfern genügen schon in normalen Zeiten die Betten bei Weitem nicht, geschweige denn bei Epidemien.

Die Organisation der ärztlichen Hilfe der Semstwos steht vollständig unter der Leitung der „Regierungsbezirks-Vertretungen" und der Semstwoversammlungen. Diese engagiren, entlassen und versetzen das medizinische Personal. Nur in den Kreisen Nowo-Usensk und Nikolajewsk betheiligen sich die Dorfgemeinden mit Geld und Schaffung von Räumlichkeiten für Ambulatorien und Krankenhäuser. Bei den Bezirksversammlungen haben die Aerzte nur berathende Stimme. Diese Bezirksversammlungen werden von den Bezirksverwaltungen einberufen.

Jeder Regierungsbezirk zerfällt in eine Anzahl Arzneidistrikte. In einigen Regierungsbezirken ist das Stationssystem eingeführt, d. h. der Arzt hat in einzelnen Dörfern Stationen, wo die Kranken dann hinkommen oder hingebracht werden. Bei Epidemien ist er aber verpflichtet, die Kranken aufzusuchen.

Die Feldschere, welche Stationen haben, sind ziemlich selbständig. Sie sind verpflichtet, dem Arzt vom Ausbruch einer Epidemie Mittheilung zu machen. Der Arzt muß ihre Stationen regelmäßig besuchen. In den Regierungsbezirken Stawropol und Bugulma sind die Aerzte verpflichtet, einmal in jeder Woche ihren Distrikt zu bereisen, in anderen viermal im Monat, in einem einmal monatlich.

Dieses Dorfbereisen geht in den meisten Fällen sehr flüchtig vor sich. Bei der Ankunft auf der Station erstattet der Feldscher Bericht über den Krankenstand seines Distrikts. Liegt gerade nichts Wichtiges vor, so verläßt der Arzt meist seinen Tarantaß gar nicht und fährt sofort zur nächsten Station weiter. Er hätte aber auch gar nicht Zeit, in seinem riesigen Bezirk herumzukommen, wenn er es überall gründlich nehmen wollte.

Die Impfung ist auf verschiedene Art organisirt. Das Impfen besorgen gewöhnlich die Feldschere oder vielmehr die aus ihrer Mitte bestimmten „Pockenimpfer". Die Lymphe stammt aus verschiedenen Quellen. Der Regierungsbezirk Ssamara bezieht seine Lymphe von Dr. Schimkjewitsch in Ssamara, der Regierungsbezirk Stawropol und einige andere aus Petersburg.

Hebammen sind im ganzen Gouvernement zwölf. Die Frauen auf dem Lande gebären ohne jede sachverständige Hilfe, oft mit traurigen Folgen für Mutter und Kind.

Apotheken.

Zum Zwecke der Versorgung mit Medikamenten sind von den Semstwos in einigen Bezirksstädten Zentralapotheken errichtet. Diese dürfen an das Publikum nicht verkaufen, sondern liefern nur an die Krankenhäuser. Manche Spitäler beziehen auch Arzneien aus Petersburg und Moskau oder vom Ausland, vielfach von Merck in Darmstadt.

In welcher Weise die Arzneien verabfolgt werden, ist aus der Tabelle auf nächster Seite ersichtlich.

Aus derselben ist ferner zu ersehen, daß die Einkünfte der Apotheken minimale sind und daß das Semstwo für die Arzneien große Zuschüsse zu leisten hat.

Regierungsbezirk	Ambulatorien	Für das Geschirr	Arznei	Krankenhaus
Ssamara . . .	gratis	2—6 Kop.	gratis	gratis.
Stawropol . .	gratis	2—5 Kop.	gratis	Von dem eigenen Regierungsbezirk gratis. Von einem anderen Bezirk des Gouvernements 40 Kopeken pro 24 Stunden.
Bugulma . .	Vermögende 30 Kop. oder nach Belieben	5 Kop.	gratis	10 Kopeken für 24 Stunden. Für 10 Betten gratis.
Buguruslan . .	gratis	gratis	gratis	Von anderen Bezirken des Gouvernements 6 Rubel pro Monat.
Busuluk . . .	gratis	gratis	gratis	Von anderen Bezirken 30 Kop. pro 24 Stunden.
Nikolajewsk . .	gratis	5 Kop.	Arme gratis, Vermögende 30 Kop. pro Rezept	Alle: 20 Kopeken pro 24 Stunden.
Nowo-Usensk .	gratis	gratis	gratis	Von dem eigenen Regierungsbezirk 25 Kopeken, von einem anderen 30 Kop., von der Eisenbahn 1,20 Rubel pro 24 Stunden.

Die Gehälter des Sanitätspersonals.

Nur ein ganz kleiner Theil der Aerzte hat freie Praxis und bezieht aus dieser sein Einkommen. Die große Majorität ist von den Semstwos angestellt und bezieht ein festes aber mäßiges Einkommen. Die Gehälter der Aerzte sind ziemlich gleich hoch und für russische Verhältnisse niedrig zu nennen.

Die Tabelle auf nächster Seite zeigt die Höhe der Gehälter des Sanitätspersonals im Gouvernement Ssamara.

Diese bescheidenen Gehälter stehen in keinem Verhältniß zu den Ansprüchen, die an die Aerzte gestellt werden. Wie schon eingangs erwähnt wurde, gilt als Norm ein Medizinaldistrikt mit einem Radius von 15 Werst und einem Flächeninhalt von 707 Quadratwerst mit einer Einwohnerzahl von 15 000—20 000 Seelen. Es kommen aber in Wirklichkeit auf einen Arzt ein Bezirk von 1780 Quadratwerst (31,4 Dörfer) und 32 933 Einwohnern.

Kreise	Jahresgehalt			Wohnung	
	Aerzte	Feldschere	Feldscherinnen	Aerzte	Feldschere
	Rubel	Rubel	Rubel		
Ssamara . .	1500	300	300	Wohnung oder 180 Rbl. Wohnungsgeld pro Jahr	Wohnungsgeld 60 Rbl.
Stawropol .	1500	360	360	Wohnung oder Wohnungsgeld 120 Rubel für Arzt, 60 Rubel für den Feldscher.	
Bugulma . .	1200 Oberarzt 1800	bei Schulen 400 beim Militär 300	Feldscherin 400 Hebamme 300	Wohnungsgeld 100 Rbl.	Nichts.
Buguruslan .	1200 Stadtarzt 1500	300	400	Wohnung oder 150 Rbl.	Nichts.
Busuluk . . .	1500	360	360	Nichts	Nichts.
Nikolajewsk .	1200	240—300	200—360	Nichts	Wohnung oder 40 Rbl.
Nowo-Usensk	1200, 1300 1500	360 420	400	Wohnung	Wohnung od. 25—50 Rbl.

Da das Land sehr dünn bevölkert ist, so sind die Entfernungen der Dörfer vom Arzte meist sehr beträchtlich. Folgende Tabelle zeigt die Entfernung der Dörfer vom nächsten Arzte in Werst (1 Werst = 1065 Meter). Es sind entfernt:

0—5	Werst	160	(6,6	Proz.)	Dörfer	mit	30 855	(6,1	Proz.)	Einwohnern
6—10	„	258	(10,8	„	„	„	209 310	(9,6	„	„
11—15	„	385	(16,1	„	„	„	364 362	(16,8	„	„
16—20	„	381	(16,0	„	„	„	347 162	(16,0	„	„
21—25	„	354	(14,8	„	„	„	300 766	(13,9	„	„
26—30	„	276	(11,5	„	„	„	246 695	(11,4	„	„
Ueber 30	„	571	(23,9	„	„	„	400534	(18,5	„	„

Beinahe der vierte Theil der Dörfer ist demnach über 30 Werst vom Arzte entfernt und viele darunter um ein Beträchtliches. Die Größe der Distrikte unterliegt auch großen Schwankungen. Viele sind um vieles größer als der Durchschnitt. Der kleinste Distrikt hat 13 387 Einwohner, der größte 69 228.

Die Krankenziffer ist trotz der großen Entfernungen sehr groß und stellt an die Leistungsfähigkeit des Sanitätspersonals die höchsten Ansprüche. Die Zahl der Kranken und der ärztlichen Konsultationen (inklusive der Besuche), welche in den einzelnen Kreisen auf einen Arzt oder Feldscher trafen, wird in der folgenden Tabelle veranschaulicht:

Kreise	Auf einen Arzt		Auf ein ärztliches Ambulatorium		Auf einen Feldscher und Feldscher-Ambulatorium	
	Kranke	Konsultationen	Kranke	Konsultationen	Kranke	Konsultationen
Ssamara	9 154	13 868	9 154	13 868	8377	10 555
Stawropol	9 267	14 393	14 027	23 029	—	—
Bugulma	7 127	10 406	8 309	12 137	—	—
Buguruslan	9 612	12 152	9 612	12 152	—	—
Busuluk	11 131	16 021	12 244	17 623	6223	7 386
Nikolajewsk	5 406	7 573	5 856	8 214	5531	7 391
Nowo-Usensk . . .	8 432	12 333	8 432	12 333	5014	6 718

Es kommen nach obiger Tabelle im Durchschnitt täglich 23 (Nikolajewsk) bis 63 (Stawropol) ärztliche Hilfeleistungen auf einen Arzt, also weit mehr als für den Arzt und für den Kranken gut sind.

Auf die Gehälter der Aerzte berechnet, kommt die einzelne Konsultation dem Semstwo auf 6 Kopeken (Stawropol) bis 13 Kopeken (Nikolajewsk) zu stehen.

Wenn nun schon in normalen Zeiten dem Bedürfniß nach ärztlicher Hilfe nicht im Entferntesten genügt werden kann, so versagt die ganze Einrichtung beim Ausbruch von Epidemien vollständig. Aerzte und Feldschere sind Tage und Nächte angestrengt thätig und trotzdem ist es ein Tropfen auf einen heißen Stein. In diesen Zeiten der Noth thun die Semstwos, was menschenmöglich ist. Es werden Nothspitäler und Ambulanzen eingerichtet, deren Personal theils bezahlt wird, theils unentgeltlich seine Dienste verrichtet. Unterstützt werden sie durch zahlreiche Hilfskomites durch Geld und Stellung von Pflegepersonal. Ein großer Theil dieser freiwilligen Helfer besteht aus Studenten der Medizin oder aus Männern und Frauen der studirenden Jugend, der sogenannten „Intelligenz".

Es ist erstaunlich, zu sehen, was die Russen, die sich doch durch organisatorische Geschicklichkeit nicht gerade auszeichnen, aus reinem Mitgefühl zu Stande bringen. Die in den elenden Bauernhütten errichteten Nothspitälchen waren fast durch die Bank mit viel Fleiß und großer Liebe im Stande gehalten, und das war bei der Unzulänglichkeit der Mittel eine schwere Aufgabe. Die harten Matratzen aus Spreu, welche meist auf dem bloßen Boden ausgebreitet lagen, waren sehr ordentlich hergerichtet. In einigen Fällen waren sogar reine Betttücher vorhanden und das will bei den schmutzigen Kranken viel sagen. Solche Spitälchen waren aber nur in einzelnen Dörfern errichtet worden, in den meisten geschah gar nichts.

Die Krankenhäuser in den Bezirksstädten, denen ein Arzt vorstand, konnten auch nur einen geringen Bruchtheil der Kranken aufnehmen. Die Zahl der Betten ist sehr gering und die zur Verpflegung vorhandenen Geldmittel meist für diese geringe Zahl nicht einmal ausreichend. Es ist nun Sache des Arztes, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen, und da haben sich zweierlei Systeme herausgebildet. Die Einen sagen: „Ich nehme so viel Kranke auf, als Raum vorhanden ist, und verköstige sie mit dem, was vorhanden ist." Die Spitäler dieser Gattung Aerzte sind immer schlecht geleitet, überfüllt und schmutzig. Die Kranken hungern meist, und da auch Mangel an Verbandsstoffen ist, so bleiben sie oft mehrere Tage lang mit eiternden Wunden ohne Verbandwechsel liegen. Da der Arzt auch keine Zeit hat, jedem einzelnen Patienten die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen, so ist die ganze Pflege nachlässig. Dadurch sind Uebertragungen von ansteckenden Krankheiten innerhalb des Krankenhauses häufig. Der Leiter solcher Krankenhäuser ist oft sehr unglücklich. Er sieht, daß Alles verkehrt geht, er weiß sich aber nicht zu helfen. Mit der Zeit macht ihn die Gewohnheit abgestumpft und allenfalls auftauchende Gewissensskrupel ertränkt er im Wotka.

Das andere „System" ist vom vorigen das Gegentheil. Der Arzt sagt sich: „Ich werde nicht mehr Kranke aufnehmen, als ich mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln verpflegen kann. Besser, wenigen Kranken durch ordentliche Ernährung und Pflege die Gesundheit verschaffen, als immer wieder den aussichtslosen Versuch machen, die knappen Mittel einer größeren Anzahl zu gut kommen zu lassen, denn dadurch wird gar Niemand geholfen." Die Krankenhäuser dieser Aerzte sind nicht überfüllt, meist ordentlich und sauber gehalten und die Kranken werden verhältnißmäßig gut ernährt und verpflegt. Einen Arzt dieser Gattung besuchten wir im Gouvernement Kasan. Es war ein sehr intelligenter Mann, der über die Ursache der Hungersnoth und den damit zusammenhängenden Krankheiten sehr vernünftige Ansichten hatte und uns über die Zustände manches treffende Urtheil gab. Er schilderte uns seine Machtlosigkeit gegen das große Elend mit jenem eigenthümlichen sarkastischen Fatalismus, in dem der Russe gern von eigenem und fremdem Unglück spricht. Er hatte sich nach seiner Art mit den Verhältnissen abgefunden und sein Spital war in ordentlichem Zustand. Der Gerechtigkeit halber sei aber erwähnt, daß auch sein System ihm den Alkoholgenuß nicht entbehrlich machen konnte.

Die Trunksucht ist in Rußland, wo Alkohol fast ausschließlich in der Form von Branntwein getrunken wird, bekanntlich sehr stark verbreitet. Beim niederen Volke wird sie dadurch beschränkt, daß meist kein

lichkeit, die an manchen Orten die Geburtszahl übertrifft, also zur Verminderung der Bevölkerung führen. Ein solcher anormaler Zustand der Dinge macht die im Dienste der Regierung wie dem der Gemeinden stehenden Organe der ärztlich-sanitären Organisation und die Wohlthätigkeitsgesellschaften ohnmächtig im Kampfe mit diesem Uebel; die außerordentlichen gewaltigen Aufwendungen erweisen sich als wenig zweckmäßig und legen sich als neue Last auf dieselbe Bevölkerung; alle ärztlich-sanitären Maßnahmen, selbst die rationellsten, verlieren ihren Boden und ihre Bedeutung, jede Regel- und Planmäßigkeit der Handlungen wird gestört und als Ergebniß erscheint die völlige Unmöglichkeit einer weiteren Entwicklung der ärztlich-sanitären Sache in Rußland. Deshalb findet der VII. Kongreß russischer Aerzte es nothwendig, an die Regierung ein Gesuch um unaufschiebbar schleunigste Aufklärung und Beseitigung aller sanitär-wirthschaftlichen Grundursachen der sich chronisch wiederholenden Hungersnoth der Bevölkerung zu richten, und stellt mit voller Bereitschaft alle Kräfte und alles Wissen seiner sämmtlichen Mitglieder zur Verfügung, um nach Kräften den Kampf mit diesem ungeheuren Uebel, das den regulären Lauf und die Entwicklung des sozialen Lebens Rußlands stört, zu führen. Außerdem kann der Kongreß nicht umhin, hervorzuheben, daß die Grundlage selbst des bisherigen Kampfes gegen die vorhandene Hungersnoth und ihre Wirkungen unzweckmäßig ist, und erlaubt sich ein Gesuch zu richten um eine vermehrte und aktive Theilnahme in dieser Sache der am meisten kompetenten sozialen Institutionen (Semstwos! D. Uebers.) und ihrer medizinischen Organisationen."

Die Krankenhäuser in den Bezirksstädten, denen ein Arzt vorstand, konnten auch nur einen geringen Bruchtheil der Kranken aufnehmen. Die Zahl der Betten ist sehr gering und die zur Verpflegung vorhandenen Geldmittel meist für diese geringe Zahl nicht einmal ausreichend. Es ist nun Sache des Arztes, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen, und da haben sich zweierlei Systeme herausgebildet. Die Einen sagen: „Ich nehme so viel Kranke auf, als Raum vorhanden ist, und verköstige sie mit dem, was vorhanden ist.“ Die Spitäler dieser Gattung Aerzte sind immer schlecht geleitet, überfüllt und schmutzig. Die Kranken hungern meist, und da auch Mangel an Verbandsstoffen ist, so bleiben sie oft mehrere Tage lang mit eiternden Wunden ohne Verbandwechsel liegen. Da der Arzt auch keine Zeit hat, jedem einzelnen Patienten die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen, so ist die ganze Pflege nachlässig. Dadurch sind Uebertragungen von ansteckenden Krankheiten innerhalb des Krankenhauses häufig. Der Leiter solcher Krankenhäuser ist oft sehr unglücklich. Er sieht, daß Alles verkehrt geht, er weiß sich aber nicht zu helfen. Mit der Zeit macht ihn die Gewohnheit abgestumpft und allenfalls auftauchende Gewissensskrupel ertränkt er im Wotka.

Das andere „System“ ist vom vorigen das Gegentheil. Der Arzt sagt sich: „Ich werde nicht mehr Kranke aufnehmen, als ich mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln verpflegen kann. Besser, wenigen Kranken durch ordentliche Ernährung und Pflege die Gesundheit verschaffen, als immer wieder den aussichtslosen Versuch machen, die knappen Mittel einer größeren Anzahl zu gut kommen zu lassen, denn dadurch wird gar Niemand geholfen.“ Die Krankenhäuser dieser Aerzte sind nicht überfüllt, meist ordentlich und sauber gehalten und die Kranken werden verhältnißmäßig gut ernährt und verpflegt. Einen Arzt dieser Gattung besuchten wir im Gouvernement Kasan. Es war ein sehr intelligenter Mann, der über die Ursache der Hungersnoth und den damit zusammenhängenden Krankheiten sehr vernünftige Ansichten hatte und uns über die Zustände manches treffende Urtheil gab. Er schilderte uns seine Machtlosigkeit gegen das große Elend mit jenem eigenthümlichen sarkastischen Fatalismus, in dem der Russe gern von eigenem und fremdem Unglück spricht. Er hatte sich nach seiner Art mit den Verhältnissen abgefunden und sein Spital war in ordentlichem Zustand. Der Gerechtigkeit halber sei aber erwähnt, daß auch sein System ihm den Alkoholgenuß nicht entbehrlich machen konnte.

Die Trunksucht ist in Rußland, wo Alkohol fast ausschließlich in der Form von Branntwein getrunken wird, bekanntlich sehr stark verbreitet. Beim niederen Volke wird sie dadurch beschränkt, daß meist kein

lichkeit, die an manchen Orten die Geburtszahl übertrifft, also zur Verminderung der Bevölkerung führen. Ein solcher anormaler Zustand der Dinge macht die im Dienste der Regierung wie dem der Gemeinden stehenden Organe der ärztlich-sanitären Organisation und die Wohlthätigkeitsgesellschaften ohnmächtig im Kampfe mit diesem Uebel; die außerordentlichen gewaltigen Aufwendungen erweisen sich als wenig zweckmäßig und legen sich als neue Last auf dieselbe Bevölkerung; alle ärztlich-sanitären Maßnahmen, selbst die rationellsten, verlieren ihren Boden und ihre Bedeutung, jede Regel- und Planmäßigkeit der Handlungen wird gestört und als Ergebniß erscheint die völlige Unmöglichkeit einer weiteren Entwicklung der ärztlich-sanitären Sache in Rußland. Deshalb findet der VII. Kongreß russischer Aerzte es nothwendig, an die Regierung ein Gesuch um unaufschiebbar schleunigste Aufklärung und Beseitigung aller sanitär-wirthschaftlichen Grundursachen der sich chronisch wiederholenden Hungersnoth der Bevölkerung zu richten, und stellt mit voller Bereitschaft alle Kräfte und alles Wissen seiner sämmtlichen Mitglieder zur Verfügung, um nach Kräften den Kampf mit diesem ungeheuren Uebel, das den regulären Lauf und die Entwicklung des sozialen Lebens Rußlands stört, zu führen. Außerdem kann der Kongreß nicht umhin, hervorzuheben, daß die Grundlage selbst des bisherigen Kampfes gegen die vorhandene Hungersnoth und ihre Wirkungen unzweckmäßig ist, und erlaubt sich ein Gesuch zu richten um eine vermehrte und aktive Theilnahme in dieser Sache der am meisten kompetenten sozialen Institutionen (Semstwos! D. Uebers.) und ihrer medizinischen Organisationen.“

Wie die Regierung die Bauern ernährt.

Mit zwei Nebenstücken: 1. Von den russischen Kommunikationsmitteln. 2. Wie ein russischer Gouverneur den Nothstand zum Schweigen bringt und einen blühenden Zustand hervorzaubert.

Das Recht auf Brot. — Von den Gemeindevorräthen. — Der Gemeindeacker. — Ein wunderlicher Reservefonds. — Semstwo-Interessen. — Die Tschinowniks. — Semstwo und Regierung. — Von den Kommunikationsmitteln. — Der unauffindbare Ministerialbevollmächtigte. — Das Finanzministerium gegen das Ministerium des Innern. — Die einheitliche Regierung! — Das Maß der Unterstützung. — Noch mehr Behörden! — Die Aussaatlieferung für Ssaratow. — Wie ein russischer Gouverneur 2c. — Von den alten Zeiten. — Das Ergebniß.

Der russische Bauer hat ein gesetzlich verbrieftes Recht auf Unterstützung im Falle einer Hungersnoth. Ja, es existirt eine über das ganze Reich verbreitete Organisation, um diese Unterstützung zu sichern und durchzuführen. Die betreffenden Bestimmungen sind 1834 kodifizirt und dem russischen Gesetzbuch unter dem Titel „Gesetz über Sicherung der Volksernährung" einverleibt worden und gelten bis auf diesen Augenblick. Darnach soll den nothleidenden Bauern Unterstützung in Gestalt von kurzfristigen (1 bis 3 Jahre) unverzinsbaren Darlehen in Getreide oder in Geld gewährt werden, und zwar:

1. von den Vorräthen — an Getreide oder Kapital — der Gemeinden;

2. wenn die ersteren nicht ausreichen, von den zu dem gleichen Zwecke gesammelten Reserven der Semstwos (Vertretungen der Regierungsbezirke und Gouvernements);

3. wenn auch letztere nicht ausreichen, vom Reichskapital.

Das die gesetzliche Fürsorge. Die russische Wirklichkeit machte daraus ein Wirrwarr von Widersprüchen, Unzuträglichkeiten, Beamtenübergriffen, Chikanirungen und Malträtirungen des Bauernthums.

Zunächst die Aufbringung der Mittel. Die Bauerngemeinden wurden angehalten, Getreidevorräthe anzusammeln. Man hat die Bauern gezwungen, zu dem Zwecke Speicher zu bauen und jährlich einen Theil

der Ernte in diese Speicher abzutragen, bis die vorgeschriebene Norm voll wäre; wird Getreide im Falle eines Bedarfs den Gemeindespeichern entzogen, so muß es womöglich schon aus den Erträgen der nächsten Ernte ersetzt werden.

Die Größe der anzusammelnden Vorräthe wurde in den sechziger Jahren unter Zugrundelegung einer Norm von $1^1/_2$ Tschetwert (ca. 12 bis 13 Pud) pro „Seele" berechnet. Seitdem hat man vergessen, das Wachsthum der Bevölkerung in Betracht zu ziehen. Unter vollständiger Ignorirung des jetzigen Bestandes der Bevölkerung wird unentwegt nach den „todten Seelen" der Volkszählung der sechziger Jahre gerechnet, den „Revisionsseelen". Hinter dieser bureaukratischen Kuriosität steckt aber eine wichtige wirthschaftliche Thatsache: nämlich, daß es mit der Zeit immer schwieriger wurde, die Getreidevorräthe zu sammeln. Das ganze System ist ja ein Atavismus. Es gehört in eine Zeit der Naturalwirthschaft und war auch da mit viel Strapazen bei der Konservirung und Aufbewahrung des Getreides verbunden. Aber je mehr der Bauer im Laufe der Zeiten sich genöthigt sah, sein ganzes Getreide und noch mehr auf den Markt zu bringen, desto lästiger wurde ihm die Pflicht, Getreide aufzuspeichern, ja es war ihm einfach unmöglich, da er nicht einmal seiner gewöhnlichen Steuerleistung nachzukommen vermochte.

Wir entnehmen einer amtlichen Uebersicht der Getreidevorräthe der Gemeinden folgende Zahlen, welche die Entwicklung klar anzeigen:

Im Jahre	Vorräthe in Tschetwert	
	Sichtbarer Bestand	Ausgegeben
1867	11 397 407	7 390 499
1871	12 366 576	11 519 888
1876	14 722 419	11 329 977
1881	12 380 470	17 160 753
1886	10 344 556	18 285 589
1891	10 780 631	14 025 186

Die Schulden der Bauern an die Gemeindespeicher — Entnahme von Getreide während der Mißernten — haben sich verdoppelt, währenddem der sichtbare Bestand sich nicht nur relativ, sondern absolut vermindert hat.

Aber auch der angeführte sichtbare Bestand war sichtbar — nur auf dem Papier! Die Jahre 1891 und 1892 haben auch das zum allgemeinen Bewußtsein gebracht. Als von allen Seiten Nachrichten kamen, daß die Bauern verhungern, hieß es: „Die Getreidevorräthe, wo sind denn die Getreidevorräthe?" Aber aus den Gemeindespeichern war nicht viel zu holen. „An manchen Orten waren die Getreidespeicher in Ordnung, an manchen anderen waren sie nicht genügend gefüllt, an

manchen gab es überhaupt keine. Aber auch dort, wo sie waren, war der Bestand derjenigen, die in Ordnung waren, so gering, daß das darin aufgespeicherte Getreide nur für die Herbstmonate reichte" — so berichtete 1892 Baron P. J. Korf, der das Gouvernement Kursk bereiste. Ueberraschend war das eigentlich ebenso wenig wie die Hungersnoth, denn die Semstwos berichteten unablässig über den Zustand der Dinge beziehungsweise über die Unzuträglichkeiten des Systems der Getreidevorräthe. Das Einliefern des Getreides geschehe sehr unwillig und ungenügend, auch werde stets das schlechteste Korn an die Gemeindespeicher abgegeben, feuchte, unreine Frucht, die man nicht verkaufen konnte, die Sorge für die Konservirung des Getreides sei äußerst mangelhaft — das Gesetz schreibe zwar vor, daß jährlich ein Theil des Getreides den Bauern zurückgegeben werde, um von der neuen Ernte ersetzt zu werden, jedoch: „Das Getreide an die Bauern zu vertheilen ist keine Kunst, aber es wieder zusammenzubringen ist nicht so leicht" — die Getreidespeicher seien oft alte, verwahrloste Gebäude, die sich für ihren Zweck in keiner Weise mehr eignen, die Bedachung sei voll Löcher, durch die Spalten in den Wänden und Ecken fließe das Getreide auf die Straße, oft wurden bedeutende Quantitäten des Getreides durch Mäusefraß vernichtet, die Buchführung über Ein- und Abgang sei so verworren, daß man sich gar nicht mehr zurechtfinden könne, und alle Ermahnungen an die Dorfbehörden helfen nichts — Jahr für Jahr erklärten das die Semstwos, und Jahr für Jahr nahmen die Dinge auch fernerhin den Verlauf, den sie bereits genommen hatten. Nur verschiedene Dorfgewaltige wurden vom Mäusefraß in den Getreidevorräthen immer fetter und sahen ihre eigenen Speicher sich füllen.

Um eine bessere Ergänzung der Getreidevorräthe zu bewirken, kam man nach den Erfahrungen von 1891 auf die Idee des „Gemeindeackers". Die Gemeinden wurden genöthigt, ein Feld abzusondern, das durch gemeinsame Arbeit bestellt und geerntet werden sollte und dessen Ertrag speziell zur Füllung der Getreidespeicher bestimmt war. Das war nun freilich eine neue Frohnde. Die Bauern erhoben bittere Klagen: nicht nur weil sie auch sonst nicht übermäßig Land hatten, um noch davon ein Theil für den Gemeindeacker abzutreten, sondern weil diese neue Pflicht sie bei der Bestellung und Ernte ihrer eigenen Felder störte und zahllose neue Veranlassungen geschaffen wurden zu ihrer Chikanirung und Ausbeutung seitens der Gemeindebehörden. Schließlich ergab es sich auch dort, wo die Einrichtung des Gemeindeackers mit der größten Strenge durchgeführt wurde, daß dennoch auch auf diese Weise die Gemeindespeicher nicht in dem erwünschten Maße gefüllt werden. Das

System erlitt ein vollständiges Fiasko. In einzelnen Gegenden hat denn auch die Regierung es den Gemeinden bereits freigestellt, an dem gemeinsamen Acker noch fernerhin festzuhalten, oder zum alten System zurückzukehren. Sofort haben in jenen Orten die Bauern den Gemeindeacker aus der Welt geschafft. In anderen Gegenden aber, so im Gouvernement Ssamara, blieb die einmal getroffene Bestimmung, trotzdem ihre Unzweckmäßigkeit sich bereits klar herausgestellt hat, dank dem bekannten administrativen Schlendrian bestehen und die Bauern haben jedes Jahr mit dem Gemeindeacker eine neue Plackerei.

Das Ergebniß der Bildung der Getreidevorräthe ist kurz gefaßt: man nimmt den Bauern zur Zeit der besseren Ernten immerhin erhebliche Quantitäten Getreide ab, die dann verfaulen, von den Mäusen aufgefressen werden, sonst verloren gehen und nicht zum geringsten Theile gestohlen werden, so daß die Bauern **während der besseren Ernte eine Einbuße erleiden und zur Zeit der Noth keinen Vortheil davon haben.**

So mußten denn stets bei Mißernten die Semstwos in Aktion treten, um die Bevölkerung zu unterstützen. Die Semstwos besitzen einen „Ernährungsfonds". Dieser Fonds besteht aber auch oft, zu einem bedeutenden Theile wenigstens, nur in der Rechnung. Denn wenn den Semstwos die Mittel zu anderen Ausgaben nicht reichen, so machen sie Anleihen beim „Ernährungsfonds", das heißt bei sich selbst. Außerdem sind die Semstwos in fortwährender Schuld bei der Reichsregierung, und zwar hauptsächlich gerade aus Veranlassung der bei Mißernten gewährten Unterstützungen. Schließlich beziehen die Semstwos ihre Einnahmen in erster Linie von den Bauern, sie haben also während einer Mißernte mit einem Rückgang der Einnahmen zu rechnen. Das finanzielle Gebahren, das sich auf dieser Grundlage entwickelt, sei kurz an dem Beispiel des Gouvernements Ssamara gezeigt.

Das Gouvernement Ssamara hat im Budget für 1898 u. A. vorausgesehen: **Zur Bezahlung der Schuld an die Reichsbank 52354 Rubel.** Das war als Theilzahlung gemeint auf seitens der Reichsregierung während der Mißernten von 1873 bis 1880 sowie 1889 und 1890 gewährte Subsidien im Gesammtbetrag von 931526 Rubel. Wohl zu beachten, die großen Reichssubsidien von 1891 und 1892 (für das erste Jahr allein 12 Millionen) sind dabei nicht mitgerechnet. Nur von jenen alten Schulden, für die ihm wiederholt der Termin verlängert wurde, wollte das Gouvernement ein Theil abtragen, d. h. die Regierung forderte es von ihm, indem sie ihm eine neue Frist von 1897 bis 1907 angab, um die Schuld zu bezahlen, zugleich aber großmüthig

manchen gab es überhaupt keine. Aber auch dort, wo sie waren, war der Bestand derjenigen, die in Ordnung waren, so gering, daß das darin aufgespeicherte Getreide nur für die Herbstmonate reichte" — so berichtete 1892 Baron P. J. Korf, der das Gouvernement Kursk bereiste. Ueberraschend war das eigentlich ebenso wenig wie die Hungersnoth, denn die Semstwos berichteten unablässig über den Zustand der Dinge beziehungsweise über die Unzuträglichkeiten des Systems der Getreidevorräthe. Das Einliefern des Getreides geschehe sehr unwillig und ungenügend, auch werde stets das schlechteste Korn an die Gemeindespeicher abgegeben, feuchte, unreine Frucht, die man nicht verkaufen konnte, die Sorge für die Konservirung des Getreides sei äußerst mangelhaft — das Gesetz schreibe zwar vor, daß jährlich ein Theil des Getreides den Bauern zurückgegeben werde, um von der neuen Ernte ersetzt zu werden, jedoch: „Das Getreide an die Bauern zu vertheilen ist keine Kunst, aber es wieder zusammenzubringen ist nicht so leicht" — die Getreidespeicher seien oft alte, verwahrloste Gebäude, die sich für ihren Zweck in keiner Weise mehr eignen, die Bedachung sei voll Löcher, durch die Spalten in den Wänden und Ecken fließe das Getreide auf die Straße, oft wurden bedeutende Quantitäten des Getreides durch Mäusefraß vernichtet, die Buchführung über Ein- und Abgang sei so verworren, daß man sich gar nicht mehr zurechtfinden könne, und alle Ermahnungen an die Dorfbehörden helfen nichts — Jahr für Jahr erklärten das die Semstwos, und Jahr für Jahr nahmen die Dinge auch fernerhin den Verlauf, den sie bereits genommen hatten. Nur verschiedene Dorfgewaltige wurden vom Mäusefraß in den Getreidevorräthen immer fetter und sahen ihre eigenen Speicher sich füllen.

Um eine bessere Ergänzung der Getreidevorräthe zu bewirken, kam man nach den Erfahrungen von 1891 auf die Idee des „Gemeindeackers". Die Gemeinden wurden genöthigt, ein Feld abzusondern, das durch gemeinsame Arbeit bestellt und geerntet werden sollte und dessen Ertrag speziell zur Füllung der Getreidespeicher bestimmt war. Das war nun freilich eine neue Frohnde. Die Bauern erhoben bittere Klagen: nicht nur weil sie auch sonst nicht übermäßig Land hatten, um noch davon ein Theil für den Gemeindeacker abzutreten, sondern weil diese neue Pflicht sie bei der Bestellung und Ernte ihrer eigenen Felder störte und zahllose neue Veranlassungen geschaffen wurden zu ihrer Chikanirung und Ausbeutung seitens der Gemeindebehörden. Schließlich ergab es sich auch dort, wo die Einrichtung des Gemeindeackers mit der größten Strenge durchgeführt wurde, daß dennoch auch auf diese Weise die Gemeindespeicher nicht in dem erwünschten Maße gefüllt werden. Das

System erlitt ein vollständiges Fiasko. In einzelnen Gegenden hat denn auch die Regierung es den Gemeinden bereits freigestellt, an dem gemeinsamen Acker noch fernerhin festzuhalten, oder zum alten System zurückzukehren. Sofort haben in jenen Orten die Bauern den Gemeindeacker aus der Welt geschafft. In anderen Gegenden aber, so im Gouvernement Ssamara, blieb die einmal getroffene Bestimmung, trotzdem ihre Unzweckmäßigkeit sich bereits klar herausgestellt hat, dank dem bekannten administrativen Schlendrian bestehen und die Bauern haben jedes Jahr mit dem Gemeindeacker eine neue Plackerei.

Das Ergebniß der Bildung der Getreidevorräthe ist kurz gefaßt: man nimmt den Bauern zur Zeit der besseren Ernten immerhin erhebliche Quantitäten Getreide ab, die dann verfaulen, von den Mäusen aufgefressen werden, sonst verloren gehen und nicht zum geringsten Theile gestohlen werden, so daß die Bauern **während der besseren Ernte eine Einbuße erleiden und zur Zeit der Noth keinen Vortheil davon haben.**

So mußten denn stets bei Mißernten die **Semstwos** in Aktion treten, um die Bevölkerung zu unterstützen. Die Semstwos besitzen einen „Ernährungsfonds". Dieser Fonds besteht aber auch oft, zu einem bedeutenden Theile wenigstens, nur in der Rechnung. Denn wenn den Semstwos die Mittel zu anderen Ausgaben nicht reichen, so machen sie Anleihen beim „Ernährungsfonds", das heißt bei sich selbst. Außerdem sind die Semstwos in fortwährender Schuld bei der Reichsregierung, und zwar hauptsächlich gerade aus Veranlassung der bei Mißernten gewährten Unterstützungen. Schließlich beziehen die Semstwos ihre Einnahmen in erster Linie von den Bauern, sie haben also während einer Mißernte mit einem Rückgang der Einnahmen zu rechnen. Das finanzielle Gebahren, das sich auf dieser Grundlage entwickelt, sei kurz an dem Beispiel des Gouvernements **Ssamara** gezeigt.

Das Gouvernement Ssamara hat im Budget für 1898 u. A. vorausgesehen: **Zur Bezahlung der Schuld an die Reichsbank 52354 Rubel.** Das war als Theilzahlung gemeint auf seitens der Reichsregierung während der Mißernten von 1873 bis 1880 sowie 1889 und 1890 gewährte Subsidien im Gesammtbetrag von 931526 Rubel. Wohl zu beachten, die großen Reichssubsidien von 1891 und 1892 (für das erste Jahr allein 12 Millionen) sind dabei nicht mitgerechnet. Nur von jenen alten Schulden, für die ihm wiederholt der Termin verlängert wurde, wollte das Gouvernement ein Theil abtragen, d. h. die Regierung forderte es von ihm, indem sie ihm eine neue Frist von 1897 bis 1907 angab, um die Schuld zu bezahlen, zugleich aber großmüthig

132601 Rubel von der Rechnung strich. Wir werden gleich sehen, daß diese Großmuth ihr nichts kostete, denn sie bekam überhaupt nichts. Also das Semstwo that, was ihm befohlen, und setzte den Posten ein.

Das gleiche Budget enthält ferner: Zur Rückerstattung der Anleihen aus Spezialsummen 163711 Rubel. Denn „in Folge mangelhaften Eingangs der Semstwo-Auflagen in verschiedenen früheren Jahren wurden 325932 Rubel aus Spezialsummen entnommen, darunter 228601 Rubel aus dem Ernährungsfonds", außerdem blieben 244386 Rubel budgetäre Ausgaben unerledigt, d. h. das Geld zu dem Zwecke blieb aus. Das ist nichts Anderes als ein Defizit von zusammen 570318 Rubel, das aus dem Vorjahr übernommen wurde und auf dessen theilweise Beseitigung man 1898 bedacht war. Originell ist die Deckung, welche das Budget für diesen Ausfall voraussah. Nämlich: „Diese ganze Schuldsumme ist völlig gesichert durch eben jenen Fonds von Steuerrückständen, durch die sie gebildet wurde und deren Einlauf direkt zur Tilgung der Schuld bestimmt ist", d. h. die Schuld sei durch sich selbst gesichert, die Steuerrückstände dadurch, daß sie nicht eingegangen sind!

Aber kurze Zeit nach Aufstellung dieses Budgets richtete das Semstwo ein spezifizirtes Unterstützungsgesuch an die Regierung, aus dem ich die einschlägigen Punkte kurz zusammenfassen will:

1. Gewährung eines Darlehens von 957147 Rubel 10 Kopeken zum Ankauf von Roggenaussaat.

3. 1 Million Rubel für Getreide zur Ernährung.

5. 600000 Rubel für Sommeraussaat.

6. Sistirung der Erhebung der Steuerrückstände, der Grundsteuer und der Loskaufauflagen bei den hungernden Bauern.

14. Ueberlassung auf ein weiteres Jahr des Kapitals von 132000, das zur Tilgung der Schuld aus dem Ernährungsfonds bestimmt war.

15. Bewilligung von 300981 Rubel aus dem Ernährungsgeldfonds der Gemeinden zur Unterstützung der Nothleidenden zu verausgaben.

So endete die Schuldentilgung!

Wie man aus der Forderung 15 ersieht, besitzen auch die Gemeinden, außer den Getreidevorräthen, Geldfonds für die Fälle eines Nothstandes — wie bei den Semstwos findet man diese Geldreserven wohl in den Büchern, aber selten in den Kassen.

Weil nun die Semstwos kein Geld haben, die Reichsregierung nicht gern Geld hergiebt — wenn sie welches hat —, so entstehen bei jeder Mißernte endlose Konflikte zwischen den Semstwos und der Reichs-

regierung. Diese Konflikte ziehen den gesammten administrativen Apparat in Mitleidenschaft und werden zu einem fast unentwirrbaren bureaukratischen Rattenkönig.

Beginnen wir mit den Selbstverwaltungs-Körperschaften, den Semstwos. Die Semstwos in den einzelnen Regierungsbezirken treten zusammen und stellen den Nothstand fest. Sie können sonst nichts unternehmen, als an das Gouvernemental-Semstwo petitioniren. Das Gouvernemental-Semstwo tritt zu einer, gewöhnlich außerordentlichen, Tagung zusammen und erörtert seinerseits den Nothstand und die Eingaben der Semstwos der Regierungsbezirke. Es beschließt, ein Unterstützungsgesuch an die Reichsregierung zu richten. Das ist der äußere Verlauf in seinen allgemeinsten Umrissen. Die Semstwos sind gesicherte Vertretungen der Gutsbesitzer. Im Allgemeinen sind sie gern bereit, den Nothstand anzuerkennen. Denn erstens spüren sie die Mißernte sehr empfindlich im Rückgang der Steuern, und zweitens bedeutet die Gewährung von Reichsmitteln zum Ankauf von Getreide für die nothleidenden Bauern einen vortheilhaften Absatz für die Gutsbesitzer. Doch zeigen sich auch Interessengegensätze: Es ist möglich z. B., daß die Regierung das Getreide nicht in dem betreffenden Distrikt, sondern in einem anderen Gouvernement auffauft, so daß die Gutsbesitzer des Nothstandsgebiets leer ausgehen. Ja noch mehr, durch reichliche Vertheilung von Getreide kann die steigende Tendenz der Getreidepreise, von der die Gutsherren während der Mißernte profitiren, gehemmt werden. So wurde während der außerordentlichen Tagung des Gouvernemental-Semstwos von Ssamara 1897 der Antrag heftig debattirt, es solle, trotz des anerkannten Nothstandes, bei niedrigem Stande der Getreidepreise an die Bauern kein Getreide vertheilt werden. Also Unterstützung der hungernden Bauern nur so lange, als den Gutsherren daraus ein Geschäft blüht. Der Antrag wurde schließlich abgelehnt unter der Motivirung, daß die Getreidepreise sehr hoch seien und ein Sinken nicht zu befürchten sei. Es giebt also innerhalb der Semstwos selbst bei jeder Nothstandsaktion Interessenkämpfe. Sie wollen die Unterstützung, aber nicht zu reichlich und unter gewissen Bedingungen, welche den Gutsherren zu Gute kommen.

Der Konflikt mit der Zentralgewalt wird schon in den Regierungsbezirken eröffnet. Der Isprawnik als Vertreter der Regierung widersetzt sich der Anerkennung des Nothstandes. Denn seines Amtes ist es, dafür zu sorgen, daß im Lande „Ruhe und Ordnung" herrsche, d. h. daß nichts vorkomme, was der Regierung unangenehm wäre. Und eine Unannehmlichkeit ersten Ranges ist allerdings eine Hungersnoth, die

der Regierung Geld kostet und den Beamten unendliche Scherereien verursacht. Außerdem, wenn der Nothstand anerkannt wird, so kann man auch bei der Eintreibung der Steuern nicht so energisch vorgehen. Und der Isprawnik weiß, daß darauf seitens seiner vorgesetzten Behörde im Gouvernement vor Allem gesehen wird, daß das der eigentliche Zweck seines Beamtendaseins ist. Er weiß zwar auch, daß die Bauern nicht viel geerntet haben, aber er denkt, wenn er zur rechten Zeit, also im frühen Herbst, mit der nöthigen Schneid zugreifen würde, so würde er schon die Steuern leidlich herausschlagen. Und nun soll er auf all das, worin seine gesammte, wiederholt belohnte Beamtentüchtigkeit besteht, verzichten — einer philanthropischen Liebäugelei mit dem Muschik zu Liebe! Das thut er denn auch nicht, sondern er hält es für seine Pflicht, dem Nothstand Opposition zu machen. „Es giebt keinen Nothstand", ist sein Prinzip für alle Fälle. Die Mißernte freilich kann er nicht bestreiten, aber er erklärt: „Es ist nichts Außerordentliches, es ist — wie immer!" Indessen die Semstwos um Abhilfe des Nothstandes petitioniren, antworten die Isprawniks und die ihnen unterstehenden Organe auf die Erkundigungen seitens der Gouvernements-Regierung: „Im Regierungsbezirk ist alles in Ordnung. Die Ernte war unbefriedigend. Doch herrscht kein außerordentlicher Nothstand. Es ist — wie immer!" Man hat sich in der russischen Oeffentlichkeit oft über diese stereotypen Antworten entrüstet. Für mich sind sie die furchtbarste Anklage des Systems, denn im Grunde genommen enthalten sie nichts als die Anerkennung des chronischen Nothstandes. Die Konsequenz der Tschinowniks ist freilich: da die Zustände keine „außerordentlichen" seien, so brauche es keine außerordentlichen Maßnahmen, also keine Unterstützung!

Um die Sache ein Bischen komplizirter zu machen, giebt es noch eine Beamtenkategorie, die bei der Bestimmung des Nothstandes ein gewichtig Wort mitzureden hat. Das sind die Landschaftshauptleute (Semskije Natschalniki). Diese haben die zwiespältige Aufgabe, für das Wohlergehen der Bauern und die Zucht unter ihnen Sorge zu tragen. Je nach ihrem politischen Standpunkt, ihrer Erziehung und ihrem Temperament legen sie auf die eine oder die andere Seite ihrer Beamtenmission das Hauptgewicht. Diejenigen, welche in der Zucht den Kardinalpunkt erblicken, stimmen mit den Isprawniks überein in der Opposition gegen den Nothstand. Es giebt aber unter ihnen immerhin eine erhebliche Zahl von unvoreingenommenen, einsichtigen Männern, welche sich des hungernden Bauernthums annehmen. Auch die Landschaftshauptleute mengen sich also je nach ihrem Standpunkt in den bureaukratischen Kampf um die Anerkennung der Hungersnoth ein. Sie

üben einen großen Einfluß, da durch ihre Hände die Beschlüsse der Bauerngemeinden um Gewährung von Unterstützung gehen, und ohne diese wird nichts gezahlt. Viele Landschaftshauptleute behalten planmäßig die Unterstützungsgesuche der Bauerngemeinden so lange im Pulte, bis es zu spät wird. Notorisch laufen viele solche Schriftstücke beim Gouvernement erst nach der nächsten Ernte ein. Wehe den Bauern, wenn der Landschaftshauptmann von der Art jenes Mannes ist, von dem Graf L. L. Tolstoi (Sohn des berühmten Dichters) in seinem Rechenschaftsbericht über die Unterstützung von Nothleidenden zu erzählen hatte: „Der Landschaftshauptmann des Dorfes Petrowka sperrt — wie mir es alle Ortseinwohner erzählt und geklagt haben — die Bauern ins Arresthaus ein, wenn sie vor ihm den Hut nicht abnehmen oder nicht mit schweren Lastfuhren ihm vom Wege ausweichen. Er hat den meisten Bauern die Gewährung von Aussaat verweigert, weil sie mit mir zusammenkamen, um ihre Noth zu berathschlagen. Statt den Bauern anzuhören, der zu ihm mit der Bitte um Unterstützung kommt, schreit er seinen Schriftführer an, er solle den Muschik über Hals und Kopf davonjagen."

Was der Isprawnik und oft der Semsky Natschalnik im Kleinen thun, treibt die Gouvernemental-Regierung im Großen: die Opposition gegen die Anerkennung des Nothstandes. Das ist es ja, was jenen Kleinen das Rückgrat stärkt. Der Gouverneur sucht vor Allem die Zusammenberufung der Semstwos hintanzuhalten. Das gelingt ihm leicht, da zur außerordentlichen Tagung eine besondere Erlaubniß des Ministeriums des Innern nachgesucht werden muß, welches auch selbst in solchen Fällen sehr harthörig ist.

Läßt sich die Verschleppungsarbeit nicht weiter führen und die Semstwos treten zusammen, so beginnt der Kampf um die Bestimmung und Bemessung der Noth erst zwischen den Semstwos und dem Gouverneur, dann zwischen den Semstwos und der Zentralregierung in Petersburg. Die letztere schickte in den letzten Jahren besondere Bevollmächtigte in die Gouvernements, welche mit den Semstwos verhandelten. Neben der Größe der Unterstützungen spielt in diesen Verhandlungen eine große Rolle die Frage des Ankaufs des nöthigen Getreides.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Semstwos als Vertreter der Gutsherren an dem Ankauf des Getreides im Nothstandsgebiet selbst interessirt sind. Sie führen aber dafür auch sehr triftige allgemeine Gründe ins Feld. Vorausgeschickt sei, daß die Hauptgründe zum Ankauf des Getreides außerhalb des Nothstandsgebiets diese sind: 1. die hohen Getreidepreise im Gebiet der Mißernte, 2. eventuell die Unmög-

lichkeit, die nöthige Quantität aufzutreiben. Die Semstwos antworten aber darauf, daß das Getreide beim Ankauf in auswärtigen Gouvernements durch die Kosten der Zustellung vertheuert werde, daß es zu spät ankomme, währenddem rechtzeitige Lieferung besonders für die Aussaat eine conditio sine qua non ist, ja, daß das auswärts gekaufte Getreide manchmal in Folge der schlechten Kommunikationsmittel überhaupt nicht ans Ziel gelange. Um diese Argumente zu würdigen, müssen wir uns eine kurze Abschweifung über die russischen Kommunikationsmittel gestatten, die ja auch außerhalb ihres Zusammenhanges mit der Nothstandsaktion ein Interesse bieten.

* * *

Wir haben schon bei verschiedentlichen Erörterungen des Getreidehandels in Erfahrung gebracht, daß die Hauptmasse des Getreides an die Hafenplätze der Wolga per Achse ankommt, und zwar selbst auf Entfernungen von 100 bis 150 und mehr Kilometer. Gilt es nun, Getreide in die hungernden Dörfer zu schaffen, so spielen dabei die spärlichen Eisenbahnen eine geringfügige Rolle; die Hauptmasse wird auf der Wolga nach wenigen Landungsplätzen befördert, und nun beginnt die schwierige Arbeit der Zustellung per Pferdefuhren in die einzelnen Bestimmungsorte.

Man sollte meinen, in einem Lande, wo es so wenig Eisenbahnen giebt, müßte den Landstraßen umsomehr Sorgfalt zugewendet werden. Dem ist aber nicht so, und die russischen Wege sind in keinem besseren Zustand, als in China. Es gab nach einer russischen amtlichen Zusammenstellung Straßen mit festem Untergrund:

in Frankreich auf 1 Quadrat-Werst	490	Ssaschen
„ England „ „ „	338	„
„ Preußen „ „ „	64	„
„ Rußland „ „ „	28	„
„ Gouvernement Ssamara auf 1 Quadrat-Werst	18,6	„

Das ist der Zustand auf dem Papier. Wir haben aber auf unserer Wagenfahrt erst in Kasan, dann durch die Gouvernements Ufa und Ssamara genügend kennen gelernt, wie diese Straßen mit „festem Untergrund“ aussehen. Selbst die großen Militärstraßen sind verschwunden: die kunstvoll gebauten Chausseen sind im Laufe der Zeit aufgeschwemmt, mit den umliegenden Feldern und Wiesen gleich gemacht worden und mit Gras bewachsen; wäre nicht ihr Lauf durch die zu beiden Seiten aufgepflanzten Birken kenntlich gemacht, so würde man sie nicht mehr finden. Der gesammte Verkehr zieht den schmalen Pfad der Seitenwege vor, wo durch den häufigeren Verkehr zwischen den einzelnen Dörfern

sich leichter während der trockenen Zeit eine feste Bahn bildet; während der Regenzeit aber hört der Verkehr auf. Die Brücken sind in einem elenden Zustand, sie sind in keiner Weise auf Hochwasser berechnet und dienen denn thatsächlich nur, so lange der Wasserstand niedrig ist; der kurze Platzregen, der uns vor Bugulma überraschte, riß bereits Brücken herunter und zwang uns, einen Umweg zu machen: der Jamschzik versuchte nicht einmal, zur Brücke zu fahren, er wußte im Voraus, daß der Regen sie fortgerissen haben wird, und er hat Recht behalten. Der russische Wortschatz besitzt einen Ausdruck, der den Zustand am trefflichsten charakterisirt. „Rasputiza“ heißt Auflösen aller Wege und ist ebenso allgemein gebräuchlich, wie im Deutschen Herbstregen oder Frühlingswetter. Doch hier das Zeugniß eines Sachkundigen, und zwar ein amtliches:



Pilger auf der Landstraße.
(Sammelt für Kirchenbauten und Aehnliches.)

„In Ermangelung von Chausseen wird das Getreide ausschließlich auf den Grundwegen zwischen den Dörfern geführt. Solche Kommunikationsmittel sind, wie bekannt, überhaupt wenig geeignet zum Transport schwerer Lasten, hier aber in Folge der Eigenschaften des Bodens (Schwarzerde), theilweise in Folge der schlechten Instandhaltung, werden die Grundstraßen bei den Herbstregen fast undurchdringbar für Getreidefuhren.“ (Herr Klopoff über den Getreidetransport nach Ssamara.)

Unser Gewährsmann führt Beispiele an: Blos 7 Werst vor Ssamara befindet sich eine Stelle, die „Kosakenbrücke“, meistens aber „Kosaken-

dreck" genannt. „Während der Rasputiza brauchen die Fuhren, um diese 7 Werst bis zur Stadt zu passiren, manchmal mehrere Tage, durch ununterbrochenen Koth, bei ungeheuren Anstrengungen des Viehes und der Menschen." Er führt einzelne Fälle unter Angabe von Namen und Daten an, wo die Getreidefuhren mehrere Tage aus dem Kosakendreck nicht haben herauskommen können, das Vieh umfiel 2c. 2c. „Aehnliche Thatsachen kann man auch an vielen anderen Orten des Gouvernements Ssamara treffen — z. B. in Balakowo (ebenfalls sehr wichtiger Getreideplatz) war 1887 der Koth so groß, daß die Getreidefuhren der Bauern darin versanken; daß der von uns gewählte Ausdruck durchaus nicht übertreibt, beweist die Thatsache, daß ein Kirgise sammt seinem Kameel in diesem Koth ertrank. An einer Stelle haben die Bauern acht Fuhren Heu in den Schmutz abgeladen, um ihn passiren zu können; das Vieh wurde so müde, daß man es auf die Fuhren aufladen mußte, um es wegzuschaffen."

Aber auch die Beförderung des Getreides auf dem Wasserstrom der Wolga ist vor Allem an die Navigationszeit gebunden. Wird das Getreide nicht rechtzeitig zu Schiff gegeben, so läuft man Gefahr, daß es unterwegs einfriert und nun auf Wagen umgeladen werden muß.

Der Mangel an Kommunikationsmitteln verschärft überhaupt den Nothstand deshalb schon, weil nur auf dieser Grundlage die enorme Preissteigerung im Nothstandsgebiet ermöglicht wird.

Zu allen Umständlichkeiten und Unzuträglichkeiten kommt noch hinzu, daß der Transport des Unterstützungsgetreides sich auf die Bauern als eine neue Last legt, da die Behörden sie selbstverständlich zu billigen Frachten zwingen.

Wir wollen das Ganze in einem Beispiel illustriren — es stehen uns viele aus allen Gouvernements zur Verfügung.

Für den uns bekannten Regierungsbezirk Menselinsk im Gouvernement Ufa hat das Finanzministerium selbst die Lieferung von Getreide übernommen. Es hat große Mengen in den südlichen Gouvernements gekauft und sie dann über die Wolga und Kama befördert. Aber die Operation hat sich verspätet und der größte Theil des Getreides wurde wegen des Gefrierens der Kama schon beim Spassker Saton (Gouvernement Kasan) angehalten. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Getreide von da an per Achse zu befördern. Das geschah in folgender Weise:

Das Semstwo von Kasan beförderte das Getreide an zwei Grenzpunkte des Gouvernements. Den Gemeinden in Menselinsk, für welche dieses Getreide bestimmt war, wurde die Pflicht auferlegt, das Getreide von diesen Grenzpunkten aus nach den Bestimmungsorten zu befördern. Jedes Dorf hatte eine Anzahl Fuhren zu liefern. Die Bauerngemeinden auf dem Wege waren zur Einquartierung der Fuhrleute verpflichtet; sie durften als Entlohnung dafür 3 Kopeken (6 Pfennig) pro Fuhre und Mann verlangen. Alle 50 Werst waren Fütterungspunkte vorgesehen; die Regierung lieferte — jedoch für Bezahlung — 12 Pfund Hafer und 10 Pfund Heu pro Pferd. Die Fuhrleute erhielten nominell 1/7 Kopeke pro Pud und Werst, woraus sie das Futter der Thiere und alle Spesen zu decken hatten. Sie erhielten aber in Wirklichkeit weniger, denn die ersten 50 Werst wurden ihnen nicht bezahlt. Also wenn der Bauer 100 Werst zu fahren hatte, erhielt er nicht 1/7, sondern 1/14 pro Pudwerst. Trotz aller Sparsamkeit kamen die Bauern damit nicht aus. Trotzdem sie sich und die Pferde auf die geringsten Rationen gesetzt, hatten doch die Gemeinden noch ein Defizit zu decken.

Es wurden auf diese Weise 819000 Pud Getreide geliefert zum Ankaufspreis von 622490 Rubel. Zum Transport dieses Getreides allein durch den Regierungsbezirk Menselinsk waren 207600 Pud Hafer und 173000 Pud Heu im Gesammtwerth von 256000 Rubel nothwendig.

Die Lieferung von 1 Pud Getreide, das die Regierung mit 76 Kopeken kaufte, kam ihr vielfach auf 1 Rubel bis 1,20 Rubel zu stehen. Dabei sind noch verschiedene Transportspesen, wie Ausgaben für Säcke 2c., nicht mitgerechnet.

So hat diese Nothstandsaktion der Regierung eine Menge Geld gekostet und für die Bauern zunächst nur die Folge gehabt, daß sie sich selbst und ihr Vieh bis zum Aeußersten strapazirten und abhetzten, selbst wenn beim Transport alles klappte. Das war nun von vornherein nicht zu erwarten und die Fälle sind ohne Zahl, wo die Bauern, die von weither kamen, tage- und wochenlang warten mußten, bis man ihre Fuhren verladen hatte. Hier ein Beispiel: Ein Dorf im Zentrum des Regierungsbezirks erhielt eine schriftliche Anweisung auf eine bestimmte Menge Getreide zur Aussaat, das in Schugani, dem einen der erwähnten Grenzpunkte, abzuholen war. Sie fuhren hin, zeigten ihre Anweisungen — doch war für sie kein Getreide angekommen. Jetzt schickte man sie nach Tschelni, am anderen Ende des Regierungsbezirks. Dort war wohl Getreide vorhanden, doch hatten die Behörden am Orte keine Anweisung, diesen Bauern Getreide abzugeben. Schließlich fand sich doch ein entschlossener Beamter, der — wider die Regel — den Bauern auf eigene Verantwortung Getreide abgab. Aber für ihre Fahrten hin und her haben die Bauern nichts gekriegt: denn die erste Fahrt fiel in die

Zone von 50 Werst, die nicht bezahlt werden, und die zweite war außerhalb des Auftrags!

Nach dieser Abschweifung, die aber eigentlich keine war, kehren wir zu dem bureaukratischen Werdegang der Nothstandsaktion zurück.

* * *

Es ist gewiß, daß die Semstwos als die umfassendsten lokalen Organisationen sich am meisten dazu eignen, die komplizirte Operation des Einkaufs und der Vertheilung von Getreide in den Nothstandsgebieten auszuführen. Die von Petersburg hergesandten Spezialbevollmächtigten sehen sich bald rathlos vor einer Riesenaufgabe, die ihre Kräfte übersteigt, wozu auch noch weiter beiträgt, daß sie bei den Semstwos nicht gerade immer freundliches Wohlwollen finden, was ja nicht verwunderlich ist, da die Semstwos von diesen Spezialagenten sich in ihren Verwaltungsaufgaben beeinträchtigt sehen. Zur Charakteristik folgende kurze Epopöe, die der Adelsmarschall im Regierungsbezirk Sudschansk, A. W. Jewreinoff, der Oeffentlichkeit mittheilte und die auch sonst auf die Nothstandsaktion ein hübsches Streiflicht wirft. Die Begebenheit gehört in das Jahr 1897. „Im Monat Mai sahen wir, daß eine Noth bevorsteht an Aussaat für Sommergetreide und wir ersuchten um Bewilligung einer außerordentlichen Versammlung der Semstwos. Leider wurde uns das, trotz der Befürwortung seitens des Gouverneurs, nicht erlaubt. Im Oktober, als die Zeit der Felderbestellung bereits vorbei war, wurde vom Gouverneur eine Kommission aus den Vorsitzenden der einzelnen Semstwos und anderen Personen nach der Wahl des Gouverneurs, die mit der Sache gar nichts zu thun hatten, zusammenberufen, um über den Nahrungsbedarf der Bevölkerung im Gouvernement zu berathschlagen. Zu jener Zeit trat bereits ein Nothstand offen zu Tage, zumal das Getreide, welches man früher (also im Mai) zu 40 Kopeken kaufen konnte, jetzt 70 Kopeken kostete. Das ist ein trauriger Umstand, denn der Bauer muß das ihm während des Nothstandes gewährte Getreide nach seinem Geldwerth zurückerstatten. Weshalb es nöthig war, daß der Bauer 30 Kopeken pro Pud überzahlen soll, ist nicht zu fassen. Die Berathung brachte zu Tage, daß man 700 000 Pud Roggen zur Ernährung der Bevölkerung und etwa ebensoviel für Aussaat brauche, also zusammen ca. 1½ Millionen Pud. Wir haben uns bereits an das Ministerium des Innern gewendet, da wir kein Recht haben, mit dem Finanzministerium direkt zu verkehren. Das Ministerium des Innern theilte uns mit, daß das Finanzministerium in unser Gouvernement 700 000 Pud schicke. Wenn die Obrigkeit

spricht, müssen die Untergebenen schweigen; wir schweigen also und warten. Indessen geht der Monat Oktober zu Ende, schon ist November vorbei, Dezember ist es, und noch immer trifft kein Getreide ein. In vielen Familien herrscht der furchtbarste Hunger. Endlich wird die (ordentliche) Tagung der Gouvernemental-Semstwos eröffnet und auf diesem wird kundgegeben, daß man den Spezialbevollmächtigten Herrn Turbin erwarte. Da aber Herr Turbin nicht anwesend ist und Niemand weiß, wo er sich befindet, so werden nach allen Gegenden Rußlands Telegramme verschickt, um ihn aufzuspüren. Endlich findet man ihn und schickt mehrere Telegramme ab, auf die die Antwort eintrifft: „Werde kommen". Herr Turbin kommt wirklich, hält in der Versammlung eine große Rede und erklärt uns, daß er leider nur 100 000 Pud Getreide gekauft habe, und zwar in unserem eigenen Gouvernement, — und doch müssen (selbst nach dem Auftrag der Regierung) 700 000 Pud gekauft werden. Was sollen wir thun? fragen wir ihn. „Ich wollte — antwortet er — Euch vorschlagen, selbst den Einkauf zu besorgen". Daraufhin aber entstanden bei uns Zweifel, ob wir es wirklich mit einem Bevollmächtigten zu thun haben. Nein, so geht es nicht an! „Sind Sie ein Bevollmächtigter?" — „Ja!" — „Dann zeigen Sie Ihre Vollmacht, sonst werden am Ende wir verantwortlich gemacht." Doch Herr Turbin verreiste selbige Nacht noch, und nach einigen Tagen kam die Antwort, daß Herr Turbin wirklich Bevollmächtigter sei. Und so mußte es denn aber auch kommen. Denken Sie sich, es kommt in eine Gegend ein Mann, von dem Alle wissen, daß er gekommen sei, Millionen Pud Getreide zu kaufen. Es ist sehr begreiflich, daß nunmehr Jeder sein Getreide hält, bis die Preise steigen. So ist es auch mit dem Finanzministerium geschehen. Der Bevollmächtigte bot 70 Kopeken pro Pud — man forderte von ihm 75, er bietet 75 — man fordert 80 u. s. w. Und als das klar wurde, begriff das Finanzministerium, daß es eine Aufgabe über seine Kraft übernommen hatte."

Wir glauben, der Leser hat nun einigermaßen einen Begriff von den langwierigen Verhandlungen, welche zwischen den Semstwos und der Regierung stattfinden. Nun haben wir aber bis jetzt die Regierung selbst als etwas Einheitliches aufgefaßt, doch in Wirklichkeit ist dem nicht so. Die gesammte Ernährungsfrage beziehungsweise Nothstandsaktion untersteht dem Ministerium des Innern, ihm sind auch die Semstwos unterordnet. Allein die Getreideeinkäufe der Regierung werden vom Finanzministerium gemacht. Wir haben soeben gesehen, wie das Ministerium des Innern auf die Reklamationen des Semstwos von Sudschansk antwortete, das Finanzministerium habe den Auftrag

übernommen, und sich sodann um die Sache nicht mehr kümmerte. Hören wir aber, was der Vertreter des Finanzministeriums öffentlich Herrn Jewreinoff antwortete: „Der größte Fehler der Organisation der Ernährungsangelegenheit in diesem Jahre besteht darin, daß das Getreide zu spät gekauft wurde, viel später, als die Noth berechnet wurde, und der Getreidemarkt den Nothstand in Rechnung setzte und die Getreidepreise erheblich erhöhte. Und die Erfahrung dieses Jahres muß die Agenten der Regierung zu der Ueberzeugung führen, daß alle Geschäftstransaktionen in solchen Fällen nur dann Erfolg versprechen, wenn sie rechtzeitig, unter Uebernahme eines Risiko, abgeschlossen werden und wenn die Fürsorge um die Volksernährung in dem gleichen Moment beginnt, wo die ersten Anzeichen einer drohenden Noth sich zeigen. **Aber das Finanzministerium** konnte in diesem Jahre solche Spekulationen nicht anstellen; es ist — und auch das leider zu spät — nur in der Rolle eines Kommissionärs erschienen, und konnte sich der Sache der Volksernährung erst dann widmen, als das ihm vom **Ministerium des Innern** angetragen wurde." Das Finanzministerium schiebt also auf das Ministerium des Innern die Schuld für die Verschleppung der Nothstandsaktion; aber das Ministerium des Innern motivirt seine abschlägigen Antworten an die Semstwos stets damit, daß ihm das Finanzministerium die nöthigen Mittel verweigere!

Gegen das Finanzministerium wird übrigens auch noch der Vorwurf erhoben, daß es die Getreidelieferung in das Nothstandsgebiet benutzte, um von der Militärintendanz als unbrauchbar zurückgewiesenes Getreide aus früheren Jahren loszuwerden. Das Ministerium selbst gab für 1897 zu, daß es Vorräthe der Intendanz an die Nothleidenden abgeschoben hat und ein Theil des Getreides von den Semstwos zurückgewiesen wurde, weil es die giftige Beimischung von Mutterkorn in erheblichem Maße enthielt.

Sind auch die Ministerien der Finanzen und des Innern diejenigen, welche bei der Nothstandsaktion vor Allem in Betracht kommen, so sind sie doch nicht die einzigen. Das Ministerium für Ackerbau und Staatsdomänen und das Departement der Krongüter haben in der wichtigen Frage zu entscheiden, ob den nothleidenden Bauern gestattet wird, auf den Staats- und Kronländereien ihr Vieh zur Weide zu lassen, ein ungemein wichtiger Punkt beim Futtermangel; von ihnen hängt auch die Bewilligung der Holzsammlung ab, ebenfalls ein Moment von hervorragender Bedeutung, da die nothleidenden Bauern selbstverständlich kein Geld haben, um Heizmaterial zu kaufen. Das Ministerium der Kommunikationsmittel kommt in Frage: 1. für die Beförderung des bewilligten Getreides auf den Staatseisenbahnen; 2. bei der Organisation von Nothstandsarbeiten. Beim letzteren Punkte haben wiederum die Verwaltung der Staatsdomänen und jene der Krongüter — beide sind durchaus gesondert voneinander — mitzusprechen. Jedes russische Ministerium ist aber eine Regierung für sich, die in allen Dingen selbständig vorgeht und sich von den anderen nicht hineinreden läßt. In Folge dessen erhebt sich jedesmal, wenn eine Nothstandsaktion eingeleitet werden soll, ein wahrer bureaukratischer Wirbelsturm von Gesuchen, Relationen, Gutachten, Berichten, Protokollen, Bewilligungen, Verboten, Verfügungen und Bestimmungen 2c. 2c. Die Post und der Telegraph bekommen alle Hände voll zu thun und die Beamten der verschiedenen Ressorts jagen mit Glockengeläute durch die Dörfer — derweil hungern die Bauern.

Gesetzt nun, die Angelegenheit sei wenigstens so weit zum Abschluß gelangt — völlig zum Abschluß gelangt sie niemals, sie läuft durch das ganze Jahr und wird durch den Ausfall der neuen Ernte, ob diese nun gut oder schlecht, unterbrochen und ad acta gelegt —, daß die Semstwos erfahren, was und wieviel sie von der Regierung beziehungsweise von den einzelnen Ministerressorts erhalten werden. Immer ist es viel weniger, als sie verlangt haben. Jetzt beginnt ein neuer Kampf zwischen dem Gouvernemental-Semstwo und den Semstwos der einzelnen Regierungsbezirke. Denn jedes Semstwo möchte möglichst viel von der anfangs verlangten Summe erhalten und das Gouvernemental-Semstwo kann doch nicht mehr an die Regierungsbezirke vertheilen, als es in Summa erhält. Daneben entstehen noch mancherlei Ueberraschungen, Schwierigkeiten, an die man nicht gedacht hat. So liegt vor mir eine ansehnliche Korrespondenz zwischen dem Semstwo des Regierungsbezirks Ssamara und dem Gouvernemental-Semstwo von Ssamara über die Frage, wer die Kanzleikosten zu tragen habe, die dem Semstwo des Regierungsbezirks aus der Nothstandsaktion entstanden sind.

Sämmtliche Nothleidenden in ausreichendem Maße zu unterstützen, ist eine Idee, welche von den Semstwos von vornherein als Illusion zurückgewiesen wird. Und nach den von der Regierung vorgenommenen Kürzungen ihrer Forderungen bleibt so wenig, daß die Frage der Vertheilung an die Hungernden die größten Schwierigkeiten bietet. Man kürzt die Rationen und kürzt die Zahl der zu unterstützenden Personen.

1. Jeder Unterstützungsbedürftige erhält 35 Pfund Roggen pro Monat. Die Semstwos geben selbst von vornherein zu, daß das höchst ungenügend ist, daß es hinter dem Minimum des Bedarfs, welcher mit 48 Pfund angegeben wird, um 13 Pfund zurücksteht.

2. Das Gesetz rechnet, wie schon erwähnt, nach „Revisionsseelen". Daran wird im Allgemeinen festgehalten, das heißt es dürfen an keinem Orte mehr Personen Unterstützung erhalten, als dort vor einem Menschenalter lebten.

3. Das Gesetz rechnet nur mit Gemeindeangehörigen. Folglich wird die gesammte Bevölkerungsverschiebung seit 1858 ignorirt.

4. Männer von 18—55 Jahren bekommen nichts.

5. Kinder bis zu einem Jahre bekommen auch nichts.

Also sind es blos eine Anzahl Frauen, Greise und Kinder, welche Getreide zu ihrem Unterhalt vom Semstwo beziehungsweise von der Regierung erhalten.

Nebenbei wird aber auch noch Getreide zur Aussaat vertheilt. Das Gesetz schreibt wiederum unter Zugrundelegung der Zählung von 1858, die Gewährung einer Deßjatine Aussaat pro Mann und Hof (Landantheil) vor. Das ist so lächerlich winzig, daß die Norm gewöhnlich überschritten wird. Schließlich kommt noch die Gewährung von Futtermitteln in Betracht.

Wer aber glaubt, daß die Bauern diese, in geschilderter Weise mehrfach reduzirte Unterstützung anstandslos erhalten, der — kennt die russischen Verhältnisse nicht. Denn bei der Vertheilung des Getreides an die Bauern kommt wieder der Widerstreit der bureaukratischen Interessen zum Ausbruch, wie bei der Bestimmung des Nothstandes. Hier sei noch erwähnt, daß seit 1891 während eines Nothstandes besondere, ad hoc gebildete Behörden auftreten, die sogenannten „Ernährungskomites", die meistens vom Gouverneur ernannt werden, und die „Ernährungsverweser", die auf Anordnung des Ministeriums des Innern seitens der Semstwos aus im Nothstandsgebiet ansässigen Persönlichkeiten zu bilden sind und dem Landschaftshauptmann unterstellt werden. Man kann sich denken, wie sehr dadurch der allgemeine Wirrwarr vermehrt wird.

Wollte man alle Mißhelligkeiten und Widersprüche der Nothstandsaktion aufdecken, so müßte man ein eigenes Buch schreiben. Wir müssen uns darauf beschränken, einzelne Beispiele zur Illustrirung der allgemeinen Vorgänge anzuführen.

Wie es 1898 speziell bei der Lieferung von Aussaat zuging, sei an den Vorgängen im Gouvernement Ssaratow gezeigt. Das Gouvernemental-Semstwo verlangte, um die nothleidende Bevölkerung mit Aussaat zu versorgen, 982 201 Pud. Es entfiel dabei nach Berechnung des Semstwos auf jeden bedürftigen Bauernhof nicht ganz für zwei Deßjatinen Aussaat. Das Ministerium des Innern hat jedoch nur 775 000 Pud bewilligt, also um ca. 220 000 Pud, mehr als ein Fünftel, weniger. Doch auch ¾ Millionen Pud sind immerhin etwas. Jedoch als der Gouverneur im Frühling das Gouvernement bereiste, wurde er von allen Seiten mit Bittgesuchen der Bauern bestürmt, die noch keine Aussaat erhielten. Er wandte sich an das Gouvernemental-Semstwo. Dieses gab zu, daß von der Haferaussaat bis 15. Februar noch ca. ein Drittel der bewilligten Quantität nicht zugestellt wurde und daß auch die Lieferung der Weizenaussaat sich verspätete und zum Theil ausblieb, jedoch es führte einen triftigen Grund dieser Verzögerung an: es hatte Schwierigkeiten, um von der Regierung das zum Getreideeinkauf bestimmte Geld zu erlangen, ja es habe bis auf den Augenblick der Antwort nur einen Theil erhalten. Das Semstwo habe am 14. Januar an den Bevollmächtigten des Finanzministeriums um Anweisung von 220 000 Rubel telegraphirt. Dieser antwortete, daß er das Telegramm behufs Erledigung an das Handelsdepartement abgegeben habe. Am 20. Januar habe das Semstwo telegraphirt, daß ihm bereits die Mittel zur Erledigung der laufenden Geschäfte des bewilligten Getreideankaufs ausgegangen seien. Am 23. Januar verlangte das Semstwo abermals telegraphisch die bewußten 220 000 Rubel, um das bereits gekaufte Getreide zu bezahlen, und 100 000, um weitere Ankäufe vornehmen zu können; es fügte hinzu, daß es genöthigt sei, die Kassen des ordinären Semstwobudgets anzugreifen. Keine Antwort! Am 25. Januar war das Semstwo thatsächlich genöthigt, 35 000 Rubel aus eigenen Mitteln für von der Regierung bewilligtes Getreide zu bezahlen. Am 4. Februar mußte es weitere 25 000 Rubel auslegen. Am 5. Februar wandte es sich an den Gouverneur, um durch dessen Vermittlung das Geld vom Ministerium des Innern zu erlangen, da nunmehr auch die Mittel des Semstwos total ausgegangen seien. Endlich am 13. Februar erhielt das Semstwo 180 000 Rubel, statt der verlangten 320 000!

Um dem Leser ein zusammenhängendes Bild zu verschaffen, wollen wir für ein einzelnes Gouvernement den gesammten Verlauf der Nothstandsaktion schildern. Wir wählen das Gouvernement Wjatka. Also:

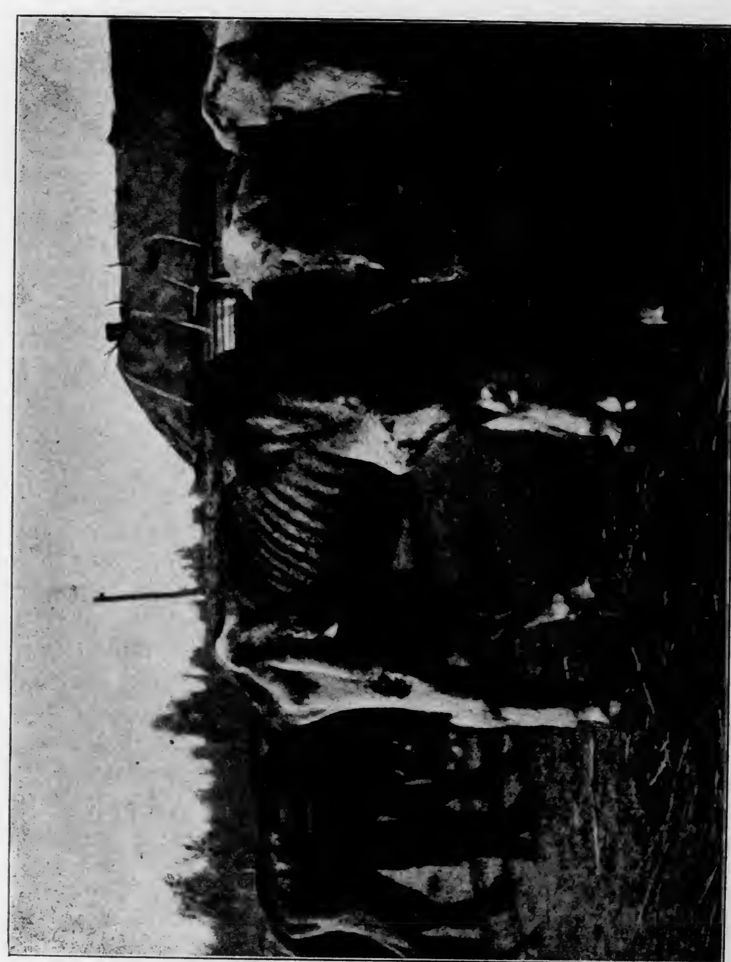
Wie ein russischer Gouverneur den Nothstand zum Schweigen bringt, aber in Petersburg nicht genügend gewürdigt wird, dann auf Urlaub geht, indessen unter dem Vizegouverneur die Bauern in einen Nothstand gerathen, bei seiner Rückkehr den blühenden Zustand wieder einsetzt, sodaß die unterstützten Bauern Ueberschüsse bilden und die Steuern eingehen!

Das Gouvernement Wjatka hat bereits 1897 ein schweres Jahr durchgemacht. Die Ernte war schlecht, deshalb verkauften die Bauern ihr Vieh, ja sie erfrechten sich sogar, zu hungern. Doch der Gouverneur von Wjatka, Herr Klingenberg, verstand es durch energische Maß-

nahmen, den Nothstand im Keime zu ersticken, was am besten dadurch bewiesen wird, daß die Eingänge an direkten Steuern die Vorjahre bedeutend überstiegen haben. Zwar erschienen Zeitungsartikel, welche behaupteten, das sei dadurch erreicht, daß man unter Anwendung von Arreststrafen die Steuern schon im frühen Herbst eintrieb, sodaß die Bauern gezwungen waren, ihre geringe Ernte gleich von dem Felde an den Händler abzugeben; doch wurde diese Ausstreuung einer politisch anrüchigen Presse durch ein kräftiges Dementi der Gouvernementsverwaltung widerlegt, welches besagte, daß keine Zwangsmittel behufs Erhebung der Steuern angewandt waren. Allerdings haben daraufhin die Zeitungen ein Reskript Nr. 8629 des Gouverneurs publizirt, welches die zwangsweise Eintreibung der Steuern anordnete, doch geschah dies nur, weil die ohne Präventivzensur erscheinenden Zeitungen der Residenz in ihrer Zügellosigkeit nicht einmal vor dem Dementi eines Gouverneurs zurückhalten. Und wenn im gleichen Jahre die Schnapseinnahme und die sonstigen Einnahmen, die nicht von der Gouvernementalverwaltung erhoben werden, zurückgingen, so ist das offenbar nur der geringen Tüchtigkeit jener Beamten anderer Ressorts zuzuschreiben.

Im Jahre 1898 war, wie wir wissen, die Ernte in Wjatka erst recht schlimm. Schon im frühen Frühling erkannten die Semstwos, daß ein Nothstand bevorstehe und von allen Seiten kamen Gesuche um die Bewilligung von außerordentlichen Tagungen. Man hatte nämlich schon an den Aufgängen des Sommergetreides gesehen, daß es schlimm wird· denn viele Bauern hatten eine schlechte Aussaat, viele überhaupt keine, viele andere wieder haben die Felder zu spät bestellt. Das vorangehende Jahr 1897 war denn doch ein Nothjahr, trotz dem Gouverneur. Die Semstwos beeilten sich diesmal umsomehr mit ihren Gesuchen um außerordentliche Tagungen, als ihr „Ernährungsfonds“ auf 220 000 Rubel zusammengeschmolzen war, während ein Bedarf von Millionen bevorstand, für den also das Reichskapital einzustehen hatte. Selbstverständlich wurden ihnen die Tagungen **nicht bewilligt**. Sie bombardirten das Gouvernement mit dringenden Telegrammen. Hilft nichts! Indessen wird es immer klarer, daß eine furchtbare Mißernte bevorsteht. Die Semstwos telegraphiren darauf los. Jetzt bekommen sie einen Rüffel dafür, daß sie die Sache „aufbauschen“. Die Semstwos machen Erhebungen und theilen erschreckende Ergebnisse dem Gouverneur mit. Der Gouverneur ignorirt es, einen Nothstand gebe es nicht! Aber die Semstwos petitioniren in Einem fort. Der Gouverneur erklärt, er werde schon selbst die Dörfer aufsuchen und 'mal sehen, was es giebt. Er thut es jedoch nicht, sondern bleibt ruhig zu Hause. Der Verwaltungsrath des Gouvernemental-Semstwos

sinnt nach einem Ausweg und will die statistischen Beamten der einzelnen Semstwos zu einer gemeinsamen Sitzung zusammenrufen — das wird verboten. Indessen vergeht die Zeit und der Gouverneur denkt: „Ich



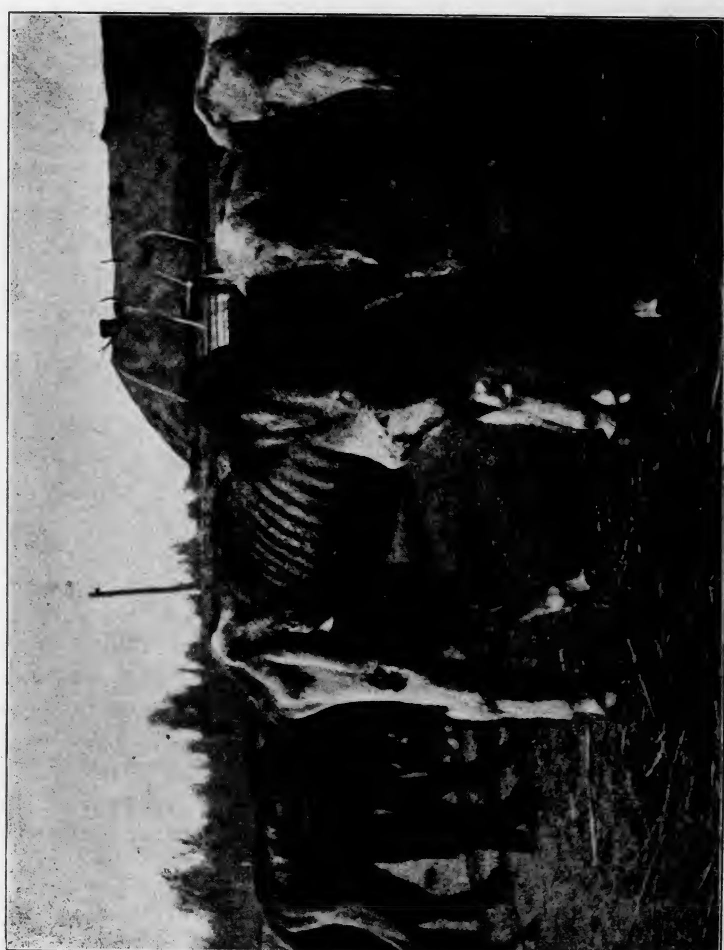
Von der Regierung an die Bauern gelieferte Pferde.

weiß, was ich weiß.“ Endlich werden die außerordentlichen Versammlungen der Semstwos für den 6. bis 15. Juli bewilligt. Da das Gouvernemental-Semstwo erst nach ihnen zu tagen hat, so wird seine Tagung für den 21. Juli anberaumt. Nun findet aber die Aussaat des Wintergetreides in jenen Gegenden zwischen Mitte Juli und Mitte

nahmen, den Nothstand im Keime zu ersticken, was am besten dadurch bewiesen wird, daß die Eingänge an direkten Steuern die Vorjahre bedeutend überstiegen haben. Zwar erschienen Zeitungsartikel, welche behaupteten, das sei dadurch erreicht, daß man unter Anwendung von Arreststrafen die Steuern schon im frühen Herbst eintrieb, sodaß die Bauern gezwungen waren, ihre geringe Ernte gleich von dem Felde an den Händler abzugeben; doch wurde diese Ausstreuung einer politisch anrüchigen Presse durch ein kräftiges Dementi der Gouvernementsverwaltung widerlegt, welches besagte, daß keine Zwangsmittel behufs Erhebung der Steuern angewandt waren. Allerdings haben daraufhin die Zeitungen ein Reskript Nr. 8629 des Gouverneurs publizirt, welches die zwangsweise Eintreibung der Steuern anordnete, doch geschah dies nur, weil die ohne Präventivzensur erscheinenden Zeitungen der Residenz in ihrer Zügellosigkeit nicht einmal vor dem Dementi eines Gouverneurs zurückhalten. Und wenn im gleichen Jahre die Schnapseinnahme und die sonstigen Einnahmen, die nicht von der Gouvernementalverwaltung erhoben werden, zurückgingen, so ist das offenbar nur der geringen Tüchtigkeit jener Beamten anderer Ressorts zuzuschreiben.

Im Jahre 1898 war, wie wir wissen, die Ernte in Wjatka erst recht schlimm. Schon im frühen Frühling erkannten die Semstwos, daß ein Nothstand bevorstehe und von allen Seiten kamen Gesuche um die Bewilligung von außerordentlichen Tagungen. Man hatte nämlich schon an den Aufgängen des Sommergetreides gesehen, daß es schlimm wird· denn viele Bauern hatten eine schlechte Aussaat, viele überhaupt keine, viele andere wieder haben die Felder zu spät bestellt. Das vorangehende Jahr 1897 war denn doch ein Nothjahr, trotz dem Gouverneur. Die Semstwos beeilten sich diesmal umsomehr mit ihren Gesuchen um außerordentliche Tagungen, als ihr „Ernährungsfonds“ auf 220000 Rubel zusammengeschmolzen war, während ein Bedarf von Millionen bevorstand, für den also das Reichskapital einzustehen hatte. Selbstverständlich wurden ihnen die Tagungen nicht bewilligt. Sie bombardirten das Gouvernement mit dringenden Telegrammen. Hilft nichts! Indessen wird es immer klarer, daß eine furchtbare Mißernte bevorsteht. Die Semstwos telegraphiren darauf los. Jetzt bekommen sie einen Rüffel dafür, daß sie die Sache „aufbauschen“. Die Semstwos machen Erhebungen und theilen erschreckende Ergebnisse dem Gouverneur mit. Der Gouverneur ignorirt es, einen Nothstand gebe es nicht! Aber die Semstwos petitioniren in Einem fort. Der Gouverneur erklärt, er werde schon selbst die Dörfer aufsuchen und 'mal sehen, was es giebt. Er thut es jedoch nicht, sondern bleibt ruhig zu Hause. Der Verwaltungsrath des Gouvernemental-Semstwos

sinnt nach einem Ausweg und will die statistischen Beamten der einzelnen Semstwos zu einer gemeinsamen Sitzung zusammenrufen — das wird verboten. Indessen vergeht die Zeit und der Gouverneur denkt: „Ich



Von der Regierung an die Bauern gelieferte Pferde.

weiß, was ich weiß.“ Endlich werden die außerordentlichen Versammlungen der Semstwos für den 6. bis 15. Juli bewilligt. Da das Gouvernemental-Semstwo erst nach ihnen zu tagen hat, so wird seine Tagung für den 21. Juli anberaumt. Nun findet aber die Aussaat des Wintergetreides in jenen Gegenden zwischen Mitte Juli und Mitte

August statt. Bis also das Gouvernemental-Semstwo seine Beschlüsse faßt, sein Gesuch abschickt, die Bewilligung eintrifft, das Getreide gekauft und zugestellt wird, wird es offenbar zu spät.

Das war die schlaue Berechnung der Verschleppungstaktik des Gouverneurs. Doch haben ihm diesmal die Semstwos wenigstens zum Theil einen Strich durch die Rechnung gemacht, denn sie haben auf eigenes Risiko noch vor der erwirkten Reichssubsidie Getreide für die Aussaat aufgekauft. Freilich immerhin zu spät, folglich auch zu theuer und schließlich in ungenügenden Mengen.

Als die Semstwos zusammentraten, wollten sie neben der Frage der Aussaat auch jene der allgemeinen Unterstützung der Bevölkerung erörtern. Jedoch dieses wurde ihnen verboten, denn auf der bewilligten Tagesordnung stand nur die Frage der Aussaat. Um also den allgemeinen Nothstand zu erörtern, mußte man nochmals zusammenkommen und zu dem Zwecke sich eine neue Bewilligung erwirken.

Der Gouverneur triumphirte und ging in die Ferien im Bewußtsein, daß im Gouvernement „Stille und Ordnung" herrschen.

Die neuen Tagungen konnten erst am 24. bis 27. August stattfinden und die Gouvernementalversammlung am 3. bis 4. September.

Die ersten Semstwoversammlungen haben — für Aussaat — 830 000 Rubel gefordert. Die zweiten Semstwoversammlungen, die in Abwesenheit des Gouverneurs stattfanden, haben folgende Kredite verlangt:

Zur Ernährung der Bevölkerung	2 439 400	Rubel
Für Sommeraussaat	2 998 954	„
Für Futtermittel	3 500 000	„

Es war, als wenn erst die Abreise des Gouverneurs das Land in einen wahren Nothstand versetzt hätte. Und die Herren in Petersburg leisteten noch diesem Jammerzustand Vorschub, indem sie einen Spezialbevollmächtigten nach dem Gouvernement schickten, um die Nothstandsaktion zu organisiren, ja selbst die Erhebung der Steuern wurde suspendirt. Da kehrte der Gouverneur von seinem Urlaub zurück — immerhin rechtzeitig genug, um die schlimmste Noth abzuwenden.

Der Gouverneur begann damit, daß er — aus Männern seiner Wahl — ein „Ernährungskomite" zusammenberief. Dieses Komite hat sofort die Forderungen der Semstwos um ein Drittel, die Hälfte, ja die Forderungen an Futtermitteln sogar um zwei Drittel gekürzt. Die Semstwos forderten die Anordnung von öffentlichen Arbeiten, zu welchem Zwecke sie einen Kredit von 1 470 000 Rubel sich ausbaten, — das Ernährungskomite erklärte dieses Verlangen, mit Ausnahme von 150 000 Rubel, durch nichts begründet.

Zu gleicher Zeit erließ der Gouverneur ein Zirkular, durch welches die Erleichterungen bei der Steuererhebung auf eine kleine Anzahl Dorfschaften beschränkt wurden.

Eine Anzahl Bauerngemeinden haben, ohne erst von den Behörden sich eine Erlaubniß dazu geholt zu haben oder sogar trotzdem diese Erlaubniß verweigert wurde, die winzigen Getreidevorräthe ihrer Gemeindespeicher untereinander vertheilt. Sie behaupteten, daß sie sonst verhungern würden. Um zu beweisen, daß dem nicht so war, wurde ihnen nunmehr das für sie bestimmte Semstwogetreide verweigert. Diese, die die Bewilligung der Unterstützung nicht haben abwarten können, blieben also überhaupt ohne Unterstützung. Aber schließlich hat auch ein Gouverneur, der sich zur Aufgabe gestellt hat, den Nothstand auszumerzen, ein menschlich Einsehen: im Januar kam also die Verfügung, daß auch den renitenten Nothleidenden, die aus ihren eigenen Speichern das Getreide geholt haben, die bewilligte Unterstützung gewährt werden soll, jedoch solle sie ihnen nicht ausgehändigt werden, sondern an die Gemeindespeicher abgeliefert werden, bis das muthwillig entnommene Getreide ersetzt worden wäre, dann erst sollten die Bauern das Semstwogetreide zu ihrer eigenen Ernährung erhalten. Nach sachkundiger Berechnung dürften die Bauern auf diese Weise erst gegen April oder Mai in den Genuß der mehrfach reduzirten Semstwounterstützung gerathen. Sollten sie vorher Hungers sterben, so stürben sie mit dem erhebenden Bewußtsein, ihre Schuld an ihre eigenen Getreidespeicher, die dazu bestimmt waren, sie vor dem Hungertod zu retten, richtig abgetragen zu haben. Der Gouverneur aber hat wieder Ersparnisse gemacht, indem er den resp. Bauern bis Januar überhaupt nichts zahlte, und außerdem hat er noch durch Füllung der Gemeindespeicher zugleich für die nächste Mißernte vorgesorgt.

Dieses energische und konsequente Vorgehen des Gouverneurs von Wjatka hat Wunder bewirkt.

Von den 830 000 Rubel, die für die Winteraussaat bestimmt waren, blieben 271 000 unverausgabt, weil es zu spät war. Also Ersparniß eines ganzen Drittels.

Das zur Ernährung der Bauern bestimmte Getreide wurde an der Wolga und Kama durch das Gefrieren der Flüsse angehalten. Rund 100 000 Pud gingen dabei durch Leckwerden der Schiffe unter dem Eisgang verloren — allein was verschlägt es, sintemal in Folge dessen statt der von den Semstwos verlangten ca. 9½ Millionen Pud blos 400 000 bis 500 000 rechtzeitig ankamen. Was aber nicht da ist, kann nicht verausgabt werden. Also war weitere Ersparniß.

Die Auslieferung von Getreide an die Bauern wurde bis zum Dezember und Januar verschleppt. So wurde z. B. für den Regierungsbezirk Malmisch die Zahl der Nothleidenden auf 100 000 bestimmt. Davon erhielten Unterstützung: im November 163 Personen, im Dezember 9971, im Januar 19 550. Aehnlich in den anderen Regierungsbezirken. Man berechne nun den Unterschied zwischen dem, was 100 000 Menschen und was 163 oder selbst 19 550 verzehren — der Unterschied ist eine Ersparniß zu Gunsten der Staatskasse.

Die Steuern sind ziemlich gut eingegangen. Selbst in den von der Noth am härtesten betroffenen Regierungsbezirken sind 40 bis 50 Prozent des normalen Betrags erhoben worden.

Man sieht, es klappte Alles. Und im Mai wüthete im Gouvernement eine furchtbare Skorbutepidemie!

* * *

Die ausführliche Darstellung der Vorgänge im Gouvernement Wjatka enthebt uns der Nothwendigkeit, weitere Einzelheiten zu erörtern. Ganz läßt sich die Materie überhaupt nicht erschöpfen. Willkürliche Kürzungen der Subsidie, Einkauf von verdorbenem Getreide, Verschleppungen, Zurückhaltung des bewilligten Getreides, Mogeleien und Drangsalirungen — darüber liegen uns Dutzende von Beweisen vor. Erwähnt sei nur noch, daß auch das Departement der Krongüter wiederholt die geringen Ernten der Bauern im Nothstandsgebiet mit Beschlag belegt hatte, um von ihnen die Pacht einzutreiben.

Die Getreideversorgung der Bauern während der Mißjahre machte dieselbe Entwicklung durch, wie der Ackerbau auf der russischen Schwarzerde überhaupt. Es war leicht, Getreidevorräthe für den Nothfall zu sammeln, als die Ernten der guten Jahre so groß waren, daß sie die Mißernten mit großem Ueberfluß deckten; ja es war zu Haxthausens Zeiten bei dem gering entwickelten Getreidehandel sogar schwer, die Getreidevorräthe loszuwerden. Haxthausen sah überall gefüllte Getreidespeicher. Er schreibt anläßlich einer statistischen Zusammenstellung über das Gouvernement Tamboff: „Zuerst muß uns der ungeheure Reichthum des Bodens im Verhältniß der darauf wohnenden Menschen auffallen. Welches Land in der Welt erntet in drei guten Jahren so viel, daß es nach Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse seiner Bevölkerung diese noch 4 bis 5 Jahre aus den Vorräthen ernähren könnte? Aber welcher Embarras des richesses! Man erstickt in seinem Reichthum, wenn Gott nicht aus Mitleiden zuweilen Mißjahre schickte! Diese kommen denn auch, durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, viel häufiger, als in anderen Ländern. Die Jahre 1831, 1832 und 1833 waren hier ganz oder theilweise Mißjahre. Da vermochte denn das Gouvernement von Tamboff aus den Vorräthen der früheren guten Jahren nicht blos das Bedürfniß zu decken, sondern auch noch 10 Millionen Quart Getreide nach dem Norden und Süden Rußlands zu solch hohen Preisen zu verkaufen, daß Gutsbesitzer, Bauern und Aufkäufer reich wurden und der Preis des Grundeigenthums um 50 Prozent stieg. Diese fruchtreichen Gouvernements sind einer eigentlichen Hungersnoth nicht ausgesetzt, wenn nicht 4 bis 5 Mißjahre hintereinander kommen, was doch noch nicht der Fall gewesen ist. Die Grundbesitzer, Gutsherren und Bauern sehen sich auch in dieser Beziehung vor. Ich habe schon angeführt, daß ich überall bei den Bauern eine Jahresernte, oft noch mehr, in Dimmen aufbewahrt fand für den Tschornidén, den schwarzen Tag!"

Aber auch Haxthausen wußte schon von Nothstandsgebieten zu berichten. Er schrieb: „Anders steht es mit den kornarmen Gegenden. Diese sind stets auf Zufuhren aus diesen kornreichen Gegenden angewiesen. Kommen bei ihnen nun ein paar Mißjahre hintereinander, so vermögen die kornreichen Gegenden, ungeachtet sie hinreichende Vorräthe haben, und vielleicht nicht einmal zu gleicher Zeit Mißjahre erleiden, ihnen doch nicht genug Lebensmittel zuzuführen, und es treten dann, wie vor ein paar Jahren in einigen Gegenden, eine entsetzliche Hungersnoth und in Folge dessen furchtbare Ereignisse ein!"

Nun wohl, die kornreichen Gegenden jener Zeit sind kornarm geworden, die Dimmen vorräthigen Getreides sind verschwunden, und kommt eine Mißernte, so giebt es überall Noth und nirgends Hilfe.

Die Getreideaufspeicherung für den Tschornidén ist zu einer Last geworden, zu der man jetzt die Bauern mit Gewalt zwingen muß. Einmal die geringen Ernten, dann die unter den Bauern eingetretene wirthschaftliche Differenzirung machen diese Einrichtung verhaßt, zumal da die Bauern für die Füllung der Getreidespeicher solidarisch haften.

Soweit die Getreideversorgung der nothleidenden Bauern. Wir haben noch einige andere charakteristische Operationen der offiziellen Nothstandsaktion zu erörtern.

Offizielle und offiziöse Nothstandsaktion.

Das fiskalische und militärische Staatsinteresse an der Erhaltung des Pferdebestandes. — Vorbeugungsmaßnahmen. — Die Pferdelieferung. — Oeffentliche Arbeiten. — Lieferung von Heizmaterial. — Das Rothe Kreuz und sein Werk.

Neben der Ernährung der Menschen ist die wichtigste Frage einer russischen Hungersnoth, wie wir wissen, die Erhaltung des Viehstandes der Bauern. Geht schon der Bauer als Mensch sogar das Finanzministerium an — denn, wenn alle Bauern verhungern, wer soll da noch Steuern zahlen — so gebietet die Staatsraison nicht minder die Erhaltung des Viehes, dieser wirthschaftlichen Grundlage des Bauernhofs. Wir haben an anderer Stelle gezeigt, welche Verwüstung die Hungersnoth von 1891 unter dem Vieh der Bauern angerichtet hat. Hier wollen wir nur einige Daten aus einem Aktenstück, das zwar als vertraulich bezeichnet ist, aber uns im Original vorliegt, anführen. Es bezieht sich auf die von der Militärverwaltung aus Rücksicht auf die im Interesse der Pferderemonte Anfang Mai 1899 vorgenommene Pferdezählung. Obwohl die Ergebnisse solcher Pferdezählungen für die früheren Jahre veröffentlicht wurden, ist für 1899 Geheimhaltung anbefohlen worden. Die uns zur Verfügung stehenden Angaben beziehen sich auf einen Kreis (Wolost) eines Wolga-Gouvernements und liefern zunächst folgenden Vergleich:

	Zahl der Arbeitspferde
20. August 1882	3939
10. Mai 1891	3282
10. Mai 1893	2918
10. Mai 1899	2716

Zwischen 1893 und 1899 muß eine Vermehrung des Pferdebestandes eingetreten sein, diese ganze Vermehrung ging während der Hungersnoth 1898/99 verloren, so daß Anfang Mai selbst gegenüber dem tiefsten Stand von 1893 ein Manko war. Gegenüber 1882 aber hat sich die Pferdezahl von Zählung zu Zählung und zwar im Schlußergebniß um fast ein Drittel vermindert.

Daneben zeigt sich aber noch, worauf das uns vorliegende Aktenstück die Militärverwaltung besonders aufmerksam macht, eine Entartung des Pferdes. Es vergleicht zu dem Zwecke die Zahl der militärisch brauchbaren Pferde für 1891 und 1893. Folgende Uebersicht zeigt das Ergebniß:

	Zahl der zum Militärdienst brauchbaren Pferde 1891	1893
Train 2. Ordnung	560	162
" 1. "	137	61
Artillerie	17	6
Reitpferde	1	—

Die Zahlen sprechen für sich.

Die Verhältnisse haben sich also soweit entwickelt, daß das fiskalische wie das militärische Interesse des Staates die Sorge um die Erhaltung des Pferdebestandes der Bauern zur dringenden Nothwendigkeit machten. Nun war ja das Problem an und für sich einfach genug: würde man den Bauern in genügenden Mengen Futtermittel liefern, so würden sie ihr Vieh konserviren.

Folgende Maßnahmen sind von den Semstwos und von der Regierung zunächst in Angriff genommen worden, um den Pferdebestand der Bauern im Hungergebiet vor Einbußen zu bewahren:

1. Lieferung von Futtermitteln, und zwar 10 Pud Heu (164 Kilo) und 9 Pud Mehl (147,6 Kilo) als Zugabe zu den groben Futtermitteln pro Pferd. Das sollte reichen für 6 Monate. Die in Aussicht genommene Tagesration pro Pferd war also ca. 920 Gramm Heu, vermengt mit 800 Gramm Mehl!

2. Aufkauf von Pferden bei den Bauern, die ihr Vieh zu einem geringen Preis verschleuderten, um

3. dieses aufgekaufte Vieh aufzufüttern und es im Frühling den bedürftigen Bauern auf Abzahlung zu verkaufen.

Bei der Durchführung dieser Maßnahmen trat derselbe bureaukratische Mechanismus in Funktion, den wir bereits bei der Getreidelieferung kennen gelernt haben. Das Ergebniß war, daß bei Weitem nicht die gesammte Zahl der bedürftigen Bauernhöfe angegeben wurde, daß die Lieferung sich verzögerte, daß die zum Ankauf von Pferden bewilligten Mittel nicht rechtzeitig eintrafen 2c. 2c. Der uns bekannte sparsame Gouverneur von Wjatka z. B. hat die Ministerialverfügung, durch welche schleuniger Aufkauf und Vertheilung von Futtermitteln angeordnet wurde, einen vollen Monat in seinem Pulte ruhen lassen und dann durch weitere Verschleppungstaktik und direkte Willkür es soweit gebracht, daß vielen Nothleidenden erst im Februar und März, statt,

wie angeordnet wurde, vom Oktober an, Futtermittel gewährt wurden, und zwar vier und selbst nur drei Pud Mehl, statt der bewilligten neun! Derselbe Gouverneur hat die Ministerial-Verfügung über den Pferdezusammenkauf direkt gefälscht, indem er den Semstwos den Passus unterschlug, wonach die Regierung eine bestimmte Geldsumme zu diesem Zwecke auswarf.

Man sieht hier den Gouverneur nicht nur den Semstwos Opposition machen, sondern die Maßnahmen der Petersburger Regierung durchkreuzen. Allein wie jedes russische Ministerium eine Regierung für sich, so ist jedes russische Gouvernement ein Staat für sich. Wie sehr die Gouverneure sich als Gebieter selbständiger Reiche fühlen, zeigt am besten die öffentlich beglaubigte Thatsache, daß 1891 einzelne Gouverneure auf eigene Faust und im schroffsten Widerspruch zu den Reichsgesetzen eigene Getreideausfuhrverbote, selbstverständlich im Gebiet des Gouvernements, erlassen und zur Kontrolle Grenzwachen aufgestellt haben!

Die Verschleierung des wirklichen Bedarfs, die zu gering bemessene Unterstützung, die Verschleppung und die Mogeleien haben es bewirkt, daß schon im frühen Frühling ein gewaltiger Schwund des Pferdebestandes, geschweige schon vom anderen Vieh der Bauern, im Nothstandsgebiet zu Tage trat. Es wurde klar, daß die Bauern schon allein in Folge Pferdemangels in großen Massen nicht im Stande waren, die Felder zu bestellen. Um dieser höchsten Noth abzuhelfen, entschloß sich die Regierung zu einer sehr kühnen Operation: dem Ankauf von Pferden in den Steppen Zentral-Asiens, um sie in das Nothstandsgebiet zu liefern.

Man beschloß, 40 000 Pferde, à 30 Rubel durchschnittlich, zu kaufen und sie den Bauern zum Selbstkostenpreis zu liefern. Obwohl diese Quantität von vornherein in gar keinem Verhältniß zum Bedarf stand, so wäre doch schon der Ankauf und die Beförderung von 40 000 Pferden auf Tausende Kilometer selbst in einem Lande mit guten Verkehrsmitteln eine komplizirte Aufgabe, wie anders aber noch in Rußland!

Die Pferde wurden wochenlang durch die magere Steppe getrieben, und als sie ankamen, meldete selbst der amtliche Bericht:

„Zweifellos ist der Ernährungszustand der in die von der Mißernte betroffenen Gouvernements gelieferten Pferde im Allgemeinen unter dem Durchschnitt ... Aber die Natur, welche das Vieh der Kirgisen unter schwere Lebensbedingungen gestellt hatte, hat ihm, besonders dem Pferde, eine unschätzbare Eigenschaft verliehen: die Fähigkeit der schnellen Auffütterung. Deshalb, wenn die Bauern am Orte Vorräthe von Futtermitteln besitzen, und dafür wurde vom Schatzamt, das dem Noth-

standsgebiet einen fast unbeschränkten Kredit eröffnete, vorgesorgt, so kann man mit einem solchen Pferde dreist arbeiten, ohne dessen Magerkeit irgendwie zu beachten.“



Sterbendes Regierungspferd.

Hoffentlich ist der Leser durch die vorangehenden Schilderungen der russischen Bureaukratie genügend vorbereitet, um nicht von dieser Logik aufs Haupt getroffen zu werden. Der Mangel an Futtermitteln beziehungsweise die ungenügende Staatsunterstützung war ja daran schuld, daß die Bauern ihr Vieh verloren haben, und nun

muthet man ihnen zu, die abgemagerten Steppenpferde erst aufzufüttern! Der Trost, die Steppenpferde seien von Natur mit der Gabe einer raschen Auffütterung versehen, nimmt sich wie Hohn aus, da es sich für den Bauern nicht um die Gabe der Natur, sondern um die leeren Speicher handelte und die Fütterungsgabe des Steppenpferdes für ihn nur bedeutete, daß dieses Pferd viel frißt!

Wir haben eine Partie dieser Pferde gesehen und wir müssen anerkennen, daß allerdings sehr viel „Dreistigkeit" dazu gehört, ihre „Magerkeit nicht zu beachten". Der Leser kann an der Hand der beiliegenden Moment-Photographien sich selbst eine Vorstellung von dem elenden Zustand der Thiere machen. Es war an ihnen buchstäblich nichts mehr als Haut, Haar und Knochen, sie schleppten kaum die Beine und nagten an dem kahlen Boden, der nur noch ein kaum sichtbares Gras zeigte, manche aber waren so schwach, daß sie nicht mehr auftreten konnten. Damit sollte dem Bauern geholfen werden!

Bei alledem kamen die Pferde zu spät an, da die Zeit der Frühjahrsbestellung fast vorbei war. Ferner waren es lauter junge Pferde, die man unter normalen Verhältnissen erst wochenlang abrichten müßte, um sie an das Geschirr und an die Arbeit zu gewöhnen. Schließlich ergab sich, daß ein bedeutender Prozentsatz der Pferde an Rotz erkrankt war.

So endete das große Rettungswerk des Pferdebestandes der Bauern!

Als weitere amtliche Unterstützung der Nothleidenden waren öffentliche Arbeiten gedacht. Das wäre vielleicht an sich das Zweckmäßigste, denn wahrlich der Bedarf an öffentlichen Arbeiten ist in Rußland groß genug. Es genügt, nur an die geschilderten Zustände der Landwege zu erinnern. Allein derselbe Umstand, der die Ausführung dieser Arbeiten planmäßig und langer Hand verhinderte — der Geldmangel und der bureaukratische Schlendrian —, der wirkte doch während des Nothstandes erst recht. Die Summen, welche die Regierung für öffentliche Arbeiten ausgeworfen hatte, waren lächerlich winzig. So z. B. für das ganze Gouvernement Perm 100 000 Rubel. Und auch diese sollten für solche Zwecke verausgabt werden, welche eine schnelle Erstattung des Geldes gestatten. Schließlich ergaben sich noch aus dem Nothstand selbst verschiedene Schwierigkeiten: Die Bauern drängten sich wohl in Mengen zu den Arbeiten, aber sie besaßen nicht nur keine sonst unter den Bauern gebräuchliche Werkzeuge, sondern sie mußten vielfach erst mit Kleidung versehen werden, um unter offenem Himmel arbeiten zu können; schließlich waren Bauern mit Fuhren, wie man sie z. B. für Waldarbeiten braucht, überhaupt nicht zu haben.

* * *

Schließlich sei noch erwähnt, daß man den hungernden Bauern hier und dort gestattete, Holz in den Staats- bezw. Kronwäldern zu sammeln. Diese Hilfe war selbstverständlich von vornherein auf jene Orte beschränkt, wo solche Wäldereien in der Nähe waren. Aber auch da fehlte oft die Erlaubniß und wo sie ertheilt wurde, kam es zu mancherlei Hinderungen und Chikanirungen. Meist wurde eine Frist von drei Tagen zum freien Holzsammeln gegeben, und es kam wiederholt vor, daß die Bauern, die weit von diesen Wäldern wohnten, die drei Tage benutzten, um erst das Holz im Walde zu sammeln, und als sie dann kamen, um es abzuholen, so war die Frist vorbei und sie mußten das gesammelte Holz bezahlen oder im Walde lassen! Das Ganze hing vollkommen davon ab, wie der einzelne Förster die Sache auffaßte. Wer den Wald „vom Bauern rein" halten wollte, fand tausenderlei formale Vorwände, um die Bauern zurückzuweisen, die oft mit ihren Fuhren Strecken von 15 bis 20 Werst hin und zurück umsonst machten.

* * *

Neben der offiziellen Unterstützung der Nothleidenden giebt es in Rußland auch noch eine offiziöse, jene durch das Rothe Kreuz.

Das Rothe Kreuz steht unter dem Protektorat der Kaiserin. Es besitzt eine fest gegliederte Organisation innerhalb jedes Gouvernements und zwar:

1. Das gouvernementale Verweserkomite unter dem Vorsitz des Gouverneurs;
2. Das Verweserkomite des Regierungsbezirks unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls;
3. Das Distriktkomite, bestehend aus dem Landschaftshauptmann und eingeladenen Personen.

Das sind also abermals die Tschinowniks, die wir schon bei der offiziellen Nothstandsaktion kennen gelernt haben. Man nennt deshalb im Volke nicht ohne Berechtigung das Rothe Kreuz das „Wohlthätigkeitsdepartement". Denn das Rothe Kreuz verfügt über keine anderen Mittel als freiwillige Spenden, nur daß seine Organisation und Verwaltung in den Händen der Beamten ruht.

Um wirken zu können, bedarf das Rothe Kreuz vor Allem der öffentlichen Bekanntgabe des Nothstandes. Schon deshalb, weil nur dann ihm Geld zufließt. Um in Aktion zu treten, bedarf das Rothe Kreuz also, daß die Verhältnisse mindestens bis zur Skorbut- und Hungertyphus-Epidemie gedeihen. Insofern ist seine Thätigkeit eine öffentliche Anklage gegen die offizielle Nothstandsaktion: denn wenn

diese das erfüllt hätte, was ihre Bestimmung ist, dann dürften keine Hungerkrankheiten aufkommen. Der Appell an das Rothe Kreuz ist die Anerkennung, daß die Streichungen und Verschleppungen der Getreidelieferung die Bevölkerung in den Hungertod getrieben haben. Wer aber ist das Rothe Kreuz? Der Gouverneur und seine Tschinowniks, welche jenen Zustand verursacht haben!

Zum Theil wohl im Gefühl dieses Widerspruchs werden von der Zentralverwaltung des Rothen Kreuz Spezialbevollmächtigte in das Nothstandsgebiet geschickt, die bureaukratische Abhilfe, die wir ebenfalls bereits kennen gelernt haben. Sehen wir nun die Ordnung an, die nunmehr entsteht:

1. In jedem Gouvernement erscheint ein Spezialbevollmächtigter des Rothen Kreuz. Er erhält ein Gehalt von 450 Rubel (950 Mark) monatlich und Reisespesen 20 bis 30 Rubel pro Tag.

2. Ihm werden mehrere Gehilfen beigegeben, die ein Gehalt von 300 Rubel monatlich erhalten.

3. Es werden nach Bedarf Aerzte, Studenten der Medizin, Feldschere und Feldscherinnen, barmherzige Schwestern engagirt. Studenten der letzten Kurse beziehen gewöhnlich ein Gehalt von 100 Rubel monatlich, Feldscherinnen 30 bis 35 Rubel.

Die unter 3. genannten Personen sind nur Vollzugsorgane.

Diese neue Organisation verdrängt nicht etwa die alte, sondern sie wird in sie eingeschaltet. Die Spezialbevollmächtigten, die von auswärts kommen, sind selbstverständlich auf die Ortskenntniß der ständigen Organisation angewiesen. Und sie gerathen unter ihrem Einfluß. Ich will hier einen Berufeneren sprechen lassen, den Landschaftshauptmann Nowikoff, von dem wir bereits die von einem warmen Gefühl durchdrungene Schilderung des Lebens des Muschiks angeführt haben. Herr Nowikoff ist dem Rothen Kreuz durchaus freundlich gesinnt, aber dessen Zwitterstellung ist seinem Beobachterauge nicht entgangen:

„Gott bewahre mich, auch nur ein Wort gegen den Verein des Rothen Kreuz zu sagen. Er thut, was er kann — mehr, als er kann. Sehen wir jedoch zu, was er kann. Ausgerüstet mit großen Geldmitteln machen sich die Bevollmächtigten mit ihren Gehilfen auf die Reise. Auf Jeden entfällt ein Gouvernement, oder wenigstens etliche Regierungsbezirke. Was können sie thun? Man erscheint beim Gouverneur und erfährt in der Sitzung des Ernährungskomites, welche Regierungsbezirke am meisten nothleiden. Aus der Gouvernementsstadt fährt man in die Regierungsbezirke und versammelt die Bezirksverweser. Hier erscheinen der Adelsmarschall, die Landschaftshauptleute und noch irgend

Jemand. Das ist dasselbe Komite, welches die Semstwounterstützung vertheilt. Da schreit der eine Landschaftshauptmann, daß bei ihm die Leute Hungers sterben: ihm wird mehr bewilligt; der andere tritt bescheidener auf — er erhält weniger, obwohl in seinem Distrikt die Noth größer ist; der dritte (er gehört zu jenen, welche den Nothstand leugnen) behauptet, daß bei ihm der reine Gottessegen herrsche: wie die Semstwounterstützung, werden die Einwohner seines Distrikts auch die Hilfe der Wohlthätigkeit nie zu Gesicht bekommen! Gewiß, die Bevollmächtigten werden den Regierungsbezirk nach allen Richtungen befahren; aber sie fahren in Begleitung derselben Landschaftshauptleute. Und ich übernehme es, Ihnen den gleichen Distrikt so zu zeigen, daß Sie erschrecken, und so, daß Sie gleichgiltig weiter fahren werden."

Das Rothe Kreuz übernimmt die Nothstandsaktion im weitesten Umfang: es errichtet Bäckereien, Speiseanstalten, ertheilt medizinische Hilfe, errichtet Spitälchen, organisirt Arbeiten.

Der erste Vorwurf, der gegen das Rothe Kreuz erhoben wird, ist sein Anschluß an die Administration, wie wir ihn bereits charakterisirt haben. Hinzuzufügen ist noch, daß das Rothe Kreuz grundsätzlich jenen keine Hilfe gewährt, die anderweitige, also Semstwounterstützung erhalten. Es vermeidet, auch nur in entfernteste Kollision mit der Administration zu gerathen. Und als der Gouverneur von Wjatka die Bauern, welche ihre Getreidespeicher leerten, durch Entziehung der Unterstützung strafte, verweigerte jenen hungernden Bauern auch das Rothe Kreuz seine Hilfe. Das Rothe Kreuz will hauptsächlich unterstützen:

1. die nicht gemeindeangehörige Bevölkerung, 2. die Kinder im Schulalter (8 bis 14 Jahren), 3. die Skorbutkranken.

Der nächste Mangel der Thätigkeit des Rothen Kreuz liegt im Geldmangel. Es unternimmt viel mehr, als es leisten kann. Deshalb passirt es ihm oft, daß es bereits eröffnete Speiseanstalten aus Mangel an Mitteln eingehen lassen muß. Deshalb gewährt es auch durchaus unzureichende Rationen. Vor mir liegt ein gedruckter Bogen: „Die Ernährungsnormen der Speiseanstalten des Rothen Kreuz" — das Regulativ der Anstalten im Gouvernement Ssamara. Es wird darin als Norm für Schulkinder- und allgemeine Speiseanstalten pro 100 Personen angegeben:

Sauerkraut 1 Eimer, Hammelfett 3 Pfund (à 400 Gramm), oder Butter 2 Pfund, Essig 1 Flasche, Zwiebeln 2 Pfund, Kartoffeln 16 Pfund, Pfeffer und Salz.

Das ist die Zusammensetzung der Schzi. Wird aber ein Brei gekocht, so wird das Sauerkraut durch 16 Pfund Hirse ersetzt. Außerdem 1 Pfund Brot pro Kopf.

Das ist schon für größere Kinder als Tagesnahrung nicht gerade viel, für die allgemeinen Anstalten aber, also für Erwachsene entschieden viel zu wenig.

Skorbutkranke erhalten nach dem gleichen Regulativ zu den genannten Quantitäten noch 41 Pfund (russisch) Fleisch pro Tag, also 164 Gramm pro Mann und Tag, außerdem zweimal im Tage Thee. Eine Anmerkung lautet: „Wo Fleisch schwer zu beschaffen ist, wird solches durch Liebig Extrakt ersetzt." Bekanntlich enthält Liebigs Extrakt überhaupt keine Nährstoffe.

Nun ist aber nirgends der Unterschied zwischen dem, was auf dem Papier steht, und der Wirklichkeit größer, als in Rußland. Die Anstalten des Rothen Kreuz waren nicht in der Lage, das Regulativ genau durchzuführen, zum Theil weil die nöthigen Produkte im Hungergebiet nicht so leicht zu beschaffen waren, hauptsächlich aber aus Geldmangel. Das Rothe Kreuz gab in Ssamara durchschnittlich 2 bis 3 Kopeken (5 bis 7 Pfennige) pro Kopf aus und nur für Skorbutkranke 12 Kopeken — damit war nicht mehr als dünne Bettlersuppen zu liefern.

Dem Rothen Kreuz werden die hohen Verwaltungsausgaben zum Vorwurf gemacht. Wir haben schon oben die Gehälter angeführt, die allerdings bei den Bevollmächtigten in Betracht des Umstandes, daß es sich um Unterstützung von Hungernden handelt, zu hoch erscheinen.

Das Rothe Kreuz soll wiederholt das Getreide viel zu theuer eingekauft haben. Nach Mittheilungen von durchaus zuverlässiger Seite in Ssamara kaufe das Rothe Kreuz „durchweg schlechte Lebensmittel". Auch sollen verschiedene Mogeleien vorkommen, ja simple Geldunterschlagungen. Fälle wurden uns genannt, wo verschiedene „Verweser" das Getreide für die Anstalten bei sich selber, und zwar zu einem höheren Preise einkauften. Wir erinnern an unsere Erfahrungen in Archangelskoje.

Dem Rothen Kreuz wird ferner Formalismus und Schlendrian vorgeworfen. Die Bäckereien bleiben manchmal stehen, weil nicht rechtzeitig für die Erneuerung der Mehlvorräthe gesorgt wurde. Zur Illustration eine kurze Szene, die ein Betheiligter öffentlich berichtete. Es sollte eine Sitzung des Ernährungskomites des Distrikts stattfinden. Alle waren beisammen. Jedoch wollte der Zufall, daß zu einer benachbarten Gutsbesitzerin der Isprawnik und der Militärchef des Distrikts zu Gaste kamen und der Vorsitzende des Ernährungskomites war von dieser Gesellschaft zum Kartenspiel eingeladen. Kurz entschlossen, erklärte er: „Da wir weder Geld noch Getreide haben, so giebt es auch nichts zu berathschlagen", schloß die Sitzung und stürmte mit dem Stanowoi

davon! Die Leser finden als Pendantstück dazu in unserer Reise den Fall, wo ein hungerndes Dorf drei Tage ohne Brot blieb, weil der Landschaftshauptmann vergessen hat, Mehl auszugeben. Oder folgendes erbauliche Stückchen: Ein Pope im Regierungsbezirk Laischeff, Gouvernement Kasan, erließ einen beredten Aufruf zur Sammlung für die Hungernden seiner Gemeinde. Wider Erwarten traf reichlich Geld ein, bis 50000 Rubel. Die Geldsendungen blieben aber auf der Post lagern, denn der geistliche Herr war tagelang total besoffen, in einem Zustand vollständiger Unzurechnungsfähigkeit und außer Stande, das Geld bei der Post abzuholen!

Doch wäre es falsch, nach diesen Einzelfällen ein Urtheil über Alle, die sich an der Arbeit des Rothen Kreuz betheiligen, abzugeben. Der Fehler liegt in der Institution, nicht in den Menschen. Er liegt in der allgemeinen Unzulänglichkeit der zum Kampfe mit dem Nothstand verfügbaren Mittel. Viele Speiseanstalten des Rothen Kreuz in Ssamara, die Anfangs für 30 bis 40 Personen berechnet waren, hatten 300 bis 400 zu ernähren! So werden denn die Rationen verringert. Kein Wunder, daß Bauern, die sich beim Rothen Kreuz ernährt hatten, skorbutkrank wurden. Welche Schwierigkeiten und Verdrießlichkeit dabei die im Dienste des Rothen Kreuz stehenden Männer und Frauen zu überwinden haben, zeigt folgender Situationsbericht von Anfang April 1899 aus Ssamara: „Die gegenwärtig am Orte wirkende Abtheilung des Rothen Kreuz ist in des Wortes buchstäblichem Sinne total erschöpft. Schon jetzt sind wegen Erkrankung zeitweilig aus den Reihen getreten: drei Gehilfen des Bevollmächtigten und, weil an Typhus erkrankt, ein Student der Medizin, eine Feldscherin und zwei barmherzige Schwestern. Um sich in einem Dorfe mit erkrankter Bevölkerung zurechtzufinden, um wesentliche Hilfe zu leisten und Speiseanstalten zu errichten, dazu braucht es großer körperlicher Mühewaltung — aber jedes Mitglied der Abtheilung erhält zu dieser Arbeit noch eine Anzahl neuer Anmeldungen (von Kranken und Bedürftigen), die eine schnelle Verrichtung derselben Arbeit von Neuem erfordern."

Wie ein Verzweiflungsschrei wirkt die Zuschrift einer barmherzigen Schwester, die im Dienste des Rothen Kreuz wirkte: „Bei uns hier — schreibt die Schwester — ist nur Leid, nur Jammer. Vom furchtbaren Hunger tritt jetzt in jedem Dorfe der Skorbut auf. O welch schreckliches Bild zeigt die unglückliche Bevölkerung! Es wäre eine gute Ernährung nöthig, um die Unglücklichen zu retten, die Mittel sind aber gering. Der Landschaftshauptmann bittet nur um Eins — möglichst wenig Speisehäuser zu eröffnen, er sagt: „Die Mittel werden nicht reichen, und

Alle kann man nicht satt machen. Wenn man aber die Kranken ohne Hilfe läßt, gehen sie zu Grunde. Deshalb haben wir mit dem Landschaftshauptmann beschlossen, selbst alle bereits eröffneten Speisehäuser zu schließen und alle Mittel zur Ernährung der Kranken zu verwenden."

Hier sei noch mitgetheilt, daß die Bauern wiederholt Skorbut simulirt haben. Sie zerrissen sich das Zahnfleisch zu förmlichen Wunden, um nur in die Speiseanstalt für Skorbutkranke aufgenommen zu werden. Die Armen hatten nicht so viel Geduld, um abzuwarten, bis sie durch eine regelrechte Entwicklung skorbutkrank wurden!

Die Intelligenz und die Hungersnoth.

Mit zwei Nebenstücken: 1. Die Zensur in der Provinz. 2. Die hungernden Volksschullehrer.

Der Kampf um Anerkennung des Nothstandes. — Die Zensur in der Provinz. — Die freie Presse der zwei Hauptstädte. — Auf der Reise zu den Nothleidenden. — Nothstandssport. — Unzulänglichkeit der privaten Hilfeleistung. — Der Kruschok in Ssamara und sein Kampf mit dem Gouverneur. — Was der Kruschok geleistet hat. — Dokumente eines seltenen Idealismus und der Opferfreudigkeit der Intelligenz. — Ein interessanter Bericht. — „Wozu all' diese Arbeit!" — Stilles Wirken. — Die hungernden Volksschullehrer.

Wir haben gesehen, welchen harten Kampf die Semstwos zu führen hatten, um den Nothstand zur Anerkennung zu bringen; wir wissen, welche mächtige Einflüsse sich dem entgegensetzten. Noch schlimmer als die offiziellen Vertretungen des Landes, waren selbstverständlich Privatpersonen daran, die sich bewogen fühlten, den verhungernden Bauern zu Hilfe zu kommen. Diese wären allerdings fähig, das gesammte Vertuschungswerk der Tschinowniks zu Schanden zu bringen, wollte man ihnen erlauben, ihre Wahrnehmungen im Nothstandsgebiet der Oeffentlichkeit mitzutheilen. Das mußte verhindert werden! Am Orte selbst war das ein leichtes Spiel, da die Provinzpresse unter Präventivzensur steht. Wir haben schon früher ein Kuriosum aus ihrer Praxis angeführt. An dieser Stelle mögen einige weitere Thatsachen mitgetheilt werden, da erst die Kenntniß der Handhabung der russischen Präventivzensur es begreiflich macht, wie man in Rußland die Oeffentlichkeit in und außerhalb der Staatsgrenzen über die Thatsachen hinwegtäuschen kann, daß Millionen Menschen verhungern.

* * *

Vor mir liegt ein Haufen Bürstenabzüge, wie sie in den Zeitungsdruckereien gebräuchlich sind. Sie alle tragen die Spuren der Thätigkeit des Zensors — es sind lauter verbotene Zeitungsmeldungen. Die Zeitung einer russischen Provinzstadt an der Wolga sammelte diese Früchte des

Zensoreifers während einiger Zeit und lieferte uns diesen Vorrath aus. Es sind wohlgezählte 73 einzelne Beiträge — kurze Notizen von wenigen Zeilen und große Artikel von mehreren hundert Zeilen —, die dem rothen Strich verfielen. Man findet darunter alles Mögliche, eine wahre Enzyklopädie des menschlichen Wissens. Um dem Leser einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des Stoffes zu verschaffen, will ich einzelne Stücke, die ich ohne Wahl meiner Sammlung entnehme, kurz charakterisiren:

1. Bericht — der sich streng an die Thatsachen hält — über Auftreten von Milzbrand unter den Arbeitern einer Schafpelzfabrik am Orte: doppelt roth durchstrichen, über die Verbreitung dieser Ansteckungskrankheit darf nicht geschrieben werden, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen. 2. Rohheit eines Universitätsprofessors bei einer Krankendemonstration — verboten. 3. Ausschnitt aus einer Petersburger Zeitschrift über den Fall Dreyfus — verboten, weil darin für die Freiheit der Presse plädirt wird. 4. Meldung von einer Beschwerde, welche ein Petersburger Journalist wegen des Verbots seines Buches führt — verboten. 5. Ein Dorfältester läßt die Bauern, welche mit ihren Steuern im Rückstand sind, niederknieen und in den emporgehobenen Händen schwere Ziegelsteine halten — verboten. 6. Ein Gymnasiast beging Selbstmord, weil er sich vom Lehrer verfolgt glaubte — verboten. 7. Bericht aus Sibirien über Verwendung von Militär zu Landarbeiten — verboten. 8. Ein Förster maltraitirt die Bauern — verboten. 9. Es werden „radikale Mittel" gefordert, um die städtische Verwaltung in Sibirien zu verbessern — „radikale Mittel" sind verboten. 10. Kaiserlicher Dank an den Gouverneur von Kasan für die Durchführung der Volkszählung — verboten, weil es im Regierungsboten noch nicht erschienen ist. 11. Referat über eine öffentliche Vorlesung des Professors Issajeff — verboten, weil darin die vermehrte Sterblichkeit der Bevölkerung erwähnt wird. 12. Mittheilungen über Fabriklöhne — verboten, weil es die Arbeiterfrage berührt. 13. Historische Anekdote über den Bischof Parphenj — er ließ einen Geistlichen, der keine „schmutzige Arbeit" verrichten wollte, Schnee schaufeln und dabei hersagen: „ich werde weißer sein denn Schnee" — verboten, weil man „in solchem Tone" von geistlichen Persönlichkeiten nicht sprechen darf. 14. Ausschnitt aus einer Petersburger Zeitung zur Begrüßung der Gerichtsreform in Sibirien — verboten, weil „nicht der Rede werth". 15. Ueber Privilegien der Adelsbanken — verboten, denn „der Adel ist der herrschende Stand". 16. Die Erinnerungen eines Arbeiters, eine Selbstbiographie — verboten, denn es berührt die Arbeiterfrage. 17. Zöglinge

geistlicher Seminare werden zum Universitätsstudium zugelassen — verboten. 18. In Sibirien werden chinesische Strafen angewandt — „überhaupt nicht verwendbar". 19. Eine Geisteskranke wird wegen Bettelei ins Gefängniß gesteckt, jedoch durch Zufall vom Staatsanwalt befreit — überhaupt nicht geeignet. 20. Verordnung des Finanzministeriums bezüglich der Arbeitsverhältnisse in den Fabriken — darf nicht publizirt werden. 21. Kritik des „europäischen Konzerts" — verboten, denn auch Rußland gehört zu diesem. 22. Durch eine falsche Meldung eines Telegramms hatte eine Familie viel Kummer — verboten, denn das Telegraphenamt ist eine Staatsinstitution. 23. Schlußzahl der Volkszählung — von der Volkszählung darf überhaupt nichts mitgetheilt werden. 24. Der Zwang für andersgläubige Schulkinder, das orthodoxe Morgengebet zu verrichten, wird durch allerhöchste Verordnung aufgehoben — darf nicht mitgetheilt werden, denn es würde eine „schlechte Wirkung auf die Gesellschaft" ausüben. 25. Historische Anekdote, Meinungsäußerung des Kaiser Nikolaus I. über Rob. Owen — verboten, denn es bezieht sich auf den Sozialismus. 26. Ein Hochstapler giebt sich für einen Anarchisten aus — verboten, das Wort Anarchist darf überhaupt nicht gebraucht werden. 27. Mogeleien von Eisenbahnbeamten — verboten, Staatsinstitution. U. s. w. Fehlen auch leitende Grundsätze, so ist doch ein System unverkennbar: systematisch wird alles unterdrückt, was irgendwie die Tschinowniks blosstellen könnte. Offenkundige, gerichtlich festgestellte Diebereien werden auf diese Weise vertuscht.

Der Zensor, dessen Praxis wir unsere Blüthenlese entnehmen, hat als gewesener Professor der politischen Oekonomie noch ein besonderes Faible für alles, was auf die Arbeiterfrage, Sozialismus, Anarchismus &c. Bezug hat. Er hat seinen Spürsinn nach „Verbotenem" auf diesen Gebieten offenbar krankhaft, maniakalisch entwickelt und unternimmt jetzt Streichungen, hinter denen man die Feder eines totalen Ignoranten vermuthet.

* * *

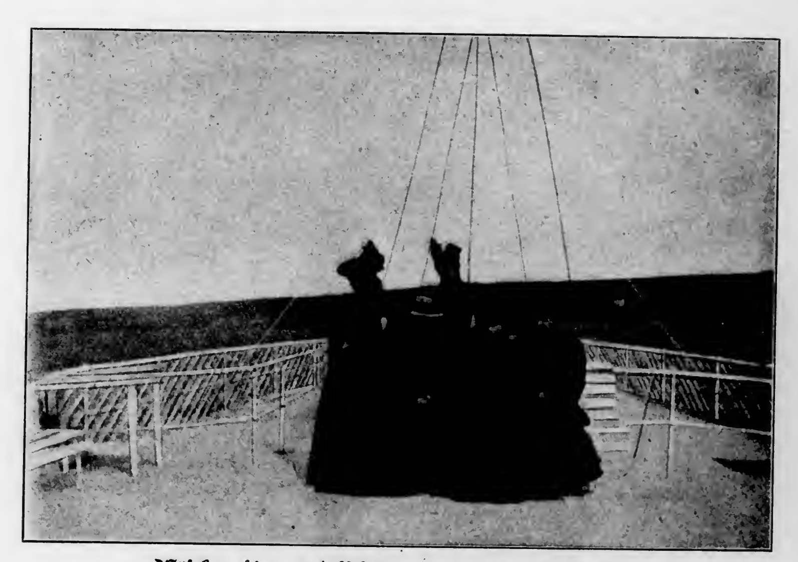
Die Zensoren der Provinzpresse haben lange Zeit mit einer unerschütterlichen Konsequenz alle Berichte über den Nothstand unterdrückt. Nicht aber zu verhindern war, daß einzelne Mittheilungen in die zensurfreie Presse der Residenz drangen. Zwar verweigerten die Telegraphenämter die Annahme von Depeschen, in denen nackte Zahlen aus dem Nothstandsgebiet mitgetheilt wurden, doch die Post konnte eine so weitgehende Kontrolle nicht durchführen. Zwar gab es Mittel genug, auch die Presse der beiden Residenzen zum Stillschweigen zu bringen, aber diese lagen außerhalb der Kompetenz der Gouverneure in der Provinz.

Die Zeitungen von Petersburg und Moskau wagten sich denn zuerst mit der größten Vorsicht an die heikle Materie heran. Als sie sahen, daß die ersten Meldungen ein Verbot weiterer Berichterstattung Seitens der Regierung nicht zur Folge hatten, wurden sie kecker; offenbar hielt man es an der Zentralstelle diesmal nicht für opportun, den Nothstand völlig zu ignoriren, wie es 1897 geschah. Jetzt begannen die Behörden der Provinz mit Dementis zu arbeiten. Es ist schwer zu sagen, wie lange dieses grausame Spiel auf Kosten der verhungernden Bauern fortgeführt worden wäre, wenn nicht der Zar durch eine plötzliche Spende in die Kasse des Rothen Kreuz dem Nothstand gleichsam seine allerhöchste Sanktion gegeben hätte. Nunmehr öffneten sich alle Schleusen der Zeitungen in den Hauptstädten wie in der Provinz und die Hungersnoth entsetzte alle Welt!

Damit waren die wichtigsten Hindernisse der privaten Wohlthätigkeit beseitigt. Die opferfreudige russische Jugend strömte in hellen Haufen in die nothleidenden Gouvernements, um den „hungernden Brüdern" zu helfen. Auf dem Dampfer zwischen Nischni-Nowgorod und Kasan begegneten wir ihnen zuerst. Wir bemerkten seit langem diese Gruppe bleicher Mädchengestalten, die immer beisammen waren und soviel miteinander geschäftig zu besprechen hatten, daß sie nur ab und zu, wie durch einen plötzlichen Ruck, dem prächtigen Panorama der Wolga-Matuschka ihre Aufmerksamkeit zuwandten, wobei wohl auch die Eine oder die Andere das bekannte Wolgamotiv anstimmte, um dann wieder in das eilige und nervöse Geschnatter einzufallen. Dann erfuhren wir, daß Zwei von ihnen sich in das Hungergebiet begeben, um Speiseanstalten zu leiten und die anderen Drei sie eine kurze Strecke begleiten — „ach, leider können wir jetzt noch nicht mit!" Und dann wurden wir angegangen, die Fünf zu photographiren — „denn, man sagt, es herrscht dort Hungertyphus und wir wissen nicht, ob wir noch einmal Alle zusammenkommen". Das wurde einfach, ohne jede Ziererei gesagt.

Wenn auch nur wenige Einzelne dem Hungertyphus zum Opfer fielen, so hatten doch Alle, welche ihre Aufgabe ernst nahmen, Strapazen und Mühseligkeiten im Uebermaß zu erdulden. Daß sich unter den Vielen, die sich zur Hilfeleistung im Nothstandsgebiet meldeten, auch Solche fanden, die ihre Sache sehr leichtfertig nahmen, haben wir selbst erfahren. Als die Bewegung allgemein und durch die Schenkungen des Zaren und der Zarin offiziell wurde, mengten sich fremde Elemente unter die Schaar von Jünglingen und Mädchen, die nur in aller Bescheidenheit und von ganzem Herzen helfen wollten, so viel sie konnten. Es kamen Damen der höheren Gesellschaft, die darin einen neuen Sport,

den Nothstandssport, erblickten, die nach neuen Reizen für ihre ermüdeten Sinne suchten und sich vom Bauern beinah betrogen fühlten, wenn dieser ihnen nicht mit vor Hungertollheit verzerrtem Gesicht entgegengrinste und wenn sie keine Leichen auf den Dorfstraßen fanden. Und es kamen Reporter, die nur nach Sensation lüstern waren. Eine selbstgefällige Wohlthätigkeit einzelner Protzen machte sich breit und suchte nach exzeptionellen Fällen, nach einer durch ihre Ausnahmestellung geadelten Noth; sie wollten mit ihrem Gelde biblische Wunder verrichten, wie Jesus, der die Todten zum Leben erweckte.



Mädchen, die zur Hilfeleistung ins Hungergebiet reisen.

Die Summen, welche diese private Wohlthätigkeit zusammengebracht hatte, waren äußerst gering. Sie standen weit hinter den Mitteln des Rothen Kreuz zurück und kommen gar nicht in Vergleich mit dem, was man z. B. in Sachsen, in Preußen oder in Bayern nach einer Ueberschwemmung aus privaten Mitteln zusammenbringt. Also im Verhältniß zum Bedarf des Nothstandes ist die private Wohlthätigkeit ein Tropfen auf einen heißen Stein, aber in beschränktem Kreise, an einzelnen Orten hat sie Ersprießliches geleistet.

Ich denke dabei vor Allem an den Verein in Ssamara, der allerdings unter ausnahmsweise günstigen persönlichen Verhältnissen sich zusammenfand. Die Persönlichkeiten, welche diesen Verein bildeten, wirkten bereits

in der gleichen Weise während der Hungersnoth 1891/92. Sie hatten also eine reiche Erfahrung hinter sich, die sie vor Illusionen und vor einer unnützen Kraftvergeudung schützte. Sie wußten, was sie höchstens erreichen können, und sie erstrebten das Ziel, das sie sich gesteckt hatten, mit Sachkenntniß und einer angemessenen Vertheilung der Kräfte. In dem Punkt 1 seiner „Instruktion" stellt sich der Verein zur Aufgabe, die Kinder vor Verhungern zu bewahren, und unter 2 schränkt er diese Aufgabe wie folgt ein: „Da er nicht darauf rechnen kann, ausreichende Mittel zu erlangen, um sämmtliche nothleidende Kinder (über 150000) zu ernähren, so wählt der Verein zu seinem Thätigkeitsgebiet die am meisten von der Noth betroffenen Ortschaften". Ich spreche vom „Verein", muß aber hinzufügen, daß die Vereinsbildung nicht gestattet war und daß deshalb die Persönlichkeiten, welche zur Hilfeleistung an die Nothleidenden sich zusammenfanden, von sich selbst stets als einem „Kruschok", Kreis von Personen, und später als einem Komite sprechen. Die Hauptschwierigkeiten, welche der Kruschok zu überwinden hatte, waren denn auch die Chikanirungen seitens der Gouvernements-Behörden.

Erst hat man ihm nicht erlaubt, in der Presse Aufrufe zur Sammlung zu publiziren. Der Kruschok nahm seine Zuflucht zu mündlicher und brieflicher Sammlung im Kreise seiner Bekannten. Der Kruschok wollte eine Theatervorstellung zu Gunsten der Nothleidenden veranstalten — das wurde verboten. Der Kruschok wollte öffentlich seinen Spendern danken — verboten. Der Kruschok wollte seine Abrechnungen publiziren, nichts als Namen und Zahlen — verboten unter der Begründung, dadurch werde für den Kruschok „Reklame" gemacht. Endlich geruhte der Gouverneur, den Kruschok anzuerkennen, er forderte von ihm aber nunmehr, daß er sich formell organisire und ein Komite wähle. Das geschah. Allein der Zensor — das ist in Ssamara der Vizegouverneur — wollte im Gegensatz zum Gouverneur das „Komite" nicht anerkennen und strich regelmäßig das Wort aus den Publikationen. So mußte der Kruschok mit dem Gouverneur als „Komite" verkehren, während er für den Vizegouverneur als Organisation nicht existirte, und nach der Auffassung des Vizegouverneurs stand der Gouverneur in Verbindung mit einem geheimen Verein!

Als der Kruschok seine ersten Speiseanstalten errichtete, erklärten an verschiedenen Orten die Behörden den Bauern, wer jene Speisung sich gefallen lassen werde, dem werde die Semstwounterstützung entzogen! Später wollte der Gouverneur durchaus den Kruschok in die Organisation des Rothen Kreuz einordnen. Der Kruschok erklärte sich dazu bereit unter der Bedingung, daß sein Wirkungskreis von den

anderen abgesondert werde. Da wurde das Projekt fallen gelassen. Nun ließ man ihn eine Zeit lang in Ruhe.

Zuguterletzt, als die Bauern den Speiseanstalten des Kruschoks selbst unter Verzicht auf die Unterstützung seitens des Rothen Kreuz zuliefen, wandte sich der Gouverneur schriftlich an den Kruschok beziehungsweise an das „Komite" mit folgendem, geradezu ungeheuerlichen Ansinnen: das Komite möge die Rationen seiner Speiseanstalten heruntersetzen, da der Unterschied zwischen diesen und jenen des Rothen Kreuz im Volke verschiedene Gerüchte hervorrufe und das Volk zu der Vermuthung führe, daß die Leiter des Rothen Kreuz sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen! Der Kruschok antwortete, daß er darauf nicht eingehen könne, da die Rationen bereits so niedrig seien, daß ihre weitere Verminderung zu einer völligen Erschöpfung der Kräfte der Bevölkerung führen würde. Das wurde denn auch durch die Thatsachen bestätigt, da in den Speisehäusern des Rothen Kreuz bald der Skorbut um sich griff. Auch das Rothe Kreuz sah sich darauf genöthigt, seine Rationen zu erhöhen.

Das Speiseregulativ des Kruschoks von Ssamara, das mir im Original vorliegt, giebt pro Person und Tag an: 100 Gramm Fleisch, 500 Gramm Brot und 1/80 Eimer Sauerkraut. Es sollte aber nicht jeden Tag Fleisch gegeben werden. Eine besonders üppige Nahrung war es also nicht.

Der Kruschok von Ssamara hat bis Ende Mai, da wir Ssamara besuchten, über 200000 Rubel gesammelt. Er ernährte damals rund 40000 Kinder. Mit dem Aufkommen des Skorbuts sah er sich veranlaßt, über die Schranken, die er sich zuerst gestellt hatte, hinauszutreten, und errichtete auch Speisehäuser für Skorbutkranke. Der Kruschok ernährte die Skorbutkranken so, daß sie hergestellt wurden, und bewahrte die von ihm ernährten Kinder vor Erkrankung. Aber er hat sich immer von Neuem überzeugen müssen, daß er nur Einzelne rettet und gegen die allgemeine Kalamität ohnmächtig ist, und er brachte das auch in seinen Berichten zum Ausdruck. So heißt es z. B. in einem dieser Rechenschaftsberichte: „Der Nothstand, den wir jetzt durchleben, hat, trotz aller bisher vorgenommenen Maßnahmen der Regierung, der Semstwos, des Rothen Kreuz und der privaten Wohlthätigkeit in vielen umfangreichen Gegenden seinen drohenden Charakter fast gar nicht geändert. In solcher Lage ist im Gouvernement Ssamara die nördliche Hälfte des Regierungsbezirks Bugulma. Der persönliche Besuch der Dörfer jenes breiten Gebiets durch ein Mitglied des Komites lieferte ein so unerfreuliches Material bezüglich der geringen Versorgung mit Lebensmitteln der Masse der Bevölkerung,

daß das Komite wieder zu der Ueberzeugung von der vollkommenen Unzulänglichkeit seiner Mittel, um die Aufgabe der Ernährung der Kinder halbwegs befriedigend zu lösen, gekommen ist."

Auch das, was er im Kleinen geleistet hatte, würde der Kruschok niemals zu Wege gebracht haben, ohne die thatkräftige und opferfreudige Unterstützung seitens der russischen Intelligenz. Aus den entferntesten Orten des Landes kamen junge Männer und Frauen nach Ssamara, um sich in den Dienst des Komites zu stellen. Ja sie bettelten förmlich darum, auf den schwierigsten Posten gestellt zu werden. Und als Dokumente des lebensfrischen russischen Idealismus, als das einzig Schöne und Herrliche, welches diese furchtbare und gräßliche Noth an den Tag gefördert hat, sollen hier etliche kurze Auszüge aus den an den Kruschok in Ssamara gerichteten Briefen der Intelligenz Platz finden, deren Originale mir vom Sekretär des Kruschoks, Herrn Prugawin, in liebenswürdiger Weise zur Einsicht und Abschrift gegeben wurden.

Ein junges Mädchen aus Moskau schreibt:

Sehr geehrter Alexander Stepanowitsch!

Beunruhigende Nachrichten aus den unter der Mißernte leidenden Gegenden veranlassen uns, unsere persönlichen Angelegenheiten zurückzustellen und Ihrem Verein unsere Dienste anzutragen. Ich persönlich habe keine medizinische Vorbereitung und habe nie Speiseanstalten geleitet, aber ich fürchte keine Arbeit, keine Entbehrungen, und wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein könnte auf irgend einem Dorfe, so kann ich sofort kommen, wie ich nur von Ihnen Nachricht habe, daß Sie noch Leute brauchen zur Aufsicht über die Speiseanstalten 2c. W. K.

Eine Volksschullehrerin Helene S. meldet sich:

Geehrter Herr!

Mein Bruder ging nach Ssamara, um den hungernden Brüdern zu helfen, ich aber habe vorläufig noch keinen Reisepaß, aber mein Herz ist dort, wo es so viel Leid giebt, ich sehne mich dorthin.

Ich bitte, flehe Sie an, schicken Sie mich dorthin, wo es Krankheiten giebt und Leiden, dorthin, wo Andere schon sich der Gefahr der Ansteckung preisgeben müssen: ich werde alles überwinden und thun, wenn Gott mir Kraft giebt.

Ein anderer Brief, der von einer Dame herrührt, der die Strapazen der Hilfeleistung an Hungernde und Kranke bereits bekannt sind und die trotzdem mit einer bezaubernden Schlichtheit sich in den Dienst des Volkes stellt:

Geehrter Herr!

Ich trage Ihnen meine Dienste an, um die Kranken zu pflegen. Ich habe schon während der Cholera- und Typhusepidemie im Semstwo Nowgorod als Heilgehilfin gedient. Ich bin zwar auch jetzt in Stellung, aber von ganzem Herzen möchte ich dorthin gehen, wo meine Hilfe nöthiger ist, als hier. Ich

will keine Belohnung und mein jetziges Gehalt genügt, um die Reise hin und zurück zu bezahlen. Aber ich habe sonst gar keine Mittel. Wenn ich bei Ihnen irgend wo bei einem Krankenhaus Unterkunft finden könnte und Raum, um etwas auszuruhen, und wenn sich auch für mich ein Stückchen Brot findet, so brauche ich nichts mehr.

Theilen Sie mir mit, wohin ich fahren muß und wo ich mich bei der Ankunft anmelden soll.

Geehrter Herr, ich will arbeiten und Ihnen zu Hilfe kommen, und bitte Sie deshalb sehr, verweigern Sie meine Bitte nicht und gestatten Sie mir, mit frischen Kräften die bereits Ermüdeten abzulösen. Ich hoffe.

Petersburg. O. P.

Ich flehe Sie an, mein Anerbieten nicht auszuschlagen.

Die folgende Epistel ist zugleich ein Beitrag zu der Frage „Väter und Söhne", doch nicht im Sinne des Widerspruchs, sondern in jenem der Harmonie:

Sehr geehrter Alexander Stepanowitsch!

Entschließe mich, Sie mit folgender Anfrage zu belästigen.

Mein Sohn, ein Sekundaner, möchte zusammen mit einem Kameraden Anfangs Mai irgend wohin reisen, um in den Speiseanstalten mitzuwirken. Allerdings bei ihrem Alter und geringer Erfahrung würden sie nur unter anderer Leitung mitthun können — sie würden sich aber sicher mit dem größten Eifer hingeben. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir in kurzen Worten mitzutheilen, ob bei Ihnen am Orte Gymnasiasten zur Arbeit in den Speiseanstalten zugelassen werden, ob solche Hilfsarbeiter von Nutzen sein könnten und ob ich meine Gymnasiasten an Sie richten soll?

Moskau. W. J.

Nunmehr eine kurze Korrespondenz, die das Thema „Väter und Söhne" in einer anderen Weise zum Ausdruck bringt, hinter der sich Konflikte bergen, die zum Vorwurf eines Romans dienen könnten. Ein junges Mädchen aus Twer M. A. L. bot sich wie die Anderen zur Hilfeleistung an. Kaum war die Antwort an sie abgegangen, als von ihr ein zweiter Brief eintraf, der lautete:

Geehrter Herr!

Erlaube mir, Sie nochmals zu belästigen, und bitte nur, mir mitzutheilen, ob ich bei Ihnen Arbeit finden würde und ob bei Ihnen noch ein Bedürfniß an Persönlichkeiten vorhanden ist, um den Hungernden zu helfen. Ich bringe Kleidung, Thee, Zucker und etwas Geld mit.

Die Antwort auf den ersten Brief kreuzte sich offenbar mit diesem. Und dann kam folgendes Telegramm an:

„Meine einzige Tochter will zu Ihnen ins Hungergebiet. Bitte Sie flehentlich, mitzutheilen, ob bei Euch Typhuskranke vorhanden."

Die Antwort war, daß es viele Skorbutkranke gebe, der Typhus dagegen fast nicht mehr zu finden sei. Das Mädchen kam nicht.

Zum Schlusse noch der Bericht eines im Auftrag des Kruschoks bereits thätigen Mannes, der ebenso für die Persönlichkeit wie noch mehr für die Zustände ungemein charakteristisch ist.

Sehr geehrter Alexander Stepanowitsch!

Ich bitte Sie, gefälligst in der nächsten Sitzung des Vereins Folgendes über die Zustände in Tatolka mitzutheilen.

Die Unterstützung der Kinder ist bei uns leidlich organisirt: von 437 Bedürftigen werden 333 ernährt, die Zahl kann vielleicht bis auf 400 gesteigert werden und dann werden fast alle Kinder satt sein.

Es wäre sehr angenehm, wenn auch ihre Mütter und Väter satt und gesund wären. Aber das gerade ist nicht der Fall. Es kommt die Zeit der Feldarbeit. Es sind Kraft, Gesundheit nothwendig. Wozu ist aber ein Kranker nütze? Was ist das für ein Arbeiter? So zeigt sich denn wieder in der Perspektive ein düsteres Bild. Man versäumt die kostbare Zeit. Die Feldarbeiten sind nicht gemacht — und die Hungersnoth ist wieder da. Da kann man schon nicht mehr in der Dürre, Heuschreckenplage und ähnlichen Dingen eine Ausrede finden. Gewiß, jetzt werden nicht alle Familien leiden, sondern nur solche, in denen es Kranke giebt, aber das ändert nicht das Wesen der Sache. Mir scheint, daß man bei der Unterstützung der Kinder allein nicht bleiben kann, wenn nur irgend welche Möglichkeit vorhanden ist, weiterzugehen. Und diese Möglichkeit muß gefunden werden.

Jetzt greift bei uns in Tatolka der Skorbut um sich. Einige Kranke (ich kenne etwa zehn) können nicht mehr aufstehen. Man muß diese Kranken gesehen haben, um die ganze Bitterkeit ihrer Lage zu begreifen. Sich bei lebendigem Leibe zu zersetzen, bei vollem Bewußtsein und unter furchtbaren Qualen! Ich weiß nicht, ob etwas qualvoller sein kann, als dieses?

Und so muß man Zeuge sein des langsamen Lebensunterganges vieler Ernährer ihrer Familien. Und zu alledem kommt das Bewußtsein, daß Weniges genügen würde, um diesen Kranken zu helfen: Thee mit Zitrone, warme, gesunde Nahrung u. A., das heißt Dinge, die wir, die Gesunden, tagtäglich haben und deren Wohlthat wir uns gar nicht bewußt sind, und das würde genügen, um ihnen auf die Beine zu helfen. Da bekommt man einen solchen Ekel vor der eigenen satten Existenz, daß man beinahe selbst krank werden möchte.

Bei uns giebt es auf 2000 Einwohner kein Heilpersonal, keinen einzigen Heilgehilfen. Wie ich kam, wurde ich von allen Seiten bestürmt, die Kranken zu besuchen. Aber was konnte ich thun? Ich konnte nur Einigen etwas Thee und Zucker geben, einige Arzneien zur Stärkung der Zähne und einen Schwall Mitleids- und Bedauerns-Redensarten zusammenschwatzen, um zuguterletzt vor mir selbst zu bekennen, daß ich gar nichts gethan habe. Aber in der ersten Zeit war ich in der Lage, wenigstens Kleinigkeiten den Kranken zu geben. Jetzt aber kann ich auch das nicht mehr. Mein eigenes Geld ist aus, und der Verein hat, wie mir bekannt ist, sich nicht zur Aufgabe gestellt, den erwachsenen Kranken zu helfen. Damit nicht genug, habe ich früher die Kranken mit der nächstens erfolgenden Ankunft eines Arztes vertröstet, da auf mein Andringen die Ortsbehörden einen Bericht über das Aufkommen des Skorbuts in die Wolostnoje Prawlenije an den Arzt des Semstwos, Herrn Glaschkoff, abgeschickt

haben. Jetzt kann ich auch das nicht mehr thun, weil ich vom Heilpersonal gehört habe, daß es keinen Sinn hat, das Volk umsonst in Unruhe zu versetzen, da der Skorbut in allen Dörfern auftritt und man ihn so wie so nicht heilen kann.

Also wird es bei uns für die Kranken keine Hilfe geben. Wenn es ihnen beschert ist, zu genesen, so werden sie von selbst genesen; wenn es ihnen beschert ist, zu sterben, so werden sie von selbst sterben. Vielleicht wird es auch so, doch scheint es mir, daß es ein Verbrechen wäre, keinen Finger zu rühren, um diesen Zustand der Dinge zu ändern. W. K.

Daß diese freudigen Mithelfer des Kruschoks meistens keineswegs vermögende Persönlichkeiten waren, sondern Leute, die auf ihre Arbeit



Pope und Feldscher von Romadan.

als Existenzquelle angewiesen waren und die dennoch ihre besser dotirten Stellungen verließen, um sich der aufreibenden und schlechter gelohnten Thätigkeit in den Speisehäusern des Kruschoks zu widmen, erhöht das Maß dieses uneigennützigen Strebens. Wie weit die Selbstaufopferung dieser Intelligenz ging, zeigt der Fall der Feldscherin Gan. Sie verließ eine gute Stellung, um sich der Thätigkeit im Hungergebiet zu widmen. Hier erhielt sie 30 Rubel monatlich. Da sie aber eine alte Mutter zu unterstützen hatte, so überließ sie dieser 27 Rubel und behielt für sich nicht mehr als drei Rubel (6½ Mark) monatlich. Das Ergebniß war, daß sie selbst skorbutkrank wurde.

Die Geschichte des Kruschoks in Ssamara ist die Geschichte der privaten Hilfe an die Nothleidenden überhaupt, nur daß man sich an

anderen Orten in weniger günstigen Verhältnissen befand und über noch geringere Mittel, geringere Umsicht und Erfahrung verfügte. An manchen Orten wurde lange Zeit Privaten überhaupt nicht erlaubt, Speisehäuser zu errichten. Und alle die Besten und Eifrigsten verzweifelten schließlich vor der ungeheuren Größe der Noth. „Wozu all' diese Arbeit? Selbst wenn wir das Volk dieses Jahr vor dem Verhungern retten, so wird es doch in der Zukunft Hungers sterben!" Welche schreckliche Wahrheit und bittere Anklage!

Indem ich von der privaten Hilfe an die Hungernden spreche, kann ich nicht umhin, zweier Männer zu gedenken, deren stille und emsige Hilfeleistung wir bewundernd zu schätzen gelernt haben: der Pope und der Feldscher von Romadan. Der Pope organisirte mit äußerst bescheidenen Mitteln Speisehäuser und Bäckereien in Romadan und den umliegenden Dörfern. Er kaufte rechtzeitig und zu billigen Preisen Getreide und Küchenvorräthe ein und regelte mit minutiöser Sorgfalt die Ernährung der Bedürftigen. Und wenn er auch dem Einzug des furchtbaren Feindes, des Skorbuts, nicht wehren konnte, so stand er doch getreulich Wache vor seiner Gemeinde und klopfte, und schrie, und rief, und schaffte Hilfe, woher er konnte. Der Feldscher aber ging von Haus zu Haus, notirte die Kranken, wusch ihre Wunden und salbte sie, er wußte, daß das Palliative sind, daß er nichts giebt, wenn er kein Brot und Fleisch giebt, aber er ging doch Tag für Tag mit unermüdlichem Eifer von Haus zu Haus, und half er auch nicht, so tröstete er durch sein Erscheinen und linderte für einen Augenblick den Schmerz.

* * *

Sprachen wir bis jetzt von Hungernden, so meinten wir die Bauern. Neben den Bauern giebt es aber im Nothstandsgebiet noch Andere, welche hungern: das sind die Volksschullehrer und Lehrerinnen. Groß ist ihre Zahl allerdings nicht. Denn die wenigen Volksschulen, welche von den Semstwos, von einzelnen Kirchengemeinden und von den Bauerngemeinden freiwillig errichtet wurden, erfordern nicht viel Personal und können noch weniger bezahlen. Die Schulen sind elende Bauernhäuser, in denen man bestenfalls sich höchstens den Luxus eines größeren Fensters gestattet. Unser Bild auf Seite 449, nach einer Petersburger Photographie, zeigt sogar ein besseres Exemplar einer Dorfschule, wie das ganze idyllische Bildchen aus einem „guten Jahre" stammt. Dürftig genug sieht dieser Musterbau trotzdem aus! Die Volksschullehrer erhalten nur ein Gehalt von acht bis zehn Rubel monatlich, das reicht in normalen Zeiten kaum zu einer dürftigen Existenz aus — wie aber, wenn nach einer Mißernte die Brot-

preise im Hungergebiet enorm steigen? Dann hungern die Volksschullehrer durch die Bank! Eine Volksschullehrerin im Gouvernement Kasan schrieb in einem, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe: „Wir haben in des Wortes buchstäblichem Sinne nichts zu essen. Die Krämer borgen keinen Groschen mehr, nirgends ist etwas zu holen. Wahrlich wir sind schlimmer dran, als die Bettler: diese können wenigstens Almosen sammeln." Zu der allgemeinen Noth kommt noch hinzu, daß die Gehälter der Lehrer nachweislich sehr unpünktlich ausgezahlt werden.

Auch um in Rußland Volksschullehrer zu werden, gehört viel idealistische Selbstaufopferung.

Die Hungersnoth und die Bauernbesteuerung.

Was der Bauer und was der Gutsherr an Steuern bezahlt. — Ungleichmäßigkeit der Steuersätze. — Die Organisation der Steuererhebung. — Die Konkurrenz der Ministerien. — Konfusion in der Administration. — Willkürliche Steuererhebung. — Uebervortheilung der Aermeren in der Bauerngemeinde. — Keine Steuerquittungen, keine Berechnung der Steuereingänge in den Bauerngemeinden! — Unterschlagungen von Steuereinnahmen. — Kompetenzstreitigkeiten. — Reformen, und warum sie nicht durchgeführt werden. — Der Gouverneur und die Steuererhebung. — Die wunderthätige Erscheinung des Vize-Isprawnik. — Die regelmäßig in Haft genommenen Dorfbehörden. — Sklavenhandel von Amtswegen. — Verschleuderung von Bauerngut, ganze Dörfer werden unter den Hammer gebracht. — Die Steuereintreibung und die Hungersnoth. — Zusammenhang zwischen den Steuerrückständen und dem fortschreitenden Niedergang der Bauernwirthschaft.

Wir haben gesehen, welche Konflikte sich zwischen der Steuererhebung und der Nothstandsaktion entwickeln. Jetzt müssen wir den Muschik als Steuerzahler einer näheren Betrachtung unterwerfen. Das ist in doppelter Beziehung von Bedeutung: einerseits wegen des Zusammenhanges zwischen der Hungersnoth und dem Steuerdruck, andererseits wegen der Rückwirkung der Hungersnoth beziehungsweise der fortschreitenden Verarmung des Bauernthums auf die Staatsfinanzen.

Die uns vorliegende amtliche Zusammenstellung, die im Buchhandel nicht erschienen ist, giebt als Durchschnittsbetrag der Staats-, Departements- (Landschafts-) und Gemeinde-Umlagen auf dem Bauernstand 124 Kopeken pro Deßjatine an. Zieht man die Gemeindeumlagen mit 19 Kopeken ab, so verbleiben 105 Kopeken, das sind 2,37 Mark. Ein Vergleich mit mitteleuropäischen Verhältnissen läßt sich aus vielen Gründen schwer durchführen, immerhin wollen wir ihn für Bayern versuchen. In Bayern war nach dem Budget für 1892/93 der Betrag an Grundsteuer 11,5 Millionen Mark, der Arealhaussteuer 0,73 Millionen. Das sind die direkten Staatssteuern, die der bayerische Landwirth, sofern er kein Nebengewerbe betreibt, zu bezahlen hat. Die landwirthschaftlich benutzte Fläche Bayerns ist 4,34 Millionen Hektar. Es ent-

fallen demnach in Bayern an Staatsumlagen insgesammt 282 Pfennige pro Hektar. Nun ist aber die durchschnittliche Roggenernte in Bayern 1290 Kilogramm pro Hektar, in Rußland nach Angaben des Statistischen Zentralkomites 39 Pud, also 639 Kilogramm. Der Ernteertrag ist in Bayern doppelt so groß, als in Rußland. Daraus ergiebt sich folgende Zusammenstellung:

	Staatssteuern in Rußland auf dem Bauernland	Staatssteuern in Bayern auf landwirthschaftlichen Grund und Boden
Pro Deßjatine bezw. Hektar . .	237 Pfennige	282 Pfennige
Pro 100 Kiloramm Roggen .	37 „	22 „

Der Unterschied verschiebt sich noch bedeutend zum Nachtheil Rußlands, wenn man in Betracht zieht, daß der Roggenpreis in Bayern stets viel höher ist, als in Rußland. Wir bleiben nach alledem noch immer hinter der Wirklichkeit zurück, wenn wir den Satz aufstellen, daß der russische Bauer eine mindest doppelte Steuerlast zu tragen hat, als der bayerische Landwirth.

Der russische Gutsbesitzer ist allerdings viel besser daran, denn er zahlt Alles in Allem an Staats-, Departements- und Standesumlagen (Gemeindesteuern zahlt er keine) volle 22 Kopeken, das sind 46 Pfennige pro Deßjatine. Der russische Gutsherr, der den besten Boden hat, bezahlt für sein Land an Steuern nicht einmal den fünften Theil dessen, was der Bauer zu bezahlen hat.

Gehen wir nun von den Durchschnittsberechnungen zu einer gesonderten Betrachtung des uns interessirenden Gebiets der Getreideüberschüsse, so finden wir Folgendes:

Durchschnittliche Steuerbelastung pro Deßjatine

	Bauernland	Gutsland
Mittleres Gebiet der Schwarzerde*. .	207 Kopeken	37 Kopeken
Südwest-Rußland**	185 „	37 „
Klein-Rußland***	150 „	42 „
Ost-Rußland†	67 „	10 „

Die Unterschiede nicht nur zwischen Bauernland und Gutsland, sondern der Besteuerung des Bauernlandes in den einzelnen Gebieten springen in die Augen. Damit ist die Mannigfaltigkeit aber noch nicht zu Ende: die Steuerbelastung wechselt von Gouvernement zu Gouvernement, von Regierungsbezirk zu Regierungsbezirk, von Gemeinde zu Ge-

* Die Gouvernements Woronesch, Kursk, Orjel, Pensa, Rjasan, Ssaratow, Ssimbirsk, Tambow, Tula.

** Die Gouvernements Wolin, Kijew, Podolien.

*** Poltawa, Charkoff, Tschernigoff.

† Wjatka, Kasan, Orenburg, Perm, Ssamara, Ufa.

meinde. Vergebens wird man versucht sein, darunter Unterschiede der Bodenqualität zu suchen: die Verschiedenheit der Steuerbelastung hat sich vielmehr geschichtlich herausgebildet, sie ist zum Theil bei der Umwandlung der alten Kopfsteuer in Grundsteuer mit übernommen worden, zum Theil ergab sie sich aus der verschiedenen Belastung bei der Bauernbefreiung beziehungsweise aus den verschiedenen Bedingungen der Loskaufoperation. Zu dem sehr bedeutenden Steuerdruck kommt also noch seine Ungleichmäßigkeit, die zu dem Reinertrag des Bodens oft in einem umgekehrten Verhältniß steht, so daß der schlechtere Boden die größere Steuer zu bezahlen hat, oder auch so, daß die landarmen Bauerngemeinden eine höhere Steuer bezahlen, als die mit vielem Land.

Dies das allgemeine Schema der russischen Bauernbesteuerung. Ein Kapitel für sich aber, und zwar, wie der Leser gleich sehen wird, ein sehr wesentliches, ist die Steuererhebung. Hier begegnen wir vor Allem abermals dem Chaos der russischen Administration.

Es ist bekannt, daß die russische Bauerngemeinde für das Einbringen der Steuern solidarisch haftet (Krugowaja Poruka), andererseits hat sie freies Ermessen bezüglich der Vertheilung der Steuern in ihrer Mitte. Der Vertreter der Gemeinde ist der Dorfälteste, der freilich keineswegs der Aelteste zu sein braucht. In einzelnen Gemeinden giebt es gewählte Steuereinnehmer, zumeist aber hat der Dorfälteste diese Funktion zu erfüllen. Der Dorfälteste liefert die Steuererträge an das Rentamt des Regierungsbezirks ein, und zwar muß das persönlich geschehen, er darf sich nicht einmal der kaiserlichen Post bedienen.

Außer den Rentämtern der Regierungsbezirke giebt es noch ein Rentamt des Gouvernements. Sie unterstehen dem Finanzministerium. Die Rentämter sind reine Rechnungskammern: sie versenden die Steuerlisten an die Gemeinden, sie registriren die Steuereingänge, sie besitzen aber keine Befugnisse, um die vollständige Einlieferung der Steuern zu betreiben.

Die Sorge für die Betreibung der Steuern, wenn sich Rückstände bilden, fällt der Polizei zu. Diese steht in keinem Zusammenhang mit den Rentämtern, sondern tritt in Aktion auf Anordnung des Gouverneurs. Dem Gouverneur unterstehen die Isprawniks, dem Isprawnik die Stanowoi Pristaws. Diese Organisation untersteht ihrerseits dem Ministerium des Innern, wobei aber der Gouverneur selbst, der vom Kaiser persönlich ernannt wird, keineswegs dem Minister untergeordnet ist.

Die Landschaftshauptleute, die über alle bäuerlichen Angelegenheiten Aufsicht führen, haben auch in den Steuerangelegenheiten

mitzureden. Nach der gesetzgeberischen Absicht sollten die Landschaftshauptleute dafür sorgen, daß keine Steuerrückstände entstehen, während die Isprawniks dafür sorgen, daß die Rückstände eingetrieben werden. Die Landschaftshauptleute treten in jedem Regierungsbezirk zu gemeinsamen Sitzungen zusammen. An diesen nimmt auch der Isprawnik Theil. Unter Anderem darf ohne Einwilligung seitens



Dorfschule.

dieser Körperschaften zur Subhastation des Bauerneigenthums wegen Steuerrückständen nicht geschritten werden. Sie unterstehen der Gouvernementalverwaltung.

Aber auch das Finanzministerium verfügt über besondere Organe, um den Eingang der Steuern zu fördern. Das sind die Schatzamtsabtheilungen (Kasjennaja palata) der Gouvernements, denen Steuerinspektoren unterstehen. Der Steuerinspektor hat Sitz und Stimme

bei den gemeinsamen Berathungen der Landschaftshauptleute, er hat im Allgemeinen dafür zu sorgen, daß eben — die Steuern eingehen!

So greifen bei der Ausführung der Steuergesetze das Finanzministerium und das Ministerium des Innern in- und durcheinander. Daraus entstehen fortwährende Kompetenzstreitigkeiten. Das Finanzministerium betrachtet die Einmischung des Ministeriums des Innern in die Steuerangelegenheiten als einen Einbruch in ein fremdes Gebiet und sucht seine Machtbefugnisse auf Kosten des letzteren zu erweitern; das Ministerium des Innern, welches das Heft in der Hand hat, vertheidigt mit aller Energie selbst die kleinste seiner Prärogativen. Ein Ergebniß dieses Streites ist z. B. auch das 1885 geschaffene Institut der Steuerinspektoren. Nach den Intentionen des Finanzministeriums sollten diese allmälig die gesammte Arbeit der Steuererhebung an sich ziehen. Allein der damalige Minister des Innern, Graf D. Tolstoi, verstand es, schon im Ministerrath bei der Ausarbeitung des Gesetzentwurfes eine solche Beschränkung ihrer Befugnisse durchzusetzen, daß das Finanzministerium diese weit ausgreifenden Pläne von vornherein hat fallen lassen müssen. Uebrigens mußte das Finanzministerium selbst zugeben, daß die von ihm in Aussicht genommene Zahl der Steuerinspektoren — 500 für das ganze Reich, je einer auf eine Viertel Million Einwohner — zur Erfüllung großer Aufgaben in jeder Weise unzureichend sei. Um aber mehr Steuerbeamte zu schaffen, dazu reichten, nach Erklärung des Finanzministers von Bunge, die Staatsmittel nicht aus.

Währenddem der Ispawnik und der Landschaftshauptmann nur bei der Erhebung der Steuern vom Bauernthum mitwirken, haben die Rentämter, die Schatzamtsabtheilungen, die Steuerinspektoren die Verwaltung sämmtlicher direkter Umlagen in Stadt und Land zu versorgen; andererseits haben die ersteren neben der Steuererhebung noch weitläufige andere Funktionen. So hat der russische Staat alle Mängel einer schlechten Administration, selbst solche, die sich scheinbar gegenseitig ausschließen, zu vereinigen gewußt: Viel zu viel Behörden, Ueberhäufung der Beamten mit heterogenen Aufgaben und Mangel an ausführenden Organen zu jedem einzelnen Zweck.

Um die Funktion dieses komplizirten und verworrenen Beamtenapparats zu würdigen, müssen wir an dieser Stelle noch etwas vorwegnehmen, was eigentlich in eine spätere Betrachtung gehört — man sieht, es macht Schwierigkeiten, ein anschauliches Bild von den russischen Zuständen zu entwerfen. Nämlich, die Steuerrückstände bilden einen stehenden Posten nicht nur im allgemeinen Staatsbudget, sondern in jeder Bauerngemeinde, sie sind immer da und häufen sich von Jahr zu

Jahr, verschwinden nie. Daraus ergiebt sich zunächst, daß die eben charakterisirten administrativen Organe stets Grund und Veranlassung haben, von den Bauern Steuern zu fordern, seien es rückständige, oder jene der zuletzt vertheilten Steuerlisten. Das Wichtigste aber ist, daß durch die Ansammlung von Rückständen jede gesetzliche Normirung des Steuerbetrags in der Praxis aufhört. Der Bauer muß stets gewärtig sein, daß neben dem Jahresbetrag der Steuern von ihm die Rückstände gefordert werden. Der Steuerzahler weiß es deshalb auch nie im Voraus, was er an Staatsumlagen zu entrichten haben wird. Denn die Eintreibung der Steuer und sämmtlicher Rückstände in einem Jahre ist eine Unmöglichkeit, die selbst die Ispawniks einsehen. Aber wieviel soll die betreffende Gemeinde in dem betreffenden Jahre Alles in Allem an Steuern und Rückständen bezahlen? Darüber bestimmt nicht mehr die Gesetzgebung, sondern das liegt im Ermessen der Ausführungsorgane! Wie das geschieht, darüber entnehmen wir folgende Charakteristik einer mindestens offiziösen Quelle:* „Aus einem Organ, das vor allen Dingen nach einer richtigen Anwendung der Steuergesetze zu sehen und die gerechten Anforderungen des Schatzamtes wahrzunehmen hatte, verwandelt sich der Steuerinspektor in ein Organ, das Steuerpolitik treibt: zusammen mit dem Ispawnik und manchmal mit dem Landschaftshauptmann bestimmt er fast nur auf den Augenschein, wieviel Steuern von der Bevölkerung erhoben werden können, wieviel sie bezahlen kann, ohne einen vollständigen wirthschaftlichen Ruin herbeizuführen, wobei etwa unrichtige Entscheidungen dieser eigenartigen Berathung durch die Unverantwortlichkeit der Körperschaft gedeckt werden und keine Berufung zulassen."

Der Steuerexekutor bestimmt demnach die Höhe der Steuer. Alle gesetzlichen Reglementationen werden durch das einfache Gebot ersetzt: Der Muschik zahlt, was die Polizei verlangt!

---

* N. Brschesky, „Steuerrückstände und Krugowaja Poruka der Bauerngemeinden." Dem Verfasser standen die Archive des Finanzministeriums zur Verfügung. Außerdem hat er im Auftrag des Finanzministers Witte, dem auch das Buch gewidmet ist, eine Inspektionsreise in die Gouvernements, welche die größten Steuerrückstände aufweisen, unternommen. Das Werk ist in der Buchdruckerei des Finanzministeriums gedruckt, die Angabe eines Verlegers fehlt. Der Verfasser giebt als unmittelbare Veranlassung seiner Untersuchung das von der Hungersnoth 1891/92 aufgedeckte finanzielle desastre an. Wir haben es offenbar mit der Flucht des Finanzministeriums an die Oeffentlichkeit zu thun — diese Vermuthung wird auch noch durch die sehr ausführliche Wiedergabe der Durchkreuzung der Projekte des Finanzministeriums durch das Ministerium des Innern bestätigt. Herr Brschesky ist gegenwärtig Vizedirektor des Steuerdepartements.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Zustände innerhalb der einzelnen Bauerngemeinde. Die Zeiten, wo die Steuervertheilung innerhalb der Gemeinde ein ungefähr gleichmäßiges Bild zeigte, sind vorbei. Die wohlhabenderen Bauern verstehen es, durch verschiedene Praktiken die hauptsächliche Steuerlast auf die ärmeren abzuwälzen. So zahlen nach amtlichen Ermittelungen im Gouvernement Ssamara „die ärmeren Ackerbauern, die 1 bis 5 Deßjatinen Land besitzen, fast sieben Mal mehr, dagegen die reichsten Bauern dreiundeinhalb Mal weniger, als sie zu zahlen hätten, wenn die Vertheilung der Steuern nach dem Vermögen der einzelnen Bauernhöfe stattgefunden hätte". Das Prinzip der solidarischen Haftung, die „Krugowaja Poruka", ändert nichts daran, da die reicheren Bauern es so zu wenden verstehen, daß auch die Rückstände nicht von ihnen, sondern von den ärmeren eingetrieben werden. Dazu kommt eine vollständige Verwahrlosung der Rechnungsführung in Steuerangelegenheiten seitens der Dorfbehörden. Herr Brschesky faßt seine aktenmäßige Darstellung des Steuerverfahrens innerhalb der Dorfgemeinde so zusammen: „In der bedeutenden Mehrzahl der Gouvernements ist bis auf die Gegenwart keine bestimmte Ordnung der Erhebung der Steuern, ihrer Aufbewahrung und der Rechnungsführung festgesetzt und die in dieser Beziehung erlassenen Regeln bleiben unangewandt. Steuerbüchlein wurden an einzelnen Orten eingeführt, aber die Zahlungen der Hofbesitzer werden entweder überhaupt nicht vermerkt oder diese Vermerkungen geschehen erst lange Zeit nach der Zahlung. Der Bauer weiß nicht, was er zu bezahlen hat, und kann auch nicht, da er keine Steuerquittung erhält, sich darüber ausweisen, daß und wie viel er bezahlt hat! Er ist der Willkür der Gemeindebeamten und der Polizei preisgegeben. „Noch immer sehr häufige Unterschlagungen der Steuergelder durch die Dorfbeamten, unzeitgemäße Einlieferung der Steuerzahlungen (an die Rentämter) und die vollständige Unsicherheit des Steuerzahlers darin, daß die bezahlte Steuer von ihm nicht zum zweiten Male wird verlangt werden — das ist es, was die gegenwärtigen Zustände auf diesem Gebiet der Steuerangelegenheit charakterisirt." (Brschesky.) Der Verfasser zitirt u. A. einen Erlaß des Ministers des Innern vom Jahre 1887, der konstatirt: „Unterschlagungen von Gemeindegeldern, Uebergriffe und Unthätigkeit der Behörden, offene Vergewaltigungen und Willkür, Nichtdurchführung des Gesetzes, Bestechung und andere Verbrechen und Vergehen im Amte sind im letzten Dezennium zur gewöhnlichen Erscheinung geworden, sowohl unter den Dorf- und Kreisältesten als unter den anderen Beamten der bäuerlichen Gemeindeverwaltung."

Zu dieser Unordnung und Willkür innerhalb der Bauerngemeinde kommt noch hinzu, daß die heterogenen administrativen Organe, welche die Steuererhebung zu überwachen haben, wie zu erwarten war, mit einander in Kompetenzstreitigkeiten gerathen und oft diametral entgegenlaufende Befehle ertheilen. Es kommen z. B. folgende Fälle vor:* Der Landschaftshauptmann befiehlt dem Dorfältesten, angesichts der Nothlage der betreffenden Gemeinde, die Steuererhebung nicht zu forciren, sondern nachzulassen. Der Dorfälteste verfährt nach dieser Instruktion. Dann erscheint der Isprawnik. Er zitirt den Dorfältesten: „Weshalb seien bis jetzt so wenig Steuern erhoben?" — „Zu Befehl, der Herr Landschaftshauptmann haben befohlen, heuer weniger streng zu verfahren." — „Wa—as! Du hast zu gehorchen, wenn ich anordne. Drei Tage Arrest, und daß mir keine Kopeke von der Steuer fehlt. Verstanden?" — „Zu Befehl!" Der Dorfälteste brummt drei Tage, und da er sehr gut weiß, daß der Zorn des Gewaltigen ihn noch empfindlicher treffen könne, drückt er die Bauern. Ueber eine kurze Zeit kommt wieder der Landschaftshauptmann. Er erfährt, daß so und so viel Pferde, Kühe ꝛc. behufs Eintreibung der Steuern verkauft wurden. Der Dorfälteste erklärt, daß es auf Befehl des Isprawnik geschah. Darauf der Landschaftshauptmann: „Ich bin Deine vorgesetzte Behörde, mir hast Du zu gehorchen, ich trage die Verantwortung. Verstanden? Drei Tage Arrest, und daß es mir nicht mehr vorkommt!" — „Zu Befehl!" ...

Die Mängel der russischen Steueradministration, für die man auf dem europäischen Festland Analogien nur noch in der Türkei findet, waren oft Gegenstand der Ministerberathungen. Es werden denn auch immerfort irgend welche Modifikationen daran vorgenommen, Ersprießliches ist aber bis auf den heutigen Tag nicht geleistet worden und nur noch die allgemeine Verwirrung wird durch die Einschränkungen und Erweiterungen der Befugnisse der einzelnen Ressorts vermehrt. Als eines der Hauptmomente, weshalb eine gründliche Reform der Steuerverwaltung nicht vorgenommen werden könne, gab 1885 der damalige Finanzminister Bunge offen an: die großen Geldmittel, welche zur Durchführung dieser Reform nöthig wären.

So sehr nun eine Reorganisation der russischen Steuerverwaltung an und für sich eine dringende Nothwendigkeit ist, so wäre es aber damit noch bei Weitem nicht gethan, denn das Grundübel liegt im Steuersystem, beziehungsweise in den Rückständen. Der russische Bauer ist zum ewigen Schuldner des Fiskus geworden. So lange dies der

* Aktenmäßig nachgewiesen bei Brschesky, Steuerrückstände ꝛc., S. 319.

Fall, hört jedes Steuermaß auf und der jedesmalige Steuerertrag ist das einfache Ergebniß eines Kampfes zwischen den steuerzahlenden Bauern und den Steuereinnehmern, der sich jedes Jahr von Neuem wiederholt. Die beste Steuerverwaltung würde unter diesen Umständen nicht wesentlich anders verfahren können, als jetzt die russische Polizei: sie würde Zwangsmittel anwenden müssen, um die Steuern „herauszuschinden“. Inwiefern ihr das gelingt, hängt schließlich vor Allem von der wirthschaftlichen Lage des Bauernthums ab.

Im Herausschinden der Steuern — der russische allgemein gebräuchliche Ausdruck ist „Herausprügeln“ — läßt sich nun freilich die russische Polizei kaum von Jemand überbieten. Wird sie doch vom Gesetz für das Eingehen der Steuern verantwortlich gemacht. Das bezieht sich auch auf die Gouverneure. Die bezüglichen Gesetzesparagraphen lauten:

§ 550. „Für Zulassung von Steuerrückständen werden diejenigen, welche durch Nichtausübung ihrer Machtbefugniß die gesetzliche Verantwortung dafür auf sich lenken, ohne Nachsicht bestraft.“

§ 551. „Die Gouverneure lenken auf sich im Falle ihrer Nachgiebigkeit (in Steuersachen) die gesammte Strenge der Gesetze und den gerechten Zorn des Gerichts.“

§ 553. „Ueberdies haften für die Steuerrückstände mit ihrem Vermögen der Gouverneur, die Mitglieder der Gouvernemental-Verwaltung und alle diejenigen, welche durch ihr schwaches Drängen auf die Erhebung der Steuern auch nur die geringste Vernachlässigung derselben bedingt haben.“

Es ist in der ganzen russischen Steuergeschichte kaum je ein Fall vorgekommen, daß ein Gouverneur in Steuersachen zu viel Nachsicht oder zu schwaches „Drängen“ gezeigt haben sollte. Ist nun schon die Sprache des Gesetzes deutlich genug, so ist jene der Verordnungen des Gouverneurs an die Isprawniks noch deutlicher und sie gewinnt überhaupt an Deutlichkeit, je weiter nach unten sie sich auf der Stufenleiter der Tschinowniks fortpflanzt. Das ist ja ein Gesetz, das man auch anderswo kennt; es genügt deshalb, wenn wir nur ein Beispiel zur Illustration anführen.

Der Isprawnik eines östlichen Gouvernements erließ an die Stanowoi Pristaws ein Zirkular „über persönliche Theilnahme bei der Erhebung der Steuerrückstände“. Er verweist zunächst darauf, daß in einigen Bezirken immerhin die bedeutende Summe von 19000 Rubel erhoben wurde, während aus den anderen die Steuern sehr schlecht eingehen, und fährt dann fort: „Diese 19000 Rubel, von denen ich eben

sprach, sind zusammengebracht worden dank der gelegentlichen Reise (wörtlich: dem Vorbeifahren) meines Vize, der bei seiner Ankunft in einem Dorfe, und wäre es auch zur Nachtzeit, den Dorfältesten zu sich forderte und ihm nachdrücklich befahl, sofort zur Erhebung der Steuern zu schreiten, und dort, wo der Herr Vize-Isprawnik nur etliche Stunden sich aufhielt, da wurde auch gleich an manchen Orten bis 100 Rubel erhoben, und wo der Herr Vize-Isprawnik einen Tag verblieb, da stieg der Ertrag bedeutend. Dieses Moment eben müßten auch die Herren Pristaws benutzen und die Steuererhebung nachdrücklich fortsetzen.“

Wodurch ist es aber bedingt, daß das persönliche Erscheinen des Isprawnik beziehungsweise der ihm untergebenen Polizeiorgane solche Wunder bewirkt? Die Antwort darauf giebt eine kurze Erörterung der Zwangsmittel, welche bei der Steuererhebung in den Bauerngemeinden angewandt werden.

Ueber die Dorfbehörden kann die Polizei wegen ungenügender Erhebung der Steuern, außer Geldstrafe, Haft bis sieben Tage im Einzelfall verhängen. Nach den Aufstellungen des Steuerdepartements kamen im Jahre 1891, dem großen Hungerjahr, in dem, wie allgemein anerkannt wird, bei der Steuererhebung eine bis dahin nicht gekannte Nachsicht geübt wurde, 6533 Verhaftungen von Dorfältesten und bäuerlichen Kreisvorstehern wegen Steuerrückständen vor. Von der Gesammtzahl der bäuerlichen Kreisvorsteher wurden 8 Prozent, von der Gesammtzahl der Dorfältesten 7 Prozent in Haft genommen. Herr Brschesky erklärt, daß diese Zahl noch hinter der Wirklichkeit zurücksteht.

Den säumigen Steuerzahlern selbst gegenüber werden folgende Maßnahmen angewandt:

1. Beschlagnahme der Einkünfte.
2. Verkauf der Immobilien.
3. Verkauf der Mobilien.
4. Wegnahme des dem säumigen Steuerzahler zufallenden Antheils am Gemeindeland.
5. Arrest.
6. Stellung unter Kuratel.
7. Steuersklaverei!

So absonderlich das klingt, so ist es doch nur der genaue Ausdruck eines wirklichen Vorganges. Jawohl, in Rußland wird noch Menschenhandel getrieben. Der säumige Steuerzahler wird, ohne befragt zu werden, an einen Arbeitgeber vermiethet. Er erhält persönlich keinen Lohn, bis die Steuerrückstände gedeckt sind, er muß jede

Arbeit übernehmen, für die ihn die Gemeinde verdungen hat, er kann von seiner Familie getrennt und unter Umständen selbst nach einem anderen Gouvernement verschickt werden, er kann in aller Form verauktionirt werden. Ja, noch mehr, die Steuersklaverei bezieht sich nicht nur auf den Steuerzahler selbst, sondern auf seine ganze Familie: die Gemeinde kann statt seiner ein Mitglied seiner Familie behufs Einbringung der Steuerrückstände verdingen. Im Jahre 1891 wurden in solcher Weise 768 Personen als Sklaven vermiethet, und zwar zur Land- wie auch zur Fabrikarbeit.

8. Die Prügelstrafe.

Aber die mächtigste Waffe in den Händen der Polizei ist die solidarische Haftung, die Krugowaja Poruka, d. h. das Recht, für die Steuerrückstände des Hinz das Vermögen des Kunz mit Beschlag zu belegen. Darauf beruht in der Hauptsache die Wunderkraft der „persönlichen Theilnahme" des Isprawniks und seiner Unterbeamten an der Steuererhebung.

Beim Erscheinen des Isprawniks oder des Stanowoi im Dorfe entsteht eine furchtbare Panik: kein Mensch, und wenn er der pünktlichste Steuerzahler wäre, ist nunmehr sicher, daß man ihm nicht seine Kuh aus dem Stalle führen oder sein sonstiges Hab und Gut verkaufen würde, denn jeder Einzelne ist für die Gesammtsumme der Steuerrückstände der Gemeinde haftbar. Die Bauern, die noch einigen Wohlstand aufzuweisen haben, müssen deshalb vor Allem darauf bedacht sein, die Aufmerksamkeit der Beamten auf Andere abzulenken. Den Dorfgewaltigen, die sich mit dem Dorfältesten verbünden, gelingt das auch zumeist: um so schwerer haben die Uebrigen zu büßen. Es kommt aber vor, daß das Hab und Gut ganzer Dörfer unter den Hammer gelangt. Die Bauern nicht nur einzelner Gemeinden, sondern oft ganzer Distrikte halten noch vielfach insofern zusammen, als Niemand unter ihnen das wegen Steuerrückständen zur Subhastation gelangende Eigenthum kauft. Allein dadurch wird die Sache nicht besser, sondern noch schlimmer: denn in Gefolgschaft der Polizei erscheinen berufsmäßige Händler, die das Gut zu einem Schleuderpreis zusammenkaufen. Und auch hier wird durch den vollständigen Mangel einer Rechnungsführung den Mißbräuchen aller Art Thür und Thor geöffnet. Herr Brschesky theilt mit: „Bei der Erhebung der Rückstände im Gouvernement Wjatka in den Jahren 1887 bis 1889 geschahen die Subhastationen ohne Beobachtung jeglicher Formalitäten: das Eigenthum des säumigen Steuerzahlers wurde eingezogen und auf der Stelle verkauft . . . wobei nur durch eine Bleistiftnotiz auf dem Verzeichniß vermerkt wurde, daß der

Verkauf stattfand, oder sogar selbst dieser Vermerk fehlte, manchmal wurde nicht einmal ein Verzeichniß der gepfändeten Gegenstände aufgestellt."



Bettler.

Besser als alle Einzelschilderungen zeigen die finanziellen Ergebnisse der Subhastationen, wie es dabei hergeht. Nach einer Zusammenstellung des Steuerdepartements für 1891, der einzigen, die über-

haupt existirt, betrug die Einschätzungssumme der wegen Steuerrückstände verkauften Objekte 802276 Rubel, der Verkaufserlös 173580 Rubel. Für das Jahr 1895 theilt Herr Brschesky mit, daß allein im Gouvernement Ssamara für 9 Millionen Rubel Bauerneigenthum gepfändet wurde und daß der Verkaufserlös weit unter 130000 Rubel war. Der ganz exorbitante Unterschied bei den letzten Zahlen erklärt sich zum Theil dadurch, daß vielfach die gepfändeten Objekte vor dem Verkauf eingelöst wurden. Herr Brschesky fügt hinzu, daß die Einschätzung bei der Pfändung um das Doppelte und Dreifache hinter dem wirklichen Werth zurückblieb. Und trotz dieser ungeheuer niedrigen Einschätzung beträgt der Verkaufserlös des gepfändeten Vermögens, wenn wir uns an die authentischen Zahlen von 1891 halten, **vierzehn Prozent** der Forderung! Die Subhastationen, welche die Bauernwirthschaft ruiniren, haben also nicht einmal für den Fiskus den erwünschten Erfolg.

Die Steuererhebung von den Bauern ist in Rußland zu einer wahren Kunst geworden, und es giebt solche Meister dieser Kunst, die, nach einem russischen Sprichwort, es verstehen, von einem Ochsen sieben Häute zu ziehen. So z. B. folgendes Verfahren: Die Bauern werden gepfändet, sie lösen aber ihr Eigenthum aus — sofort werden sie zum zweiten Mal gepfändet, um die Restforderung einzutreiben. Der Haupttrick besteht aber darin, im richtigen Augenblick zuzugreifen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß der Bauer gleich nach der Ernte Geld besitzt oder etwas, woraus Geld zu machen wäre. Auf diesen Moment lauert die Polizei und fordert die Steuern ein. Ob der Bauer das Geld für unerläßliche Wirthschaftsausgaben braucht, ob die geringe Ernte vielleicht nicht einmal zur dürftigen Ernährung der Bauernfamilie und des Arbeitsviehes ausreicht, das kümmert den schneidigen Beamten nicht: er verhängt Arreststrafen, droht mit der Krugowaja Poruka, schreitet zur Pfändung — und der Bauer, dem man das letzte Pferd aus dem Stalle zu führen sich anschickt, verkauft seine Ernte und bezahlt die Steuern, obwohl er weiß, daß er nunmehr dem Hungertod entgegensehen wird. Nach einer amtlichen Zusammenstellung für die Jahre 1889/93 wurden in den vier Monaten September bis Ende Dezember 61,9 Prozent des gesammten Steuerertrags von den Bauern erhoben. Das ist auch das Geheimniß der „befriedigenden Steuerresultate“ selbst in Gegenden einer erklärten Hungersnoth. Freilich wird dadurch auch die Zahl der nothleidenden Bauern vermehrt, die, wie wir wissen, ein Anrecht auf Staatsunterstützung haben.

Wenn nun zur Zeit einer Mißernte der Fiskus im eigenen Interesse sich veranlaßt sieht, den Eifer der Steuerbeamten etwas zu

bändigen, so fällt diese Rücksicht in den Jahren guter Ernten gänzlich weg. Mit aller Energie werfen sich da die Isprawniks darauf, die Steuerrückstände einzubringen. Dieser Druck, der umso stärker ist, als in solchen Jahren die Getreidepreise rapid sinken, hemmt seinerseits das wirthschaftliche Aufkommen des Bauernthums, läßt es von den Schädigungen des Hungerjahrs sich nicht mehr erholen, schafft einen Ausgleich zwischen guten und schlechten Jahren insofern, als er das gesunkene wirthschaftliche Niveau zur Norm macht, und beschleunigt die Rückkehr der Hungersnoth. Herr Brschesky, der von uns so oft zitirte schriftstellernde Vizedirektor des Steuerdepartements, unterzieht unter Anderem die Steuererhebung im Gouvernement Ssamara folgender Betrachtung: Nachdem der Verfasser den allgemeinen Rückgang der Bauernwirthschaft in Ssamara unter der sich wiederholenden Hungersnoth auf Grund der uns bereits bekannten Semstwostatistik charakterisirte, fährt er wörtlich fort: „Unter diesen Verhältnissen kam das Jahr 1893. Obwohl die Getreideernte in diesem Jahre im größten Theil des Gouvernements Ssamara nur eine mittlere war, so war dies dennoch genügend, um von der Bevölkerung nicht nur den Jahresetat der Steuern, sondern einen Theil der Rückstände zu erheben. Im folgenden Jahre 1894 war zwar die Ernte fast allgemein über dem Durchschnitt, allein während des ganzen Herbstes war Regenwetter, das die Arbeit des Dreschens und die Zufuhr an die Märkte (man erinnere sich unserer Schilderung der Kommunikationsmittel) hinderte. Außerdem sanken seit Oktober die Preise. Der Weizenpreis war 45 bis 80 Kopeken, der Roggenpreis 18 bis 35 Kopeken.* Bei solcher Billigkeit des Getreides brauchte die Bevölkerung des Gouvernements, im Vergleich mit 1893, doppelt soviel Getreide, um den gleichen Gelderlös wie 1893 zu erzielen. Dennoch war der Steuerertrag 1894 noch günstiger, als in dem Vorjahr. Die Getreideernte des Gouvernements Ssamara im Jahre 1895 war wie im Allgemeinen für das Gouvernement, so auch im Besonderen für die Regierungsbezirke geringer als 1894, aber die Steuererhebung erwies sich noch viel glänzender“. Unser Vizedirektor des Steuerdepartements fragt nun, ob denn diese glänzenden Steuerergebnisse wirklich beweisen, „daß die örtliche Landbevölkerung, die ausschließlich vom Ackerbau lebt, nicht nur unter dem Sinken der Getreidepreise und der Verflauung des Getreidemarktes nicht gelitten habe, sondern sogar noch ihre Steuerkraft bis zu einem Grade, der seit 1891 nie mehr erreicht wurde, zu erhöhen verstanden habe?“ Und er macht kein Hehl daraus, daß diese Frage

* Pro Pud. Der Roggenpreis war demnach $2\frac{1}{2}$ bis $4\frac{3}{4}$ Pfennig pro Kilogramm.

verneinend zu beantworten sei. Zur Erklärung der hohen Steuererträge führt er das uns bereits bekannte Verfahren an: „Durchweg wurde das bäuerliche Vermögen gepfändet, in allen Regierungsbezirken ohne Ausnahme“ ꝛc. In gleicher Weise erklärt Herr Brschesky die günstigen Steuererträge im Gouvernement Wjatka: „Zweifellos sind die Erfolge der Steuererhebung, wenn nicht ausschließlich, so doch in einem bedeutenden Grade nicht mehr auf Kosten des Einkommens der Bauernwirthschaft, sondern bereits auf Kosten ihres Grundkapitals, durch Verkauf ihres lebenden und todten Inventars erreicht worden.“

Wir haben an anderer Stelle gezeigt, wie tief eingreifend die Wirkungen der Hungersnoth von 1891/92 waren. Wir erfahren jetzt, daß in dem kurzen Zwischenraum bis zur nächsten Hungersnoth der Steuerdruck die Arbeit der Mißernte verrichtete: die Liquidation der Bauernwirthschaft. Spekulirte der Muschik darauf, daß er vom Ertrag der besseren Ernten soviel ersparen würde, um das während der Hungersnoth umgefallene oder verschleuderte Arbeitsvieh zu ersetzen, so mußte er oft erfahren, daß ihm der Isprawnik eine gute Ernte in eine schlechte verwandelte und ihm der Nachwuchs seines Viehstalls zu einem Spottpreis verkauft wurde.

Es wäre eine Uebertreibung, im Steuerdruck die primäre Ursache des Ruins der Bauernwirthschaft zu erblicken. Vielmehr ist die Bildung von Steuerrückständen, welche erst den unablässigen, nimmersatten Charakter der russischen Steuererhebung bedingen, selbst ein Ergebniß der Verarmung des Bauernthums. Aber einmal diese Thatsache vorhanden, tritt, wie in allen sozialen Erscheinungen, eine Wechselwirkung ein: der Niedergang der Bauernwirthschaft bedingt ein Anwachsen der Steuerrückstände, diese bedingen einen vermehrten Steuerdruck und der vermehrte Steuerdruck beschleunigt den Ruin des Bauernthums. Die Zahlen der Entwicklung der Bauernbesteuerung, die wir auf Seite 461 anführen, sind deshalb auch ein Anzeiger der Entwicklung der Bauernwirthschaft. — Eine fortschreitende Entwicklung der Steuerrückstände (vergleiche die Tabelle auf der nebenstehenden Seite) ist unverkennbar. Sie setzt mit dem Beginn der achtziger Jahre ein. Zu jener Zeit haben denn auch bereits die Semstwostatistiken die allgemeine Zerrüttung der Bauernwirthschaft festgestellt. Die Häufung der Steuerrückstände war offenbar ein Anzeichen dieser Entwicklung. Man muß anerkennen, daß die Regierung sofort darauf reagirte: sie setzte den Etat um sieben Millionen herunter. Das half aber nicht, dann erfolgte eine abermalige Verminderung des Steueretats, und zwar diesmal gleich um ein volles Drittel. Es war die große Reform der Abschaffung der Kopfsteuer 1883/87.

Etat, Ertrag und Rückstände der Staatssteuern von den „ländlichen Ständen“ im Jahresdurchschnitt. (Nach Brschesky.)

In den Jahren	Etat	In 1000 Rubel: Ertrag	Rückstände	Prozentuales Verhältniß der Rückstände zum Etat
1871/75	134 669	134 466	30 061	22,3
1876/80	143 453	140 701	31 744	22,1
1881/85	136 129	126 583	40 423	29,7
1886/90	103 835	102 633	43 478	41,9
1891/95	103 011	93 016	98 144	95,2
1888			41 408	40,5
1889			43 964	42,3
1890			51 137	49,7
1891			80 633	78,6
1892			102 832	100,3
1893			98 859	95,8
1894			103 589	100,5
1895			99 433	96,4

Doch auch diese Steuerreduktion half nicht, die Steuerrückstände wuchsen, um mit der Hungersnoth von 1891/92 eine ganz enorme Höhe zu erreichen. Steuerrückstände gab es immer in Rußland, aber Steuerrückstände von solcher Höhe, in solchem Verhältniß zum Etat sind ein Novum. Und die Zahlen der einzelnen Jahre von 1888 bis 1895 beweisen, daß das während der Hungersnoth erreichte Niveau der Steuerrückstände sich nicht mehr herunterbringen läßt — trotz der oben geschilderten energischen Art der Steuereintreibung. Wie hoch wären erst die Steuerrückstände, wenn der Etat nicht vermindert worden wäre? Der Unterschied im Etat zwischen 1881/85 und 1876/80 ist sieben Millionen jährlich, macht für fünf Jahre 35 Millionen; dann wird der Unterschied für die nächsten zehn Jahre gar 40 Millionen jährlich, für das Dezennium 400 Millionen. Demnach betrügen Ende 1895 die Steuerrückstände rund 530 Millionen Rubel, das Fünffache des gegenwärtigen Etats!

Sehen wir uns nun noch die Entwicklung in dem uns besonders interessirenden Gebiet an. Wir geben in folgender Tabelle die Steuerrückstände unter I, das prozentuale Verhältniß der Rückstände zum Etat unter II an.

Im Durchschnitt der Jahre	Zentrum der Schwarzerde		Kleinrußland		Südwest		Süden		Osten	
	I	II	I	II	I	II	I	II	I	II
1871/75	3932	10,4	1368	12,8	1570	13,1	1828	21,0	5446	25,2
1876/80	6446	15,9	1023	8,9	1126	8,7	3130	33,2	7991	36,0
1881/85	11075	28,4	1898	18,3	914	7,2	2851	31,4	12077	58,0
1886/90	12363	38,5	2195	31,3	264	3,5	2983	36,6	17154	98,5
1891/95	39225	125,3	2283	32,4	366	4,9	1756	20,6	40478	236,0

Eine günstige Entwicklung zeigen nur das Süd- und Südwestgebiet. Es sind die Gouvernements: Astrachan, Bessarabien, Dongebiet, Jekaterinoslaw, Taurien, Cherson fürs Erste; Wolin, Kijew, Podolien für das Zweite. Der Leser wird auf unserer Karte der Hungersnoth leicht erkennen, daß dies jener Theil der Schwarzerde ist, der noch relativ seltener von der Mißernte heimgesucht wird. Am Schlimmsten aber ist es in Ostrußland (Wjatka, Kasan, Orenburg, Perm, Ssamara, Ufa) und im Zentrum der Schwarzerde, also dem eigentlichen Gebiet der periodischen Mißernten. Und da dieser Unterschied nicht nur für die neunziger Jahre, sondern für den ganzen Zeitraum seit 1871 klar zum Vorschein tritt, so ist das ein weiteres Anzeichen dafür, daß es sich bei der Hungersnoth nicht um einen Zufall, sondern um eine gesetzmäßig herangereifte Entwicklung handelt.

Die russischen Finanzen.

Was weiß man vom russischen Staatsbudget? — Die Staatseinkünfte Rußlands. — Die landwirthschaftlichen Steuern. — Die Branntweinsteuer und das Spiritusmonopol. — Rapider Rückgang des Branntweinkonsums. — Eine Verstaatlichung auf revolutionärem Wege. — Die Ausraubung der Gemeindekassen. — Nicht existirende Brennereien, die hohe Erträge liefern. — Eine fiskalische Verzweiflungsthat. — „Volksnüchternheits-Verweserschaften." — Die Tabaksteuer und der Tabakkonsum. — Die Zuckersteuer, das Zuckerkartell und die Zuckerpreise. — Petroleum. — Zölle. — Die russischen Staatseisenbahnen. — Rentiren sich die russischen Staatseisenbahnen, oder rentiren sie sich nicht? Schwankende Werthe amtlicher Zahlen. — Regelmäßiges, steigendes Defizit der Staatseisenbahnen. — Die Hungersnoth und die Eisenbahnen. — Wie die „günstigen" Ergebnisse der ersten Jahre der Eisenbahnverstaatlichung bis 1896 erzielt wurden. — Wie man aus einem Defizit einen Ueberschuß herausrechnet. — Die ökonomischen Bedingungen der russischen Eisenbahnen und ihrer geringen Rentabilität. — Schlußbetrachtungen über die russischen Eisenbahnen. — Die Rentabilität der sibirischen Eisenbahn. — Die fiskalischen Folgen der Hungersnoth 1897 und 1898. — Ein mysteriöser Reservefonds und seine Schicksale. — Die russische Geldreform: auf welche Art sie durchgeführt wurde und welche sind ihre Ergebnisse. — Die Reichsbank und das Staatsschatzamt. — Die russische Finanzpolitik. — Die Anleihenwirthschaft. — Die Zukunft der russischen Finanzen.

Wenden wir uns nun dem zweiten Theile unserer Aufgabe zu, der Analyse des Zusammenhanges zwischen dem Rückgang der russischen Landwirthschaft und dem russischen Staatsbudget.

In konstitutionellen Staaten ist die Kritik des Budgets die Hauptarbeit der Parlamente. Die Zusammenstellung des Etats, der Charakter der einzelnen Posten, die Art der Rechenführung, das alles ist gesetzmäßig vorgeschrieben. Nicht nur über die einzelnen Etatsposten, sondern über ihre einzelnen Bestandtheile werden Nachweise vorgelegt, und diese Rechnungen füllen dicke Bände mit Zahlen. Die Arbeit der Kommissionen dringt bis in die kleinsten Einnahme- und Ausgabedetails, und die Minister müssen vor aller Oeffentlichkeit Rede und Antwort stehen. Nichtsdestoweniger wird selbst in parlamentarischen Staaten kaum Jemand behaupten wollen, daß stets absolute Klarheit über die Finanzlage des Staates bestehe. Nun denke man sich, eine Regierung würde dem Parlament nichts anderes als blos die allgemeine Zusammenstellung

des Budgets vorlegen! Offenbar würde das Parlament jedes Eingehen auf diese Zahlen ablehnen, es würde erklären, daß es bei solcher Rechnungslegung keine Verantwortung für das Finanzgebahren übernehmen könne, und das Budget verweigern, bis ihm die nöthigen Nachweise geliefert werden.

Aber das russische Budget! Zunächst giebt es nur die allgemeinsten Posten des Etats. Wie diese zusammengesetzt sind, bleibt das Geheimniß der Regierung. Was das bei einem Budget, das bei manchen einzelnen Posten in Hunderte von Millionen geht, bedeutet, braucht nicht erst erörtert zu werden. Damit nicht genug, enthält das Budget verschiedene Ausgabeposten, deren Bestimmung nicht angegeben wird. So werden z. B. im Budget für 1900 allein unter „Verschiedenes“ von den einzelnen Ministerien zusammen 19457933 Rubel an Ausgaben gebucht; außerdem 9944579 Rubel unter dem Titel: „à conto des nächsten Jahres“. Das ist noch keineswegs alles! Das Finanzministerium verzeichnet für sich folgende Ausgaben unbestimmter Natur:

Ausgaben à conto der Zurückerstattung	18902821 Rubel
Ausgaben aus früherer Zeit und auf Grund bestehender Bestimmungen	3588000 =
Ausgaben verschiedener Art	5215578 =

Da der letzte Posten von uns schon unter „Verschiedenes“ verrechnet ist, so bleibt noch hinzuzufügen 22490821 Rubel. Außerdem registrirt das Kriegsministerium noch 9838861 Rubel als „Reservekredit“ und am Schlusse des ordentlichen Budgets erscheinen weitere 12000000 Rubel als „Unvorhergesehenes“! Das sind zusammen 73732194 Rubel oder über 150 Millionen Mark Jahresausgaben im ordentlichen Etat, über deren Natur jede Auskunft fehlt!* In einem Budget, das wie das russische, sich sehr wesentlich auf Staatsbetriebe stützt, wird durch solche Buchungen vor Allem eine Kontrolle der Geschäftsergebnisse dieser letzteren beinahe zur Unmöglichkeit.

Der Wirrwarr der russischen Staatsverwaltung, den wir bei der Nothstandsaktion und der Bauernbesteuerung kennen gelernt haben, kommt selbstverständlich auch im Budget zum Ausdruck. So finden wir beim Etat des Finanzministeriums einen Theil der Ausgaben der Rekrutenaushebung; dafür pfuscht das Kriegsministerium dem Ministerium des Innern ins Handwerk, daß ausnahmsweise die Verwaltung des Generalgouvernements Turkestan nicht diesem, sondern jenem untersteht; das

* Sämmtliche Zahlen sind dem im russischen Finanzboten von 1900 Nr. 1 veröffentlichten Budget entnommen.

Ministerium der Verkehrsmittel bucht 12,8 Millionen für Chausseen, das Finanzministerium 5 Millionen als „Darlehen für Wegebauten“; ein Theil der Kultusausgaben wird vom Ministerium des Innern verrechnet u. s. w.

Auch haben die einzelnen Budgetposten die Eigenschaft, gelegentlich einen Hammelsprung aus dem einen Etat in den anderen zu machen, zu verschwinden und wieder zu erscheinen, anzuschwellen und zusammenzuschmelzen. So traten im Budget 1900 gegenüber dem Budget von 1899 Aenderungen der Berechnung bei 25 verschiedenen Etatsposten ein. Die Zahlen für 1899, die dem Budget von 1900 zum Vergleich beigegeben sind, zeigen deshalb, wie das Budget selbst hervorhebt, an den betreffenden Stellen andere Werthe, als der Etat 1899, dem sie entnommen sind.

Schließlich ein Kardinalhinderniß der Kritik des russischen Budgets ist das sehr unklare Verhältniß zwischen dem Schatzamt und der Reichsbank, wie wir es im Nachfolgenden werden kennen lernen.

Wenn wir nunmehr zur Analyse der Zahlen des russischen Staatsbudgets für 1900 schreiten, so thun wir es unter allem Vorbehalt.

Zunächst gilt es, die reinen Staatseinkünfte zu bestimmen, denn das Budget enthält viele durchlaufende Posten.

1. **Die Eisenbahnen.** Die Bruttoeinnahmen der Staatseisenbahnen werden mit 330944420 Rubel angegeben. Betriebskosten 237169610 Rubel; dazu „Ausgaben für Betriebsstärkung und Verbesserung der (bestehenden) Eisenbahnen“ — ein Posten, der ebenso regelmäßig wiederkehrt, wie etwa Kasernenbauten und Uniformirung im Militäretat — 46410000 Rubel. Es verbleiben demnach als reine Einnahme 47364810 Rubel. Ferner: Zahlungen der privaten Eisenbahnen an den Staat 10526804 Rubel, Gewinnantheil bei den privaten Bahnen 1848000 Rubel, Verkehrsteuer 10526804 Rubel. Von der Verzinsung der Eisenbahnschuld und den Garantien an die privaten Eisenbahnen sehen wir an dieser Stelle ab. Wir buchen also für 1900 als Einnahme des Staates von dem Eisenbahnbetrieb zusammen **70239614** Rubel.

2. **Spiritusmonopol.** Einnahme 118102000, Ausgabe 94422839, Nettoeinnahme **23679161** Rubel. Wir müssen die Richtigkeit dieser Zahlen noch mehr als in den anderen Fällen dahingestellt sein lassen, da das Finanzministerium, in dessen Etat das Spiritusmonopol gehört, noch 21648850 Rubel für „Vorbereitungsarbeiten zur Ausdehnung des Monopols“ verzeichnet und außerdem, wie bereits oben angeführt, große Geldausgaben unbestimmter Natur bucht.

3. **Post, Telegraphie, Telephon.** Gesammteinnahme 48010800 Rubel. Eine Berechnung der Ausgaben auf Grund des Budgets ist unmöglich. Diese Betriebe gehören zum Etat des Ministeriums des Innern. Wir finden darin aber nur folgende Angaben, deren Bezug auf Post und Telegraphie unzweifelhaft ist:

Versandt der Korrespondenz der Post und Telegraphie .	2447703	Rubel
Unterhalt der Poststationen	5774059	=
Reparaturen der staatlichen Einrichtungen auf dem Gebiet der Post und Telegraphie und Ausdehnung der Linien und Leitungen für Telegraphie und Telephon . . .	4391233	=
	12612995	Rubel.

Es steckt aber ein großer Theil der persönlichen Ausgaben unter den allgemeinen Ausgaben des Ministeriums des Innern; außerdem unterstehen die mit den Eisenbahnen verbundenen Telegraphenämter dem Ministerium der Verkehrsmittel. Die uns vorliegende, vom Ministerium des Innern herausgegebene allgemeine Statistik des Russischen Reiches giebt für das Jahr 1895 folgende finanziellen Ergebnisse der Post und Telegraphie an:*

Einnahmen	39204221	Rubel
Ausgaben	27754957	=

Die Einnahmen der Post und Telegraphie sind nach dem Etat von 1900 um 23 Prozent höher als die obige Angabe von 1895; nehmen wir an, daß die Ausgaben während dieser Zeit nur um 20 Prozent gestiegen wären, so würden sie für 1900 rund 33,3 Millionen Rubel ausmachen. Demnach wäre in diesem Jahre die Nettoeinnahme aus Post und Telegraphie **14710800** Rubel.

4. **Domänen und Staatsfabriken.** Hierher gehören zu den Einnahmen:

a) Pachtungen und Nutzungsrechte**	16923525	Rubel
b) Staatsforsten	46709321	=
c) Staatshütten, technische Anstalten und Lagereien . .	13095732	=
	76728578	Rubel

Die Ausgaben lassen sich äußerst schwer bestimmen. Der einzige Anhaltspunkt ist, daß alle diese Betriebe dem Ministerium für Ackerbau und Staatsdomänen unterstehen. Da die Ausgaben dieses Ministeriums für landwirthschaftliche Schulen und Versuchsstationen besonders aufgeführt werden und sonst von seiner Thätigkeit auf dem Gebiet des Ackerbaus im Allgemeinen nicht viel verlautet, so darf man wohl mit ziemlicher Sicherheit die Gesammtausgaben dieses Ministeriums, nach Abzug des erwähnten Postens, à conto der Staatsdomänen buchen. Zum

* Statistik des Russischen Reiches Bd. XL. St. Petersburg 1897. „Gedruckt auf Anordnung des Herrn Ministers der Inneren Angelegenheiten.“ S. 237.

** Amtliche französische Uebersetzung dieses Budgetpostens: „Fermages et concessions de droits d'exploitation“.

Theile charakterisiren sie sich von selbst als solche. Es sind 38765911 Rubel. Wieviel aber unter anderen Ressorts aufgeführt sind, entzieht sich der Kontrolle. Es bleibt somit als Nettoeinnahme **38062667** Rubel.

5. Einnahmen der Münze — 3150000 Rubel. Was die Münze kostet, erfährt man nicht. Der Etat des Finanzministeriums giebt nur in einem größeren Posten von 12 Millionen, neben Bauten, Hausmiethen 2c. auch die Ausgaben der Münze an. Kein Anhaltspunkt, um diese Kosten auszuscheiden. Wir lassen es deshalb auf sich beruhen.

Wir gelangen zur folgenden Zusammenstellung:

Russische Staatseinkünfte 1900.

Ordentliche Einkünfte.

Auflagen auf Grund und Boden, Immobilien, sowie Personalsteuer (Titel 1 des offiziellen Etats) .	45123317	Rubel		
Loskaufgelder (Titel 28, 29, 30) . .	77717000	=	122840317	Rubel
Getränkesteuern (Titel 4)			292951600	=
Spiritusmonopol (Titel 20)			23679161	=
Tabaksteuer (Titel 5)			37640000	=
Zündhölzchensteuer (Titel 8)			6812700	=
Zuckersteuer (Titel 6)			61322000	=
Petroleumsteuer (Titel 7)			24541000	=
Zölle (Titel 9)			217875000	=
Gebühren (Titel 10, 11, 12, 14, 15)			73302850	=
Bergwerkssteuer (Titel 16)			4425000	=
Münze (Titel 17)			3150000	=
Post und Telegraphie (Titel 18, 19)			14710800	=
Eisenbahnen (Titel 13, 23, 26, 31)			70239614	=
Domänen und Staatsfabriken (Titel 21, 22, 24) . . .			38150000	=
Immobilienverkauf (Titel 27)			578139	=
Gewerbesteuer (Titel 2)	59062500	Rubel		
Einkommensteuer v. Geldkapital (Tit. 3)	16179700	=	75242200	=
Kriegsentschädigung (Titel 34)			3400000	=
Einkünfte unbestimmter Natur, die sich jeder Kontrolle seitens der Oeffentlichkeit entziehen.				
Gewinn von Kapitalien, die dem Staate gehören, und von Bankoperationen (Titel 25)	13227425	Rubel		
Rückerstattung von Darlehen und sonstigen Ausgaben (Titel 32) . .	34367637	=		
Unterstützung des Staatsschatzamts aus aparten Quellen (Titel 33) . .	18646577	=		
Verschiedene kleine und gelegentliche Einnahmen (Titel 35)	5762633	=	72004272	=
		Uebertrag	1142864653	Rubel

Uebertrag 1142864653 Rubel

Außerordentliche Einkünfte.

Unkündbare Einlagen der Reichsbank (Titel 36) . . .	3000000	„
Aus dem freien Bestand des Staatsschatzamts	160641423	„
Summa:	1306506076	Rubel

Man sieht, an übermäßiger Klarheit leidet auch diese Zusammenstellung nicht. Wir finden im ordentlichen Etat 72 Millionen Rubel Einnahmen höchst problematischer, unsicherer und unbestimmter Natur. Untersuchen wir nun aber vor Allem die wichtigsten Einkünfte des russischen Staates auf ihren Zusammenhang mit dem Bauernthum, ihre Entwicklung und ihre Aussichten für die Zukunft.

Wir finden in erster Linie 122,8 Millionen Rubel **direkter Steuern**, die in ihrem weitaus größten Theile auf dem Muschik lasten. Die 77,7 Millionen Loskaufgelder sind es im vollen Betrag. Von den 45,1 Millionen unter Titel 1 gehen etliche Millionen für die Steuer von städtischen Immobilien ab und der Rest vertheilt sich zwischen Gutsbesitzer und Bauern. Nach der von uns bereits wiederholt benutzten Zusammenstellung des Steuerdepartements für das Jahr 1891 zahlten die Gutsbesitzer 6098365 Rubel Staatssteuern. Die Rückstände betrugen, trotz der äußerst geringen Besteuerung, 2259302 Rubel, oder 37 Prozent des Etats. 4492 Gutsbesitzungen sind wegen Steuerrückstände gepfändet worden, davon wurden 213 verkauft, wobei der Erlös die Summe der Steuerrückstände nicht deckte.

Wie es um die Steuerzahlungen der Bauern bestellt ist, wissen wir. Hier ist nichts mehr zu holen — das giebt die Regierung selbst öffentlich zu. Durch Gesetz vom 31. Mai 1899 gewährt die Regierung abermals einen langfristigen Aufschub für die Bezahlung der Steuerrückstände; auch für die Bezahlung der laufenden Steuern soll nach vorgenommener Untersuchung seitens der Steuerbeamten Aufschub gewährt werden (in der zweiten Hälfte des Jahres 1899 wurden auf Grund dieser Verfügung 540000 Rubel den Steuerzahlern erlassen). Wenn der Leser nunmehr die von uns früher mitgetheilte Tabelle der Entwicklung der Steuerrückstände wieder zu Gesicht nimmt, wird er sich leicht überzeugen, daß die Bedeutung dieser neuen Maßregel gleich Null ist. Was in den achtziger Jahren durch eine Herabsetzung des Etats um mehr als ein Drittel nicht hat erreicht werden können, das erzielt man jetzt durch geringe Streichungen erst recht nicht. Die Steuerrückstände waren ja vor den achtziger Jahren viel geringer, trotz der größeren Umlage; seitdem erst — mit dem rapiden Niedergang der Bauernwirthschaft — schwollen sie zu ihren ungeheuern Dimensionen an. Diese

Entwicklung dauert fort. Für 1895 haben wir nach Brschesky die Summe der Rückstände allein an Staatssteuern der Bauern mit 99433000 Rubel angegeben; für den 1. Januar 1899 giebt der Finanzminister in seinem, das Budget von 1900 begleitenden Bericht bereits 116000000 Rubel an! Aus welchen Gründen soll man für die Zukunft eine andere Entwicklung erwarten, als jene, die bereits zwei Dezennien andauert und der man durch keine fiskalischen Gegenmaßregeln hat Einhalt thun können!? Gewiß, in einzelnen Jahren mag es gelingen, sogar mehr als den Etat zu erheben — wir wissen, wie das geschieht — aber diese Mehreinnahmen werden sich rasch durch um so größere Rückstände rächen. Auch im Jahre 1898 verstand es ja die Steueradministration, Mehreinnahmen zu Stande zu bringen: nämlich, nach dem Bericht der Staatskontrolle, bei den Loskaufgeldern 106,9 Prozent des Etats und bei der eigentlichen Steuer 100,5 Prozent, — aber im gleichen Jahre mußten nach dem Bericht des Finanzministers* 35,2 Millionen Rubel für die Nothstandsaktion verausgabt werden. Wie das zusammenhängt, ist bereits nachgewiesen. Nach alledem ist, soweit eine fiskalische Voraussicht überhaupt möglich ist, nur die Schlußfolgerung zulässig: die Einnahmen aus landwirthschaftlichen Steuern werden sich auch in der Zukunft verringern.

Die **Getränkesteuern** nebst der Reineinnahme des **Spiritusmonopols** betragen 316630761 Rubel. Es ist der wichtigste Posten des Etats. Den weitaus überwiegenden Theil der Getränkesteuern bildet die Branntweinsteuer. So betrug 1892 95 der durchschnittliche Ertrag der Getränkesteuern 281,3 Millionen Rubel, jener der Branntweinsteuer allein 251,1 Millionen Rubel. Folgendes war die Entwicklung der russischen Branntweinbesteuerung:**

In den Jahren	Steuersatz pro Wedro reinen Alkohols in Rubel		Durchschnittl. Ertrag der Steuern in Millionen R.	Absoluter Konsum in Hektoliter reinen Alkohols	Konsum pro Kopf der Bevölkerung in Lit. rein. Alk.
	Rußland	Polen			
1863	4	—	106,3	4 444 571	5,85
1864—66	5	—	110,7	3 288 013	4,27
1867—69	5	2,5	121,4	3 540 150	4,37
1870—73	6	4	154,6	3 709 346	4,36
1874—75	7	5,5	174,6	3 482 340	3,89
1876—81	7		186,9	3 576 818	3,74
1882—85	8		217,9	3 381 094	3,25
1886—87	9		219,3	3 035 931	2,78
1888—91	9,25		235,9	2 960 919	2,59
1892—95	10		251,1	2 832 159	2,35

* Bulletin Russe de statistique financière 1898, p. 807.

** Nach amtlichen Angaben im Bulletin Russe de statistique financière 1900.

Der Steigerung der Steuersätze entspricht in fast gleichem Verhältniß ein Rückgang des Konsums. Ein noch viel korrekteres Bild erhält man, wenn man die Durchschnitte in einzelne Jahre auflöst. Wir besitzen solche Angaben für den in gewerblichen Unternehmungen gewonnenen Spiritus, der über 98 Prozent der gesammten Produktion ausmacht. Es war der Steuerertrag der gewerblichen Brennereien in Millionen Rubel: 1883: 225,6; 1884: 217,1; 1885: 207,3; 1886: 209,1. Der Steuerertrag sinkt also bei gleich bleibendem Steuersatz, offenbar in Folge der Verminderung des Konsums. Jetzt wird der Steuersatz erhöht und wir verzeichnen folgende Zahlen: 1887: 229,5; 1888: 237,2; 1889: 247; 1890: 239,2; 1891: 220,1. Nach einem kurzen Steigen ein rasches Sinken der Erträge. Abermalige Erhöhung der Steuersätze: 1892: 241,9; 1893: 231,7; 1894: 264,9; 1895: 266,1; 1896: 263,1; 1897: 253,2. Der abermalige Rückgang seit 1896 ist unverkennbar. Das Sinken des Konsums ist also das Primäre, darauf reagirt der Fiskus nothgedrungen mit einer Steigerung der Steuersätze, die aber ihrerseits ein weiteres Sinken des Konsums bedingen! Ein Blick in die angeführte Uebersicht zeigt, daß, wenn der Steuersatz und der Konsum pro Kopf die gleichen geblieben wären wie 1863, der Steuerertrag so ziemlich der gleiche gewesen wäre wie jetzt bei dem auf das Zweiundeinhalbfache vermehrten Steuersatz. Der Unterschied im absoluten Steuerertrag ist fast ausschließlich durch die Vermehrung der Bevölkerung bedingt worden. Die Steuerschraube versagt vollkommen.

Ein Steuersatz von 10 Rubel pro Wedro bedeutet 175 Mark pro Hektoliter reinen Alkohols. In Deutschland beträgt bekanntlich der Steuersatz für Spiritus 50 und 70 Mark pro Hektoliter, also höchstens 70 Mark. Um den Druck der russischen Branntweinsteuer zu begreifen, muß man sich also mindestens das Zweieinhalbfache der deutschen Branntweinsteuer denken! Dafür wird denn auch in Deutschland doppelt so viel Spiritus pro Kopf der Bevölkerung konsumirt, als in Rußland.

Die Erkenntniß, daß durch eine Erhöhung der Steuersätze der Rückgang des Konsums nicht mehr fiskalisch wett gemacht werden kann, führte zu der Idee des Spiritusmonopols. Es war die Hungersnoth 1891/92, welche das Fiasko des Steuersystems offenbarte, aber auch das war nur, wie soeben nachgewiesen wurde, das Ergebniß einer anhaltenden Entwicklung, die selbst als der Rückschlag des allgemeinen Rückganges des bäuerlichen Rußlands aufgefaßt werden muß.

Das russische Spiritusmonopol ist nicht etwa im Sinne einer Verstaatlichung der Brennereien aufzufassen, es ist nur ein Monopol des

Branntweinhandels und der Spiritusraffinerie. Die Branntweinbrennereien verkaufen ihr Produkt an den Staat, der es im Kleinen zum Verschleiß bringt. Die finanzielle Grundlage des ganzen Unternehmens ist die Eskamotirung der Gast- und Schankwirthe. Diese werden für den Verlust ihres Einkommens, ihres Kapitals — ihre ganze Einrichtung wird werthlos — auch nicht mit einer Kopeke entschädigt. Es ist ein förmlicher Raubzug, den der Staat hier durchführt. Mit jedem Jahre werden neue Gouvernements dem Monopolgebiet einverleibt und mit der Ausdehnung dieses Gebiets jedesmal von Neuem zahlreiche Existenzen aufs Pflaster geworfen. Der Kneipwirth ist zwar nirgends so verrufen als in Rußland, das hindert ihn aber nicht, in der Masse an Wohlhabenheit bedeutend hinter seinen westeuropäischen Berufsgenossen zurückzustehen.

Das Spiritusmonopol expropriirt aber nicht blos die Schankwirthe, sondern es beraubt die Gemeinden und Provinzen ihrer Einkünfte. Die Licenzgebühr für Schankwirthschaften war sonst eine bedeutende Einnahme der Semstwos und besonders der Gemeinden — mit dem Spiritusmonopol fällt sie weg, der Staat bezahlt keine Licenzen. Nur den Semstwos und den Städten wird bis auf Weiteres eine Entschädigung im Betrag des fünfjährigen Durchschnittes ihrer Einnahmen jährlich gezahlt. Dabei giebt es aber Streitigkeiten in der Bemessung der Entschädigungssumme zwischen den Semstwos und dem Staatsschatzamt. Das Gouvernemental-Semstwo von Ssamara z. B. verlangt 20851 Rubel jährlich, es erhält aber blos 17668 Rubel. Doch das ist das Wenigste, die Haupteinnahmen von den Schanklicenzen hatten die Gemeinden, und diese erhalten keine Kopeke Entschädigung. Unter unseren Aktenstücken befindet sich z. B. ein Gesuch des Semstwo des Regierungsbezirkes Nowo-Usensk um „Entschädigung der Verluste, welche die Bauerngemeinden durch die Einführung des Spiritusmonopols erlitten haben." Das Semstwo verweist in jenem Gesuch darauf, daß auf dem Lande selbst die primitivsten Volksschulen fehlen, und meint, wenn die Regierung den Bauerngemeinden die Summen zurückzahlen würde, die sie in Folge des Wegfalls der Licenzgebühr unter dem Spiritusmonopol einbüßen, so ließe sich dieses Geld zum Bau von Volksschulen verwenden. Das Semstwo berechnet den jährlichen Verlust der Bauerngemeinden allein in diesem Regierungsbezirk mit 150522 Rubel. Das Gouvernemental-Semstwo schloß sich diesem Gesuch des Regierungsbezirkes an und schätzte den Verlust sämmtlicher Bauerngemeinden des Gouvernements Ssamara für die drei Jahre 1895, 1896, 1897 auf 3150000 Rubel oder **1050000 Rubel jährlich!**

Ferner hat das Monopol die Zahl der Verkaufsläden verringert und erzielt dadurch eine Ersparniß an den Betriebskosten.

Schließlich wurde auch noch der Branntweinpreis erhöht. 1897 stellten sich sämmtliche Produktions- und Betriebskosten für den Staat durchschnittlich auf 2,16 Rubel pro Wedro 40prozentigen Branntweins, der Verkaufspreis war 7,06 Rubel, sodaß die Besteuerung durch das Monopol 4,90 Rubel, das ist über 200 Prozent des reinen Verkaufswerthes, betrug. Der uns bekannte höchste Normalsatz der russischen Branntweinsteuer war 10 Rubel pro Wedro reinen Alkohols, die Besteuerung durch das Monopol ist, pro Wedro reinen Alkohols umgerechnet, 12,2 Rubel.

Die finanziellen Ergebnisse des Spiritusmonopols lassen sich auf Grund der bisherigen öffentlichen Mittheilungen des Finanzministeriums nicht mit Sicherheit ermitteln. Wir besitzen z. B. für das Jahr 1897 vier verschiedene Zahlenangaben, und zwar (in 1000 Rubel):

	Nach dem Etat 1897 *	Nach den provisorischen Uebersichten der Staatskontrolle **	Nach den definitiven Uebersichten der Staatskontrolle ***	Nach einer besonderen amtlichen Bearbeitung †
Einnahme . .	63183	52468	52448	53475
Ausgabe . . .	49309	?	?	35725
	13874			17750

Die Zahlen sind also jedesmal anders; das Merkwürdigste aber ist, daß der Spezialbericht es fertig bringt, trotz der gegenüber dem Etat stark verminderten Einnahme einen bedeutend höheren Gewinn herauszurechnen.††

* Bulletin Russe de statistique financière 1897, p. 713 ff.

** Bulletin Russe etc. 1898, p. 153.

*** Bulletin Russe 1898, p. 493.

† Bulletin Russe 1898, p. 676 ff. Einnahme nach Abzug der berechneten Versteuerung wie im Etat und den Berichten der Staatskontrole.

? Die öffentlichen Berichte der Staatskontrolle geben die Ausgaben nur nach Ministerien.

†† Wie wenig man sich überhaupt auf die amtlichen Veröffentlichungen über Ergebnisse der Spiritusbrennerei verlassen kann, zeigt folgende seltsame Berichtigung: „Im Juli und im August der Kampagne 1899/1900 war das Brennereiergebniß unrichtig angegeben, es wurde irrthümlich um 418776 Wedros vermehrt; nämlich für die Gouvernements Orenburg, Stawropol und das Terekgebiet war für Juli eine bedeutende Spiritusproduktion angegeben, währenddem dort in Wirklichkeit in jenem Monat überhaupt keine Branntweinbrennerei stattfand.“ Finanzbote (russisch) 1900 Nr. 12, S. 583. Nun war aber im Juli 1899 die Gesammtausbeute aller Brennereien nur mit 493284 Wedros angegeben: acht Zehntel davon waren also einfach von den Beamten hinzugedichtet! Die wirkliche Ausbeute war blos 74508 Wedros. Vgl. „Finanzbote“ 1899, Nr. 46, S. 559.

Im Gouvernement Ssamara soll nach der bereits erwähnten Spezialarbeit des Finanzministeriums 1897 der Nettogewinn des Monopols ca. 1750000 Rubel betragen haben. Wir wissen, daß allein der Eingriff in die Gemeindekassen 1050000 Rubel lieferte. Es verblieben also 700000 Rubel als eigentlicher Gewinn des Monopols, worin auch noch die Verzinsung des Anlagekapitals steckt.

Sicher ist, daß, wenn man die unter „Ausgaben für Erweiterung des Monopols“ gebuchten Summen hinzurechnet, das Spiritusmonopol bis jetzt seine Kosten kaum noch deckte. Nach dem Etat 1900 ist der Nettogewinn des Spiritusmonopols 23,7 Millionen und die Ausgaben für Erweiterung des Monopols sind 21,6 Millionen.

Soweit das Spiritusmonopol als Branntweinsteuer wirkt, ändert es offenbar die Entwicklung, welche die russische Branntweinbesteuerung seit 1863 genommen hat, nicht, muß diese vielmehr beschleunigen. Sofern die Einnahmen des Monopols, wie nachgewiesen, indirekt aus den Gemeindekassen fließen, wird das Ergebniß sein: einerseits eine noch größere Verwahrlosung des auch sonst verwahrlosten russischen Gemeindehaushalts, anderseits eine weitere Vermehrung der Rückstände an direkten Steuern. Das letztere wird auch offiziös anerkannt.* Man kann auch sonst nicht behaupten, daß das Finanzministerium sich großen Illusionen in Bezug auf das Spiritusmonopol hingegeben habe. Es war eben und bleibt eine fiskalische Verzweiflungsthat.

Um diesen Charakter der Maßregel zu verschleiern, wurde als Grund der Einführung des Monopols — der Kampf gegen die Trunksucht angegeben, eine jener grotesken Ideen, die nur dem russischen Boden entspringen. Zwar haben wir gesehen, daß schon die mehrfache Erhöhung der Steuer den Branntweinkonsum sehr wirksam reduzirte, aber auf einmal genügte das der Regierung nicht mehr, sie schrieb auf ihre Fahne „Weg mit dem Schnapsdusel“ und — errichtete staatliche Schnapsschenken! Der nächste Schritt wäre die Verstaatlichung der Temperenzhäuser, um dem Laster entgegenzuwirken!... Es ist klar, daß der Kampf gegen die Trunksucht ein hübscher Vorwand ist, um den Spiritusgehalt des Monopolschnapses zu verringern und so dem Ideal — der Ver-

* „En ce qui concerne les communes rurales, il est à présumer que — pendant les premiers temps tout ou moins — la cessation des redevances que leur payaient les débitants ne laissera de se traduire par une diminution (apparente, sinon réelle) de leurs facultés contributives (pour l'acquittement des annuités de rachat et autres taxes assimilées aux contributions directes) et que l'Etat se trouvera amené, sous une forme ou sous une autre, à leur consentir des dégrèvements“ Bulletin Russe 1899.

wandlung der Branntweinsteuer in eine Steuer auf nichts — sich zu nähern. Dem gleichen Zwecke dient angeblich die Verminderung der Schankstellen und das Verbot des Schnapstrinkens in den Schankstellen selbst. Es giebt also keine eigentlichen Branntweinschenken mehr, sondern nur noch den Verkauf über die Gasse. Das Ergebniß dieser Maßnahmen war die Entstehung zahlreicher „geheimer" Branntweinschenken, die männiglich bekannt sind. Die Polizei hütet sich, hier ernstlich einzugreifen: erstens, weil ja schließlich die geheimen Schenken durch Mehrung des Konsums dem Fiskus dienen, zweitens, weil sie selbst von jenen Schenken eine geheime Licenzgebühr zu ihrem persönlichen Nutzen erhebt. Ferner wird jetzt Schnaps auf offener Straße gesoffen, und an den Feiertagen liegen Betrunkene vor der Schwelle selbst der staatlichen Branntweinverkaufsstelle. Das konstatiren selbst die amtlichen Berichte. Schließlich bekämpft die russische Regierung die Trunksucht noch durch Errichtung von Theehäusern, Projektionsbilder und Vorlesungen aus der Heiligengeschichte. Es sind nämlich überall „Volksnüchternheits-Verweserschaften" errichtet worden, die in der angedeuteten Weise das Volk vom Schnapstrinken abzuhalten und es mehr kulturellen Genüssen zuzuführen die Aufgabe haben. Wir haben gesehen, daß gerade das Spiritusmonopol die Bauerngemeinden der letzten Mittel beraubt hat, um Volksschulen zu errichten: eine schärfere Satire auf die Farce des kaiserlich russischen Kampfes gegen die Trunksucht kann nicht gegeben werden.

Eine Verwirrung der Finanzverwaltung ist durch das Spiritusmonopol geschaffen worden, die auf Jahre hinaus jede Kontrolle über die russische Branntweinsteuer hindert und die Möglichkeit giebt, hohe Erträge nach Belieben — herauszurechnen. Aber ist erst das Monopol überall durchgeführt, dann ist das Schlußergebniß nicht so leicht zu verheimlichen.

Die **Tabaksteuer** zeigt eine analoge Entwicklung wie die Branntweinbesteuerung. Die Steuersätze sind wiederholt bedeutend erhöht worden, so auch 1892, als in Folge der Hungersnoth der Konsum stark zurückging. Im Allgemeinen ist der Konsum pro Kopf der Bevölkerung seit 1883 — bis dahin liegen uns Angaben vor — stabil geblieben. Im Besonderen traten folgende Veränderungen ein: der Zigarrenkonsum hat sich absolut verringert — von 1168865 Kilogramm auf 918602 Kilogramm — statt dessen stieg der Konsum von Zigaretten und Tabak Sorte I; der Konsum von Tabak Sorte II hat sich absolut verringert — von 6088369 Kilogramm auf 5677038 Kilogramm — statt dessen stieg der Konsum von Tabak Sorte III; schließlich ist der Konsum von Bauerntabak, Machorka, im Allgemeinen sich absolut gleich geblieben, zeigt folglich eine relative Verminderung. Die Steuerbelastung läßt sich wegen der Komplizirtheit des Steuersystems schwer berechnen. 1897 war die Gesammteinnahme an Steuer und Zoll 36,7 Millionen Rubel, der Konsum rund 65 Millionen Kilogramm, das macht eine Besteuerung pro Kilogramm von 55 Kopeken oder 1,20 Mark. In Deutschland stellt sich, in gleicher Weise berechnet, die Steuerbelastung auf 0,66 Mark. In Bezug auf den Tabakverbrauch rangirt Rußland an letzter Stelle unter den europäischen Ländern, er ist rund ½ Kilogramm pro Kopf gegenüber von z. B. fast zwei Kilogramm in Deutschland; dabei werden in Deutschland hauptsächlich Zigarren geraucht, in Rußland dagegen Machorka, kurz geschnittener Rippentabak einheimischer Provenienz, dem gegenüber der Pfälzer eine reine Labsal ist.

Die russische **Zuckersteuer** ist eine städtische Steuer, da der Bauernkonsum an Zucker sehr wenig in Betracht kommt. Nur in den russischen Städten ist der Theekonsum allgemein. Der größte relative Aufschwung der russischen Zuckerindustrie war in der ersten Hälfte der achtziger Jahre. Mit 1886/1887 trat eine Verflauung ein, die während der Hungersnoth 1891/1892 ihren tiefsten Stand erreichte. Dann beginnt 1893/1894 mit dem Aufleben der industriellen Thätigkeit ein neuer Aufschwung der russischen Zuckerproduktion. Der durchschnittliche Zuckerkonsum ist gering, etwa 4 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung. Die inländische Zuckersteuer ist jetzt — auch sie wurde nach der Hungersnoth von 1891/1892 erhöht — 1,75 Rubel pro Pud, das ist ca. 24 Pfennig pro Kilogramm (in Deutschland 18 Pfennig pro Kilogramm). Dazu kommt aber noch, daß der Prohibitivzoll auf Zucker dem russischen Zuckerkartell die Möglichkeit gegeben hat, die Inlandspreise enorm hoch zu halten. So wurde 1897 der russische Inlandszucker mit 62,5 Francs bis 76,5 Francs pro 100 Kilogramm, für die Ausfuhr aber mit 18,1 bis 28 Francs abgegeben (in beiden Fällen weißer, kristallisirter Sandzucker).* Der hohe Zuckerzoll wirkt also als Ausfuhrprämie und als Konsumsteuer zugleich.

Man kennt den großartigen Aufschwung der russischen **Petroleumgewinnung.** Der russische Fiskus, dieser Nimmersatt, griff frühzeitig auch hier zu. Die letzte Erhöhung der Steuersätze, und zwar gleich um mehr als 50 Prozent, fand wiederum unmittelbar nach der Hungersnoth von 1891/1892 statt. Die Steuer beträgt jetzt effektiv 2,8 Rubel (6,16 Mark) pro Tonne rohes Petroleum (Naphtha). Indessen scheint auch hier die Expansionsfähigkeit bereits überschritten zu sein. Währenddem ich

* Bulletin Russe etc. 1897, S. 175.

diese Zeilen niederschreibe, melden die Zeitungen von bevorstehenden großen Preissteigerungen der Naphtha und die Wolgadampfschiffsgesellschaften, sowie eine Anzahl Fabrikanten, die Naphtha als Heizmaterial gebrauchen, fordern sogar ein Ausfuhrverbot für Petroleum, um die Preise im Inland zum Sinken zu bringen.

Selbst bei solchen Gegenständen wie Zündhölzchen versagt bereits die Steuerschraube. Die Zündhölzchensteuer wurde 1892 um 100 Prozent erhöht — die dadurch erzielte Mehreinnahme war aber blos 27 Prozent!

Auf die russischen **Zolleinnahmen** wollen wir nicht näher eingehen, da dies ohne ausführliche Berücksichtigung der industriellen Entwicklung Rußlands unmöglich ist. Erwähnt sei nur, daß die Vertheuerung der landwirthschaftlichen Maschinen durch die russischen Eisenzölle eine stehende und bittere Klage der russischen Gutsbesitzer ist.

Wir wenden uns nun den **Eisenbahnen** zu. Es war noch vor einigen Jahren eine von der Regierung offen anerkannte Thatsache, daß die russischen Eisenbahnen sich nicht rentiren, das heißt, daß sie das auf sie angewandte Anlagekapital nicht decken, beziehungsweise der Reinertrag hinter der Verzinsung der Eisenbahnschuld zurücksteht. Aber seitdem Herr Witte Finanzminister geworden war, bekam die Sache ein anderes Aussehen. Herr Witte unternahm bekanntlich große Eisenbahnverstaatlichungen und den Bau neuer Staatseisenbahnen, und in dem Maße, wie die Eisenbahnlinien aus der Buchführung der Privatgesellschaften in das große Kontobuch des russischen Budgets übernommen wurden, begannen die Defizite zu schwinden und sich in Ueberschüsse zu verwandeln. Uns will es scheinen, daß dieses Stück Herrn Witte kein Finanzminister eines parlamentarischen Staates würde nachmachen können. Um so weniger dürfen wir es uns versagen, die ministeriellen Eisenbahnrechnungen einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

Die erste Ueberraschung, die uns begegnet, ist, daß die amtlichen Zahlen die Eigenschaft haben, sich zu verändern, und zwar so, daß sie mit der Zeit sich verringern. Man urtheile: Im Jahre 1897 verkündete der „Bulletin Russe“* triumphirend, der russische Staat ziehe jetzt einen reinen Nutzen aus den Eisenbahnen. Und er berechnete diesen Nutzen

* Bulletin Russe de statistique financière et de legislation 1897, p. 645 et 661. Dieses Bulletin, das in Petersburg in französischer Sprache erscheint, wird vom russischen Finanzministerium bezahlt. Es hat die Aufgabe, vor den ausländischen Banken den Mangel einer parlamentarischen Etatsberathung zu ersetzen. Von Kritik ist in ihm selbstverständlich keine Rede, er ist der Moniteur des Finanzministeriums, von dem er seine Informationen erhält. Seit 1900 erscheint auch eine englische Ausgabe.

für 1896 nach Angaben der Staatskontrolle auf 34771045 Rubel. Er gelangte zu diesem Resultat, indem er die Nettobetriebseinnahmen der Staatseisenbahnen mit den Zahlungen der Privatgesellschaften an den



Eisenbahnbrücke bei Batraki an der Wolga.
Erste Lokomotive mit Holz, zweite Lokomotive mit Naphtha geheizt.

Staat addirte und davon die Zahlungen für die Staatseisenbahnschuld und die vom Staate an die Privatgesellschaften gezahlten Subventionen abzog. Diese Zahlen für 1896 waren damals nicht ganz ein Jahr alt.

Im Jahre 1898 gab derselbe Bulletin abermals für das Jahr 1896 eine Uebersicht des Eisenbahnbetriebs, und zwar abermals nach

den Angaben der Staatskontrolle. Diesmal aber zeigten die Betriebsergebnisse der Staatseisenbahnen andere Zahlen: die Nettobetriebseinnahme der Staatseisenbahnen war um 6,4 Millionen geringer, nämlich 113244151 statt 119666619 — ich wiederhole, es handelt sich beidemal um das gleiche Jahr 1896.* Der Hauptgrund der Differenz war, daß das erste Mal eine private Eisenbahnlinie (Moskau-Brest) unter den Staatseisenbahnen gezählt wurde, ein merkwürdiges Gegenstück zu den uns bereits bekannten Branntweinbrennereien, die aus Nichts und durch Nichts über 400000 Wedros Spiritus lieferten. Das verursachte einen Unterschied von 6,1 Millionen. Andererseits fehlen in der zweiten Uebersicht die neuen sibirischen Bahnen und schließlich stimmt überhaupt in den beiden Berichten keine einzige Zahl überein. Immerhin aber, selbst wenn man den Nettobetriebsüberschuß der Staatseisenbahnen mit der kleineren Zahl 113,2 Millionen annimmt, müßte dennoch für den Staat 1896 schließlich ein Gewinn von **über 28 Millionen** verbleiben. Damals waren die Zahlen von 1896 zwei Jahre alt.

Schließlich in seinem Bericht zum Etat 1900 erklärte Finanzminister Witte: „Der Verlust, den jährlich dem Staatsschatzamt die Ausbeutung der Eisenbahnen — der staatlichen wie der privaten — verursachte, ist, sich allmälig verringernd (mit Ausnahme des Jahres 1892, wo er sich um 42,5 Millionen vermehrte), im Jahre 1894 auf die Summe von 4,1 Millionen gesunken; aber vom Jahre 1895 an begann das Staatsschatzamt von den Eisenbahnen Profit zu beziehen; dessen Größe war 1895: 1,8 Millionen Rubel, **1896: 11,3 Millionen,** 1897: 12,5 Millionen, 1898: 12,1 Millionen.“** Der Finanzminister macht dazu die Note: „Nach den Angaben der Staatskontrolle!“ Erst waren es 34 Millionen, daraus wurden 28 und die 28 haben sich schließlich auf 11,3 reduzirt! Aber freilich, nunmehr sind die Zahlen von 1896 vier Jahre alt! Was wird aus ihnen in den nächsten vier Jahren, wenn es so weiter geht?

Der Trick, welchen das Bulletin begangen hat, um jenen hohen Profit des russischen Staates an den Eisenbahnen herauszurechnen, läßt sich zum Theile aufdecken. Er hat nämlich an Stelle der Verzinsung des Anlagekapitals der Eisenbahnen die Verzinsung der im Budget als solche eingeschriebenen Eisenbahnschuld gesetzt. Es gab aber Eisenbahnbauten, die nicht durch eine spezielle Anleihe gedeckt waren. Diese erscheinen im Bulletin nur mit ihrem Betriebsgewinn, währenddem ihre Anschaffungskosten nicht mit einer Kopeke verrechnet sind. Eine sehr angenehme Methode, Ueberschüsse aus Nichts herauszurechnen,

* Bulletin Russe 1898, p. 235.

** Finanzbote 1900, Nr. 1 S. 6, Spalte 2.

die um so auffälliger ist, als die vom Bulletin selbst an anderer Stelle zitirte Abrechnung der Staatskontrolle* die Verzinsung des gesammten Anlagekapitals — selbstverständlich soweit nicht bis 1896 Abschreibungen beziehungsweise Amortisationen stattgefunden haben — aufs Konto setzt. Der Unterschied ist 9,4 Millionen (110,6 — 101,2). Immerhin bleibt noch eine Differenz von über 7 Millionen, deren Provenienz uns vollkommen räthselhaft bleibt. Vielleicht erfahren wir es in den nächsten vier Jahren.

Wie stellt sich nun die russische Eisenbahnrechnung für 1900? Wir haben früher die etatsmäßige Nettoeinnahme des Staates aus den Staats- und privaten Einnahmen, inklusive Verkehrssteuer, auf 70,2 Millionen Rubel berechnet. Demgegenüber ist nun vor Allem die Verzinsung des Anlagekapitals der Staatseisenbahnen zu berechnen. Für das Jahr 1896 giebt der Bericht der Staatskontrolle das Anlagekapital der Staatseisenbahnen mit 2633,9 Millionen Rubel, die Verzinsung mit 110,6 Millionen an.** Für die folgenden Jahre entnehmen wir den respektiven Etats folgende Kapitalaufwendungen für Eisenbahnbauten:

	Ausgaben für den Bau der sibirischen und anderen neuen Eisenbahnlinien	Ausgaben zur Anschaffung von rollendem Material für die sibirische und andere Eisenbahnlinien
1897	93504199 Rubel	35607997 Rubel
1898	64730545 „	49234145 „
1899	55638388 „	46864525 „
	213873132 Rubel	131706667 Rubel

Das sind zusammen weitere 345,5 Millionen Rubel. Aus den oben mitgetheilten Zahlen der Staatskontrolle ergiebt sich eine durchschnittliche Verzinsung von 4,17 Prozent. Demnach beträgt die Verzinsung des 1897/99 vom Staate verausgabten Eisenbahnkapitals rund 15 Millionen Rubel. Außerdem giebt der Etat als Garantiezahlungen an die privaten Eisenbahngesellschaften 5880000 Rubel an. Das gesammte Gewinn- und Verlustkonto des Staates stellt sich wie folgt (in Millionen Rubel):

Einnahmen		Ausgaben	
Netto-Betriebseinnahme der Staatseisenbahnen . . .	47,4	Verzinsung des Anlagekapitals der Staatseisenbahnen bis 1897	110,6
Zahlungen der privaten Eisenbahnen an den Staat . .	10,5	Verzinsung des neuen Anlagekapitals der Staatseisenbahnen 1897—1899 .	15,0
Gewinnantheil bei den privaten Bahnen	1,8	Vom Staat gezahlte Garantie	5,9
Verkehrssteuer	10,5		
	70,2		131,5

* Bulletin Russe 1897, p. 660.

** Bulletin Russe 1897, p. 660.

Es ergiebt sich ein **Defizit** von 61,3 Millionen Rubel. Dabei haben wir die Ausgaben der für das Jahr 1900 selbst vorausgesehenen Vollendungsbauten einzelner Linien nicht in Rechnung gesetzt, obwohl die Einnahme aus dem Betrieb dieser Linien bereits schätzungsweise im Etat enthalten ist, also auch in den von uns gewonnenen Nettoeinnahmen figurirt. Ferner haben wir nichts für die Staatskontrolle der Eisenbahnen gerechnet, obwohl diese in den Abrechnungen als spezielle Summe, gesondert von den allgemeinen Betriebsausgaben, aufgeführt wird (im Jahre 1896 waren es 2,8 Millionen): wir konnten im Etat 1900 den respektiven Betrag nicht ermitteln. Das Defizit ist also in Wirklichkeit entschieden größer.

Dieses Ergebniß harmonirt schlecht mit der oben zitirten Schilderung im Bericht des Finanzministers Witte zum Etat 1900. Ist es nun vielleicht nur ein Zufall, daß gerade das Jahr 1900 ein Defizit abwirft?

Um dem Leser darüber Bescheid zu geben, müssen wir noch einige Zahlenreihen anführen:

Im Jahre*	Betriebseinnahme (brutto) der Staatseisenbahnen	Allgemeine Betriebsausgaben	Ausgaben „zur Verstärkung und Verbesserung der Eisenbahnlinien"	Summe der Ausgaben	Ueberschuß (+) Verlust (—)
	in Millionen Rubel				
1888	22,3	15,6	13,8	29,4	— 7,1
1889	33,4	17,4	19,5	36,9	— 3,5
1890	49,3	31,7	29,5	61,2	— 11,9
1891	60,7	32,0	20,5	52,5	+ 8,2
1892	74,4	46,8	11,8	58,6	+ 15,8
1893	85,1	53,3	19,1	72,4	+ 31,8
1894	116,0	74,4	11,5	85,9	+ 30,1
1895	194,7	121,6	13,2	134,8	+ 59,9
1896	293,3	146,1	19,4	165,5	+ 127,8
1897	277,8	168,8	25,3	194,1	+ 83,7
1898	291,5	188,3	41,0	229,3	+ 62,2
1899	311,8	207,4	43,8	251,2	+ 60,6
1900	330,9	237,2	46,4	283,6	+ 47,3

Während dieses Zeitraums ist das Verstaatlichungswerk der Eisenbahnen durchgeführt worden, deshalb die starke Steigerung der absoluten Zahlen. In Bezug auf das Betriebsergebniß sind klar zwei Perioden zu unterscheiden: erst eine Steigerung des Ueberschusses, die 1896 ihren

* Bis 1897 nach der Zusammenstellung im Bulletin Russe 1898 p. 493 und 755; für 1898, 1899 und 1900 aus den resp. Etats.

Kulminationspunkt erreicht, dann eine ebenso regelmäßige Verringerung der Nettoeinnahme. Wie kam der Staat aus dem Defizit der Jahre 1888/90 heraus? Darüber läßt unsere Tabelle keinen Zweifel: durch eine gewaltige Verringerung der Betriebsausgaben. 1891 und 1892, die ersten Jahre der Betriebsüberschüsse, waren die Betriebsausgaben sogar in absoluten Zahlen geringer, als 1890, trotzdem die Einnahmen in Folge Ausdehnung des Staatseisenbahnnetzes um 70 Prozent gestiegen waren. Der Staat hat während der Hungerjahre 1891/92 eine verzweiflungsvolle Sparsamkeit bei seinen Eisenbahnen getrieben — er mußte es thun, weil ja alle budgetären Einnahmen zurückgingen und der Staat noch große Summen ausgeben mußte, um die Bauern vor dem Hungertod zu retten. Besonders stark wurden die Ausgaben „zur Verstärkung und Verbesserung der (bestehenden) Eisenbahnlinien" vermindert. Das sind Ausgaben für Erneuerung des Schienen- und Schwellenmaterials, Ausbesserung beschädigter Eisenbahndämme u. a. m., Ausgaben, die wohl bis zu einem gewissen Grade vernachlässigt werden können, was sich aber später durch einen unverhältnißmäßig vermehrten Schaden, der schließlich ersetzt werden muß, rächt. Der russische Fiskus hat aber durch mehrere Jahre dieses Verfahren fortgeführt, das vollkommen analog ist dem einer Aktiengesellschaft, die ihre Abschreibungen verringert, um rein rechnerisch Dividenden zu erzielen. Der Kulminationspunkt trat 1896 ein: von 1895 auf 1896 wurden die Betriebseinnahmen um fast 100 Millionen vermehrt, während die Ausgaben bloß um 31 Millionen stiegen, ein Verhältniß, wie es sich sonst nur höchstens in den Bilanzen verkrachender Handelsgesellschaften vorfindet, die den letzten Versuch machen, ihren Kredit aufrecht zu erhalten. Das war das Jahr des höchsten Betriebsüberschusses. Da trat aber auch bereits die Nemesis ein: seit 1897 sieht sich der Staat veranlaßt, die Betriebsausgaben nicht nur relativ, sondern absolut über die Steigerung der Einnahmen hinaus zu erhöhen, damit zugleich, und weil 1897 und 1898 die Einnahmen sich absolut verminderten, beginnt der Ueberschuß zusammenzuschmelzen. Ergebniß: Die steigenden Betriebsüberschüsse bis 1896 waren auf Kosten des Kapitals erzielt — durch Vernachlässigung des Betriebs, durch Herunterwirthschaften des Eisenbahnmaterials bezw. der Eisenbahnanlagen.

Dem Betriebsüberschuß ist, wie wiederholt hervorgehoben, die Verzinsung des Anlagekapitals entgegenzusetzen.

Machen wir für die drei vorangehenden Jahre in der gleichen Weise die Rechnung wie für 1900, so erhalten wir folgende Resultate (in Millionen Rubel):

	Einnahmen*	Ausgaben**	Defizit
1897	109,3	111,3	2,0
1898	85,8	117,1	31,3
1899	83,8	121,7	47,9
1900	70,2	126,5	56,3

Herr Witte giebt, wie bereits angeführt, für 1897 und 1898 Ueberschüsse an. Er korrigirt sich aber selbst sofort in folgender Weise: „Die letzten zwei Zahlen (eben für 1897 und 1898) sind angegeben, ohne die während dieser Jahre im Betrieb gewesenen Theilstrecken der sibirischen Eisenbahn in Betracht zu ziehen; setzt man aber die auf diesen Theilstrecken erzielten Resultate in Rechnung, so beträgt der Profit des Staatsschatzamtes: für das Jahr 1897 8 Millionen Rubel (statt 12,5), im Jahre 1898 1 Million Rubel (statt 12,1)."

Der russische Finanzminister gelangt zu diesen erfreulichen Resultaten, indem er nicht die gesammten Ausgaben „zur Verstärkung und Verbesserung der Eisenbahnlinien" zu den Betriebskosten zählt, sondern blos die Verzinsung dieser Ausgaben, also bei 4 Prozent jedesmal nur den fünfundzwanzigsten Theil des Jahresbetrags. Herr Witte betrachtet diese Ausgabe als Vermehrung des Anlagekapitals; es ist aber keine Vermehrung, sondern der Ersatz eines Verlustes; der Unterschied zeigt sich darin, daß eine Vermehrung des Anlagekapitals — unter normalen Verhältnissen — zu einer Vermehrung der Einnahmen führt, was beim Ersatz des verbrauchten Anlagekapitals nicht der Fall ist, dieser beugt nur einem Verlust vor. Von diesem Standpunkt des russischen Finanzministers aus ist ein Anzug desto mehr werth, je öfter er geflickt wurde, ist eine Maschinerie, deren Anschaffungskosten voll abgeschrieben sind, doppelt soviel werth, als was der Ankaufspreis war — die Kollegen des Herrn Witte im Kriegs- und Marineministerium werden diese Ansicht kaum theilen —, es sind darnach Schulden Vermögen und Verlust Gewinn! Herr Witte bezieht sich auf die Abrechnungen der Staatskontrolle. Er bemerkt zu seinen Zahlen: „Nach Angaben der Staatskontrolle, bei denen die Betriebsausgaben sowie die Verzinsung

* Betriebsüberschuß der Staatseisenbahnen, Zahlungen der privaten Eisenbahnen an den Staat, Gewinnantheil des Staates an den privaten Eisenbahnen, Verkehrssteuer.

** Verzinsung des Anlagekapitals, berechnet mit 110,6 Millionen bis inklusive 1896, ferner Verzinsung der Bewilligungen für Eisenbahnbauten des vorangehenden Jahres (also 1898 Verzinsung der Ausgaben von 1897, für 1897 selbst ist keine Verzinsung der Neubauten berechnet, weshalb das Defizit hier viel zu niedrig erscheint), endlich die vom Staat gezahlten Garantien. Auch diesmal sind die Ausgaben für Kontrolle nicht berechnet.

des zur Errichtung und zur Verstärkung der Eisenbahnen verwendeten Kapitals in Betracht gezogen werden." Aber die uns vorliegenden, in dem auch einer ausländischen Presse zugänglichen Bulletin Russe bis Ende 1899 veröffentlichten Abrechnungen der Staatskontrolle rechnen die Ausgaben „zur Verstärkung und Verbesserung der Eisenbahnen" — wie wir — in ihrem vollen Betrag zu den Jahresausgaben, nicht, wie jetzt Herr Witte angiebt, blos deren Verzinsung. Ueber das Jahr 1896 hinaus reichen allerdings die von dem Bulletin Russe veröffentlichten Eisenbahnrentabilitätsberechnungen der Staatskontrolle nicht.

Um dem russischen Finanzminister den Vorwurf zu ersparen, daß er in seinem Immediatsbericht an den Zaren die Rechnungen der Staatskontrolle willkürlich ändert, müssen wir annehmen, daß die Staatskontrolle seit 1897, also seitdem die Betriebsüberschüsse abermals eine sinkende Tendenz zeigen, ihre Abrechnungsart geändert hat. Allein was nützt das? Für den Augenblick viel zur Erzielung eines günstigen Abschlusses — auf die Dauer — nichts! Wenn man blos die Verzinsung der besprochenen Eisenbahnausgaben zu den Kosten des Betriebs rechnet, so bleibt ihr Betrag selbst als Schuld stehen. Die Verzinsung schwindet nicht mehr, sondern wird von Jahr zu Jahr wiederholt und schwillt um den Betrag der Verzinsung der neuen Ausgabe an. Zum Beispiel von 1888 bis 1900 sind — nach unserer Uebersicht — rund 345,5 Millionen Rubel „zur Verstärkung und Verbesserung der Eisenbahnen" verausgabt worden, die Verzinsung dieses Betrags bei 4,17 Prozent beträgt 15 Millionen — diese Summe müßte also von nun an jährlich bei der Berechnung der Rentabilität der Eisenbahnen unter den Ausgaben gezählt werden.

Gesetzt nun, die durchschnittliche Jahresausgabe „zur Verstärkung 2c." betrage jetzt 30 Millionen, so kämen jährlich an Verzinsung weitere $1^{1}/_{4}$ Millionen hinzu. In 12 Jahren sind weitere 15 Millionen erreicht und vom Jahre 1912 an beträgt die als Verzinsung berechnete Ausgabe ebenfalls 30 Millionen: beide Berechnungsarten gleichen sich in diesem Jahre aus, aber es ist klar, daß mit jedem nachfolgenden Jahre das Verhältniß umgekehrt wird und die Verzinsung der als Anlagekapital berechneten Ausgabe höher wird, als ihr durchschnittlicher Jahresbetrag.

Allein solche Dinge verfangen nicht viel bei einem russischen Finanzminister: denn, erstens, sein unmittelbarer Zweck, die Herausrechnung eines günstigen Abschlusses, wird ja für eine Reihe von Jahren erreicht, zweitens, was hindert ihn denn, später — die Abrechnungsart abermals zu ändern? Woraus sich ergiebt, daß für geraume

Zeit das Wort „Defizit“ in den Berichten des russischen Finanzministers über die Eisenbahnen nicht zu lesen sein wird.*

Aber ob man so oder so rechnet, was als Ausgabe verzeichnet wird, muß auch bezahlt werden. Ueber diese harte Thatsache können auch russische Finanzminister sich nicht ungestraft hinwegsetzen. Nun war am 1. Januar 1899 die reine budgetäre, d. h. als solche im Budget verzeichnete Eisenbahnschuld Rußlands 6820 Millionen Francs** oder 2557 Millionen Rubel. Die Verzinsung dieser Schuld beträgt bei 4,17 Prozent 106,6 Millionen jährlich. Auch diese Summe übersteigt

* Die Kunst der russischen Finanzminister in der Berechnung von Ueberschüssen ist so mannigfaltig, daß wir von vornherein darauf verzichten, sie vollständig zu ergründen. Nur noch ein Beispiel, das sich ebenfalls auf die Eisenbahnen bezieht. Nach dem Etat für 1898 war eine Bruttoeinnahme der Staatseisenbahnen von 291,5 Millionen Rubel vorgesehen. Die Abrechnung der Staatskontrolle für 1898 (Finanzbote 1899, Heft 13, S. 626) ergiebt aber 348,2 Millionen. Der Etat scheint also um 56,7 Millionen überschritten worden zu sein, und gegenüber dem Betriebsergebniß des Vorjahrs (277,8 Millionen nach Abrechnung der Staatskontrolle) ist die Steigerung sogar 70,4 Millionen Rubel! Das ist ein glänzendes Resultat, nicht wahr? Hören wir aber, was die Staatskontrolle selbst darüber berichtet: „Die Vermehrung der Betriebseinnahme der Staatseisenbahnen gegenüber 1897 um 70,4 Millionen Rubel ist durch verschiedene Ursachen bedingt worden: durch Uebernahme auf das Jahr 1898 verschiedener Rechnungen früherer Zeit im Betrag von 13 Millionen Rubel, durch Verstaatlichung der Eisenbahnlinien der Weichsel und der Eisenbahnlinie Fastoff, die Eröffnung neuer Theilstrecken der sibirischen Eisenbahnen sowie durch den natürlichen Zuwachs des Verkehrs auf den anderen Staatseisenbahnen, was zusammen ca. 30 Millionen Rubel geliefert hat, und endlich dadurch, daß im Jahre 1897 ein neues Verfahren für die Ablieferung der Eisenbahneinnahmen an das Staatsschatzamt aufgestellt wurde. Die Einführung dieses neuen Verfahrens bedingte 1897 für den halben Monat vom 1. bis 15. Oktober eine Sistirung der Eingänge der Eisenbahneinnahmen in die Kasse des Staatsschatzamtes, während im entsprechenden Zeitraum 1898 solcher Einnahmen 14,7 Millionen Rubel verrechnet wurden. Unabhängig von dieser zufälligen Ursache, werden Eisenbahneinnahmen beim neuen Verfahren überhaupt zeitiger als Eingänge des Staatsschatzamtes eingetragen, weil nach den neuen Regeln der gesammte Erlös des Betriebs der Staatseisenbahnen unmittelbar an die Reichsbank abgeliefert wird, eine provisorische Eintragung eines Theiles davon als Depot, wie es nach den früheren Regeln Usus war, findet nicht mehr statt.“ Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß von den 70 Millionen rechnungsmäßiger Mehreinnahmen kaum etliche auf eine Steigerung des Verkehrs zurückzuführen sind; die 70 Millionen sind fast ausschließlich das Ergebniß der Aenderung der Berechnungsart, die — das ist kennzeichnend — Ende 1897 für 1898 getroffen wurde, d. h. als der von uns konstatirte Rückgang der Betriebsergebnisse offenkundig wurde!

** Bulletin Russe 1898 p. 421.

um vieles die von uns berechnete reine Einnahme des Staates aus den Eisenbahnen 1899 wie auch 1900. Die Differenz muß aus anderen Quellen ersetzt werden, wenn nicht aus den Steuern, dann durch Schuldenmachen.

* * *

Woher kommt es, daß die russischen Eisenbahnen sich nicht rentiren? Sehen wir uns die Statistik des Verkehrs an. Es betrug 1896/97 auf je 100 Kilometer bezw. Werst, Betriebslänge*

	in Deutschland	in Rußland
Fracht, absolute Zahl (in Millionen Kilogramm)	447	139
Fracht in 1000 Tonnen-Kilometer	58 160	61 000
Brutto-Betriebseinnahme (in 1000 Mk.)	3459	2726
Betriebsausgabe (in 1000 Mk.)	1922	1701
Betriebsüberschuß (in 1000 Mk.)	1537	1025

Der Betriebsüberschuß pro 100 Kilometer ist also in Deutschland $1^1/_2$ Millionen Mark jährlich, in Rußland blos 1 Million. Die Ursache ist die viel geringere Frachtmenge der russischen Eisenbahnen. Die Menge des Frachtguts pro 100 Kilometer Eisenbahn beträgt in Rußland noch nicht einmal ein Drittel des deutschen Verkehrs. Dem gegenüber erscheinen die russischen Betriebseinnahmen sogar viel zu hoch. Die Erklärung liegt darin, daß die durchschnittliche Kilometerzahl pro Gewichtseinheit Frachtgut in Rußland erheblich größer ist, als in Deutschland; deshalb ist auch der relative Frachtverkehr, die Zahl der Tonnen-Kilometer pro 100 Kilometer Betriebslänge, in Rußland größer als in Deutschland. In Rußland entfielen im Jahre 1896 auf 1 Pud Fracht durchschnittlich 453 Werst Fahrt, eine gewiß sehr hohe Zahl.

In Rußland werden geringe Waarenmengen auf große Entfernungen, in Deutschland große Waarenmengen auf kleine Entfernungen befördert. Das ist kein Zufall, sondern das Ergebniß eines Unterschieds der allgemeinen wirthschaftlichen Struktur beider Länder, vor Allem des Unterschieds im Verhältniß zwischen Stadt und Land.

	Europ. Rußland**	Deutschland***
Zahl der Großstädte (100 000 Einw. und mehr)	20	28
Bevölkerung der Großstädte (in Millionen) .	$5^1/_2$	$7^1/_4$
Auf eine Großstadt kommen Quadratkilometer der Gesammtfläche	238 281	19 309
Auf ein Quadratkilometer großstädtische Einwohner	1,15	13,45

* Nach den Mittheilungen im Finanzboten 1899 Nr. 12, S. 563—576 und dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich.

** Einschließlich Polen, Ostseeprovinzen und Kaukasus. Nach der allgemeinen Reichsstatistik Bd. XL für 1894. — *** Nach der Volkszählung 1895.

Die Unterschiede springen in die Augen. Weil die Städte in Rußland viel seltener sind, ziehen sie von einer größeren Peripherie den Frachtverkehr an sich, obwohl die Frachtmenge, die sie verbrauchen, geringer ist. Der Verkehr mit dem Ausland ist erst recht ein Fernverkehr; er ist in Rußland verhältnißmäßig größer als in Deutschland, spielt aber immerhin eine untergeordnete Rolle.

Eisenbahnfrachtverkehr mit dem Ausland.

Rußland	30,4 Prozent des Gesammtverkehrs
Deutschland	14,4 „ „ „

Ueber zwei Drittel des Eisenbahnfrachtverkehrs sind also auch in Rußland Inlandsverkehr, das heißt im Wesentlichen Zufuhr nach den Städten.

Sehen wir uns den russischen Frachtverkehr etwas genauer an.

	Es betrug 1896 die Fracht in Millionen Kilogramm		
	Deutschland	Rußland	
	auf den Eisenbahnen	auf den Eisenbahnen	auf den Wasserstraßen
Getreide und Mehl	11 610	9380	2608
Brennholz	4372	2338	3877
Nutzholz	7148	3280	9161
Steinkohle (auch Braunkohle)	88 938	7298	82

Frappirend ist der Unterschied in der Beförderung von Steinkohle, der die geringe Entwicklung der russischen Industrie und der russischen Städte zum Ausdruck bringt. Erst in zweiter Linie kommt zur Erklärung dieses Phänomens die größere Verwendung von Brennholz in Rußland in Betracht. Zieht man in Erwägung, daß auch in Deutschland große Mengen Holz auf den Wasserstraßen befördert werden — vergleichbare Zahlen über den Güterverkehr auf den deutschen Wasserstraßen stehen uns leider nicht zur Verfügung — so wird man annehmen müssen, daß der Brenn- und Nutzholzfrachtverkehr Deutschlands in absoluten Zahlen nicht viel hinter dem russischen zurücksteht.* Nicht minder auffallend sind die Zahlen des Getreideverkehrs: er ist in Deutschland größer als in Rußland — abermals eine eklatante Wirkung des städtischen Marktes. Der russische Getreideverkehr ist noch in höherem Grade ein Fernverkehr als die Fracht auf den russischen Eisenbahnen überhaupt. Von dem Getreide, welches 1896 auf den russischen Eisenbahnen befördert wurde, machte das Pud durchschnittlich eine Reise von 596 Werst. Das ist zu einem erheblichen Theile gewiß dadurch bedingt, daß Getreide der hauptsächliche Ausfuhrartikel Rußlands ist. Dazu kommt, daß

* Das giebt freilich noch keine Auskunft über den Holzverbrauch der beiden Länder, da das meiste Holz in Rußland eben weder auf die Eisenbahn noch auf das Schiff kommt, sondern im nahen Verkehr verbraucht wird.

fast sagen im Handumdrehen, die Eisenbahnen zu verstaatlichen, und zwar zur größten Zufriedenheit der Aktionäre und seiner selbst als Vertreter der Interessen des russischen Staates. Man denke nicht etwa, daß man bei der Eisenbahnverstaatlichung ebenso revolutionär vorgegangen sei, wie beim Spiritusmonopol: o nein, die Börse ist eine Macht, vor der auch der russische Absolutismus sein Haupt beugt. Die Aktien sind nicht nur zu ihrem höchsten Werthe, sondern zu einem Spekulationspreis angekauft worden.* Auf der anderen Seite muß gewiß anerkannt werden, daß gerade die geringe Rentabilität der russischen Eisenbahnen ihre Verstaatlichung wesentlich erleichterte. Deshalb war aber auch für absehbare Zeit nicht zu erwarten, daß der Staat aus den Eisenbahnen einen Gewinn ziehen würde. Für diese geringe Rentabilität waren verschiedene Momente maßgebend, so auch der relativ kostspielige und noch mehr lüderliche Eisenbahnbau, der ganz außerordentliche jährliche Reparaturausgaben — der wiederholt erwähnte Budgetposten „zur Stärkung der Eisenbahnen“ — bedingt**, aber der Hauptgrund liegt, wie von uns nachgewiesen wurde, in den allgemeinen wirthschaftlichen Zuständen. Rußland hat gewiß einen großen Bedarf an Eisenbahnen, aber es ist noch nicht so weit, seine Eisenbahnen bezahlen zu können. Mit der Zeit werden sich die Verhältnisse wohl auch hier ändern, aber diese Entwicklung rechnet nicht mit Jahren, sondern mit Dezennien. Diesmal und für die nächste Zukunft ist der Versuch des russischen Staates,

* So sind z. B. die Aktien der großen russischen Eisenbahngesellschaft nach Mittheilung des Finanzministers selbst mit 32 Rubel über ihrem Werthe bezahlt worden. (Bulletin Russe 1895 I. p. 109). Herrn Witte sind daraus wie aus den sonstigen Operationen der Eisenbahnverstaatlichung die bittersten Vorwürfe gemacht worden. Besonders in der bekannten Sensationsschrift „M. Witte et les finances russes“ von Herrn E. Cyon. Das Werkchen ist allerdings nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Es ist vom persönlichen Rachegefühl diktirt, das den Verfasser zu lächerlichen Uebertreibungen hinreißt. Herr Witte erscheint darin u. A. auch als „extremer Sozialist“, während der Verfasser selbst in einer aufdringlichen Weise seine treue Ergebenheit an den Autokratismus bekennt. Dennoch bleibt die Thatsache bestehen, daß Herr Cyon eine Zeit lang russischer Offiziosus in Frankreich war und die Anleihen zu lanciren hatte, ja, trotz des ausführlichen Widerlegungsversuchs des „Bulletin Russe“, der selbst bis auf orthographische Fehler sich ausdehnte, die recht wundersame Erzählung des Herrn Cyon von seiner Audienz bei Kaiser Alexander III. in Kopenhagen nicht bestritten wurde. Wichtiger als diese Personalien ist, daß verschiedene Mittheilungen des Herrn Cyon durchaus unwiderlegt geblieben sind oder nur in untergeordneten Aeußerlichkeiten bestritten wurden. So auch seine Feststellungen bezüglich der Eisenbahnverstaatlichung.

** Wir hatten auf unserer russischen Reise wiederholt Gelegenheit, den elenden Zustand der russischen Eisenbahnen wahrzunehmen. Vergl. S. 320.

sich in den Eisenbahnen eine neue Einnahmequelle zu erschließen, gescheitert und er mußte scheitern.

Es liegt uns fern, die volkswirthschaftliche Bedeutung der großen sibirischen Eisenbahn bestreiten zu wollen, aber das ändert nichts daran, daß für absehbare Zeit auch diese Eisenbahn große Zuschüsse aus der russischen Staatskasse erfordern wird. Je weiter die sibirische Eisenbahn geführt wird, desto weniger rentabel wird sie: so betrug während der ersten 11 Monate des Jahres 1898 der Bruttoertrag der damals im Betrieb gewesenen Strecken dieser Eisenbahn (2138 Werst) 4135 Rubel pro Werst, im gleichen Zeitraum 1899 für die vergrößerte Strecke (3150 Werst) nur noch 3609 Rubel pro Werst. Das ist sehr begreiflich: Je weiter in jene entlegenen Gegenden die Eisenbahn dringt, desto dünner die Bevölkerung, desto geringer der Frachtverkehr. Dabei wiederholt sich auch in Sibirien das alte russische Eisenbahnbausystem: man geht zunächst darauf hinaus, schnell und mit möglichst geringem Kostenaufwand große Eisenbahnstrecken zu bauen. Die Zeitungen brachten pompöse Beschreibungen der Luxuszüge, die auf der sibirischen Eisenbahn verkehren; aber diese Luxuszüge laufen auf Schienen, die zu leicht sind, über Brücken, die dem Hochwasser einen sehr fraglichen Widerstand leisten, die Eisenbahndämme werden regelmäßig aufgeschwemmt, sodaß die Schienen blosgelegt werden, es fehlt an Frachtwagen, trotz des geringen Verkehrs 2c. 2c. Die Folge ist, daß der Ausgabeposten „zur Stärkung der Eisenbahn“ schon in den ersten Jahren der Betriebseröffnung stark anschwillt. Es ist bereits offiziell anerkannt, daß die in Betrieb genommenen Strecken der sibirischen Eisenbahn in jeder Beziehung den Anforderungen des Verkehrs nicht genügen. Es wäre verfehlt, die Schuld daran nur den üblichen Schwindeleien zuzuschreiben; es liegt eben im System, das sich aus der Nothwendigkeit ergiebt, mit wenig Geld und ohne Aussicht auf unmittelbare Rentabilität große Eisenbahnstrecken zu bauen.

Wir resümiren: Die Eisenbahnen sind für den russischen Staat keine Gewinn bringende Unternehmung, sondern ein wichtiger **Ausgabeposten**, zu dessen Bestreitung die Mittel aus anderen fiskalischen Quellen aufgebracht werden müssen.

* * *

Um die finanziellen Einbußen, welche die Hungersnoth von 1891/92 mit sich brachte, auszugleichen, war die Regierung genöthigt, die Verbrauchssteuern zu erhöhen; wir wissen, daß die Errichtung des Spiritusmonopols und auch die Verstaatlichung der Eisenbahnen unter dem Drucke dieser Verhältnisse stattfanden. Als die Hungersnoth

von 1897 und 1898 eintrat, war auf diesen Gebieten nichts mehr zu holen: das beweisen die von uns angeführten Zahlen des Konsumrückganges und der Eisenbahnergebnisse klar. Und da die direkte Bauernbesteuerung schon in den achtziger Jahren versagte, so blieb nichts anderes mehr übrig, als eine Erhöhung der gewerblichen Steuern. Das geschah denn auch bereits im Juni 1898. An dem System der Besteuerung von Gewerbe und Handel, das in Rußland nicht minder widerspruchsvoll, verworren, ungleichmäßig, unkontrollirbar ist als die landwirthschaftliche Besteuerung, ist aber nichts geändert worden. Auf diese Weise gelang es, weitere circa 20 Millionen jährlich flüssig zu machen (die Steuereinnahme von Gewerbe und Handel war 57,9 Millionen nach dem Etat 1897 und ist für 1900 mit 75,2 Millionen eingesetzt). Es kam dieser Steuererhöhung zu Gute, daß sie in die Zeit der großen industriellen Gründungen fiel.

* * *

Nach dieser Uebersicht der wichtigsten finanziellen Quellen des russischen Staates kommen wir zu den „unkontrollirbaren Einnahmen“, die zusammen mit den außerordentlichen Einkünften rund 235 Millionen bilden, **18 Prozent** der von uns berechneten Nettoeinnahmen. Man sehe sich die einzelnen Posten in unserer Uebersicht an, um sich zu überzeugen, wie unsicher diese Deckung ist. Wie leicht kann es passiren, daß „Bankoperationen“ den erwarteten Gewinn nicht liefern, daß ausgegebene „Darlehen“ nicht in dem erwünschten Maße eingehen?! Dann bleiben die nicht benannten „aparten Quellen“, von denen man nicht weiß, inwiefern sie zuverlässig sind, und die „kleinen und gelegentlichen Einnahmen“! Schließlich ist der „freie Bestand des Staatsschatzamtes“ der Hauptstützpunkt des Ganzen. Wenden wir uns diesem zu.

Diese regelmäßig wiederkehrende Position der russischen Staatseinnahmen wurde in der westeuropäischen Presse ebenso regelmäßig angezweifelt. Besonders die „Times“ und der Londoner „Economist“ übten wiederholt Kritik daran. Aber freilich zu einer genauen Prüfung fehlen dank der höchst mangelhaften Rechenschaftsablegung des russischen Budgets so ziemlich die Grundlagen. Wir wollen deshalb uns darauf beschränken, die Abrechnungen dieses eigenartigen Reservefonds für die letzten Jahre etwas näher zu beleuchten.

Am 1. Januar 1898 war der freie Bestand des Staatsschatzamtes 214,7 Millionen Rubel.* Der Etat für 1898 sah voraus, daß

* Mitgetheilt im Begleitschreiben des Finanzministers zum Budget 1899. Abgedruckt im Bulletin Russe 1898, S. 807.

aus diesem Fonds 106,3 Millionen werden entnommen werden müssen.* Im Laufe des Jahres 1898 kamen aber noch folgende Budgetüberschreitungen hinzu: 1. 90 Millionen für Panzerschiffe, 2. 10,2 Millionen für die annektirte Halbinsel Kuantun, 3. 35,2 Millionen durch die Hungersnoth bedingte Mehrausgaben, 4. 88,3 Millionen Mehrausgaben für Konversionen, Verzinsung, Amortisationen, 5. 75 Millionen Zahlung an die Reichsbank zur Auslösung von Kreditscheinen (Papierrubel).** Die Gesammtsumme der Ueberschreitungen ist 298,7 Millionen. Zusammen mit den erwähnten 106,3 Millionen macht das die runde Summe von 405 Millionen, zu deren Deckung der Etat von 1898 nur einen „freien Bestand" von nicht ganz 215 Millionen in Rechnung zu setzen wußte.

Und dennoch brachte es der russische Finanzminister zu Stande, nicht nur diesen gewaltigen Mehrbedarf zu decken, sondern von den 215 Millionen des „freien Bestandes" noch 135 Millionen*** zum 1. Januar 1899 übrig zu lassen. Wie geschah dieses Wunder? Die Abrechnung für 1898 zeigt uns vor Allem eine Mehreinnahme des ordentlichen Etats im Betrag von **220,4** Millionen Rubel. Ist nun eine solche Steigerung der ordentlichen Einnahmen über alle Voraussichten des Etats hinaus schon an sich überraschend, so erscheint es recht seltsam, daß die Abrechnung uns nichts von einer durch Steigerung der Einnahmen bedingten Mehrung der ordentlichen Ausgaben zu berichten weiß: wie wenn die 220 Millionen vom Himmel herunterfielen und nichts kosteten. Wie setzte sich aber der Ueberschuß zusammen? Seinen Hauptbestandtheil bildet die Mehreinnahme der Staatseisenbahnen mit 56,7 Millionen Rubel. Nun haben wir aber bereits früher gesehen, daß gerade 1898 die Staatskontrolle eine neue Methode der Verrechnung der einlaufenden Eisenbahneinnahmen anwandte, in Folge dessen diese um ein Ziemliches höher erschienen.† Die Differenz von über 70 Millionen gegenüber dem Etat von 1897 war von der Staatskontrolle selbst zum weitaus größten Theile auf diesen Unterschied der Berechnung zurückgeführt. Nun wohl, der Etat für 1898 war nach der alten Methode aufgestellt, die Abrechnung geschah nach der neuen Methode — deshalb die große Differenz. Nur zu einem sehr geringen Theile wurde sie durch eine Erhöhung des Verkehrs und neue

* Budget 1898, Bulletin Russe 1897 p. 714.

** Vorbericht zum Budget 1899. Bulletin Russe p. 807.

*** Genau 134,9 Millionen. Nach dem Vorbericht zum Budget 1900. Abgedruckt in Nr. 1 des „Finanzboten" S. 4.

† Vergl. S. 484 Anm.

Verstaatlichungen bedingt, dem aber eine Erhöhung der Betriebsausgaben und Vermehrung der Staatsschuld und Zinszahlung gegenüberstehen müssen. Und weil diese Mehreinnahme in der Hauptsache eine rein rechnerische ist, deshalb finden wir für sie keine Kompensationen im Ausgabeetat. Mindestens **40** Millionen von den 56,7 sind, wie man der zitirten Mittheilung der Staatskontrolle entnehmen muß, eine Fiktion. Eine weitere starke Mehrung der Einnahmen soll bei den Zöllen eingetreten sein, nämlich 49,6 Millionen, inwiefern auch hier eine neue Verrechnung mitwirkt, wissen wir nicht. Die Erweiterung des Spiritusmonopols ergab ebenfalls ein Mehr von circa 17 Millionen, das ist aber wie bei den Eisenbahnen eine Mehrung der Bruttoeinnahmen, von denen, sofern es sich nicht um fiktive Größen handelt, noch die Betriebsausgaben abzuziehen wären. Soviel ist nach diesen Proben sicher, daß von den 220,4 Millionen sehr erhebliche Summen abzuziehen wären, wenn eine Prüfung der Beträge in den Details möglich wäre.

Aber selbst die 220,4 Millionen genügten ja noch immer nicht, um das Defizit zu decken. Es blieben noch 184,6 Millionen Ausgaben, für die man nach Deckungsmitteln suchen mußte. Die Abrechnung der Staatskontrolle giebt als weitere Deckung eine Ueberschreitung der außerordentlichen Einnahmen um 84,5 Millionen, wovon 77,7 Millionen durch Vergebung der 4prozentigen Staatsrente, also durch eine Anleihe erzielt wurden. Schließlich wurden 82,5 Millionen dem „freien Bestand" entnommen. Immerhin blieben noch über 17 Millionen ungedeckt, und zwar nach Angaben der Staatskontrolle:

Reste vom Etat 1898	11 305 599	Rubel
Reste früherer Jahre	5 781 575	=

Wollte man den ganzen Ausgabeetat von 1898 aus den Mitteln des gleichen Jahres decken (also auch den Rest von 17,1 Millionen), würde man die Abrechnung bei den Staatseisenbahnen nicht geändert haben (Differenz mindestens 40 Millionen), so müßte man, um sich ohne Anleihe zu behelfen (77,7 Millionen), dem „freien Bestand des Staatsschatzamtes" nicht 82,5, sondern 217,3 Millionen entnehmen, d. h. dieser, der zu Anfang des Jahres blos 215 Millionen betrug, wäre total aufgebraucht. Statt dessen giebt die Staatskontrolle zum 1. Januar 1899 einen „freien Bestand" von 132,3 Millionen an.*

* Diese Zahl differirt von der von uns früher mitgetheilten (135 Millionen). Jene war nach den Mittheilungen des Finanzministers im Vorbericht zum Budget für 1900, diese ist nach der definitiven Abrechnung der Staatskontrolle.

So begann das Jahr 1899. Das Budget für 1899 sah die Nothwendigkeit voraus, aus dem „freien Bestand" 98,6 Millionen zu entnehmen. Das wäre aber, wie sich aus dem Obigen ergiebt, keine leichte Sache. Denn unter den 132 Millionen des Restbestandes zum 1. Januar 1899 sind 17 enthalten, die zur Deckung von bereits früher beschlossenen Ausgaben, wohl auch eingegangenen Verpflichtungen nöthig waren, und 40 Millionen von den Eisenbahnen, die man nicht anderweitig verwenden konnte, ohne diese ihres Betriebskapitals zu berauben. Aber der Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet 2c., verläßt auch einen russischen Finanzminister niemals. So trat denn auch 1899 eine Vermehrung der ordentlichen Einnahmen um 204,5 Millionen ein. Und um gleichsam zu beweisen, daß die Hand der Vorsehung dabei im Spiele war, trat diese Vermehrung erst im letzten Quartal des Jahres ein. Bis zum 1. Oktober 1899 betrugen die ordentlichen Eingänge blos 76,6 Prozent des Etats, aber im letzten Vierteljahr waren im Verhältniß zum Etat über 37 Prozent und im Verhältniß zu der gesammten ordentlichen Jahreseinnahme 32,7 Prozent eingegangen. Besonders auffallend ist das Mißverhältniß bei den „Loskaufgeldern", die die Bauern zu bezahlen haben: da waren in den neun Monaten bis 1. Oktober 37½ Millionen eingelaufen und in den drei Monaten seit dem 1. Oktober **58** Millionen! Auf welche Weise solche Effekte bei der Steuererhebung von den Bauern erreicht werden, wissen wir bereits und auch, wohin das führt. Kaum war die Hungersnoth von 1899 schlecht oder recht überwunden, so arbeitete schon der russische Fiskus auf eine Hungersnoth wieder hin.

Am Schlusse des Jahres 1899 konnte Herr Witte, trotz starker Ueberschreitungen der außerordentlichen Ausgaben, mit einer Erhöhung des „freien Bestandes des Staatsschatzamtes" auf 245 Millionen Rubel prunken, wobei es aber freilich wiederum nicht ohne eine Anleihe, diesmal im Betrag von 175,9 Millionen Rubel, abging.

Es ist klar: der „freie Bestand des Staatsschatzamtes" wird nur durch Anleihen und allen Voraussichten des ordentlichen Etats hohnsprechende Mehreinnahmen aufrechterhalten. Sieht man von diesen Faktoren ab, so müßte er schon längst verbraucht sein. Aber nicht nur die Anleihen, sondern auch die Mehreinnahmen des ordentlichen Etats sind eine regelmäßige Erscheinung der russischen Finanzwirthschaft. Nur unter dem Finanzminister Bunge wurde das Verhältniß anders. Bunge übernahm das Finanzministerium im Mai 1881. Dieses Jahr brachte noch einen Ueberschuß der ordentlichen Einnahmen über den Etat von 36,3 Millionen. Auch im Jahre 1882 war noch die Mehreinnahme 30 Millionen. Aber dann begannen die Defizite. Herr Bunge glaubte, das liege in den Verhältnissen, und verfaßte eine Denkschrift, die eine vollkommene Bankerotterklärung des russischen Steuersystems und der russischen Staatsverwaltung war. Das Ergebniß war, daß er abgesetzt wurde. Und siehe da: mit dem Ministerwechsel änderten sich auch sofort die Verhältnisse: am 1. Januar 1887 übernahm Herr Wischnegradsky den Posten und schon im gleichen Jahre stellte sich von selbst eine Mehreinnahme des ordentlichen Etats um 33,3 Millionen ein. Seitdem nehmen die Dinge wieder ihren altgewohnten Verlauf. Nur 1891 zeigt sich eine Mindereinnahme von 9 Millionen im ordentlichen Etat, die aber schon im nächsten Jahre, trotzdem 1892 die wirthschaftliche Noth am größten war, durch einen Ueberschuß von 83 Millionen mehr als aufgewogen wird. Also ob Ueberschuß oder Defizit, verantwortlich dafür ist — der Finanzminister. Ein Ministerwechsel, und die Sache wird anders. Merkwürdigerweise hilft aber dieses Mittel nur dort, wo in Ermangelung eines Parlamentarismus eine öffentliche Kontrolle der Staatsfinanzen fehlt.

Auf die wiederholten Anfragen der ausländischen Presse, wo sich denn der „freie Bestand" befinde, wußte das russische Finanzministerium nur zu antworten, daß der „freie Bestand des Staatsschatzamtes" nur eine rechnerische Größe sei, die aus folgenden Elementen sich zusammensetze: 1. der Kassenbestand der Rentämter, der Münze 2c., 2. das Staatskonto bei der russischen Reichsbank und den ausländischen Banken, 3. verfügbare Betriebsmittel.* Das bedeutet soviel als: das Staatsschatzamt hält sich für berechtigt, im Bedarfsfall den Kassen der Reichsbank einen Betrag zu entziehen, der ungefähr dem unter „freiem Bestand" im Budget angegebenen gleich ist. Das sind also in Wirklichkeit die Ressourcen dieses vielbesprochenen Reservefonds: die Kassen der Reichsbank. Mit anderen Worten, der russische Staat erklärt, daß, wenn es ihm an Geld fehlen sollte, er dieses der Reichsbank entziehen werde. Ob aber dies möglich ist, hängt nicht nur vom Willen oder selbst der Berechtigung des russischen Schatzamtes ab, sondern vor Allem vom Status der russischen Reichsbank.

* * *

Bevor wir in unserer Untersuchung weiter schreiten, müssen wir uns noch eine Weile bei der russischen Goldwährung aufhalten.

---

* So nach den Angaben im Bulletin Russe 1895 Bd. I, S. 3. Das Bulletin meint dabei u. A.: „Il ne s'agit pas ici d'un fait matériel, mais du résultat d'un calcul".

Am 6./19. Mai 1900, dem Geburtstag des Zaren, erschien ein Ukas des Zaren, den letzten Rest der schwebenden Schuld des russischen Staatsschatzamtes an die Reichsbank zu tilgen. Dieser Rest betrug 50 Millionen Papierrubel. Damit erhielt die russische Geldreform ihren offiziellen Abschluß. Aber schon Ende 1897, in seinem Immediatbericht an den Zaren bei der Uebergabe des Budgets für 1898, erklärte Finanzminister Witte, die Goldwährung sei gesichert, die Geldverhältnisse seien regulirt, er habe die volle Zuversicht, daß das monetäre System nie mehr erschüttert werden wird, selbst wenn das Land schweren Prüfungen unterworfen werden sollte.*

Keine Maßregel des unternehmenden und spekulativen Herrn Witte wurde so viel angezweifelt, als seine Geldreform. Man vermuthete sogar, daß die steigenden enormen Golddeckungen, mit denen der russische Finanzminister renommirte, nur auf dem Papier bestehen. Aber mit überlegenem Lächeln lud das russische Finanzministerium die Zweifler ein, die Goldvorräthe der Reichsbank zu besichtigen. Und als mit der Zeit immer größere Massen russischen Goldes im Verkehr erschienen waren, mußten auch die größten Skeptiker daran glauben.

Das Problem der russischen Goldansammlung ist durchaus nicht schwer zu lösen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Rußland Jahr für Jahr große Goldanleihen im Ausland aufnahm. Die aus diesen Anleihen sich ergebenden Geldtransaktionen lassen folgende Möglichkeiten zu:

I. Der russische Staat gebraucht das im Ausland geliehene Geld, um seine ausländischen Zahlungen zu erledigen. In diesem Falle tritt hüben wie drüben, in Rußland wie im Ausland, keine Aenderung in den Zirkulationsmitteln ein. Eine Staatsanleihe ist ja zunächst nichts als eine Geldanweisung bei den Banken. Durch die Banken geschehen auch die Zahlungen des russischen Staates ans Ausland. Die ganze Transaktion kann demnach, theoretisch, durch eine einfache Abrechnung bei den Banken geschehen, ohne daß eine einzige Goldmünze nach Rußland kommt. Aber wenn der russische Staat seine Schuldzinsen mit einer ausländischen Anleihe bezahlt, wird ihm selbstverständlich der gleiche Betrag seiner inländischen Einnahmen frei, den er zu anderen Zwecken verwenden kann.

II. Der russische Staat kann die Anleihe in ausländischer Goldmünze nach dem Inland ziehen, hier bei den Banken, worunter auch

* „J'espère que le système monétaire de l'Empire, tel quil vient d'être reconstitué, ne sera pas ébranlé quand bien même il serait réservé au pays de subir de rudes épreuves." Bulletin Russe 1897 p. 702.

die Reichsbank zählt, in russische Kreditbillete auswechseln und diese für seinen Bedarf verwenden. Die Zahlungen ans Ausland können ihrerseits in Papierrubel geschehen. Hier findet zunächst ein doppelter Stellenwechsel der Zirkulationsmittel statt: das ausländische Gold kommt nach Rußland, das russische Papiergeld nach dem Ausland. Aber es ist leicht



Russischer Sträfling.

ersichtlich, daß der allgemeine Handelsverkehr das ausländische Goldgeld aus den russischen Banken wieder zurück über die Grenze ziehen und die russischen Kreditbillete größtentheils nach ihrer Heimath zurückstoßen wird. Schließlich bleibt alles beim Alten: das Ausland behält sein Gold, Rußland sein Kreditgeld. Diese beiden Möglichkeiten lassen verschiedene Kombinationen und Modalitäten zu. Ein Theil der Anleihe

kann durch bloße Verrechnung bei den Banken erledigt werden, ein anderer im Ausland gegen russisches Geld eingetauscht werden, ein weiterer Theil erst nach Rußland gezogen werden, um dann von der Regierung selbst wieder nach dem Ausland abgeliefert zu werden ꝛc. Das hängt von dem praktischen Bedarf des Augenblicks ab.

III. Es kann aber auch ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Der russische Staat kann das ausländische Gold nach dem Inland ziehen, es hier in die landläufige Goldmünze umprägen und in den Verkehr bringen. Er kann dann auch seine Zahlungen ans Ausland in dieser Münze leisten. Geschieht das letztere, so kehrt zwar das Gold wieder in die Staaten zurück, aus denen es kam, aber es trägt eine andere Gestalt, es sieht jetzt russisch aus. Es tritt eine Aenderung in den Zirkulationsmitteln ein: der Antheil der russischen Goldmünze am Weltverkehr wird auf Kosten der anderen Länder vermehrt.

Rußland konnte aber auch Goldbarren einkaufen und ausprägen. Es brauchte dazu keiner besonderen Geldquellen, sondern blos der gelegentlichen Freimachung von Geld, oder eines kurzfristigen Kredits — vom Moment des Einkaufs des Goldes bis zu dem Augenblick, wo es als fertiges Geld die Münze verläßt.

Die russische Münze entwickelte denn auch in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Thätigkeit: 1897 allein waren über 300 Millionen Rubel Gold geprägt, ein großer Theil davon waren sicherlich altehrwürdige Louisdors, die abermals in die Schmelze gingen, um sie wie neugeboren als Imperials zu verlassen.

Was beweist das alles? Vor Allem dieses: daß eine Vermehrung der Goldmünzen noch keineswegs Goldwährung bedeutet.

Die Hauptfrage der russischen Geldreform war nicht die Goldbeschaffung, sondern die Sicherung eines festen Austauschverhältnisses zwischen Gold und Papierrubel. Der Kurs des Papierrubels stand auf etwa Zweidrittel seines Nominalwerthes. Dementsprechend stand der Imperial, die russische Goldmünze von 10 Rubel, auf 15 Rubel Kredit. Alle Welt sah in diesem Mißverhältniß die Hauptschwierigkeit der Regelung der russischen Goldverhältnisse, nur Herr Witte erklärte einfach: „Aendern wir doch die Zehn auf dem Imperial in eine Fünfzehn und der Kursunterschied verschwindet, bezw. prägen wir aus dem gleichen Golde 3 halbe Imperials statt zwei!" Der Gedanke war allerdings mehr kühn als originell, denn solche Münzbeschneidung war in der berüchtigten Kipper- und Wipperzeit von den Fürsten allgemein geübt. Aber da der Kurs nun einmal sich nicht nach dem Willen des

russischen Finanzministers richten wollte, richtete sich dieser nach dem Kurs. Damit war gewiß die Schwierigkeit beseitigt, wie sie ja auch für jeden Bankerotteur beseitigt ist, der sich mit seinen Gläubigern auf 66²/₃ Prozent einigt. Doch der russische Staat zahlte in Wirklichkeit für seine schwebende Schuld nicht einen Pfennig, wie wir gleich sehen werden.

Die erste angenehme Folge der russischen Münzfälschung war, daß die Golddeckung auf einmal von selbst um eine große Summe sich erhöht hatte. Das geschah 1897. Noch früher fand in der von uns bereits charakterisirten Weise nach und nach eine bedeutende Vermehrung der russischen Goldmünzen statt. Wir wissen auch, daß das, wenn keine Gegenmaßregeln ergriffen werden, eine allgemeine Vermehrung der russischen Geldzirkulationsmittel im Weltverkehr bedeutet. Das läßt sich auch zahlenmäßig nachweisen. Am 1. Januar 1895 war die gesammte Menge der russischen Metalldeckung — bei der Reichsbank, im Staatsschatzamt, bei der Münze, im Verkehr und im ausländischen Kredit — 645,7 Millionen Rubel Gold alter Währung.* Nach der neuen Währung von 1897 berechnet, macht das 968,6 Millionen. Für den gleichen Zeitpunkt wird die Gesammtsumme der Kreditbillete mit 1121,1 Millionen angegeben.** Die Summe der Geldzirkulationsmittel war demnach 2089,7 Millionen. Die weitere Entwicklung zeigen folgende Zahlen, die wir den Immediatberichten des Finanzministers bei der Budgetüberreichung entnehmen.***

Russischer Geldvorrath.

1. Januar 1895	2089,7	Millionen Rubel neuer Währung
Ende 1896	2487,8	„ „ „ „
Ende 1897	2631,0	„ „ „ „
Ende 1898	2506,0	„ „ „ „
Ende 1899	2416,9	„ „ „ „

Seit Anfang 1895 bis Ende 1897 hat also eine Vermehrung der russischen Geldzirkulationsmittel um mehr als eine halbe Milliarde Rubel stattgefunden. Die spätere Verminderung wurde bedingt durch die Vernichtung von Papierrubeln.

Bis zum Jahre 1891 hatte Rußland ein Uebergewicht der Goldausfuhr über die Einfuhr. Von da an beginnt Rußland, intensiv Gold an sich heranzuziehen. Von Anfang 1891 bis Ende 1897 betrug die russische Mehreinfuhr an reinem Gold 32 888 Pud. Im gleichen Zeit-

* Bulletin Russe 1895, Bd. I, S. 115.
** Bulletin Russe 1895, Bd. I, S. 39.
*** Regelmäßig im Bulletin Russe abgedruckt.

raum erhielt die Münze von der inländischen Goldproduktion 16 620,3 Pud. Zusammen vermehrte sich der russische Goldvorrath um 49 508,3 Pud im Werth von 2787,3 Millionen Francs.* Zweidrittel der Gesammtsumme waren also aus dem Ausland gezogen. Dieser russische Goldbezug aus dem Ausland zerfällt seinerseits in Barren und Münzen wie folgt: Goldbarren 7830,1 Pud, ausländische Goldmünzen 25 057,9 Pud fein.

Etwas schwieriger als die Frage der Goldbeschaffung war die andere, wie man dieses Gold in den Kassen der Reichsbank beisammen hält, das Problem der Vermehrung des Goldvorrathes der Bank. Das russische Finanzministerium begann damit, daß es das Konto des Schatzamtes bei der Reichsbank erhöhte. Alles einlaufende Geld — Steuereingänge, Anleihenbezüge, Einnahmen der Staatsbetriebe —, all das wurde so rasch als möglich an die Reichsbank abgegeben und die Kassen der Rentämter der Provinzen wurden geleert. So stieg das Guthaben des Staatsschatzamtes bei der Reichsbank von 60 Millionen Rubel Kredit am 1. Januar 1887 auf 478 Millionen Rubel Kredit am 1. Januar 1895, also um 418 Millionen Rubel. (Vergl. Bulletin Russe 1895, Bd. I, S. 233 und 234). Das waren gerade die Jahre der schlimmsten finanziellen Noth — war man doch 1892 sogar genöthigt, weitere 75 Millionen Rubel Kreditbillete auszugeben —, eine deutliche Bestätigung, daß es sich bei der ganzen Operation nur um ein rechnerisches Verfahren handelte. Das Geld, welches das Staatsschatzamt bei der Reichsbank deponirte, brauchte es zur Bestreitung der laufenden Staatsausgaben: es war eine fluktuirende Geldmasse, die bald für Zahlungen des Staatsschatzamtes abfloß, bald durch neue Eingänge ergänzt wurde. Die fortschreitende Eisenbahnverstaatlichung, die dem Staate große laufende Einnahmen zuführte, erleichterte das Bestreben des Finanzministeriums, das Konto bei der Reichsbank auf einer möglichst großen Höhe zu halten.** Worauf es ankam, war eine Vermehrung des Goldbestandes der Reichsbank. Dies einmal erreicht, war die Umwandlung von Papier in Gold eine einfache Bankoperation. So wurde der

* Bulletin Russe 1898, p. 281.

** Wir haben schon im anderen Zusammenhang den merkwürdigen Umstand kennen gelernt, daß die Aenderung der Abrechnung bei den Staatseisenbahnen und die raschere Einlieferung ihrer Betriebseinnahmen an die Reichsbank, die im Jahre 1897 durchgeführt wurden, die Einnahmen der Staatseisenbahnen um mindestens 40 Millionen höher haben erscheinen lassen. Zu gleicher Zeit mußte dieses neue Verfahren zu einer Erhöhung des Kontos des Staatsschatzamtes bei der Reichsbank um den gleichen Betrag führen. Hier sieht man an einem konkreten Beispiel, wie es gemacht wird. Vergl. S. 484.

„allgemeine Austauschfonds“ der Reichsbank um 180,5 Millionen Rubel Gold gesteigert, von 210,3 Millionen am 1. Januar 1887 auf 350,8 Millionen am 1. Januar 1895. Außerdem gab es an diesem Datum bei der Reichsbank 195,4 Millionen Gold in Barren und Münzen, die dem allgemeinen Austauschfonds nicht zugerechnet waren, aber dem Staatsschatzamt gehörten.* Bis zum Januar 1897 wurde der allgemeine Austauschfonds auf 500 Millionen erhöht.

Am 1. Oktober 1897, bei der Durchführung der Geldreform, war die Situation wie folgt:

Die Golddeckung im „allgemeinen Austauschfonds“ der Reichsbank war 500 Millionen Rubel alter Währung. Die Menge der emittirten Kreditbillete war 1068,8 Millionen Rubel. Die Deckung war demnach nicht ganz 50 Prozent und die schwebende Schuld betrug 568,8 Millionen. Außerdem besaß das Staatsschatzamt bei der Reichsbank ein Depot von 150 Millionen Rubel Gold. Rechnet man auch diese Summe hinzu, so erhöht sich die Golddeckung auf 650 Millionen und die schwebende Schuld beträgt dann 418,8 Millionen.

Durch die Gesetze von 1897 wurde die Ausgabe der Kreditbillete auf die Reichsbank übertragen. Das besondere Konto der Reichsbank für die Kreditbillete und ihre Deckung, der „Austauschfonds“, wurde beseitigt. Zugleich wurde sämmtliches Gold auf den Imperial neuer Währung, der, wie schon erwähnt, um ein Drittel geringer ist, umgerechnet. Daraus ergab sich vor Allem eine Erhöhung des nominellen Werthes des Goldbestandes um 50 Prozent. Die weitere angenehme Folge war, daß auch die eigenen Goldbestände der Reichsbank nunmehr als Golddeckung fungiren mußten. So erschien auf einmal kraft der Zauberformel der Geldreform in den Kassen der Reichsbank ein Goldvorrath von 1153,2 Millionen Rubel. Allein die 500 Millionen des früheren Austauschfonds verwandelten sich in 750 Millionen, das Golddepot des Staatsschatzamtes ergab 225 Millionen aus 150, ferner 60,2 Millionen, die als besonderer Posten bei der Reichsbank geführt wurden und sich nunmehr in 90,3 Millionen verwandelten, schließlich 12 Millionen, welche die Reichsbank im Ausland besaß, und 69,5 Millionen Rubel neuer Prägung, der Kassenbestand der Reichsbank. Also wurde es erreicht, daß die Golddeckung höher wurde, als die emittirten Kreditbillete, nunmehr Noten der Reichsbank geheißen. Mit der Bescheidenheit, welche die russische Regierung in Finanzsachen überhaupt pflegt, hat sie aber von ihrer schwebenden Schuld nur 362,5 Millionen

* Bulletin Russe 1897, p. 152.

Rubel gestrichen, so daß ein Rest von 206,3 Millionen bestehen blieb. Aber zu gleicher Zeit schwoll durch die neue Berechnung ihr laufendes Konto bei der Reichsbank um 137 Millionen an. Um so leichter konnte das Versäumte in den nächsten Jahren nachgeholt werden: es bedurfte dazu nur einer Umschreibung in den Büchern der Reichsbank.

Bis zum Beginn der Geldreform bestand der russische Geldumlauf nur aus Papier und einem winzigen Theile Silber. Das Gold des Austauschfonds verließ niemals die Kassen der Reichsbank. Die Menge des im Verkehr befindlichen Geldes bewegte sich um eine Milliarde Rubel Kredit.* Wollte man nun das bei der Reichsbank angesammelte Gold in den Verkehr bringen, so konnte man Papiergeld in gleichem Werthbetrag freimachen. Es ist aber eine Eigenschaft des Kreditgeldes beziehungsweise der Banknoten, daß sie nur so lange ihren Werth behalten, als sie außerhalb der Stelle, von der sie ausgegeben sind, zirkuliren. Nach der Notenbank zurückgekehrt, sind sie ebenso viel werth, wie ein vom Aussteller eingelöster Wechsel, das heißt Nichts. Eine Banknote in der Kasse der Notenbank ist ein Wechsel auf sich selbst: die Bank zahlt an den Besitzer dieser Note so und so viel, und der Besitzer ist diesmal die Bank selbst. Es hatte für die Reichsbank keinen Sinn, Hunderte von Millionen Papierrubel in ihren Kassen anzusammeln, da diese Millionen nur ihre Aktiva und Passiva gleichmäßig beschwerten. So wurde es denn auch seit jeher gehandhabt, daß von Zeit zu Zeit größere Mengen Kreditbillete, die sich bei der Reichsbank aufstapelten, vernichtet wurden. Als aber, wie wir gesehen haben, die relativ geringe Goldmenge durch die Münzbeschneidung zu einer gewaltigen Menge Goldmünzen geworden war, begann man die Kreditbillete in ganzen Stößen zu vernichten. Mit großem Pomp wurde die Assignatenmakulatur verbrannt, zum großen Staunen des Laienpublikums. Wenn nur die russischen Rubelscheine nicht wie der Vogel Phönix aus der Asche zu einem neuen Leben erwachen?! Darüber noch weiter unten.

Eine übermäßige Anhäufung von Papiergeld in den Kassen der Reichsbank würde den Kurs der russischen Kreditbillete zweifellos ungünstig beeinflussen. Es war deshalb ein Gebot der Noth, wenn die russische Regierung dem durch Vernichtung von Kreditbilleten vorzubeugen suchte. Obwohl die schwebende Schuld — der ungedeckte Notenumlauf — 1897 in den Büchern der Bank auf 206 Millionen Rubel reduzirt wurde, so wurden doch seit damals über eine halbe Million

* Nach dem Exposé des Finanzministers anläßlich der Handelskrisis 1899. „Finanzbote" 1899 Nr. 13. In französischer Uebersetzung erschienen im Bulletin Russe 1899.

Rubelscheine beseitigt — das zeigt, welche Papiermassen sich sonst bei der Reichsbank angehäuft hätten. Daß durch die Vernichtung von Papierrubeln das Verhältniß der Golddeckung ein noch höheres wurde, ist ohne Weiteres ersichtlich.

Wir übergehen die komplizirten Abrechnungen, die zwischen der Reichsbank und dem Staatsschatzamt anläßlich der Geldreform stattfanden. Sie ändern nichts an dem Wesen der Sache, ihre Prüfung im Einzelnen ist aber unmöglich, so lange das gesammte finanzielle Gebahren des russischen Staates nur ein sehr geringes, höchst allgemeines Material für eine öffentliche Kritik bietet und in der Hauptsache das Geheimniß der einzelnen Ministerialressorts bleibt.

Die Grundlage der russischen Geldreform war und bleibt die Münzverfälschung. Diese erschien als eine um so günstigere finanzielle Operation, je tiefer der Kursstand der Papierrubel war. Würde man sich zu diesem Vorgehen einige Jahre früher entschlossen haben, so würde man eine noch größere Golddeckung erzielt haben. Aber man hoffte noch immer, den Kurs der Kreditbillete annähernd zu ihrem normalen Werthe zu heben. Mit dem Verzicht auf diese Hoffnung, mit der offiziellen Anerkennung der Entwerthung des Geldes ergab sich alles andere von selbst. Einziehung von Kreditbilleten und Goldprägungen wurden vom russischen Staatsschatzamt, wie schon erwähnt, auch früher geübt. Aber was seine Vorgänger im Kleinen thaten, machte Herr Witte im Großen und erhob es zum System. Daß es ihm gelang, so viel Gold aus dem Ausland zu ziehen, zeigt nur, daß im Geldumlauf der anderen Staaten große Goldmengen enthalten sind, denn der fremde Geldmarkt scheint die gewaltige russische Schröpfung gar nicht gespürt zu haben. Oder trägt vielleicht die Goldansammlung bei der russischen Reichsbank doch einen Theil der Schuld an der Geldklemme, welche den europäischen Geldmarkt seit Jahr und Tag charakterisirt? Mit Bestimmtheit läßt sich hier nichts behaupten.

Die Durchführung der Geldreform ist weder ein Beweis für den günstigen Stand der russischen Finanzen, noch etwa für die günstige Lage des russischen Handelsmarktes, sie ist einzig und allein das Zeugniß dafür, mit welcher Kühnheit ein Finanzminister weit umfassende Bank- und Geldoperationen auszuführen vermag, wenn er nicht an eine parlamentarische Kontrolle gebunden ist.

Um die Wirkungen der russischen Geldreform zu beurtheilen, muß man sich vor Allem vergegenwärtigen, daß die ungenügende Golddeckung blos die Möglichkeit der Kursschwankungen schuf, diese selbst aber durch andere Ursachen erzeugt sein mußten. So ist es das labile

Gleichgewicht der Wetterfahne, das ihre leichte Beweglichkeit ermöglicht, aber um sie in Bewegung zu setzen, bedarf es Wind. Die Kursschwankungen der russischen Kreditbillete waren der Anzeiger der allgemeinen Situation, die sich aus der finanziellen Lage des Reiches wie aus dem Handelsverkehr, welch' letzterer im agrikolen Rußland sehr vom Ernteausfall abhängig ist, ergab. Diese finanzpolitischen und volkswirthschaftlichen Momente sind selbstverständlich durch keine monetäre Reform zu beseitigen, selbst dann nicht, wenn man die Kreditbillete gänzlich dem Verkehr entzogen hätte: wenn man die Wetterfahne auch fest annagelt, deshalb giebt es doch noch immer Wind und Sturm. Gewiß, wenn nur Gold im Verkehr wäre, müßten die Oscillationen des Geldkurses aufhören, aber im Diskontosatz, im Kurs der Staatsanleihen und in tausenderlei anderen Dingen würde die finanzielle und wirthschaftliche Lage des Reiches deutlich zum Ausdruck kommen. Das reine Gold spielt überhaupt bei Weitem nicht mehr jene ausschlaggebende Rolle im Verkehr, wie zu Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Die kolossale Entwicklung der Banken und des Effektenmarktes im letzten halben Jahrhundert hat hier eine Revolution vollbracht. Auch während der schlimmsten Zeit der Kursschwankungen des russischen Papiergeldes fand sich ein Ausweg darin, daß man im internationalen Handelsverkehr mit ausländischer Münze rechnete, wie denn auch der russische Staat Goldanleihen aufnahm und sich die Zölle in Gold hat bezahlen lassen. Andererseits aber, wenn der Diskontosatz der russischen Wechsel steigt, wenn der Kurs der russischen Aktien und Staatsanleihen sinkt, so ist es kein geringeres Hemmniß des Handelsverkehrs als der sinkende Kurs der Kreditbillete. Uebersteigt doch die russische Staatsschuld um mehr als das Zehnfache den Betrag seines Papiergeldes!

Ist nun aber wenigstens der Kurs der russischen Papierrubel gesichert? Mit Bestimmtheit läßt sich nur Eins sagen: eine Kursbewegung nach oben giebt es hier nicht mehr. Nach 1890 wurden 100 Rubel in Berlin zeitweise mit 258 Mark bezahlt — das nunmehr von der russischen Regierung festgesetzte Austauschverhältniß ist 216½ Mark, darüber hinaus ist eine bedeutende Kursbewegung aus leicht ersichtlichen Gründen nicht mehr möglich.

Bis zum Jahre 1897 war der russische Goldverkehr sehr gering. Selbst als die Münzgesetze von 1897 erschienen waren, mußte das Gold dem an dieses Geld ungewohnten Publikum förmlich aufgezwungen werden. Auch fand, wie wir wissen, eine große Vermehrung der Umlaufsmittel statt. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen der Goldvorrath der Reichsbank sehr hoch war. Für Ende 1897 berechnete der Finanzminister

Witte eine Golddeckung der Kreditbillete zu 131,6 Prozent. Doch allmälig begann das Gold abzufließen. Ende 1896 war die im Umlauf befindliche Goldmenge 37,5 Millionen Rubel, Ende 1897: 155 Millionen, Ende 1898: 445 Millionen, Ende 1899: 639,4 Millionen. Während dieser Jahre fanden aber starke Einziehungen von Kreditbilleten und große Goldprägungen statt, so daß das Verhältniß der Golddeckung sich wenig veränderte. Nunmehr soll das aufhören, damit zugleich wird der Goldabfluß immer größere Lücken in die „Deckung" reißen. Ende 1899 war die Gesammtmenge der Kreditbillete 630 Millionen Rubel, davon 517,3 Millionen in Zirkulation. Die Golddeckung der Reichsbank und des Schatzamtes war 927 Millionen. Mit der Tilgung der letzten 50 Millionen der schwebenden Schuld verringerte sich die Summe der Kreditbillete auf 580 Millionen. Sicherlich ist unterdessen noch mehr Gold in den Verkehr übergegangen. Immerhin kann man wohl mit einer Golddeckung von 130 Prozent rechnen. Das klingt ja sehr beruhigend — wenn nur die Banknoten nicht die leidige Eigenschaft hätten, in schlimmen Zeiten immer wieder zurückzukehren. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Geldmenge eines Landes weit hinter der Menge der zu effektuirenden Zahlungen zurücksteht. Geld ist eben ein Zirkulationsmittel, es wechselt fortwährend den Platz, um neue Transaktionen zu vermitteln. Das Verhältniß ist ähnlich wie zwischen dem Tonnengehalt der Schiffe und dem Tonnengehalt des Handelsverkehrs. Eine Golddeckung von 130 Prozent bedeutet nur, daß die Reichsbank die Gesammtsumme der Kreditbillete einmal gegen Gold einlösen könnte, daß aber schon beim zweiten Male ihr Gold nur bis zu einem Drittel des Betrags ausreichen würde. Nun betragen aber die Geldumsätze der Reichsbank das Vielfache der Geldmenge. Wenn nun das Verhältniß, in welchem Gold und Papier bei der Bank einlaufen und von der Bank abfließen, innerhalb eines gewissen konstanten Durchschnittes bleibt, so entwickelt sich der Verkehr glatt; wenn aber eine Störung eintritt und anhaltend Gold abfließt, währenddem Banknoten aus dem Verkehr zurückgestoßen werden, so muß diese Bewegung, wenn ihr kein Halt geschieht, die Goldkassen der Bank bis auf den Grund leeren. Man wird sagen, an einem gewissen Punkte tritt eine Sättigung des Geldmarktes ein. Aber erstens sind die unsicheren Zeiten gerade dadurch charakterisirt, daß dieser Sättigungspunkt steigt und unter der geringsten Veranlassung sich weiter nach oben verschiebt, so daß der Geldbedarf beinahe grenzenlos erscheint. Wenn die Depots der Banken sich verringern und die Wechsel sich häufen, so leeren sich ihre Geldvorräthe, und während in Folge dessen die Menge des zirkulirenden Geldes sich vermehrt, erheben sich von allen

Seiten Klagen über Geldknappheit. Zweitens, wo sind die Grenzen des Geldmarktes? Für den Notenverkehr lassen sich noch immerhin bis zu einem gewissen Grade politische Grenzen feststellen, das Gold aber kennt keine Staatsgrenzen, sondern nur den allgemeinen, internationalen Geldmarkt. Das russische Papiergeld wurde gern vom Ausland nach seiner Heimath abgeschoben, oder höchstens zu Spekulationszwecken zeitweilig aufgehäuft, beim russischen Gold liegt dazu keine Veranlassung vor. Wir haben gezeigt, wie verhältnißmäßig leicht Rußland das benöthigte Gold aus dem internationalen Verkehr gezogen hat — nicht minder leicht kann jetzt dieses Gold nach dem Ausland abfließen. Wie gewonnen, so zerronnen.

Aber gilt das alles nicht für jede Golddeckung, mag es sich um Rußland, oder Deutschland, oder einen anderen Staat handeln? Gewiß, und das beweist, daß der Banknotenkurs auch noch von anderen Momenten abhängt, außer der Golddeckung. Der Kurs von Staatsbanknoten hängt mit dem gesammten finanziellen Gebahren und der kommerziellen Lage des Staates innig zusammen; andererseits, mag beides noch so günstig sein, ist der Notenkurs nicht vor Schwankungen geschützt, wenn die Golddeckung ungenügend ist. Also die Golddeckung allein thut es noch nicht, sie wirkt nur unter bestimmten Vorbedingungen. Nur in einem Staate, in dem man ein chronisches Defizit durch einen Ministerwechsel beseitigt, konnte man ernstlich daran glauben, durch Ausprägungen von Goldmünzen allen Anforderungen eines gesicherten Geldumlaufs genügt zu haben.

Wir haben bisher angenommen, daß die Menge der russischen Kreditbillete bei ihrem jetzigen niedrigen Stand bleibt. Worin die Garantie dafür? Sehen wir uns das Münzgesetz an. Die in Betracht kommende Bestimmung lautet:

„Die Kreditbillete werden von der Reichsbank in einem Betrag, der sich streng auf den wirklichen Bedarf des Geldmarktes beschränkt, ausgegeben; es wird für sie Garantie geleistet in Gold bis zur Hälfte des gesammten im Umlauf befindlichen Betrags, sofern dieser Betrag 600 Millionen Rubel nicht übersteigt. Für Kreditbillete, die über 600 Millionen Rubel hinaus sich im Umlauf befinden, soll Garantie in Gold geleistet werden, mindestens auf jeden Papierrubel ein Goldrubel, so daß auf jede 15 Rubel Kredit mindestens eine entsprechende Garantie von einem Imperial Gold geleistet werden soll."

Es würde sich kaum ein Parlament in der Welt finden, welches in einer solch' wichtigen Angelegenheit sich mit einer so allgemein gehaltenen und verschiedene Deutungen zulassenden Gesetzesfassung würde

begnügen lassen. Was sich aus dieser Bestimmung mit Klarheit ergiebt, ist nur, daß die Reichsbank schon 1899, als ihr Goldvorrath über 900 Millionen betrug, das Recht hatte, über 1200 Millionen Rubel Banknoten in Umlauf zu setzen, d. h. rund 600 Millionen neue Rubelscheine auszugeben. Sie war darin nur durch die Rücksicht auf den „wirklichen Bedarf des Geldmarktes" gebunden. Aber wie ist dieser reelle vom falschen Bedarf zu unterscheiden? Wenn an die Reichsbank große Geldforderungen herantreten, so daß sie ihren Goldvorrath bedenklich zusammenschmelzen sieht, wird sie keinen Augenblick zweifeln, daß ein wirklicher Bedarf nach einer Vermehrung der Banknoten besteht. Und was geschieht, wenn sie diese Klausel überhaupt außer Acht läßt? Nichts. Was geschieht, wenn die Deckung von heute in Folge bedeutenden Goldabflusses am nächsten Tage nicht mehr den gesetzlichen Vorschriften genügt? Nichts. Die deutsche Reichsbank hat bekanntlich für jede Banknote, die über das festgesetzte Verhältniß der Golddeckung hinaus zirkulirt, eine Steuer zu bezahlen — das wirkt als Ansporn, um durch Einziehung von Banknoten beziehungsweise Anhäufung von Gold den Ausgleich herbeizuführen. Bei der russischen Reichsbank ist alles ihrem guten Willen überlassen.

Einen freien Willen giebt es bekanntlich überhaupt nicht, aber am Allerwenigsten bei der russischen Reichsbank. Die Reichsbank ist schon deshalb vom Staate abhängig, weil dieser als ihr Hauptgläubiger erscheint. Nach der Bilanz der Reichsbank für den 16./28. November 1899* war die laufende Rechnung des Staates, der Gouvernements und der Rentämter bei der Reichsbank 609,7 Millionen Rubel gegenüber einem Geldvorrath von etwas über 1 Milliarde, worunter 8¾ Millionen Gold. Geräth der Staat in die Lage, seine laufende Rechnung einzuschränken, so wird es in die Goldbestände der Bank eine gewaltige Lücke reißen, wenn sie sich nicht eben zu neuen Notenemissionen entschließt. Interessant ist das Verhältniß zwischen der Staatsrechnung und den privaten Depots der Reichsbank. Die letzteren betrugen, inklusive laufender Rechnung, am gleichen Datum 192,2 Millionen Rubel, also nicht einmal ein Drittel des Staatsguthabens. In anderen Staaten ist das Verhältniß ein total umgekehrtes: Bei der Bank von England beträgt das Guthaben des Staates zwischen einem Fünftel und einem Viertel des Guthabens von Privaten, bei der Bank von Frankreich zwischen 50 und 60 Prozent. Nirgends ist also die Abhängigkeit der Staatsbank von dem finanziellen Gebahren des Staates auch nur

* Die letzte in dem 1900 herausgegebenen Jahrgang 1899 des Bulletin Russe veröffentlichte Bilanz.

entfernt so groß wie in Rußland. Der Stand der russischen Reichsbank hängt vor Allem vom Stande der russischen Staatsfinanzen ab. Von dem letzteren hängt folglich de facto auch die Emissionsthätigkeit der Bank ab.

Ergebniß:

1. Die russische Geldreform hat die Geldentwerthung nicht beseitigt, sie basirt vielmehr auf dieser, sie hat sie zum Gesetz erhoben.

2. Die durch Münzbeschneidung, spekulative Anspannung der Geldvorräthe des Staatsschatzamtes, Uebertragung von laufenden Staatseinnahmen auf die Reichsbank, Vernichtung von entwertheten Kreditbilleten erreichte zeitweilig hohe Golddeckung schmilzt rasch zusammen durch Abfluß von Gold in den inländischen und ausländischen Geldverkehr.

3. Die Emissionsthätigkeit ist durch die neue Gesetzgebung nicht beschränkt, sondern erweitert worden. Bei ihrem jetzigen Stande von rund 900 Millionen Golddeckung hat die Reichsbank das Recht, 1200 Millionen Rubel auszugeben. Diese Golddeckung beträgt, in alter Währung umgerechnet, 600 Millionen. Unmittelbar vor der Reform war der Werth der ausgegebenen Kreditbillete blos 1069 Millionen, währenddem die Golddeckung, wenn man, wie es jetzt geschieht, sämmtliche Goldbestände der Bank dazu rechnet, über 750 Millionen betrug. Wäre ihr Goldvorrath seit 1897 nicht stark heruntergegangen, so hätte die Reichsbank jetzt sogar über 1400 Millionen Rubel Kreditbillete ausgeben dürfen. Eine Deckung von 50 Prozent, wie sie jetzt das Gesetz bis zu einer Notenausgabe von 600 Millionen verlangt, ist, wenn man das Gold nach der alten Währung umrechnet, nur eine Deckung von 33¹/₃ Prozent.

4. Es liegen keine Garantien vor, daß die Reichsbank die ihr gestellten, ziemlich weiten Schranken der Notenausgabe nicht überschreiten wird.

5. Das enorme laufende Konto des Staatsschatzamtes bei der Reichsbank bedingt es, daß ein bedeutenderer Rückgang der Staatseinnahmen, beziehungsweise der Fehlschlag einer Staatsanleihe, die Bank zur Notenausgabe zwingen würde.

6. Das Vertrauen zu den russischen Kreditbilleten war bereits so stark gesunken, daß der Staat keine Notenemission in einem größeren Betrag mehr wagen durfte. Der eigentliche Zweck der Geldreform war denn auch kein anderer, als einen Boden zu schaffen, von dem aus die Notenemission wieder aufgenommen werden könnte.

* * *

Wir haben früher gesehen, welche wichtige Rolle der „freie Bestand des Staatsschatzamtes bei der Reichsbank" im russischen Budget spielt — jetzt zeigt es sich, daß die Reichsbank ihrerseits sich wesentlich auf das Guthaben des Staatsschatzamtes stützt. Gerade durch die Geldreform ist die letzte Spur von Selbständigkeit der Reichsbank beseitigt worden. Vorher hatte die Reichsbank mit dem Geldkurs nicht mehr zu thun als jede andere Bank. Sie war nicht verpflichtet, Kreditbillete anders als zum Tageskurs einzulösen oder zu einem höheren Betrag als der ihr von der Regierung zur Verfügung gestellte Austauschfonds. Weder ihr Kassenbestand noch ihre Depots konnten durch den Kurs beeinflußt werden. Mit dem Engagement aber, das sie jetzt dem Staate gegenüber einging, der Verpflichtung, Kreditbillete in beliebiger Zahl zu einem festen Kurse, wie auch die Marktlage sein mag, einzulösen, läuft sie vor Allem Gefahr, daß in unruhigen Zeiten ihr die Depots von Privaten entzogen werden: denn diese werden sich in solchen Fällen sagen, daß sie besser daran seien, wenn sie, so lange die Möglichkeit vorhanden, sich ihr Geld von der Reichsbank in Gold auszahlen lassen, als wenn sie so lange warten, bis sie mit Banknoten zu einem gesunkenen Kurse fürlieb nehmen müssen. Ja, die Sicherheit selbst der Depots ist gefährdet, da die Bank mit ihrem ganzen Geldbestand, also auch mit den Privatdepots, für die Notenausgabe haftet. Die gesammte kommerzielle Thätigkeit der Bank wäre jetzt durch eine Kursschwankung des Papierrubels gestört. Um so mehr ist sie auf die Einlagen des Staatsschatzamtes angewiesen, um so inniger ist ihr Stand mit dem gesammten finanziellen Gebahren des Staates verbunden.

Der Posten, der regelmäßig im russischen Staatsbudget als „freier Dispositionsfonds bei der Reichsbank" erscheint, umfaßt nicht das gesammte Guthaben des Staatsschatzamtes bei der Reichsbank. Das bedeutet aber keineswegs, daß der Rest für die Zwecke der Reichsbank gebunden ist, vielmehr sind darin die Mittel zur Deckung der laufenden Staatsausgaben enthalten, die erst recht einen beweglichen und unsicheren Bestandtheil der Reichsbankkasse bilden.

Welch merkwürdiges Verhältniß: Das Staatsschatzamt stützt sich auf die Reichsbank für die Eventualität der Deckung eines Defizits und die Reichsbank bedarf im Falle einer Geldklemme in erster Linie der Unterstützung des Staatsschatzamtes! So halten diese Staatsinstitutionen ungefähr zusammen wie die elenden Behausungen der hungernden russischen Bauern, wo die ab gerissenen Bretter der Bedachung die morschen Wände stützen und das Ganze scheinbar zum Trotze allen Gesetzen des Gleichgewichtes zusammenhält.

* * *

Wir haben wiederholt betont, daß eine genaue und vollständige Analyse der russischen Finanzen auf Grund des Materials, welches der russische Staat für gut hält, der Oeffentlichkeit vorzulegen, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Im Etat ist die Nachprüfung der einzelnen Posten, ein Vergleich der Einnahmen mit den Ausgaben mit den äußersten Schwierigkeiten verbunden, selbst wo amtliche Zahlen vorliegen, widersprechen sie sich bei den verschiedenen Veröffentlichungen, die Aufstellung des Etats wird willkürlich geändert, desgleichen die Abrechnung der einzelnen Ressorts und die Abrechnung mit der Reichsbank, schließlich entziehen sich große Beträge überhaupt jeder Kontrolle. Und selbst die Bilanz des Budgets giebt nicht einmal eine zutreffende Gesammtzahl der russischen Staatseinnahmen und Ausgaben. Denn regelmäßig finden große Etatsüberschreitungen statt, in den Einnahmen wie in den Ausgaben. Seit 1863 kein einziges Jahr ohne Ueberschreitungen des Budgets. Budgetüberschreitungen von 10 bis 20 Prozent sind die Regel. Das ist auch sehr erklärlich: In einem Lande, in welchem der Nothstand von der Tagesordnung nie verschwindet, in welchem die Steuererträge von der Auspressungsthätigkeit der Polizei abhängen, in welchem der nothwendigste Staatsbedarf aus Geldmangel vernachlässigt wird, in welchem nicht einmal eine genaue Verrechnung der Steuereingänge durchgeführt ist, in welchem jedes Ministerium auf eigene Faust handelt, die Verwaltung des einzelnen Gouvernements sich autonom fühlt, von heute auf morgen durch einen einfachen Ukas des Zaren Ausgaben in beliebiger Höhe vorgenommen werden können, — wie kann man da im Voraus wissen, wie das finanzielle Jahr sich gestalten wird? Ein parlamentarisches Budget hat vor Allem ein parlamentarisches System zur Voraussetzung.

Wenn auch die Konfusion der russischen Staatsfinanzen nicht mit Absicht erzeugt worden ist, so ist doch diese Konfusion gewiß vorzüglich geeignet, um den ungünstigen Stand dieser Finanzen mit Absicht zu verschleiern. Wer soll das verhindern? Die Mitglieder der Staatskontrolle, lauter Beamte, werden sich hüten, durch eine öffentliche Kritik das Ansehen des Reiches und seinen Kredit zu beeinträchtigen. Für eine solche Kritik würde sich übrigens in Rußland auch keine Stelle finden. Und der Finanzminister selbst hat, wie der Fall Bunge zeigt, die Wahl, entweder sein Amt niederzulegen, oder einen günstigen Budgetabschluß zu erzielen. Das allein ist es, was von ihm gefordert wird, und darauf geht auch seine ganze Kunst hinaus. Und dem Selbstherrscher aller Russen seinerseits bleibt auch, so lange er die Mitwirkung einer Volksvertretung nicht dulden will, nichts anderes übrig, als es bald mit dem einen, bald mit dem anderen Finanzminister zu versuchen. Die russischen Finanzminister befinden sich, trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer weit größeren Machtbefugnisse, in einer viel mißlicheren Lage als ihre Kollegen im parlamentarischen Europa. Ein parlamentarischer Minister weiß, daß, wenn er ein klares Bild von der Finanzlage des Staates gegeben hat, ihn keine Verantwortung mehr trifft. Zeigt sich ein Defizit, so ist vielmehr das Parlament das Karnickelchen: warum hat es nicht mehr Steuern bewilligt?! Gerade in solchen Fällen besteigen die Finanzminister der Volksvertretung gegenüber das hohe Roß und gar Mancher unter ihnen thut ein Uebriges und färbt die Finanzlage düsterer, als sie ist, um mehr zu erlangen. Für einen russischen Finanzminister giebt es so etwas nicht. Für das Defizit ist er verantwortlich und er steht vor dem Dilemma wie vor einer glatten Wand; es soll kein Defizit geben! Dafür aber kann er aus dem Vollen wirthschaften: seine finanziellen Pläne werden die mehr oder weniger bedingte Unterstützung der Staatskontrolle finden, nöthigenfalls auch ohne diese die Einwilligung des Zaren erhalten, wenn er nur versteht, Geld flüssig zu machen. Doch wie sich auch ein Finanzminister anstellen mag, über gewisse objektive Thatsachen kommt er nicht hinaus. Erst geht es an die Steuern. Die Steuersätze werden ununterbrochen erhöht, bis sie eben versagen. Und wir wissen, daß in Rußland dieser Punkt für seine wichtigsten direkten und indirekten Steuern längst überschritten ist. Der fiskalische Spürsinn der russischen Finanzminister ist unübertrefflich. Kaum regt sich im Lande irgend eine Produktionsthätigkeit, so wird sie sofort fiskalisch ausgenützt: die Tabakindustrie, die Zuckerindustrie, die Petroleumindustrie, sie alle wurden rasch und im steigenden Tempo mit Steuern belegt, und auch der allgemeine industrielle Aufschwung der letzten Jahre hat seinen Tribut zahlen müssen in Gestalt der Verdoppelung der Gewerbe- und Kapitalsteuer. Geht es mit der Steuererhöhung nicht mehr, dann greift man zu Staatsmonopolen. Auf welche Weise auch, Geld muß herbeigeschafft werden: wenn nicht anders, durch Ausraubung der Gemeindekassen wie beim Spiritusmonopol. Einen Schritt weiter beginnt die Ueberschußwirthschaft der Staatseisenbahnen. Damit begiebt man sich schon auf ein Gebiet, das an Schwindel grenzt. Aber was verfängt es, wenn nur etliche Jahre auf diese Weise gute Budgetabschlüsse erzielt werden! Später findet sich wohl etwas Anderes! Indessen werden durch Schiebungen, durch verschiedene Abrechnungen, durch das Durcheinander der finanziellen Verwaltung die Lücken des Budgets maskirt. Aber zu Anfang und zu Ende und im ganzen Verlauf kommt es vor Allem darauf an, möglichst große Staatsanleihen aufzunehmen. Auch hierin werden dem Unternehmungsgeist russischer Finanzminister keine Schranken gesetzt:

Rußland ist stets bereit, neue Staatsanleihen aufzunehmen, in welchem Betrag auch — das einzige Hinderniß ist, ob sich Gläubiger finden. Die Aufnahme von großen Staatsanleihen wird einem russischen Finanzminister zum Hauptverdienst gerechnet.

Ende der achtziger Jahre war der Kredit des russischen Staates so ziemlich erschöpft. London, einst der hauptsächliche Markt für russische Staatsanleihen, war für russische Werthe längst verschlossen, nunmehr versagte auch der Berliner beziehungsweise deutsche Geldmarkt. Die Lage auf dem Anleihenmarkt war für Rußland kaum günstiger wie für die Türkei oder Portugal. Man weiß, daß eine Wandlung in diesen Verhältnissen nicht durch eine Aenderung der wirthschaftlichen, finanziellen oder politischen Zustände Rußlands hervorgerufen worden war, sondern durch die unter geschickter Ausnützung der diplomatischen Lage herbeigeführte Erschließung des französischen Geldmarktes. Aber auch hier durfte Rußland erst noch nicht wagen, neue Anleihen aufzunehmen, sondern mußte mit Konversionen beginnen. Doch die Franzosen brauchten nur warm zu werden — dann wurde die Sache schon anders. Folgende Zahlen zeigen das Ergebniß:

Russische Staatsschuld.*

1. Januar 1899	6109 Millionen Rubel
1. Januar 1887	4357 " "
Differenz	1752 Millionen Rubel

Eine Vermehrung während zwölf Jahren um über $3^1/_2$ Milliarden Mark. Durchschnittlich wurden pro Jahr 146 Millionen Rubel neue Schulden aufgenommen. Das ist das Geheimniß aller Geheimnisse der russischen Finanzwirthschaft.

Während des gleichen Zeitraums stieg die Eisenbahnschuld des russischen Staates — durch Verstaatlichungen und Neubauten — um 1216 Millionen.** Selbst abgesehen von den Eisenbahnbauten war also während der zwölf Jahre ein Defizit von 536 Millionen Rubel zu decken oder ca. 45 Millionen jährlich. Das die russischen Budgetüberschüsse!

Die Erschließung des Pariser Geldmarktes hatte für Rußland nicht nur eine große Bedeutung für sich, sondern auch dadurch, daß sie eine allgemeine Hebung des russischen Staatskredits bedingte, obwohl bemerkt werden muß, daß der Berliner und besonders der Londoner Geldmarkt den russischen Werthen gegenüber bis auf den heutigen Tag sich

* Bulletin Russe 1898 p. 452—459.
** Bulletin Russe 1898 p. 412 und 418.

ziemlich reservirt verhalten haben. Ohne die finanzielle Hilfe der französischen Republik wäre der russische Absolutismus längst bankerott.

Die Steuerquellen des russischen Staates sind erschöpft. Seine Eisenbahnen erfordern Zuschüsse und können auf absehbare Zeit gar



Ein Zug von Sträflingen.

kein anderes Ergebniß zeitigen. Das Defizit ist chronisch. Die Zukunft der russischen Staatsfinanzen hängt mehr denn je davon ab, ob es dem Finanzministerium gelingt, neue Staatsanleihen aufzunehmen. Für den schlimmsten Fall hat freilich das russische Finanzministerium sich die Möglichkeit vorbehalten, neue Papierrubel auszugeben. Ob es nützen wird?!

Das ist es, was sich auf Grund des vorliegenden Aktenmaterials über die russischen Finanzen sagen läßt. Um ein in allen Einzelheiten klares Bild zu erhalten, müßten nicht nur mehr Aktenstücke zur öffentlichen Kenntnißnahme vorliegen, müßte man nicht nur erst die Etatsaufstellung in feste Normen bringen, sondern vor Allem in der fiskalischen und politischen Verwaltung des Landes eine den Anforderungen eines modernen Staates entsprechende Ordnung schaffen. Das könnte nur ein russisches Parlament. Aber gerade das ist vielleicht das größte Hinderniß einer parlamentarischen Verfassung in Rußland. Man fürchtet das Parlament, weil dieses vor Allem das finanzielle Désastre des Landes aufdecken würde. Ist das wirklich ein Mittel, dem Bankerott zu entgehen? Die Finanzgeschichte Frankreichs vor der großen Revolution scheint das nicht gerade zu bestätigen.

Der Untergang des Bauernthums und die soziale Entwicklung Rußlands.

Nein, die periodisch wiederkehrende russische Hungersnoth ist kein Zufall, keine Heimsuchung, für die Niemand verantwortlich, als das geheime Walten der Natur! Sie ist eine soziale Erscheinung, sie ist das Werk von Menschenhänden, sie ist das Ergebniß einer ökonomischen Entwicklung und eines politischen Systems. Wenn auch die allgemeine, akute Hungersnoth mit ihren Hunderttausenden von Menschenopfern nur alle vier, fünf Jahre wiederkehrt, so verschwindet die partielle Hungersnoth, die dasselbe Unheil im kleineren örtlichen Maßstab wiederholt, niemals. Das hungernde Rußland ist eine konstante Erscheinung, und die Hungersnoth, die allgemeine wie die partielle, ist nur ihre markanteste Ausdrucksform.

Wir haben es mit eigenen Augen gesehen. Denn was wir auf unserer Reise wahrgenommen haben, war mehr als eine große Zahl von verhungernden Bauern, es war ein gewaltiges Gebiet im Zustand der wirthschaftlichen Auflösung, des Niederganges, der Verkümmerung und Verwüstung, ein Land, das vor den Augen seiner Einwohner sich in eine Wüste verwandelt, und eine Bevölkerung, die dem Untergang geweiht ist, wenn sie nicht auswandert oder eine Aenderung der Verhältnisse eintritt.

Wir haben die mageren Felder gesehen, die vom Wald entblößten Ebenen, die von Sonnengluth ausgedorrte Erde, die ausgetrockneten Bäche, die gewaltigen Risse des Bodens, dem die Feuchtigkeit entzogen wurde, und die Wolken Flugsand, die der Wind auf die beackerten Fluren ablagerte, um die Fruchtkeime zu ersticken. Das menschliche Denken, gewohnt, in der Natur die freie Geberin zu erblicken, sträubt sich gegen die Vorstellung, daß diese Quelle seines Daseins versiegen könnte. Doch zeigt uns die Erfahrung alter Zeiten, lehrt uns die Geschichte, daß die Menschen den Boden bis zur Unfruchtbarkeit ausrauben und die keimtreibende Kraft der Sonne in lebentödtende Gluth verwandeln können. War nicht Palästina einst das Land, in dem „Milch

und Honig" floß? Wo sind die feuchten Wälder und fruchtbaren Thäler Kleinasiens hin? Kaum fristet noch eine spärliche Bevölkerung ein elendes Dasein an den Stätten, wo früher ein üppiger Landbau eine volkreiche Kultur ernährte. Ein großer Theil der Steppen und Wüsten in den Flachebenen Spaniens trug einst reiche Wälder und war fruchtbares Land. Eine fortgesetzte Beraubung der Natur — Vernichtung der Wälder, ohne für den Nachwuchs zu sorgen, Ausbeutung des Bodens, ohne die Nährkraft zu ersetzen — das hat im Laufe vieler Jahre dieses Ergebniß gezeitigt. Auf dem Wege einer solchen Entwicklung befindet sich das östliche Rußland, das russische Hungergebiet.

Vergebens bemüht sich der verkümmerte, entkräftete Bauer, mit seinem schweren, ungelenken, unförmlichen, stumpfen Ackergeräth den Boden aufzuschließen. Er thut das Gleiche, was Generationen vor ihm gethan haben, er thut es wohl mit mehr Fleiß und mit mehr Sorge, aber der Boden, der früher jedes Saatkörnchen gierig aufnahm und zur vielfachen Ernte auftrieb, ist hart und unzugänglich geworden. Wie soll sich der Bauer helfen? Um mehr zu ernten, thut er ein übriges Korn in die Aussaat und beschleunigt dadurch erst recht den Ausnützungsprozeß des Bodens. Eine Entartung des Korns vollzieht sich im Wachsthumsprozeß: statt des guten Weizens, den er in den Boden gesteckt, erhält der Bauer eine minderwerthige Frucht. Unkraut wuchert auf den Feldern. Immer öfter kommen die trockenen Winde, und die Dürre versengt das Getreide im Halme. Die Hungersnoth zieht durch das Land, leert die Speicher und Scheunen, vertreibt das Vieh aus den Ställen, tödtet Hund und Katze, Schwein und Ziege, zerrt am Leibe des Bauern, füllt sein düsteres Blockhaus mit Kranken und Siechen, verwandelt es in ein Todtenlager, füllt die Kirchhöfe, dezimirt die Bevölkerung. Geschwächt, entmuthigt, schwankenden Schrittes geht der Bauer auf sein Ackerfeld dem neuen Frühling entgegen, um den Kampf um die Ernte von Neuem zu beginnen. Oft fehlt ihm jetzt seine wichtigste wirthschaftliche Stütze, das Pferd, das verhungert oder verkauft wurde. Und wenn auch durch besondere Gunst der Verhältnisse die Ernte diesmal gut ausfällt, so ist es noch fraglich, ob er Zeit erhält, um sie rechtzeitig einzubringen, denn er ist dem Gutsherrn mit Arbeit verpflichtet. Schließlich ist ihm durch eine Ernte noch bei Weitem nicht geholfen. Aber schon lauert der Staat auf ihn, um die Steuerrückstände aufzutreiben, und der Muschik muß noch die Gnade des Zaren loben, wenn ihm nicht die gesammte Ernte für die Steuerschuld weggenommen wird. Der Geldwucherer, in dessen Schuldknechtschaft er ebenfalls schon längst steckt, ist nicht minder rasch bei der Hand. Und

der Getreidehändler — oft ist er mit dem Geldverleiher oder dem Gutsherrn oder mit beiden zugleich identisch — benützt diese Gelegenheit, um die Preise zu drücken. Die schlechten Wege, die ungenügenden Kommunikationsmittel, die große Entfernung der Städte, der Charakter des russischen Getreidehandels als Exportgeschäft — was seinerseits mit der geringen Entwicklung des städtischen Marktes im Lande selbst zusammenhängt — das alles liefert den Bauern vollständig dem Getreidehändler aus. Deshalb das enorme Sinken der Getreidepreise in Rußland bei guter Ernte. Unter diesem vielfachen Druck kann es der Bauer nicht mehr aushalten, er läuft davon, sobald er nur irgendwie kann. Das sind jene Bauernmassen, welche die Häfen und Handelsplätze überfluthen, sich zu jeder Arbeit haufenweise herandrängen, in den Straßen herumlungern und Nachts in den widerwärtigen Herbergen, voll Schmutz und Ungeziefer und nicht einmal vor der Unbill der Witterung schützend, einen Unterschlupf finden oder unter freiem Himmel im Schmutz der Straße kampiren. Das sind ferner die zahllosen Bettler, welche die Landstraßen durchziehen. Und schließlich sind es diese Bauern, die zu Hunderttausenden nach Sibirien auswandern. Das Bauernthum war es, welches jene immensen Gebiete zuerst der landwirthschaftlichen Kultur erschlossen hat, — dieses Bauernthum räumt jetzt das Feld: es stirbt aus oder es zieht fort.

Die Gutsherrn trieben bis jetzt in jenem Theile Rußlands, wie wir wissen, nur einen sehr winzigen eigenen Ackerbau. Der gutsherrliche Betrieb ist zu gering, um für die landwirthschaftliche Entwicklung Ostrußlands bestimmend zu sein. Die Großgrundbesitzer verpachten ihr Land und leben von den Zinsen. Wo sie Wald hatten, haben sie ihn zu Geld gemacht, unbekümmert um die landwirthschaftlichen Folgen der Entwaldung.

Warum wurde die Gutswirthschaft nicht selbständig? Die Beleuchtung dieser Frage erfordert einen geschichtlichen Rückblick. Die russische Literatur ist voll von grausigen Reminiszenzen aus der Zeit der Leibeigenschaft. Was aber die berüchtigte Herrschaft des russischen Adels charakterisirte, ist weniger die wirthschaftliche Ausbeutung, als die schamlose und brutale Ausnützung des Bauern für persönliche Zwecke, nach einer verrückten Laune, die vollständige Mißachtung des Bauern als Menschen, die Behandlung seiner als Sache, als Eigenthum, die Unsicherheit der Existenz, die Gefahren für Leib und Seele des Bauern, die sich daraus ergaben. In späterer Zeit, mit der sozialen Zersetzung des Adels und dem Eindringen kapitalistischer Einflüsse stieg wohl auch der wirthschaftliche Druck auf den Bauern, und in einzelnen Fällen, bei den ärmeren oder besonders habgierigen Gutsherren, erreichte

die Ausbeutung eine enorme Höhe, — aber im Allgemeinen war die wirthschaftliche Lage des russischen Bauernthums damals eine günstigere. Ich sage das nicht zum Lobe der Leibeigenschaft: es lag nicht in den Vorzügen, sondern in den Unvollkommenheiten jenes wirthschaftlichen Systems, vor allem aber in den allgemeinen Verhältnissen und am allerwenigsten im guten Willen der Gutsherrn. Erstens, die Bevölkerung war geringer; zweitens, der Boden war weniger erschöpft; drittens, der Getreidemarkt war wenig entwickelt. Der Gutsherr fand keinen Absatz für sein Getreide, das sich in seinen Speichern aufhäufte und verfaulte. Welchen Zweck hatte es da für ihn, den Bauern zum Verhungern zu bringen? Wir haben schon früher erwähnt, daß Haxthausen auch bei den Bauern Getreidevorräthe von mehr als einer Jahresernte in den Dimmen stehen sah. Sehr kennzeichnend in dieser Beziehung ist eine kleine Statistik, welche Haxthausen für das Gouvernement Tamboff anführt. Darnach waren von der Ernte der Jahre 1834, 1835 und 1836 nach reichlichem Abzug für Aussaat, nach Abzug von $2^1/_2$ Tschetwert, also mindestens 20 Pud, jährlich pro Kopf der Bevölkerung zu ihrer Ernährung, nach Abzug weiterer großer Quantitäten für Viehfütterung, zum Schnapsbrennen, einer Million Tschetwert zur Füllung der Vorrathsmagazine der Gemeinden, nach Abzug der größtmöglichen Getreideausfuhr des Gouvernements und gewaltiger Verluste an Mäusefraß und verdorbenem Getreide, im Jahre 1837 noch 16 bis 20 Millionen Tschetwert Getreide im Gouvernement vorhanden, „welche nicht verkauft waren und augenblicklich nicht verkauft werden konnten". Dabei war das Gouvernement Tamboff wegen seiner Flußverbindung mit Petersburg und der verhältnißmäßigen Nähe zur Hauptstadt noch in einer besonders günstigen Marktlage.

Für den Gutsherrn hatte zuerst der Bauer einen viel größeren Werth, als der Boden, ja der Boden war ihm werthlos, solange nicht der Bauer dabei war, der ihn bebaute. Da der Getreidemarkt sehr wenig entwickelt war, so war die Grundrente minimal. Boden verschiedener Qualität lieferte wohl verschiedene Erträge, aber was nützte die noch so reichliche Ernte, wenn das Getreide unverkauft blieb? Die geringe Ausbildung der Grundrente zeigte sich auch in den schwankenden Getreidepreisen: diese wechselten nicht nur von Ernte zu Ernte in einem exorbitanten Verhältniß, sondern sie waren anders von Gutshof zu Gutshof. Der Pachtzins, sofern man einen solchen überhaupt kannte, betrug noch in den siebziger Jahren etliche Kopeken pro Deßjatine und entsprechend gering war der Bodenpreis. Man schätzte den Reichthum nicht nach dem Grundbesitz, sondern nach den „Seelen", d. h. der Zahl

von leibeigenen Bauern, welche Jemand besaß. Selbst der Rechtsbegriff des Privateigenthums des Gutsherrn an Grund und Boden war noch nicht vollkommen durchgebildet, was daraus zu ersehen ist, daß bei Gutsverkäufen die Grundlage des Vertrags nicht die Bodenbemessung, sondern die Zahl der verkauften Seelen bildete.*

Unter diesen Verhältnissen war das Hauptbestreben des Gutsherrn, die Zahl seiner Leibeigenen zu vermehren. Kaufte er Land, so war es, um Bauern darauf anzusiedeln. Diese zahlten ihm Naturalabgaben oder „Obrok", eine Geldabgabe. Die Gutswirthschaft war sehr wenig entwickelt. Zu welchem Zwecke denn auch, da der Gutsherr von seinen Bauern auch so mehr Getreide erhielt, als er loswerden konnte. So sah er denn vielmehr seine Größe darin, ein pompöses Leben zu führen, schaffte Reitpferde und Jagdhunde an, baute Lusthäuser, legte Baumgärten und Parks an, sammelte um sich ein zahlloses Hofgesinde, das er, wie die Römer ihre Sklaven, zu Handwerkern, Musikanten, Schauspielern abrichtete, hauptsächlich aber im edlen Lakaiendienst oder sonst als nichtsthuendes, gaffendes Gesindel um sich hielt, nach chinesischer Art, zur Erhöhung der Pracht seiner Ausfahrten und des Prunkes seiner Feste, die nie aufhörten und die Nachbarn aus der weitesten Umgebung zusammenbrachten. Doch schon diese Ansammlung von vielem nutzlosem Volk auf dem Gutshof wurde zu einer steigenden, drückenden Last für die Bauern und führte zur allmäligen Umänderung der Naturalabgaben in Frohnde, d. h. in Arbeitsleistung auf dem Gutsacker.

Wollte der Gutsherr aus seinen Leibeigenen Geldnutzen ziehen, so war der rentabelste Weg nicht der, sie in der Landwirthschaft, sondern jener, sie in der Industrie und im Handel zu beschäftigen. Wir sehen denn thatsächlich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine für jene Zeit ziemlich bedeutende und mannigfaltige russische Industrie sich auf den Leibeigenen aufbauen. Die Reisenden und die amtlichen Statistiken der vierziger Jahre geben die Zahl der leibeigenen Fabrikarbeiter mit über 400000 an. Sie zählen Baumwollspinnereien und Webereien, Tuchfabriken, Lederfabriken, Eisenhütten, Maschinenfabriken, Glas- und Porzellanfabriken u. s. w. auf. Der Leibeigene arbeitete entweder in der Fabrik seines Gutsherrn oder er wurde von diesem vermiethet oder er suchte sich frei seine Arbeitsstätte, zahlte aber eine Geldabgabe an seinen Gutsherrn. Viel lockerer war der Verband zwischen dem Gutsherrn und jenen Leibeigenen, die als herumziehende Krämer oder sonstwie Handel trieben. Es mußte ihnen eine ziem-

* Darauf gründete Tschitschikoff, der Held des Romans von Gogol „Todte Seelen", seine Schwindelspekulation.

liche Bewegungsfreiheit gewährt werden, und da sich der Handelsprofit leicht verbergen läßt, erwarb sich mancher dieser leibeigenen Kaufleute trotz der Geldabgaben an den Grundherrn ein respektables Vermögen.

Mit dem Umsichgreifen der Waarenproduktion und Geldwirthschaft kam man dazu, auch die Naturalabgaben der Ackerbauern immer mehr in „Obrok" umzuwandeln. Das war insofern ein angenehmes Verhältniß für den Gutsherrn, als er dadurch der Sorge um den Absatz des Getreides enthoben wurde: der Bauer mußte ihm in blanker Münze zahlen, wie er auch zum Geld gekommen sein mag. Zu gleicher Zeit freilich entstand daraus für den Bauern der Zwang, Getreide zu verkaufen, und er tritt von nun an auf dem Markte als Konkurrent des Gutsherrn auf. Denselben Effekt hatte die Besteuerung des Bauern für Staatszwecke.

Als aber mit der Entwicklung des ausländischen Handelsverkehrs, besonders mit England, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der russische Getreidemarkt sich rasch zu erweitern begann, wurde es für den Gutsherrn vortheilhaft, viel Getreide anzusammeln. Er steigerte die Frohnleistungen seiner Bauern. Die Frohnde erscheint zunächst blos als ein Mittel, den Bauern größere Abgaben abzupressen. Früher ließ der Gutsherr den Bauern die Ernte einheimsen und forderte erst dann seinen Theil. Jetzt faßt er den Bauern schon gleich bei der Produktion. Ein Theil des Feldes wird als Privateigenthum des Gutsherrn abgesondert. Der Bauer hat nach wie vor auch dieses Stück wie sein eigenes Feld zu bestellen, mit Aussaat zu versehen, abzuernten, nur gehört der Ertrag davon dem Gutsherrn. Statt die Ernte zu theilen, wird der Boden getheilt, auf dem sie wächst. Ob die Bauerngemeinde dem Gutsherrn, nehmen wir an, ein Viertel der Ernte abzuliefern hat oder die Ernte vom vierten Theil des bestellten Feldes, das scheint ihr irrelevant zu sein, es ergiebt sich aber daraus eine unterschiedliche Entwicklung. Indem der Gutsherr das, was ihm der Bauer leistet, in Boden fixirt, entfremdet er sich den Interessen der Bauernwirthschaft. Ob die Ernte auf dem Bauernland gut oder schlecht sei, überhaupt wie sich der Bauer dabei stelle, geht ihn nichts mehr an, wenn nur der Ertrag des gutsherrlichen Feldes seinen Wünschen entspricht. Der Bauer bekommt sehr bald diesen Unterschied der Interessen zu spüren: Er wird gezwungen, das Feld des Gutsherrn zuerst zu bestellen, von der Knute des Gutsverwalters oder des Herrn selbst wird er zur sorgfältigeren und fleißigen Arbeit angetrieben, und er muß mit seinem Gespann die fremde Ernte einbringen, währenddem sein eigenes Korn der Unbill der Witterung preisgegeben ist. Noch immer existirt keine eigentliche Gutswirthschaft: der

Gutsherr besitzt keine Ackergeräthe, keine Arbeitsthiere u. s. w. — die Bauern müssen eben alles leisten, und die ganze Kunst der Gutsver-



Russischer Kaufmann alter Art.

waltung besteht darin, aus ihnen möglichst viel auszupressen. „In dieser rohen Form (der Frohnde) hat der Gutsherr noch gar kein Wirthschaftsinventar, kein Wirthschaftspersonal, nicht einmal einen Verwalter (der

Dorfstarost versieht gewöhnlich dessen Dienst), keinen Gutshof, vielleicht nur eine Scheuer und eine Riege" (Haxthausen).

Um seine Getreidespeicher zu füllen, schränkte der Grundherr fortgesetzt das Bauernland ein und vergrößerte damit den Gutsacker. Ein weiteres Mittel dazu war, das damals noch sehr ausgedehnte Wiesen- und Weidenland unter den Pflug zu bringen. In allen Fällen mußten die Bauern die Arbeit leisten. Indessen fand er auch bereits heraus, daß er durch Betriebsverbesserungen den Ertrag steigern oder jedenfalls die Ernte bis zu einem gewissen Grade sichern kann. So z. B. wenn er ein besseres Korn für die Aussaat auswählte und dieses besser aufbewahrte. Aus diesem Grunde wurde schon früh die Aussaat für den Gutsacker vom Gutsherrn selbst geliefert. Oder daß er die Ernte schneller einbringen kann, wenn er eine Anzahl Pferde und Wagen hält, um die Bauerngespanne zu ergänzen. Auch versuchte er es, eine größere Regelmäßigkeit in die Ackerbestellung zu bringen.

Unter dieser Aenderung des wirthschaftlichen Verhältnisses vollzieht sich eine Revolution in der Vorstellung des Gutsherrn: nicht mehr der Bauer, sondern der Boden erscheint ihm als der Träger seines Reichthums. Augenscheinlich hängt ja auch dieser nunmehr von folgenden Bedingungen ab: erstens, die Größe des Grundbesitzes; zweitens, die Bodenqualität; drittens, die wirthschaftliche Einsicht und Energie, mit denen der Gutsherr die Arbeit der ihm frohndenden Bauern organisirt und leitet. Und die Berührung mit den ökonomischen Ideen des kapitalistischen Europa befestigt ihn in dieser Vorstellung, indem sie ihm den fertigen Begriff der Grundrente überliefert. Damit zugleich beginnen die bewußten Versuche der Uebertragung der Betriebsform der kapitalistischen, zumal englischen Gutswirthschaft nach Rußland, die allerdings auf Grundlage der Leibeigenschaft sich kurios genug ausnehmen. Und wenn früher das Bestreben des Landadels darauf hinausging, möglichst viel „Seelen" zu erwerben, da ohne den Bauern ihm der Boden werthlos war, so betrachtet er jetzt den Bauern als lästiges Anhängsel des Bodens, das die Ausdehnung der Gutswirthschaft hindert. So wurde das Verhältniß total umgekehrt.

Um die Mitte des Jahrhunderts zeigen die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rußlands ein sehr buntes Bild. Obwohl das Frohnverhältniß der Bauern überwiegt, so giebt es doch noch immer eine gewaltige Zahl von Bauern, die nur den „Obrok" kennen. Das sind vor Allem sämmtliche Bauern des Staates und der Krone. Aber auch unter den privaten Grundbesitzern war das Frohnverhältniß niemals allgemein. Vielmehr wurde es, je größer der Grundbesitz, weniger rentabel, da die

Kontrolle der Arbeitsleistungen der Bauern erschwert wurde. Den größten Nutzen gewährte die Frohnde dort, wo der Gutsherr den Betrieb unter seiner persönlichen Aufsicht haben konnte. Auch der mittlere adelige Grundbesitz war unter sich getheilt: er zeigte Variationen von der sich selbst genügenden Naturalwirthschaft, die auf ihre Unabhängigkeit von der Außenwelt stolz war, darauf, daß in ihr noch Alles „von eigenen Leuten" gemacht wurde und sie weder zu kaufen noch zu verkaufen genöthigt sei, bis auf den modernisirenden Gutsherrn, der sich mit enormen Kosten englische Pflüge und englische Backsteine, englische Zuchtbullen und englische Verwalter nach seinen weltentlegenen Landen verschrieb und dessen zweites Wort „Grundrente", oder „Farm", oder „Getreidepreis" war. Schließlich gab es noch eine große Zahl kleiner adeliger Gutsherren, die nur dadurch, daß sie ihre wenigen Leibeigenen bis auf die Knochen ausbeuteten und durch ein Herumschmarotzern bei den reich begüterten Nachbarn ihr Dasein fristeten.

In diese Verhältnisse hinein kam die Aufhebung der Leibeigenschaft. Sie hat Niemand befriedigt. Die Bauern bezw. die literarischen Vertreter ihrer Interessen am allerwenigsten. Hat früher schon der Gutsherr einen Theil des Bauernlandes sich angeeignet, das beste Ackerland, die meisten Wiesen und fast sämmtlichen Wald, so wurde dem Bauern jetzt noch der Rest gekürzt und obendrein mußte er den Lappen Landes, der ihm nach diesem wiederholten Diebstahl übrig blieb, noch erst zu einem exorbitanten Preis dem Gutsherrn abkaufen! Aber auch die Gutsherren blieben unzufrieden. Die „Modernen" unter ihnen sahen in der Bauernbefreiung die Befreiung des Bodens von dem Bauern, und das geschah nach ihrer Ansicht nicht gründlich genug. Immerhin waren sie die Förderer der Reform und blieben ihr treu, trotz der Enttäuschung. Die Großgrundbesitzer, die ihre Bauern auf Obrok hatten, haben sich ebenfalls mit der Reform leicht abgefunden: Für sie handelte es sich um den einfachen Vorgang, daß der Staat die Geldabgaben, welche ihnen die Bauern zahlten, gleichsam auf sich übernahm und ihnen den kapitalisirten Betrag auszahlte. Auf dem Lande, das ihnen verblieb, glaubten sie, ohne große Schwierigkeiten kapitalistische Zustände etabliren zu können. Hart getroffen fühlten sich jene mittleren Gutsbesitzer, die sich von der Naturalwirthschaft am wenigsten entfernt hatten, und der große Schwarm des kleinen Landadels.

Die allgemeine Situation war diese: 1. Die Gutsherren wurden von jeden Verpflichtungen gegenüber den Bauern frei; 2. sie erschienen im Besitz von großen Landmengen; 3. die Regierung warf ihnen eine große Geldsumme in den Schooß, die sie als Betriebskapital für die

Organisation eines kapitalistischen Großbetriebs verwenden konnten. Aber dieser letztere war nur in vereinzelten Exemplaren vertreten. Ansätze zu einem eigenen Gutsbetrieb waren, wie bereits geschildert, wohl vorhanden, aber nicht mehr als das. Geschweige schon vom Lande, das unter Obrok ging, blieben auch die anderen Gutsbesitzungen mit der Abschaffung der Frohnde nicht nur ohne Arbeiter, sondern auch ohne Wirthschaftsinventar. Es wurde auf dem Gutshof eine tabula rasa geschaffen: das Hofgesinde verschwand, der Lärm der schwer beladenen Bauernwagen, die nach den Schennen und Speichern des Gutshofs fuhren, verstummte und der Gutsherr sah sich auf einmal fremd innerhalb der Besitzungen, in denen er aufgewachsen war.

Mit mehr Eifer als Ueberlegung warfen sich die „aufgeklärten" Landwirthe, als sie Geld unter die Finger bekommen hatten, auf die Einführung englischer Zustände. Die kapitalistische Gutswirthschaft sollte aus dem Boden gestampft werden. Eine böse Enttäuschung war das rasche Ergebniß. Die meisten dieser modernisirenden Gutsherren kannten selbst die kapitalistische Landwirthschaft nur vom Hörensagen und aus einer kritiklosen Lektüre, und so haben sie eine Unsumme Geld nutzlos verausgabt und eine heillose Konfusion zu Stande gebracht. Doch das ist sogar das wenigste, das wäre zu überwinden und würde sich schon ändern, — aber thatsächlich erwies sich der kapitalistische Großbetrieb für Rußland unrentabel, und zwar aus zahlreichen Gründen, von denen wir nur die entscheidenden anführen wollen.

1. Der kapitalistische Großbetrieb setzt eine vollständige Ausbildung der Grundrente voraus. Nur wenn der Boden schlechterer Qualität den Getreidepreis bestimmt, rentirt es sich, auf dem besseren Boden durch größeren Kapitalaufwand den Ertrag zu steigern. In Rußland war aber die Grundrente noch ein sehr vager Begriff, die Getreidepreise waren nicht fixirt. Der Gutsbesitzer, der durch kostspielige Vervollkommnungen den Ertrag seines Ackers steigerte, wurde regelmäßig von seinen Nachbarn unterboten, die eine reichliche Ernte in der alten extensiven Weise mit geringen Kosten gewannen.

2. Denn es fehlte überhaupt noch jenes soziale Moment, welches in kapitalistischen Ländern die Aufwärtsbewegung des Getreidepreises bestimmt — ein gewisses Zahlenverhältniß zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung, zwischen der Marktnachfrage und der landwirthschaftlichen Produktion bei gewisser Kulturart.

3. In Ermangelung einer genügenden Fixirung des Getreidepreises im Inland, richtete man sich nach dem Londoner Getreidepreis als dem wichtigsten Exportpreis — und da begann dieser zu

sinken. Der Weltmarktpreis, bis jetzt für Rußland bestimmend, zeigte sich auf einmal selbst von Rußland bestimmbar. Nämlich gerade der allgemeine Uebergang der russischen Gutswirthschaft zur Waarenproduktion, der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bedingt war, überfüllte den Markt mit Getreide und stürzte die Preise.

4. Auch der „befreite", aber mit Abgaben überbürdete Bauer lieferte jetzt mehr Getreide für den Markt und half mit, die Preise zu senken.

5. Aber eine noch viel gewaltigere Konkurrenz erwuchs dem russischen Gutsherrn seitens der Vereinigten Staaten von Amerika, die gerade um jene Zeit die europäischen Märkte mit Getreide zu überfluthen begannen.

6. Lag schon der Getreidemarkt im Argen und verschlimmerte sich fortgesetzt, so gab es für die übrigen Produkte der Landwirthschaft, besonders der Viehzucht, in Rußland fast gar keinen Markt. Aber gerade auf der Verbindung von Getreidebau und Viehzucht basirte die englische Gutswirthschaft. Der russische Gutsherr, der den englischen Pächter nachahmen wollte, gerieth in die Lage, da er keinen Absatz für Fleisch und Milch fand, sein Vieh nur zu dem Zwecke mit dem Ertrag seiner Wiesen und Weiden zu ernähren, um von ihrem Mist Getreide zu gewinnen, — da kam ihm das Getreide sehr theuer zu stehen!

7. Andererseits ergab sich aus der Beschränkung auf den reinen Getreidebau eine mangelnde Kontinuität des Betriebs: ein müssiger langer Winter und mit Arbeit überhäufter Sommer. Daraus wieder entsprang die Leutenoth.

Der mitteleuropäische Agrarier hat in der Abwanderung der Landbevölkerung nach den Städten ein bequemes Mittel bei der Hand, um sich den Mangel an Arbeitern zu erklären. In Rußland ist die Unzulänglichkeit dieser Erklärung augenfällig. Darum mußte dort, statt der Stadt, die Bauerngemeinde mit ihrem Kommunismus herhalten. Je nach dem sozialen Standpunkt, sah man darin entweder die hohe konservative Kraft des russischen Agrarkommunismus, der die Mitglieder der Gemeinde zusammenhält und die Proletarisirung verhindert, oder ein Hinderniß des agrikulturellen Fortschritts. Wie wenig die Bauerngemeinde de facto der kapitalistischen Entwicklung im Wege stand, zeigen die Hunderttausende Wanderarbeiter, die gerade im Sommer, also wo sie zu Hause am nöthigsten sind, sich über ganz Rußland zerstreuen, um als Taglöhner auf dem Lande und als Bauarbeiter in den Städten Verwendung zu finden, geschweige schon von jenen, welche von den Fabriken absorbirt werden. Aber die russische Gutswirthschaft brauchte eben nur

Arbeiter für etliche Wochen im Frühling und etliche Wochen im Hochsommer, und darauf läßt sich keine Existenz gründen. Nicht der Mangel an Arbeitern war die Ursache der ungenügenden Entwicklung der Gutswirthschaft, sondern umgekehrt.

Die angeführten Momente genügen, um zu erklären, warum eine Uebertragung der englischen Gutswirthschaft nach Rußland, wie er gleich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft unternommen wurde, mit einem Fiasko enden mußte. Die hochfliegenden Pläne der englisirenden Gutsherren wurden zu Nichts. Viele wurden durch ihre Wirthschaftsversuche ruinirt. Enttäuscht, verbittert, verarmt, sahen sie sich nach einer Beamtenlaufbahn um und lebten indeß von der Liquidation ihres Besitzthums. Wenn das an den fortgeschritteneren Elementen geschah, so an den vielen Anderen erst recht. Sie zogen mit den ihnen zugefallenen Loskaufsummen, je nach dem Vermögen, in die Gouvernementalstädte, in die Residenzen oder ins Ausland. An ein genußreiches Lotterleben gewöhnt, haben sie ihr Geld schnell vertrunken und verspielt. Dann ging es an die Abholzung der Wälder, um sich Baarmittel zu verschaffen. Bedeutende Summen waren auch durch die Gründerthätigkeit der sechziger Jahre verbraucht.

Als der Trubel der sechziger Jahre sich gelegt hatte, zeigten die ländlichen Verhältnisse Rußlands folgendes Bild: Die Großgrundbesitzer haben ihr Land fast durchweg an die Bauern verpachtet. Der „Obrok", den sie früher erhielten, wurde in Pachtzins umgewandelt. Ein bedeutender Theil des Adels verschwand vom Lande: sein Ackerland und seine Wiesen hat er verpachtet, die Wälder abgeholzt, seine Paläste blieben unbewohnt, in einem verwahrlosten Zustand, die Gärten verwilderten. Die Uebrigen haben ebenfalls große Stücke ihres Landes an die Bauern verpachtet; zugleich fand das Halbpartsystem große Ausbreitung, bei dem die Bauern, wie unter der Frohnde, den Gutsacker mit ihrem Gespann und ihrem Ackergeräth bestellen und abernten, dafür aber einen Theil der Ernte für sich behalten — ein Verhältniß, das übrigens schon zur Zeit der Leibeigenschaft bekannt war. Nur im minimalen Verhältniß war ein selbständiger Betrieb in der Gutswirthschaft durchgeführt.

Innerhalb dieses Schemas blieb die Entwicklung bis auf den heutigen Tag. Denn die Momente, welche diese Zustände bedingt hatten, haben sich nur wenig verändert. Der Druck der amerikanischen Konkurrenz stieg fortgesetzt. Hat sich auch der Getreidemarkt bedeutend erweitert, so verschlimmerte sich andererseits seine Lage durch die europäischen Getreidezölle. In Rußland selbst entwickelte sich die Industrie nur

sehr allmälig, was theils durch die verlangsamte landwirthschaftliche Entwicklung bedingt war, theils diese selbst bedingte. Indessen vermehrte sich stark die Bevölkerung. Die Bauern konnten immer weniger mit dem ihnen knapp zugemessenen Land auskommen. Sie geriethen in Steuer- und Schuldknechtschaft. Und so beugten sie sich vollends vor dem Gutsherrn und waren bereit, Land zu beliebigen Bedingungen zu übernehmen. Das benutzte der Gutsherr, um das Halbpartverhältniß in ein solches umzuwandeln, bei dem er den größeren Theil erhält. Nur in der Nähe der industriellen Zentren und der Häfen entwickelte sich der eigene Betrieb der Gutswirthschaft. Aber im östlichen Rußland stieg nur der Druck auf den Bauern, der seinerseits den Boden auspreßte, bis schließlich der Boden erschöpft ist und der Bauer verhungert.

Selbst in dem kulturell am meisten fortgeschrittenen Gouvernement Petersburg treiben 38,8 Prozent der Gutsbesitzer, deren Landbesitz 49,2 Prozent des gesammten gutsherrlichen Landes umfaßt, überhaupt keinen eigenen Ackerbau. Aber selbst auf jenen Gütern, die eigenen Getreidebau treiben, werden nur 71,7 Prozent des bestellten Bodens mit eigenem Inventar der Gutswirthschaft besorgt, 14,4 Prozent ausschließlich mit bäuerlichem Inventar und 13,9 Prozent durch bäuerliches Inventar unter Beihilfe des gutsherrlichen bezw. umgekehrt. Nur ein Fünftel des von der Gutswirthschaft selbst bestellten Ackers wird gedüngt. Ueber 80 Prozent der Gutsbesitzungen haben keinen Absatz für Produkte der Viehzucht und betrachten das Vieh als „nothwendiges Uebel"; es wird von ihnen ausschließlich des Mistes wegen gehalten.

Aber gab es nicht neben der Bauern- und Gutswirthschaft noch eine andere Entwicklungsmöglichkeit der russischen Landwirthschaft? Wir sehen, wie während des gleichen Zeitraums auf der anderen Seite des atlantischen Ozeans der maschinelle Betrieb der amerikanischen Farm entstand. Warum nicht auch in Rußland?

Wer sollte der Träger dieser Entwicklung sein? Der russische Bauer besaß zu wenig Land und war zu elend und unwissend. Der russische Gutsherr besaß zu viel Land und war durch die ganze Geschichte seines Standes vor einer harten Pionierthätigkeit, auf welchem Gebiete auch, geschützt. Bleibt der deutsche Kolonist. Die Frage ist, warum die deutschen Kolonisten an der Wolga nicht dasselbe zu Stande gebracht haben, was die englischen, irischen und deutschen Auswanderer in Amerika? Die Antwort ist, kurz gefaßt: Zwischen den europäischen Auswanderern nach Amerika und ihrer kapitalistischen Heimath lag wohl ein Ozean, der jedoch überschifft werden konnte und deshalb den kulturellen Zusammenhang nicht hinderte, zwischen den deutschen Kolonisten und ihrer

ursprünglichen Heimath lag aber eine Welt ökonomischer und politischer Verhältnisse, das russische Reich. Ein ganzes Jahrhundert waren diese deutschen Auswanderer vollkommen weltverloren, weil die allgemeinen Handels- und kulturellen Beziehungen Rußlands zum Ausland sehr gering waren; während dieser Zeit haben sie sich bereits mit ihrer Umgebung assimilirt. Was waren 100 000 Kolonisten innerhalb 60 Millionen Einheimischer! Andererseits ist die Geschichte Amerikas keineswegs blos die Geschichte eines Häufchens Auswanderer, sondern die Geschichte einer fortgesetzten Auswanderung, die jeweilig die letzten Ergebnisse der Technik hinübernahm und die Handelsbeziehungen erweiterte. Der Ausgangspunkt der ökonomischen Entwicklung Nordamerikas war ferner nicht blos und auch nicht erst die Getreideproduktion, sondern Baumwolle und Gold. Schließlich ist das die Geschichte eines freien Volkes, eines durch keine politischen Schranken gehemmten wirthschaftlichen Vordringens, der freiesten Entwicklung der persönlichen Initiative. Nirgends zeigt sich der Unterschied so klar, als in der Geschichte der Eisenbahnen. Die Eisenbahnen hängen ökonomisch mit den Städten zusammen. Wir wissen, daß dieses Gesetz sich auch in Rußland bewährte, und haben gesehen, wie nachtheilig die geringe Städteentwicklung Rußlands auf die Entwicklung und Rentabilität der russischen Eisenbahnen wirkte. Diesen Zusammenhang hat man auch in Amerika wahrgenommen. Aber was geschah? Man begann nunmehr in Amerika die Städtegründung ebenso geschäftsmäßig zu betreiben, wie den Eisenbahnbau, und versuchte, beides in Eins zu verschmelzen. So wurde eine Wechselwirkung erzielt, welche die gesammte wirthschaftliche Entwicklung des Landes förderte. Speziell für die Landwirthschaft war es von eminenter Bedeutung, daß so nicht nur der Getreideexport erleichtert, sondern auch der inländische Getreidemarkt erweitert wurde. Und die Abwesenheit eines landarmen, mit Steuern überbürdeten Bauernthums, das man auspressen konnte, hielt die Arbeitslöhne hoch und gab den Ansporn zu der großartigen Entwicklung der maschinellen Thätigkeit im amerikanischen Landbau.

Das kaufmännische Kapital verfehlte nicht, die Liquidation der Gutsherrschaft und den Niedergang der Bauernwirthschaft in Rußland sich zu Nutze kommen zu lassen. Aber der russische Kaufmann hat noch weniger als der adelige Grundherr die rationelle Landeskultur gefördert. Von dem adeligen Gutsherrn unterscheidet sich der kaufmännische vielmehr nur dadurch, daß er, frei von jeder Voreingenommenheit für moderne Agronomie, von vornherein in der Auspressung der Bauern den eigentlichen Sinn der russischen Gutswirthschaft erkannte und dieses Geschäft bis auf den heutigen Tag mit dem größten Raffinement betreibt.

Auch mancher Kneipwirth auf dem Dorfe und Einzelne unter den Bauern selbst sind durch Geld- und Getreidewucher unter der bedürftigen Bauernmasse, durch größere Landpachtungen und Rückverpachtung im Kleinen reich geworden. Das ist gewiß kein Beweis des Fortschritts, sondern des Niederganges.

Die gesammte Reichthumsakkumulation auf dem Lande in Rußland beruht auf der Ausbeutung des Bauernthums. Das Schicksal der russischen Landwirthschaft ist noch immer mit dem Bauernthum auf das Innigste verbunden.

Eine kurze Statistik des russischen Grundbesitzes mag das zahlenmäßig erläutern. Der gesammte Grundbesitz im eigentlichen Rußland vertheilt sich wie folgt:

Staat, Krone, sonstige Körperschaften besitzen	42,5	Prozent des Landes
Bauerngemeinden	34,2	" " "
Gutsherren (ohne Standesunterschied) . . .	23,3	" " "

Das Land erster Kategorie wird, sofern es überhaupt unter den Pflug kommt, fast ausnahmslos an die Bauern verpachtet. Es ist ferner entschieden eine viel zu hohe Schätzung, wenn wir annehmen, daß die Gutswirthschaft 50 Prozent des Gutslandes umfaßt. Auch hiervon ist noch ein bedeutender Theil abzurechnen, der von Bauern in ihrer Art und mit ihrem Inventar bestellt wird. Folglich befinden sich kaum mehr als 10 Prozent des Landes im eigenen Betrieb der Gutswirthschaft.

Das offizielle Bulletin Russe, das von uns wiederholt erwähnte Reklameunternehmen des russischen Finanzministeriums, veröffentlichte 1898 auf Grund amtlicher Zahlen eine Uebersicht der russischen Getreideproduktion seit 1870 und berechnete eine Steigerung des Nettoertrags der Ernte im europäischen Rußland von 199,9 Millionen Tschetwert im Jahresdurchschnitt 1870/74, auf 257,6 Millionen Tschetwert im fünfjährigen Durchschnitt 1890/94.* Aber während des gleichen Zeitraums stieg die Bevölkerung dieses Gebiets von 72 Millionen auf 105,6 Millionen, was das Bulletin zu erwähnen vergißt. Das Ergebniß ist, daß selbst nach diesen amtlichen Berechnungen der durchschnittliche Reinertrag pro Kopf der Bevölkerung von 2,77 Tschetwert auf 2,44 Tschetwert gesunken war.

Greift man auf frühere Zeiten zurück, so ist das Resultat noch mehr überraschend. Für die vierziger Jahre gaben die offiziellen russischen Berechnungen als Durchschnittsertrag der Ernte im europäischen Rußland, ohne Polen und Finnland, 250 Millionen Tschetwert an. Das

* 1870/74: 199,9; 1875/79: 195,8; 1880/84: 222,5; 1885/89: 234,8; 1890/94: 257,6 Millionen Tschetwert. Bull. Russe 1898, Seite 231.

war allerdings der Bruttoertrag, also einschließlich des Aussaatbedarfs. Im gleichen Gebiet war 1890/1894 der Bruttoertrag nach offiziellen Angaben 315 Millionen Tschetwert, — also eine Steigerung des Ertrags gegenüber den vierziger Jahren um rund ein Viertel, während die Bevölkerung sich mindestens verdoppelte!

Dagegen zeigt die russische Getreideausfuhr eine ganz andere Entwicklung. Für die vierziger Jahre wird sie mit 4,1 Millionen Tschetwert, also etwa 35 Millionen Pud im Jahresdurchschnitt angegeben. Aber schon in den sechziger Jahren überschritt die russische Getreideausfuhr 100 Millionen Pud jährlich. Dann war sie:

Im Jahresdurchschnitt	Millionen Pud
1870/1874	191,4
1875/1879	279,2
1880/1884	267,5
1885/1889	396,0
1890/1894	408,7

Währenddem also der Ertrag pro Kopf der Bevölkerung sich verminderte, stieg die Getreideausfuhr ganz enorm, — um so weniger verblieb dem Bauern zu seinem eigenen Lebensunterhalt.

In den drei Jahren 1895 bis 1897 war der Reinertrag der russischen Getreideernte durchschnittlich 2186 Millionen Pud. Im Durchschnitt dieser drei Jahre war die Getreideausfuhr 656 Millionen Pud. Es verblieben also für den Konsum im Lande 1530 Millionen Pud, oder 14,6 Pud pro Kopf der Bevölkerung an Menschennahrung und Futtermitteln, eine Quantität, die selbst nach amtlichen Bemessungen weit hinter dem Minimum des Bedarfs zurücksteht. Es sind 239 Kilogramm, also um ein Drittel weniger als der deutsche Getreidekonsum, trotzdem in Rußland viel weniger Kartoffeln und — im Durchschnitt — auch viel weniger Fleisch gegessen wird! Dabei waren es zwei Jahre einer guten Ernte und nur ein Mißjahr, währenddem das allgemeine Verhältniß der guten und schlechten Ernten, wie von uns nachgewiesen wurde, ein weniger günstiges ist. Rußland leidet an einem chronischen Getreidemangel. Das Verhungern seiner Bauernmassen ist die unerläßliche Bedingung seiner Getreideausfuhr.

Die russische Landwirthschaft leidet unter der kapitalistischen Entwicklung und zugleich unter der ungenügenden Entwicklung des Kapitalismus. Die kapitalistische Entwicklung hat die Naturalwirthschaft zerstört und den Bauer wie den Gutsbesitzer in den Trubel der Waarenproduktion und der Geldwirthschaft hineingezerrt. Aber das nothwendige Korrelat der kapitalistischen Landwirthschaft, die Industrie und die Städtebildung, nebst der durch diese Momente bedingten neuen Gruppirung

der Bevölkerung und anderen Vertheilung der Produktivkräfte zeigte eine nur sehr langsame Entwicklung. Da der kapitalistische Betrieb nicht oder nur langsam sich entwickeln konnte, blieb man bei den übernommenen Agrarverhältnissen, die nunmehr kapitalistisch umschrieben wurden. Das Bauernthum erscheint nach wie vor als der Hauptträger der landwirthschaftlichen Entwicklung. Aber die kapitalistische Entwicklung, die verlangsamt, doch nicht aufgehoben wurde, mußte den Bauern ruiniren. So wurde er zu seinem eigenen Todtengräber.

Auf den Bauern hat sich nun alles abgeladen: das Mißgeschick der Gutsherren, das Geldakkumulationsbestreben des Kaufmannes, der Preisdruck auf dem Weltmarkt.

Die kapitalistische Entwicklung schuf den Steuerbedarf des Militärstaats. Und dieses Steuersystem baute sich ebenfalls auf dem Bauernthum auf.

Der Bauer ernährte den Gutsherrn, machte den Kaufmann reich, unterhielt den Staat, bezahlte die Eisenbahnen. Und das alles mußte er mit seinen primitiven Mitteln aus dem Boden herauswirthschaften. Kein Wunder, daß sein eigener Unterhalt immer knapper wurde und schließlich die Fruchtbarkeit selbst des Bodens versagte.

Es war längst kein Ueberfluß mehr, den der Bauer auf den Getreidemarkt brachte. Er verkaufte, weil er mußte. Die Zahlen der russischen Roggenausfuhr — Roggen ist das hauptsächliche Getreide, welches der Bauer kultivirt und so ziemlich das Einzige, welches er selbst verbraucht — wiederspiegeln in ihren enormen Schwankungen die wirthschaftliche Todesagonie des russischen Bauernthums.

Russische Roggenausfuhr.

In den 5 Jahren	Millionen Pud	Ernte in Millionen Tschetwert
1870/1874	240,7	400,2
1875/1879	411,9	383,0
1880/1884	280,8	397,0
1885/1889	408,9	477,7
1890/1894	270,5	475,7

Zwischen der Ernte und der Ausfuhr läßt sich kein Zusammenhang nachweisen. Aber charakteristisch ist vor Allem, daß auf jede Periode einer gesteigerten Ausfuhr unfehlbar ein gewaltiger Rückschlag eintritt — das beweist, daß es der äußersten Ueberanstrengung bedurfte, um die Ausfuhr in die Höhe zu bringen.

Hätte die industrielle Entwicklung Rußlands raschere Fortschritte gemacht, so würde die russische Getreidekonkurrenz auf dem Weltmarkt längst nachgelassen haben. Denn, wie nachgewiesen wurde, reicht seine Getreideproduktion schon jetzt zur Ernährung der Be-

völkerung nicht aus. Die Erweiterung des inländischen Marktes würde zwar die Produktion steigern, doch auch die Preise. Aber je billiger das Getreide war, desto mehr mußte der Bauer verkaufen, und er verkaufte so lange, bis er nichts mehr zu essen hatte. Das ist der Zusammenbruch des russischen Bauernthums, wie wir ihn kennen gelernt haben.

Mag sein, daß das russische Bauernthum sich noch ab und zu, bei besonders günstigen Ernteverhältnissen, durch eine ungeheure Kraftanstrengung aufrafft und abermals unerwartet große Getreidemassen auf den Markt wirft, mehr als eine Gelegenheitsleistung kann es nicht sein: denn die wirthschaftlichen Grundlagen seiner Existenz sind jetzt vollends untergraben. Alles, was wir in Rußland wahrgenommen haben und was wir aus den amtlichen Statistiken und sonstigen Nachweisen zu ermitteln vermocht haben, bestätigt das und es zeigt zugleich, daß mit dem Ruin des russischen Bauernthums eine wirthschaftliche Ordnung und ein politisches System in die Brüche gehen.

Diese Entwicklung ist seit ihren ersten Anfängen vorausgesehen worden. Die Semstwostatistiken haben sie längst für die einzelnen Landestheile nachgewiesen. Sie füllt eine ganze Literatur. Jetzt schreit sie auf den Gassen und die brutalen Thatsachen schlagen ins Gesicht.

Der Gutsherr und der Kaufmann mußten zu ihrem größten Leidwesen die Erfahrung machen, daß auch der Druck auf den Bauern seine Grenzen hat. Nicht als ob der Bauer unerwarteten Widerstand leistete, im Gegentheil, er ist nachgiebiger geworden denn je: aber was nützt es, wenn er zu Allem willig Ja und Amen sagt und es doch nicht mehr *leisten* kann! Es sei kein Verlaß mehr auf den Bauern, klagen die Gutsbesitzer. Kein Pachtzins ist ihm zu hoch, aber wenn es ans Bezahlen kommt, erscheint er mit der Mütze in der Hand, um kniefällig um Nachlaß zu bitten. Er verpflichtet sich, den Acker zu bestellen, und versichert, daß er rechtzeitig kommen werde mit gutem Geschirr ꝛc. ꝛc. — und er kommt spät mit seiner elenden Mähre, die kaum die Beine bewegt, muß beim Ackern jeden Augenblick anhalten, um das Geschirr zu richten, und gebärdet sich selbst schläfrig und faul — weil er siech und schwach ist. Um im Winter einen Sack Getreide zu erlangen, ist der Bauer zu Allem bereit: Er verkauft seine Arbeitskraft im Voraus zu jedem Preise, den man ihm bietet — aber wenn es zur Erntezeit kommt, für die er sich verpflichtet hatte, reißt er aus, wird kontraktbrüchig und sucht anderswo einen besseren Lohn. Das schlimmste Wuchergeschäft geht er ein — wenn es zum Bezahlen kommt, ist nichts zu haben. „Der Glaube ist in den Leuten verschwunden", klagen die Dorfwucherer, „Jeder sinnt nur auf Betrug. Die letzten Zeiten sind wohl gekommen."

Die periodisch wiederkehrende *Hungersnoth* mit ihrem gewaltigen Zerstörungswerk bietet gewiß mancherlei Vortheile dem Gutsherrn wie dem Kaufmann. Aber wie lange kann das anhalten? Das Haus und der Stall des Bauern sind schnell geleert. Wir haben es an dem Verkauferlös der Steuerpfändungen gesehen, wie blutwenig dabei herauskommt. Die wirthschaftliche Stärke des Bauern lag in seiner *Arbeit* und in seinem *Boden*. Wenn selbst diese unter dem Drucke der Ausbeutung versagen, so bietet die Liquidation seines mehr als elenden Wirthschaftsinventars erst recht keinen sozialen Stützpunkt. Die Hungersnoth steigert wohl die *Getreidepreise*. Wir haben gesehen, daß diese Preissteigerung dem Gutsherrn sogar die schlechte Ernte in einen Segen zu verwandeln vermag. Andererseits aber wissen wir, daß die Mittel des hungernden Bauern schnell erschöpft sind und daß ganz Ostrußland längst ein Todtenacker geworden wäre, wenn nicht die *Semstwos* und der *Staat* die Millionen verhungernder Bauern nothdürftig am Leben erhalten hätten. Also nicht vom Bauern, sondern seitens des *Staates* kommt in den Hungerjahren die große Getreidenachfrage. Indem der Staat dem nothleidenden Bauern *hilft*, unterhält er den Gutsherrn. Aber kann das eine dauernde Grundlage für die Entwicklung der Gutswirthschaft sein?

Die ganze *Nothstandsaktion* ist ein circulus vitiosus: denn der Staat selbst lebt vom Bauern und der Druck der Steuern ist ein wichtiges Moment, das ihn zum Verhungern treibt. Die Unterstützung, welche der Staat dem Bauern im Nothjahr gewährt, legt sich auf ihn als vermehrte Last während der noch folgenden besseren Jahre und hindert sein wirthschaftliches Aufkommen. Dieses Spiel kann ein und das andere Mal wiederholt werden, es muß aber schließlich sich auflösen. Thatsächlich ist auch jetzt schon die Nothstandsaktion zu einer blutigen Farce geworden, wozu freilich noch der Wirrwarr der russischen Administration sein redlich Theil beiträgt. Sie schützt nicht einmal vor dem Hungertod, der Hunderttausende hinwegrafft, und wo sie dem Hungertod vorbeugt, ersetzt sie ihn durch Skorbut, Typhus und eine Anzahl anderer Krankheiten; aber gar nicht verhindert sie den Ruin der Bauernwirthschaft. Die Nothstandsaktion verschiebt nur den Zusammenbruch, aber auch das wird ihr bei der regelmäßig wiederkehrenden Hungersnoth von Fall zu Fall schwieriger.

Diejenigen, welche glauben, die Auflösung der Bauernwirthschaft bedinge eo ipso ein Aufblühen der kapitalistischen Gutswirthschaft, übersehen, daß es gar nicht der *Bauer* war, der die kapitalistische Entwicklung hinderte. Sie verwechseln die Wirkung des Kapitalismus auf das Bauernthum mit der Wirkung des Bauernthums auf den Kapitalismus.

Welche Chancen eröffnet denn der ruinirte Bauer dem Kapital? Einen freigewordenen Boden, einen freigewordenen Arbeiter? Weder an dem einen noch an dem anderen fehlte es dem russischen Gutsherrn. Nicht leeres Land und leere Arbeitshände, sondern *Städte* und *Fabriken* braucht die russische Landwirthschaft.

Indessen zieht der Untergang des russischen Bauernthums immer weitere Kreise in Mitleidenschaft. Der Getreidehandel der Wolga und Kama liegt elend darnieder, was durch die amtliche Enquete des Herrn Klopoff mit aller wünschenswerthen Klarheit nachgewiesen wurde. Auch hier giebt es wohl Ausnahmejahre. Bei halbwegs guter Ernte machen die Händler nicht nur große Umsätze, sondern sie üben — weil der Bauer unter allen Umständen verkaufen muß — einen enormen Preisdruck aus. Aber das vermag den allgemeinen Rückgang nicht aufzuhalten. Die wichtigsten Getreideplätze der Kama und Wolga, die wir besucht hatten — Tschistopol, Menselinsk, Ssamara — leiden nachweisbar seit Jahren unter diesem Rückgang. Zumal die Städte an der Kama machen einen höchst traurigen Eindruck der Verarmung, des Ruins. Durch den Niedergang der Getreideproduktion im Wolgagebiet sind die großen *Dampfmühlen* in eine Krisis getrieben worden und auch die *Wolgaschiffahrt* leidet stark darunter.

Von überall her hört man Klagen über die elenden Zustände und verzweifelte Rufe nach Hilfe. Alle ortsansässigen und ortskundigen Persönlichkeiten, die wir gesprochen haben — die Gutsbesitzer und Gutsverwalter, die Vertreter der Semstwos und der höheren lokalen Administration, die Aerzte und die Dorfgeistlichen — erheben die gleichen Klagen und erklären: „So geht es nicht weiter!“ Für sie, welche die Entwicklung Jahre lang am Orte beobachtet haben, besteht kein Zweifel darüber, daß es sich nicht um einen Zufall, sondern um einen langsam herangereiften wirthschaftlichen Prozeß handelt. Aber Keiner weiß einen Ausweg, nur erklären Viele, daß sie die Noth der Bauern nicht mehr mit ansehen können.

Die Hungersnoth von 1891 und 1892, sowie jene von 1897 und 1898 hat die gesammte Oeffentlichkeit Rußlands in einen Aufruhr versetzt, der durch keine Zensur- und sonstige Vertuschungsmaßregeln mehr zu beschwichtigen war. Die opferfreudige russische Intelligenz stürzte sich aufs Land, um den hungernden Brüdern zu helfen. Und das Ergebniß? Wir haben es in dem von uns an anderer Stelle mitgetheilten Verzweiflungsschrei: „Wozu all' diese Arbeit? Selbst wenn wir das Volk dieses Jahr vor dem Verhungern retten, so wird es doch in der Zukunft *Hungers sterben*!“ Die heißesten Bemühungen der Intelligenz vermochten nur, eine Anzahl Kinder dem Tode zu entreißen — gewiß, ein sehr humanes Werk.

Das chronische Hungern des russischen Bauernthums hat die Ausbreitung zahlloser Krankheiten zur Folge, die theils als spezifische Hungerkrankheiten von der Wissenschaft erkannt sind, theils nur auf Grundlage des durch das Hungern geschwächten und zerrütteten Organismus ihre ungeheure Ausdehnung gewinnen können. Das ist das Gegenstück zur russischen *Getreideausfuhr*. Und nach langjährigen Bemühungen, diesen Uebeln auf medizinischem Wege beizukommen, kamen, wie wir wissen, die Vertreter der ärztlichen Wissenschaft und ärztlichen Praxis in Rußland auf ihrem allgemeinen Kongreß 1899 zum Schlusse, das sei unmöglich, so lange der wirthschaftliche Zersetzungsprozeß des Bauernthums andauert. Der Pirogoffsche Aerztekongreß forderte von der Regierung „die Aufklärung und Beseitigung *aller sanitär-wirthschaftlichen Grundursachen der sich chronisch wiederholenden Hungersnoth der Bevölkerung*“ und erklärte, daß ohne dies „alle ärztlich-sanitären Maßnahmen, selbst die rationellsten, ihren Boden und ihre Bedeutung verlieren, jede Regel und Planmäßigkeit der Handlungen gestört werde und als Ergebniß *die völlige Unmöglichkeit einer weiteren Entwicklung der ärztlich-sanitären Sache in Rußland* erscheine“. Diese Kundgebung der Aerzte ist wohl das lauteste Zeugniß dafür, wie weit bereits der Ruin des Bauernthums und die dadurch bedingte Zersetzung sämmtlicher sozialen Verhältnisse vorgeschritten ist.

Die gesammte *Staatsorganisation* wird von diesem Verelendungsprozeß hart mitgenommen. Die Kassen der Semstwos sind bis auf die Neige geleert. Alle Reservefonds, nicht zum Mindesten der „Volksernährungsfonds“, sind erschöpft. Die Semstwos sind über und über mit Schulden beladen gegenüber der Reichskasse. Die nothwendigsten Ausgaben bleiben aus Geldmangel unerledigt. Auf den großen Getreidewegen, in der nächsten Nähe der besuchtesten Handelsplätze bilden sich bei Regenwetter große Sümpfe, die jeden Verkehr zur Unmöglichkeit machen — denn die Semstwos haben kein Geld für Wegebauten. Die wenigen Volksschulen, die es giebt, sind in einem elenden Zustand und die Volksschullehrer verhungern. Trotzdem der *allgemeine Staatsbedarf* auf das Allerprimitivste beschränkt ist — nämlich Militarismus und Polizei — gelingt es nicht, das Staatsbudget ins Gleichgewicht zu bringen. Alle Verbrauchsgegenstände sind mit hohen Steuern belegt, welche die deutschen Steuersätze weitaus übersteigen, aber die Erträge sind äußerst gering wegen des minimalen Konsums. Es nützt nichts, daß die Steuersätze schrankenlos erhöht werden — denn fast in gleichem Maße sinkt der Konsum, weil die Bevölkerung vollkommen außer Stande ist, mehr zu bezahlen. Bereits mußten die direkten Bauernsteuern stark ermäßigt

werden. Aber trotz dieser Ermäßigung, trotzdem die gesammte staatliche Administration als eine einzige Steuereintreibungsmaschinerie funktionirt, trotz der barbarischen Steuerstrafen, sammeln sich die Steuerrückstände in einer rasch steigenden Progression und gehen bereits in die Hunderte von Millionen. Um Geld zu schaffen, werden mittelst des Spiritusmonopols die Gemeindekassen ausgeraubt. Das Defizit bleibt chronisch und der Staat wäre längst bankerott, würde er nicht mit dem Gelde der französischen Börse gespeist.

Wie auch der russische Absolutismus sich anstellen mag, das verhungernde Bauernthum wird abermals und abermals durch seinen Massentod, durch das plötzliche Versiegen aller Steuerquellen die wirthschaftliche Zerrüttung, den finanziellen und politischen Ruin des Staates der Welt offenbaren. Noch täuscht augenblicklich der industrielle Aufschwung der letzten Jahre über die wirkliche Lage des Reiches. Dieser ist wesentlich durch die großen Eisenbahnbauten bedingt worden. Unsere Analyse des russischen Eisenbahnwesens zeigt, daß aus den gleichen Gründen, welche die Entwicklung der russischen Landwirthschaft hindern, an eine Rentabilität der russischen Eisenbahnen für lange Zeit hinaus nicht zu denken ist. Schon jetzt ist in Rußland eine industrielle Stagnation eingetreten, und wenn das größte russische Eisenbahnunternehmen, die sibirische Eisenbahn, fertig gebaut sein wird, kommt die Eisenbahnkrisis. Um diese Zeit ist aber auch schon die nächste russische allgemeine Hungersnoth fällig.

Die Hungersnoth 1898 ist überwunden — die Hungersnoth mit knöcherner Hand klopft an die Pforte des Zarenreichs!



Russische Bauernschuhe
aus Bast.



COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113886630
BUTLER STACKS

